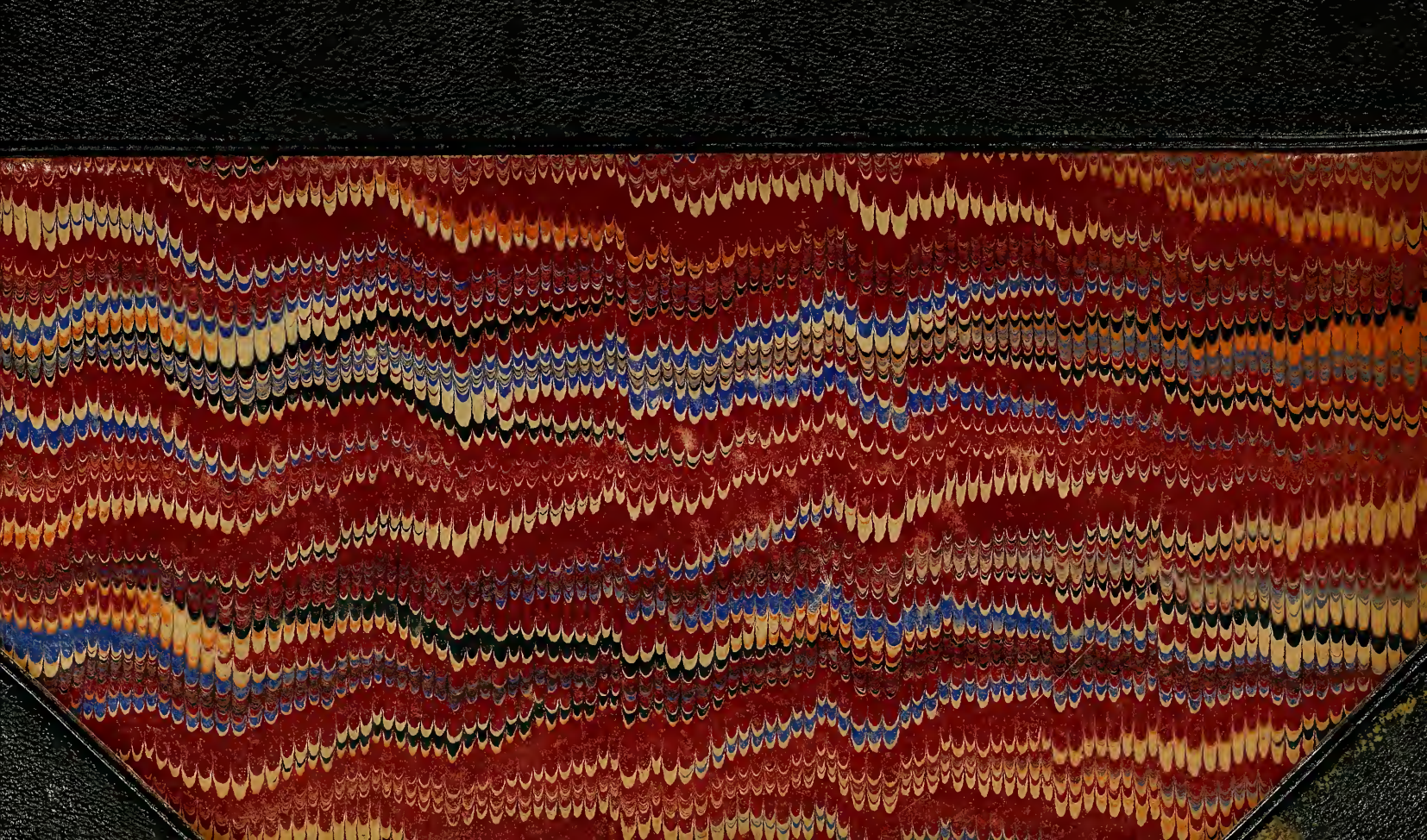


Dauer im Wechsel.

Withdrawn from Yale University Library

Yale University Library.
William A. Speck Collection
of Goethcana.

TRANSFERRED TO
YALE MEDICAL LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
Open Knowledge Commons and Yale University, Cushing/Whitney Medical Library

http://www.archive.org/details/phrenologischebi00sche

Phrenologiſche Bilder.

Stich u. Druck v. Weger Leipzig

Dr. Schewe.

Phrenologische Bilder.

Zur Naturlehre des menschlichen Geistes

und deren

Anwendung auf das Leben.

Auch zur Verständigung

zwischen Phrenologie und Anthropologie.

Von

Gustav Scheve.

Was die Anthropologie in der Morphologie des Gehirns sucht, — die Gehirnlehre, — hat die Phrenologie in dieser selben Morphologie längst gefunden.

Mit 112 Abbildungen und dem Porträt des Verfassers in Stahlstich.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Leipzig

Verlag von J. J. Weber.

1874.

YALE MEDICAL
APR 1961
LIBRARY
BF873
S74Sc

Vorwort zur ersten Auflage.

Was der Phrenologie in ihrem Vaterlande vor Allem noth thut, ist die Kenntniß ihrer Einheit in ihren mannichfaltigen Sätzen. Ich fand in Deutschland allenthalten höchst verschiedene, nach allen Seiten auseinander gehende, stückweise anerkennende und absprechende Urtheile über diese Wissenschaft. Dieselbe tritt uns aber, von welcher Seite wir sie immer betrachten, zuletzt als die nämliche Wahrheit entgegen. Dies darzuthun, sind die folgenden Bilder bestimmt, Aufsätze, welche alle die Phrenologie von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchten, deren jeder also dem Gegenstande nach ein anderer, für sich verständlicher ist, die aber alle ein und dasselbe Ergebniß liefern. Die vorliegende Schrift ist so ein streng folgerichtiges Ganzes, doch ohne Künstelei und Einförmigkeit der Darstellung: sie will den Leser durch die

Mannichfaltigkeit des Stoffes ansprechen, ihn nur im Endergebniß von jener einen Wahrheit überzeugend.

Meinem verehrten Freunde Rugendas in München sage ich meinen Dank für die schöne und werthvolle Zierde, welche durch ihn dieses Werkchen erhalten hat.

Dresden, den 16. Oct. 1850.

Zur zweiten Auflage.

Die vorliegende Schrift, welche in ihrer ersten sehr unvollkommenen Gestalt mit großer Nachsicht aufgenommen wurde, ist in dieser zweiten Auflage ein neues Werk geworden, an Umfang weit ausgedehnter und, wie ich hoffe, ihrem Zweck, zur besseren Würdigung der Phrenologie in Deutschland beizutragen, weit mehr entsprechend. Die früher lose zusammengestellten und nur durch die wissenschaftliche Einheit verbundenen Aufsätze sind in eine systematische Ordnung gebracht und an Zahl bis zur Herstellung eines wissenschaftlichen Ganzen vermehrt worden. Die Anwendung der Phrenologie, welche früher zu wenig, und die medicinische Seite der Wissenschaft, welche fast gar nicht berücksichtigt war, haben nun ihre ausführliche Bearbeitung gefunden. (Eintheilung des Buches in vier Hefte als Hauptabtheilungen: I. Die Phrenologie im Umrisse. II. Die Geisteslehre. III. Die Organenlehre. IV. Die Anwendung der Phrenologie.)

Daß ich mich bemüht habe, in dem Buche allgemein verständlich zu sein, brauche ich nicht erst zu bemerken. Die Phrenologie, selbst das Bild der Vielseitigkeit, schließt alle Einseitigkeit, allen Kastengeist in der Wissenschaft aus. Ge-

wissen Philosophen ist die Philosophie der Phrenologie nicht philosophisch, gewissen Medicinern deren Organenlehre nicht medicinisch, gewissen Juristen deren Strafrecht nicht juristisch genug ꝛc. Aber dies ist für die Phrenologie nicht ein Tadel, sondern ein Lob. Denn der Philosoph soll zugleich Mediciner ꝛc. sein, damit er nicht einseitig sei. Die Phrenologie in ihrer Allseitigkeit vereinigt daher alle Wissenschaften zu einer einzigen und — was ihr den höchsten Werth giebt — zu einer solchen, welche nicht dem Wechsel der Ansichten und der Systeme unterliegt, sondern welche auf den Felsengrund naturwissenschaftlicher Thatsachen ihr Fundament gelegt hat und darauf ihren großartigen Bau errichten wird.

1852—1855. (I.—IV. Heft.)

Zur dritten Auflage.

An die Anthropologen Deutschlands!

Zwanzig Jahre liegen zwischen der vorigen und dieser neuen Auflage der „Phrenologischen Bilder". Groß ist der Fortschritt, welchen seitdem die Wissenschaft in Deutschland in der Annäherung an die Phrenologie gemacht hat. Noch im J. 1858, als ich gegenüber einem Arzte die große Formverschiedenheit der Gehirne betonte, erwiederte er mir: „Ich kenne nur Ein Gehirn!" Die damalige Wissenschaft, welche die Formverschiedenheit der Gehirne noch nicht kannte oder nicht beachtete, schien von einer Gehirnlehre noch weit entfernt zu sein. Aber schon hatte sich im Stillen Besseres vorbereitet. Im J. 1861 traten in Göttingen einige Anthropologen zusammen und beriethen über die besten Methoden, die Schädel

und Gehirne zu zeichnen und zu messen, um deren Formverschiedenheiten der Wissenschaft zu gewinnen; sie sprachen auch schon von einer „Morphologie" des Gehirns, — einer *Lehre* von den Gehirnformen, — welche natürlich auch das Verständniß der *Bedeutung* dieser Formen in sich begreift, und also Gehirnlehre selbst ist. Als ich den Bericht über diese Besprechungen las, rief ich freudig aus, daß ich die allgemeine Anerkennung der Phrenologie in Deutschland noch erleben werde. Denn die Anthropologie und die Phrenologie, beide in der Hauptsache *Gehirnlehre*, sind ja Eins und dasselbe, nur daß die Phrenologie bereits Gehirnlehre *ist*, die Anthropologie es erst noch werden soll. Oder könnte vielleicht die Anthropologie eine *andere* Gehirnlehre werden, als die Phrenologie es ist? Nein, in der Anthropologie ist niemals nur versucht worden, eine von der Phrenologie verschiedene Gehirnlehre aufzustellen; auch ist der Weg der Forschung in der Anthropologie der nämliche wie in der Phrenologie, er muß also auch zum nämlichen Ziel führen. Vollends aber sind bereits einzelne Anthropologen zugleich Phrenologen, wie Friedr. v. Hellwald, einer der Mitarbeiter am Archiv für Anthropologie. Dieser, sich ganz ohne Rückhalt zur Phrenologie bekennend, sagt z. B. bei der Beurtheilung eines Buches von Johannes Huber (IV. B. S. 171): „Es ist überraschend, daß der Verfasser von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Phrenologie keine Notiz nimmt". Wahrscheinlich stehen noch manche andere Anthropologen auf dem Standpunkt Hellwald's, da der Anthropolog ohne Gehirnlehre eine gar sonderbare Rolle spielt. (Der Satyriker würde ihn dem Ritter von der traurigen Gestalt vergleichen!) Doch haben sich allerdings die meisten Anthropologen bis jetzt mit den bloßen todten Gehirnformen genügen lassen, ohne überall

nach deren Bedeutung zu fragen. Aber diese Frage muß endlich gestellt und beantwortet werden, da die Erforschung der Bedeutung der Gehirnformen der einzige Grund und Zweck ist, warum überhaupt diese Formen wissenschaftlich beachtet werden. Auch für die Anthropologen haben ja die Gehirnformen nur darum das hohe Interesse und bilden den Mittelpunkt ihrer Studien, weil das Gehirn das Organ des Geistes ist. Der Grund, welcher die Anthropologen (in der großen Mehrzahl) bisher bestimmt hat, nicht nach dem Leben des Gehirns, nicht nach der Bedeutung der Gehirnformen zu fragen, ist der, daß diese Männer das Gebiet der Geisteslehre nicht betreten wollen, weil sie meinen, daß diese keine wahre Wissenschaft, keine Naturwissenschaft sei. Wie sonderbar: man erforscht die Gehirnformen um der Geisteslehre willen, und will doch zu gleicher Zeit von dieser Geisteslehre nichts wissen! Aber die Gehirnlehre ist ja im Wesen nichts anderes als Geisteslehre, gerade wie die Anthropologie im Wesen nichts anderes als Gehirnlehre ist. Man kann daher gar nicht Anthropolog sein ohne Kenntniß der Gehirn- und Geisteslehre. Wer sich ohne diese Kenntniß Anthropolog nennt, maßt sich unberechtigt diesen Namen an, was man nur in der Voraussetzung allgemein entschuldigt und gestattet, daß die Kenntniß der Gehirn- und Geisteslehre wenigstens das Ziel sei, nach welchem der Anthropolog bei seinen Forschungen strebe. Würde der Anthropolog auf dieses Ziel förmlich verzichten, indem er z. B. zugestände oder erklärte, daß er das Gebiet der Geisteslehre, aus irgend welchem Grunde, nicht betreten könne oder wolle, so ginge er dadurch des Rechtes verlustig, sich überhaupt Anthropolog zu nennen. Auch beruht vollends die Meinung, daß die Geisteslehre keine wahre Wissenschaft, keine

Naturwissenschaft sei, auf einem Irrthum. Denn daß die Psychologie, die bisher als Geisteslehre galt, keine wahre Wissenschaft ist, darf doch den denkenden Mann nicht zu dem Fehlschlusse verleiten, daß es darum eine wissenschaftliche Geisteslehre überhaupt nicht geben könne! Wenn der Psycholog, der sein System der Geisteslehre am Studirtische ausdachte, und der zumal von einer Gehirnlehre nichts wußte, eine Geisteslehre zu schaffen nicht im Stande war, wird nicht der Mann der Naturwissenschaft durch den freien Blick über die ganze Menschheit und durch umfassende Gehirnvergleichungen Besseres zu erreichen vermögen? Es gab ja auch früher keine Chemie, keine Physik ꝛc. Was wären alle naturwissenschaftlichen Kenntnisse, wenn man seiner Zeit darum, weil sie noch nicht vorhanden waren, sie hätte für unmöglich halten und die Hände hätte in den Schoß legen wollen! Mit Einem Worte, nicht zwar die speculative Geisteslehre, die Psychologie, wohl aber die auf Naturbeobachtung und Gehirnvergleichung beruhende Geisteslehre, die Phrenologie, ist eine wahre Naturwissenschaft, allen übrigen Naturwissenschaften durchaus ebenbürtig. Ich wies dies ausführlich in einem Aufsatz nach, welchen ich für das „Archiv für Anthropologie" bestimmte. Als aber kürzlich mein Herr Verleger mich mit der Nachricht erfreute, daß er eine neue Auflage der „Phrenologischen Bilder" zu veranstalten wünsche, glaubte ich besser zu thun, jenen Aufsatz zuerst in diesem Buche zu veröffentlichen: denn es war immer ungewiß, ob der kleine Aufsatz, in dem „Archiv für Anthropologie" allein stehend, alle die zahlreichen und mannichfaltigen Mißverständnisse, welche noch über die Phrenologie verbreitet sind, zu beseitigen vermöchte. In dem vorliegenden Buche aber wird jener Aufsatz zugleich durch einen jeden der übrigen Aufsätze nach der einen

oder der andern Seite hin weiter erläutert und fester begründet. Und so bitte ich die Herren Anthropologen, welche noch nicht, wie Hellwald, zugleich Phrenologen sind, dieses Buch in dem Sinne in die Hand zu nehmen, als ob der Aufsatz „Anthropologie und Phrenologie" der erste oder einzige von Bedeutung, und alle übrigen zu seiner Erläuterung geschrieben seien. Das Nämliche gilt natürlich von jedem andern Aufsatz dieses Buches: der Psycholog kann und soll die Aufsätze über Psychologie, der Maler oder Bildhauer die über bildende Kunst, der Erzieher den über Erziehung ꝛc. als die ersten oder einzigen, und alle übrigen als nothwendige Erläuterungen betrachten. Das auch ist erst die rechte Wahrheit, welche von allen Seiten betrachtet als solche erscheint.

Diese dritte Auflage der „Phrenologischen Bilder" ist insofern eine vermehrte, als mehrere Aufsätze neu sind (IX. XIX. 2. 3. XX. XXI). Dagegen ist auch nicht Weniges ausgefallen. Fast der ganze Inhalt des ersten Heftes der zweiten Auflage (die „Phrenologie im Umrisse") konnte darum wegbleiben, weil ich dafür auf den „Katechismus der Phrenologie" verweisen darf. Den Aufsatz „Phrenologie und Religion" habe ich in der kürzlich erschienenen Schrift „Die Ungöttlichkeit des Papstthums und die Kirche der Zukunft" aufgenommen. Der Aufsatz „Phrenologie und Politik" ist weggefallen, weil die persönlichen Verhältnisse, welche mich zu dessen Veröffentlichung nöthigten (meine Ausweisung aus Würzburg), längst nach Wunsch geordnet sind. Die Eintheilung des Buches in Hefte ist nicht beibehalten. Schließlich noch eine Bemerkung. Die zahlreichen, so ganz neuen Wahr-

heiten, welche die Phrenologie im Vergleich zu dem, was bisher als Menschenkunde galt, enthält, sind nicht nur für Viele ein Stein des Anstoßes und ein Grund zur Verwerfung der ganzen Wissenschaft, sondern sie machen auch die Phrenologie für Alle etwas schwer oder langsam verständlich. Eine phrenologische Wahrheit, nur einmal ausgesprochen, wird entweder nicht oder nur mangelhaft verstanden: sie muß drei-, viermal, womöglich auf verschiedene Weise, wiederholt und erläutert werden. Es ist daher ein Vorzug des vorliegenden Buches, welches aus einzelnen, in sich selbstständigen Aufsätzen verschiedensten Inhalts besteht, daß dadurch Gelegenheit gegeben wird, die phrenologischen Wahrheiten von möglichst vielen Seiten ins Auge zu fassen, und so für den Leser die möglichste Klarheit des Verständnisses zu erreichen. Allein hierbei muß eine regelnde Hand walten, damit nicht eine Wahrheit öfter, als nöthig ist, besprochen oder berührt werde. Und in dieser Beziehung könnte ich vielleicht den Leser wegen kleiner Unregelmäßigkeiten, besonders in der zweiten Hälfte des Buches, um Entschuldigung zu bitten haben. Denn die Erweiterung des Abschnittes über Anthropologie, von welcher ich S. 462 erzählte, nahm mich so ganz in Anspruch, daß dadurch in Betreff der Abrundung des Buches vielleicht kleine Fehler unverbessert geblieben sind.

Leipzig, im Februar 1874.

Gustav Scheve.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort V

I.

Grundzüge der Phrenologie. 3

II.

Zur Geschichte der Phrenologie 12

III.

Ueber die Möglichkeit einer Geisteslehre 31

IV.

Ueber die Einheit des Geistes; Seele und Geist 37

V.

Der Mensch und das Thier; Darwin's Lehre 43

VI.

Verstand und Vernunft 53

VII.

Phrenologische Charakteristik: H. Kothe, der Mnemoniker 59

VIII.

Psychologie und Phrenologie. (Rosenkranz, Scheidler, Drobisch, Beneke.) 68

IX.

Eine Vorlesung über Phrenologie 152

X.

Das System 172

Seite

XI.

Aus meinen wissenschaftlichen Begegnissen zu Hamburg 182

XII.

Dr. Nathan 191

XIII.

Der Anatom Arnold 202

XIV.

Eine Giftmörderin. 211

XV.

Phrenologie und Strafrecht 219

XVI.

Phrenologie und Erziehung 223

XVII.

Praktischer Unterricht in der Phrenologie 307

XVIII.

Phrenologie und bildende Kunst 331

XIX.

Bildergallerie 356

XX.

Zur Prüfung der Phrenologie. An Herrn Prof. Virchow 421

XXI.

Anthropologie und Phrenologie 441

XXII.

Aus meinem Leben 511

Verzeichniß der Abbildungen.

Seite

Der phrenologische Kopf, 4 Ansichten 7

Porträt Gall's 15

Porträt H. Kothe's 60

Amicatal und Oppositat, 4 Umrisse 169

Schädel der Giftmörderin Beckenbach, 3 Ansichten 216

Schädel eines neugeborenen Kindes, 4 Ansichten 311

Veneratal, 3 Umrisse; obere Schädelansicht . . . . . 315—316

Klopstock, Constantin d. Gr., Gustav Adolph, Der hl. Stephan, Bischof Sailer, Spinoza, Kaiser Wilhelm . . . . . 317—319

Cautal, 3 Abbildungen 322

Euripides, Großer Geschlechtssinn, Schlechte Kopfbildung, Großes Selbstgefühl, Starke und schwache Beobachtungsgabe, Voltaire, Neger Eustache, Lavater, Sokrates . . . . . 325—329

Winckelmann, Jak. Böhme, Van Dyck, M., Mörder, D., wenig Charakterfestigkeit . . . . . 337—340

Alexander von Humboldt, Vitellius, Humboldt mit Vitellius', Vitellius mit Humboldt's Stirn . . . . . 344—345

Geberdensprache des Scherzes oder Witzes, der Idealität, der Sorglichkeit, der Festigkeit, der Kinderliebe, der Beifallsliebe, des Gegenstandsinns, des Kunstsinns . . . . . 348—355

1 Steindrucktafel (in 2 Blättern) mit 24 Köpfen: Christus, Madonna, Herkules, Ceres, Nero, Sokrates, hl. Hieronymus, Mönch, Machiavelli, Michel Angelo, Papst Hadrian, Papst Alexander VI., Galilei, Gustav Adolph, Voltaire, Katharina II., Goethe, Custine, Diplomat Bu. M...l, Feuerländer, W. v. Humboldt, Max Baier, Giftmischerin Gottfried, Pestalozzi 356

Seite

Tafel mit acht Köpfen: Napoleon III., Neger, Bismarck, Robert Müller, Ludwig II., König von Bayern, Minna Schmidt, Vischer . . 361

Zwanzig Kopfumrisse . . . . . 382—383

Drei Doppelumrisse 435

Der menschliche Nervenbau 472

Seitendurchschnitt des Gehirns 473

Phrenologiſche Bilder.

I.

Grundzüge der Phrenologie.

Brevis esse laboro.
Horat.

---

1. Die Geisteslehre.

Die Phrenologie — Geisteslehre — ist die Lehre vom Geiste und von seinen Organen.

Die erste Aufgabe der Geisteslehre ist, die Grundkräfte des Geistes aufzufinden, d. i. diejenigen Geisteskräfte, welche allen Geistesthätigkeiten zum Grund liegen oder auf welche sich alle Geistesthätigkeiten zuletzt zurückführen lassen.

Die Phrenologie, als Geisteslehre, ist eine neue Wissenschaft. Denn obgleich von jeher die Geistesforscher die Grundkräfte des Geistes aufzufinden suchten, so ist ihnen dieses doch vordem nicht gelungen. Sie meinten alle, auf dem Wege der Selbstbeobachtung dieses Ziel erreichen zu können. Allein das eigene Gefühl, die Selbstbeobachtung, das Selbstbewußtsein, giebt uns von der inneren Beschaffenheit, gleichsam von dem Baue unseres Geistes — wenn das Bild gestattet ist — ebenso wenig Kenntniß, als vom inneren Bau, von den Organen und Eingeweiden unseres Körpers. Wir fühlen nur, daß wir, aber nicht, wie wir geistig und körperlich leben.

Die ganze Geschichte der Geisteslehre ist nur ein fortlaufender Beweis für das Gesagte. Alle Geistesforscher, weil sie immer suchten, nie fanden, waren unter sich verschiedener Ansicht über den inneren Geistesbau, jeder nahm andere Grundkräfte des Geistes an, der eine zwei, der andere drei, der andere sieben, der eine diese, der andere jene. Einer sagt z. B.: Empfindung und Gedächtniß seien zwei Grundkräfte; ein anderer, das Gedächtniß sei nur die Wiederholung der Empfindung, beide seien daher nur eine Grundkraft. Einige neuere Geistesforscher meinen dem ewigen Streite dadurch ein Ende zu machen, daß sie gar keine Grundkräfte im Geiste unterschieden wissen wollen, sondern alle, wenn auch scheinbar noch so verschiedenen Geisteskräfte, z. B. Verstand und Gemüth, für im Grunde eines und dasselbe erklären. Aber der alte Streit ist durch die neue Meinung nur vergrößert, ein Streit, der auf dem bisherigen Wege nicht entschieden werden kann.

Welcher andere denkbare Weg aber, außer dem der Selbstbeobachtung, könnte zur Kenntniß des Geistesbaues führen? Noch weniger, könnte es scheinen, die Beobachtung des Geistes anderer Menschen. Gleichwol ist nur dieser Weg der allein richtige und mögliche.

Da nämlich der Geist der einzelnen Menschen ein sehr verschiedener ist, so ist in dieser Verschiedenheit des Geistes das Mittel zur Kenntniß des Geistesbaues gegeben. Da z. B. ein Mensch sehr viel Verstand und sehr wenig Gemüth, ein anderer sehr wenig Verstand und sehr viel Gemüth haben kann, so ist dadurch gleichsam mathematisch bewiesen, daß Verstand und Gemüth nicht nur scheinbar, sondern im Geistesbaue selbst verschieden sind; gerade so wie (von den Organen abgesehen) das Sehvermögen vom Hörvermögen als im Geistesbaue dadurch als getrennt erscheint, daß ein Mensch gut sehen und schlecht hören, ein anderer schlecht sehen und gut hören kann.

Die auf diesem Wege der Forschung geschaffene Geisteslehre ist bereits mit vielem Fleiß und vielem Erfolg bearbeitet worden. Hier eine kurze Andeutung über das Gefundene.

Der Geistesbau zeigt schon im Allgemeinen drei getrennte

Gruppen der Geisteskräfte: die „niederen“ oder „thierischen“ Sinne, die „Gemüthssinne“ und die „Verstandessinne“. Denn irgend welche dieser Gruppen wird oft bei einem Menschen sehr stark oder sehr schwach vor den übrigen gefunden. Es giebt Menschen, welche vorzugsweise leidenschaftlich sind, andere, welche Gefühlsmenschen, andere, welche Verstandesmenschen sind. Jedoch die Unterscheidung der drei Sinnesgruppen als solcher ist deswegen von geringerem Werth, weil wieder einzelne Sinne selbstständig und unter sich getrennt sind: es kann z. B. bei einem Menschen die Gruppe der thierischen Sinne im Allgemeinen stark, aber einer dieser Sinne schwach sein. Ein Mensch kann von Charakter leidenschaftlich in der einen Beziehung und leidenschaftslos in der andern sein.

Die aufgefundenen einzelnen Sinne sind auf der folgenden Tafel (S. 6) genannt. Alle diese Sinne sind als unter sich getrennt, als selbstständig im Geiste vorhanden dadurch nachgewiesen, daß jeder derselben entweder stark oder schwach vor allen übrigen gefunden wird. Jeder verhält sich daher zu jedem anderen, wie z. B. die Sehkraft sich zur Hörkraft verhält. Ueberhaupt finden zwischen den äußeren und den inneren Sinnen mehr Aehnlichkeiten als Verschiedenheiten statt. Eine Verschiedenheit ist aber, daß in der Regel die äußeren Sinne in ziemlich gleichem, die inneren in höchst ungleichem Maße vorhanden sind. Ein Mensch sieht und hört (in gesundem Zustande) ziemlich so gut wie der andere; dagegen wird selten ein Mensch gefunden, dessen stärkster und dessen schwächster innerer Sinn unter sich im Maße nicht äußerst verschieden wären. Daher die so unendlich große geistige Verschiedenheit der Menschen.

Diese Art und Weise, die Grundkräfte des Geistes aufzufinden, ist, wie wir sehen, eine Scheidekunst, ähnlich derjenigen der Körperwelt. Nur können in der letzteren die Trennungen beliebig gemacht werden, in der ersteren legt die Natur dieselben bereits gemacht uns vor. Auch ist die Schwierigkeit der Forschung bei der geistigen Scheidekunst, entsprechend dem höheren Standpunkte der Wissenschaft, eine größere.

Die inneren Sinne.

1. Niedere Sinne.

(✕ Nutrital, „Nahrungssinn".)
1. Generatal, „Sinn der Geschlechtsliebe".
2. Infantal, „Sinn der Kinderliebe".
3. Concentratal, „Einheitssinn".
4. Amicatal, „Sinn der Anhänglichkeit".
5. Opposital, „Kampfsinn".
6. Actital, „Zerstörungssinn".
7. Secretal, „Verheimlichungssinn".
8. Acquisital, „Erwerbsinn".
12. Cautal, „Sinn der Vorsicht".

2. Gemüthssinne.

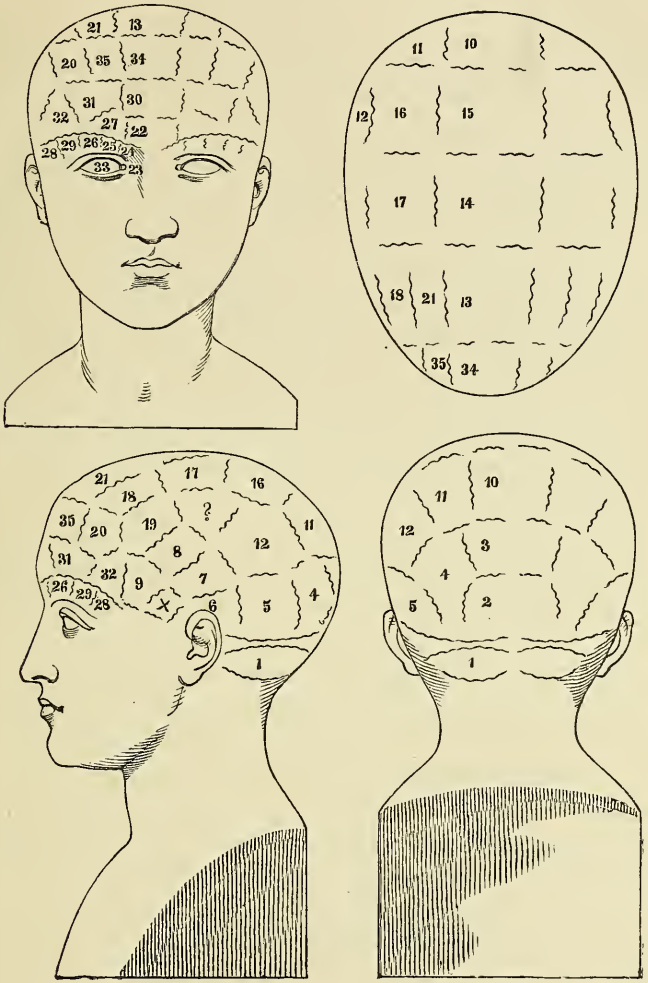
10. Ipsotal, „Sinn des Selbstgefühls".
11. Ambital, „Sinn der Beifallsliebe".
15. Firmital, „Sinn der Festigkeit".
16. Conscientat, „Sinn der Gewissenhaftigkeit".
14. Veneratal, „Sinn der Verehrung".
17. Speratal, „Sinn der Hoffnung".
13. Bonital, „Sinn des Wohlwollens".
21. Imitatal, „Sinn der Nachahmung".
18. Miraculital, „Sinn für Wunderbares".
19. Idealital, „Sinn für Ideales".
20. Comicatal, „Sinn für Scherz".

3. Verstandessinne. a. Niedere.

22. Realital, „Gegenstandsinn".
23. Formital, „Formensinn".
(24. Amplital, „Raum- oder Fernsinn".)
(25. Ponderital, „Gewicht- oder Wägesinn".)
26. Colorital, „Farbensinn".
(29. Orbital, „Ordnungssinn".)
28. Numeratal, „Zahlensinn".
27. Locatal, „Ortssinn".
30. Factital, „Thatsachensinn".
(31. Tempital, „Zeitsinn".)
32. Musicatal, „Tonsinn".
9. Constructal, „Kunst- oder Bausinn".
33. Verbotal, „Wortsinn".

b. Höhere Verstandessinne oder Denkkräfte.

34. Comparital, „Vergleichungsvermögen".
35. Causalital, „Schlußvermögen".



Der phrenologische Kopf.

Die Nummern der Organe entsprechen den Nummern der inneren Sinne auf der vorstehenden Tafel.

2. Die Organenlehre.

Obgleich diese Weise der Geistesforschung eine streng wissenschaftliche, genügende ist, so wurde dabei doch außerdem ein zweiter Beweis, gleichsam eine Probe, für die Richtigkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse dadurch hergestellt, daß für jede nachgewiesene Grundkraft des Geistes auch ein besonderes Organ im Gehirn nachgewiesen wurde. Dadurch wurde die an sich sehr schwierige Wissenschaft einerseits ergänzt und erleichtert, andrerseits umfangreicher, verwickelter, leichter Mißverständnissen ausgesetzt. Das Wesentliche der Organenlehre ist dieses.

Das Gehirn ist das Organ aller inneren Sinne. Ein Beweis dafür unter vielen ist, daß das Gehirn von den niederen Thieren zu den höheren und zum Menschen übereinstimmend mit den geistigen Fähigkeiten an Größe zunimmt. Der Mensch hat das größte Gehirn, weil er geistig am höchsten steht, oder er steht geistig am höchsten, weil er das größte Gehirn hat.

Dieser Schluß wird, wie im Ganzen, so im Einzelnen gelten. So wurde nun erstens das Hinter- und Untergehirn in der Größe übereinstimmend mit der Stärke der „niederen" Sinne, das Obergehirn in Uebereinstimmung mit den „Gemüthssinnen", das Vordergehirn in Uebereinstimmung mit den „Verstandessinnen" nachgewiesen. Der obige Satz wiederholt sich daher im Einzelnen z. B. so: dieser Mensch hat ein starkes Hinter- und Untergehirn, weil er starke thierische Sinne hat, oder er hat starke thierische Sinne, weil er ein starkes Hinter- und Untergehirn hat.

Und es wurden auch zweitens besondere einzelne Gehirntheile in der Größe übereinstimmend mit einzelnen Grundkräften nachgewiesen, so daß jener Satz sich noch weiter im Einzelnen z. B. so wiederholt: dieser Mensch zeigt den und den bestimmten Theil des Hintergehirns groß, er besitzt also den und den „niederen" Sinn stark, und umgekehrt.

Eine Frage hierbei ist, ob auch die Gehirngestalt und die Organengröße äußerlich aus der Kopfgestalt erkannt und beurtheilt werden könne. Sie ist so zu beantworten. Die Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten ist eine höchst bedeutende, so daß

z. B. der Hinterkopf im Vergleich zu den andern Kopftheilen bei dem einen Menschen oft um zwei bis drei Zoll stärker, der Oberkopf zwei bis drei Zoll höher gefunden wird, als bei dem andern. Die Unregelmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale dagegen sind sehr gering und betragen gewöhnlich nicht über eine bis zwei Linien. An der Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten hat daher die Verschiedenheit der Hirngestalten einen mindestens zehnfach größeren Antheil, als die Unregelmäßigkeit der Schädeldicke. Obgleich man daher die Größe eines Gehirnorgans nicht mathematisch genau äußerlich erkennen kann, so ist doch ein großes oder vollends sehr großes Organ von einem kleinen oder sehr kleinen sicher zu unterscheiden. Dies genügt schlechthin für die Forderungen der strengen Wissenschaft, da diese, als die *Nachweisung* der Grundkräfte des Geistes und ihrer Organe, nur auf der Erkennung großer Unterschiede beruht.

Hieraus ergiebt sich zugleich der Irrthum der Ansicht, als ob die Phrenologie den *ganzen* Charakter jedes Menschen aus seiner Kopfgestalt wissenschaftlich sicher bestimmen zu können behaupte. Denn die Frage, ob durch eine hinlängliche Zahl *sehr ausgesprochener Fälle* eine Grundkraft oder ihr Organ im Menschen überhaupt *nachgewiesen* werden könne, ist sehr weit von der verschieden, ob *der ganze Charakter jedes einzelnen Menschen* aus seiner Kopfgestalt zu bestimmen sei. Die erstere Frage ist unbedingt zu bejahen, und darum ist die Phrenologie eine strenge Wissenschaft; die letztere läßt nur eine bedingte Bejahung zu, und darum ist die Kunst der Phrenologie, welche auf die möglichst genaue Größenbestimmung aller Organe, auch derjenigen mittleren Maßes, eingeht, eine, je weiter sie geht, stufenweis unsicherer werdende, mehr dem Irrthum ausgesetzte. Ueberdies treten hier Einflüsse auf (Temperament, Uebung u. s. w.), welche bei den Organen der äußersten Entwickelung nicht entscheidend in Frage kommen. Ganz ebenso kann die körperliche Scheidekunst einen Stoff als von allen andern wesentlich verschieden oder als Grundstoff wissenschaftlich sicher nachweisen, allein mathematisch genau zu bestimmen, wie viel von dem oder jenem Grundstoffe in einem vorliegenden Körper, z. B. einem Mineralwasser, ent-

halten sei, dies vermag sie nicht. Aehnliches gilt von allen übrigen Naturwissenschaften.

Die Organenlehre der Phrenologie, obwohl vielfach bestritten, beruht schlechthin auf Thatsachen. Entkleiden wir sie auch aller ihrer allgemeinen Sätze, die Thatsachen stehen fest. Die Größe des Gehirns sei nicht ein Maßstab seiner Kraft, die Gehirngestalt lasse sich nicht aus der Kopfgestalt erkennen, das Gehirn sei nicht das Organ des Geistes. Aber in Tausenden von Fällen, d. i. immer und ohne eine einzige Ausnahme, wurde z. B. die Stelle des s. g. Haarwirbels am Kopfe (Nr. 10 der phrenologischen Organe) da sehr erhöht oder sehr vertieft gefunden, wo das „Selbstgefühl" in einem Menschen sehr stark oder sehr schwach war, und so bei allen Organen. Wenn wir ein Geldstück in die Höhe würfen, und es fiele zehnmal auf dieselbe Seite nieder, so würden wir das auffallend finden; wenn es aber tausendmal und immer auf gleiche Weise niederfiele, so würden wir nach einer Erklärung dieser Thatsache suchen. Naturforscher Deutschlands! hier sind die Thatsachen der phrenologischen Organenlehre, sucht zu ihnen die Erklärung, welche es immer sei; ihr werdet zu denselben Ergebnissen kommen, zu denen die Phrenologen gekommen sind.

(Zu den Tafeln S. 6 u. 7.) Näheres über die Bedeutung der inneren Sinne s. in meinem „Katechismus der Phrenologie", 6. Aufl. Die wissenschaftlichen Namen der Sinne („Opposital" ꝛc.) sind hauptsächlich darum nothwendig, weil die aus der gewöhnlichen Sprache gewählten Namen („Kampfsinn", „Zerstörungssinn" ꝛc.) fast alle die Grundbedeutung oder das Wesen der betreffenden Sinne nur mangelhaft oder unrichtig bezeichnen. So ist z. B. der Name „Kampfsinn" zu stark, „Widerstandssinn" würde zu schwach sein; „Zerstörungssinn" ist ganz einseitig ꝛc. Auch darum bedarf es der wissenschaftlichen Namen, weil die aus der Sprache gewählten Namen fast Jedermann zu der irrigen Meinung verleiten, daß er mit dem Namen eines Sinnes auch dessen Bedeutung kenne, daß er z. B., weil er weiß, was Kampf ist,

damit auch schon wisse, was die Wissenschaft unter „Kampfsinn" verstehe. Dieser Uebelstand findet sich nur in der Phrenologie, weil deren Gegenstand dem Menschen so sehr nahe liegt. Niemand würde meinen, schon durch das Wort zu wissen, was „Sauerstoff" sei, und was die Chemie darunter verstehe, ohne sich darüber zuvor wissenschaftlich unterrichten zu müssen. Ausführliches über die wissenschaftlichen Namen der Sinne (deren Endsilbe kurz zu sprechen: „Infantall", nicht „Infantahl") s. in meinen „Phrenologischen Reisebildern", S. 259—272. Die Eintheilung der inneren Sinne in die drei Gruppen ist, wie leicht zu erkennen, eine mehrfach mangelhafte. Weniger ist z. B. das, wie man gemeint hat, ein Mangel, daß „Ipsotal" und „Ambital", die Grundlagen des Stolzes und des Ehrgeizes, unter den Gemüthssinnen genannt sind: denn „Ipsotal" giebt dem Menschen das Gefühl seines Werthes und seiner Würde, und „Ambital" das Gefühl für die Anerkennung von Seiten seiner Mitmenschen; beide dürfen daher insofern unter den Gemüthssinnen (Gefühlssinnen) genannt sein. Aber wohl ist z. B. das ein großer Mangel, daß „Amicatal", weil es der Mensch mit den Thieren gemein hat, unter den niederen Sinnen genannt ist, während es zugleich ganz entschieden die Bedeutung eines Gemüthssinnes hat. Manche Phrenologen haben andere Eintheilungen, als die hier gegebenen, gemacht, die aber alle mehr oder weniger mangelhaft sind. Bemerkenswerth ist, daß Gall selbst keine Eintheilung der inneren Sinne versucht hat, indem eine wissenschaftliche Nothwendigkeit hierzu, wie sich versteht, nicht vorliegt. Die Eintheilung der Geistesthätigkeiten, welche die Natur gemacht hat — in die einzelnen Geisteskräfte selbst — würde auch für die Wissenschaft genügen. Alle Gruppirungen der inneren Sinne, deren keine die Natur gemacht hat, haben lediglich den Zweck, die Uebersicht zu erleichtern.

II.

Zur Geschichte der Phrenologie.

> Quiconque a une trop haute idée de la force et de la justesse de ses raisonnements, pour se croire obligé de les soumettre à une expérience mille et mille fois répétée, ne perfectionnera jamais la physiologie du cerveau.
> *Gall.*

Ueber die Art, wie Gall, geb. im Jahre 1757 zu Tiefenbrunn bei Pforzheim, zu seiner Entdeckung kam, erzählt er selbst Folgendes. „Von meiner ersten Jugend an lebte ich im Schooße meiner Familie mit mehren Brüdern und Schwestern und mit sehr vielen Kameraden und Mitschülern. Jedes von ihnen hatte etwas Besonderes, ein Talent, eine Neigung, eine Gabe, die es von Anderen unterschied. Wir beurtheilten bald, wer von uns tugendhaft oder lasterhaft, stolz oder bescheiden, offen oder verstellt, freundlich oder streitsüchtig, gut oder böse war. In der Schule zeichneten sich Einige durch ihre schöne Schrift aus, Andere durch die Leichtigkeit, mit der sie rechneten, Andere lernten leicht Geschichte, oder Geographie, oder Sprachen. Sehr Viele hatten Neigung und Talent für Dinge außerhalb des Unterrichts: sie schnitten aus, zeichneten, Andere malten, suchten Blumen, Insekten ꝛc. So zeichnete sich jeder durch seinen besonderen Charakter, seine besonderen Fähigkeiten aus, und ich beobach-

tete niemals, daß der, welcher ein Jahr vorher ein betrügerischer und untreuer Kamerad war, das nächste Jahr ein sicherer und treuer Freund wurde, oder daß der, welcher sich heute durch ein großes Rechentalent auszeichnete, morgen dieses mit dem für Sprachen vertauschte.

In der Schule hatte ich am meisten die zu fürchten, welche mit so großer Leichtigkeit auswendig lernten, daß sie mir oft die Stelle wieder abgewannen, welche ich durch meine Ausarbeitungen erhalten hatte. Später änderte ich meinen Aufenthaltsort und hatte das Unglück, wieder Mitschüler zu bekommen, welche sich durch die Gabe, leicht auswendig zu lernen, auszeichneten. Nun bemerkte ich und es fiel mir auf, daß sie meinen ehemaligen Nebenbuhlern durch große, hervorstehende Augen glichen. Zwei Jahre nachher ging ich auf eine Universität und richtete nun zuerst meine Aufmerksamkeit auf die meiner Genossen, welche eben solche hervorstehende Augen hatten. Man rühmte mir allgemein ihr gutes Wortgedächtniß. Ich konnte daher nicht glauben, daß dies nur ein zufälliger Umstand sei und fing an, einen Zusammenhang zwischen dieser Augenbildung*) und der Leichtigkeit, auswendig zu lernen, zu vermuthen. Durch Beobachtung und Nachdenken kam ich dahin, zu schließen, daß auch andere Talente sich durch äußere Merkmale verrathen könnten, und suchte nun Personen auf, welche besondere Gaben hatten, um ihre Kopfgestalt zu studiren. Ich glaubte andere Kennzeichen zu finden, welche bei allen großen Malern, bei allen großen Musikern, bei allen großen Mechanikern u. s. w. bemerklich waren. In der Zwischenzeit hatte ich Medicin zu studiren angefangen. Man sagte uns viel von den Verrichtungen der Muskeln, der Eingeweide ꝛc., aber gar Nichts von den Verrichtungen des Gehirns und seiner einzelnen Theile. Ich muthmaßte anfangs, was ich bald zur Gewißheit brachte, daß die Verschiedenheit der Kopf-

*) Das Auge ist vom Gehirn nur durch eine dünne Knochenplatte getrennt; es steht mehr im Kopfe vor oder liegt mehr in der Höhle zurück, jenachdem der Gehirntheil (das Organ) über demselben größer oder kleiner ist.

gestalt durch die verschiedene Gestalt des Gehirns veranlaßt wird und daß die verschiedenen Theile des Gehirns die verschiedenen Organe der menschlichen Fähigkeiten sind."

Nachdem Gall die Möglichkeit der Auffindung der Grundvermögen des Geistes und ihrer Organe erkannt, betrachtete er diese Auffindung, die Schöpfung der Naturwissenschaft des Geistes, als die Aufgabe seines Lebens. Seit dem Jahre 1785 war er ausübender Arzt in Wien. Eine passendere Stellung für seinen Zweck, als den Beruf eines Arztes in der großen Kaiserstadt, konnte er nicht finden. Er beobachtete und sammelte mit eisernem Fleiße, stets vor Allem auf Vielseitigkeit und Unbefangenheit seiner Forschungen bedacht. Tausend und wieder tausend Beobachtungen zur Bestätigung einer jeden Währheit zu sammeln, war sein Wahlspruch. Er besuchte Irrenhäuser, Gefängnisse und Schulen, er bewegte sich in den höchsten und in den niedrigsten Kreisen der Gesellschaft; wo er von Jemandem hörte, der sich auf irgend eine Weise auszeichnete, entweder durch auffallende Begabtheit oder durch Mangel an derselben, da beobachtete und studirte er in Vergleichung mit dem Charakter die Gestalt des Kopfes und bei Leichnamen zugleich des Gehirns. Nicht minder als den Charakter der Menschen, studirte er den der Thiere, da er es für einen großen Fehler hielt, den Menschen auch in geistiger Beziehung abgesondert von seinen Mitgeschöpfen zu betrachten. Es giebt beinahe keins der vaterländischen Thiergeschlechter, besonders aus der Classe der Vögel, aus welchem Gall nicht wenigstens ein Individuum selbst aufgezogen, dessen ganze Lebenszeit hindurch beobachtet und dessen Charakter studirt hätte. Doch kann bei Thieren viel weniger als beim Menschen die Gehirngestalt aus der äußern Kopfgestalt erkannt werden. Bei Thieren ist daher in der Regel nur die innere Schädelfläche oder das Gehirn selbst mit dem Charakter zu vergleichen.

Gleichzeitig mit diesen Forschungen studirte Gall die Anatomie des Gehirns, und seine Entdeckungen und Leistungen hierin waren nicht minder bedeutend, als seine Entdeckungen als Geistesforscher. Früher nämlich wußte man Nichts von einer Organisation, einem lebendigen Bau des Gehirns; denn dasselbe zeigt

sich im natürlichen, frischen Zustande als eine weiche, fast brei-artige Masse. Gall machte nun zuerst die Entdeckung, daß das Gehirn aus Fasern besteht, die vom Mittelpunkte aus, da wo das Gehirn mit dem Rückenmark zusammenhängt, nach dem Umkreise laufen. Man kann daher das Gehirn etwa mit der Blume des Blumenkohls vergleichen, welche aus einzelnen, vom Stiele rings auslaufenden Aestchen besteht. Wenn das Gehirn dadurch, daß es einige Zeit in Weingeist gelegen, hart geworden ist und man zerreißt es nach dem Laufe der Fasern, so erkennt man diese so deutlich, wie man die Pflanzenfasern beim Zerreißen des Blumenkohls in seine einzelnen Aestchen erkennt. Wir sehen leicht, wie wichtig diese Entdeckung war und wie sie mit Gall's Entdeckung der einzelnen Gehirnorgane wesentlich zusammenhängt. War das Gehirn nur eine unorganische Masse, so war es nicht möglich, an eine Verschiedenheit der Verrichtungen der einzelnen Gehirntheile zu denken, aber bei dem Faserbau desselben konnte jeder Theil recht wohl für sich einem besonderen Geistesvermögen als Werkzeug dienen.

Nachdem Gall bereits viele Grundvermögen des Geistes und ihre Gehirnorgane durch unzählige gesammelte Thatsachen entdeckt und nachgewiesen, fing er im Jahr 1796 an, seine Entdeckungen in Privatvorlesungen vorzutragen. Diese besuchten nicht nur die Studenten der Medicin, sondern auch viele ausübende Aerzte, die meisten Professoren der Heil- und der Naturkunde, viele Erzieher, Maler, Staatsbeamte, darunter Männer von der größten Gelehrsamkeit und dem größten Einflusse. Auch viele gebildete Damen schmückten sein Auditorium.

Fünf Jahre lang hatte Gall diese Vorträge mit steigendem Beifall fortgesetzt. Da machte plötzlich ein kaiserliches Handbillet, welches dieselben untersagte, Gall's öffentlicher Wirksamkeit ein Ende. Darin war unter Anderm gesagt, daß über die neue Kopflehre, von welcher mit so viel Begeisterung gesprochen werde, vielleicht Manche ihren eignen Kopf verlieren dürften, daß auch diese Lehre auf Materialismus zu führen scheine u. s. w. Obgleich nun Gall eine ausführliche Vertheidigung der von ihm vorgetragenen Wissenschaft einreichte, auch viele hohe Staats-

beamte sich für ihn verwendeten, so behielt es doch bei jenem Spruche sein Bewenden und die Vorträge Gall's wurden so auf immer in Wien eingestellt. Die Wahl stand ihm nun frei, ob er bei einer ausgedehnten Praxis und in glänzenden Verhältnissen in Wien bleiben, oder ob er seine Ruhe und sein äußeres Glück der Wissenschaft zum Opfer bringen und eine neue Heimat für seine Lehre aufsuchen sollte. Er wählte das Letztere. Im Jahre 1805 verließ er Wien. Dr. Spurzheim, welcher sich ihm schon seit einigen Jahren verbunden hatte und welchem besonders ein Theil des Verdienstes der anatomischen Entdeckungen zukommt, begleitete ihn auf seinen Reisen. Zuerst wendeten sich die beiden Freunde nach Berlin, wo Gall vor den Männern der Wissenschaft seine Lehre mit großem Beifall vortrug. Wichtig war besonders auch der Besuch Gall's in den Gefängnissen von Berlin und Spandau, wo Gall in Begleitung hoher Staatsbeamten mehrere hundert Gefangene untersuchte und überzeugende Beweise von der Wahrheit seiner Lehre ablegte. Die große Anerkennung, welche Gall in Berlin zu theil wurde, bezeugen unter Anderm die Worte Hufeland's. Dieser schrieb über Gall und seine Lehre: „Mit großem Vergnügen und Interesse habe ich den würdigen Mann selbst seine neue Lehre vortragen hören und bin völlig überzeugt worden, daß er zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Jahrhunderts und seine Lehre zu den wichtigsten und kühnsten Fortschritten im Reiche der Naturforschung gehört". Von Berlin aus besuchten die Reisenden während der drei folgenden Jahre, überall ihre Lehre vortragend, die hauptsächlichsten Städte Deutschlands und der Schweiz. Sie wurden überall auf das Anerkennendste empfangen. Fürsten, Minister, Gelehrte, Beamte, Künstler aller Art wurden ihre Schüler und waren ihnen behilflich, ihre Sammlungen zu vermehren und ihnen die Mittel zu neuen Beobachtungen zu bieten. Von einzelnen Männern, welche der neuen Lehre anerkennend das Wort sprachen, nenne ich nur Goethe und Walther (als Geh. Medicinalrath in München gestorben). Der Letztere schrieb: „Die Luftgebäude der rationellen Psychologie sind zerfallen. Es giebt kein ontologisches Wissen mehr und die Vernunft kehrt nicht mehr in kosmologischen An-

tinomien feindselig den Dolch gegen sich selbst. Die Bahn ist nun frei und wer lacht nun nicht über die selbstgenügsamen Träumer, die durch ihr fälschlich sogenanntes Wissen a priori der Nachforschung im unermeßlichen Reich der Naturerscheinungen überhoben zu sein wähnen. Dies ist die naturphilosophische Würdigung der Gall'schen Untersuchungen".

Daß sich auch Gegner für die Lehre Gall's fanden, durfte man, wenn man auf die Geschichte aller großen Entdeckungen zurückblickte, nicht anders erwarten. Ich nenne unter Andern Ackermann, Professor der Anatomie in Heidelberg, und Kotzebue. Aber Ackermann's eigene Worte beweisen zugleich die große Anerkennung, welche die neue Lehre allenthalben fand. Er beginnt seine im Jahre 1806 erschienene Schrift gegen Gall mit den Worten: „Es wird vielleicht Manchem seltsam scheinen, wie ich es auf mich nehmen möge, gegen die Lehre eines Mannes zu schreiben, welcher in dem aufgeklärten Norden von Deutschland sich nicht allein bei Ungelehrten und Laien in der Naturwissenschaft, sondern auch bei Personen vom höchsten Range, bei Leuten von wissenschaftlicher Bildung, ja selbst bei Aerzten und Lehrern der Arzneiwissenschaft durch eben diese Lehre einen fast ungetheilten Beifall und einen ausgezeichneten Ruhm erworben hat". Uebrigens sind alle Einwürfe Ackermann's jetzt längst widerlegt. Einer derselben betrifft den Faserbau des Gehirns, welchen der berühmte Gelehrte durchaus in Abrede stellt, während es heute keinen Studenten der Medicin giebt, welcher sich nicht durch den Augenschein von dieser Thatsache überzeugt hätte. Noch leichter als Ackermann's Einwürfe wog Kotzebue's Spott über die neue Lehre.

Gall verließ im Jahre 1807 mit Spurzheim sein Vaterland, um nicht mehr dahin zurückzukehren; die beiden Freunde wendeten sich nach Paris. Dadurch hauptsächlich geschah es, daß Gall's Lehre in Deutschland bald fast ganz in Vergessenheit gerieth. Denn die neue Lehre war nicht ein philosophisches System, welches man sich durch Lectüre und Nachdenken aneignen konnte, sondern sie war eine auf zu prüfenden Thatsachen beruhende Naturwissenschaft, welche ein beharrliches praktisches Studium und einen

scharfen Blick ins Leben zur Aneignung und Weiterbildung verlangte. Da aber fast nur Gall und Spurzheim diese Wissenschaft inne hatten, so ist es kaum zu verwundern, daß sich nicht sobald Männer fanden, welche dieselbe sofort erfassen, durch Lehre weiter fortpflanzen und dem Widerspruch der Gegner entgegentreten konnten, welche nun nach Gall's Entfernung überall mit großsprecherischem Muthe sich erhoben.

In Paris besuchte unter Andern der berühmte Cuvier Gall's Vorträge und sprach sich sehr günstig über die neue Lehre aus. Zu derselben Zeit hatte das französische Institut dem Engländer Davy für seine galvanischen Entdeckungen eine Preismedaille verliehen. Als nun Napoleon erfuhr, daß der größte seiner vergleichenden Anatomen einen Cursus von Vorträgen bei Dr. Gall besuchte, fuhr er die Akademiker beim nächsten Courtage darüber an, daß sie Chemie von einem Engländer und Anatomie von einem Deutschen lernten. Dies wirkte. Cuvier änderte seine Sprache und sein Bericht über die neue Lehre fiel zweideutig aus, obgleich in der Hauptsache die Entdeckungen Gall's anerkannt wurden. Die beiden Gelehrten setzten übrigens bis zum Jahr 1814 ihre Vorträge mit Beifall fort. Später blieb Gall zu Paris, woselbst er bis zu seinem Tode (1828) zur weitern Begründung seiner Entdeckungen thätig wirkte. Seine bändereichen Werke, welche noch lange die unentbehrliche Grundlage der von ihm geschaffenen Wissenschaft bleiben werden, waren nach und nach zu Paris in französischer Sprache erschienen. Sie enthalten einen Schatz von unendlich vielen gesammelten Thatsachen und sind in klarer, den Stempel der Ueberzeugung und der Wahrheit an sich tragender Sprache geschrieben und durch kostbare Kupferwerke erläutert.

Spurzheim wendete sich im Jahre 1814 nach England, welches durch ihn das zweite Vaterland der Gall'schen Lehre werden sollte. Bald war durch die Vorträge, welche er in mehren Städten Englands hielt, das ganze Land in Bewegung gesetzt. Ueberall ging er aus den Kämpfen, welche sich über die neue Lehre entspannen, siegreich hervor. So hatte z. B. ein Artikel in einer Edinburger Zeitschrift Gall und Spurzheim mit

Schmähungen überhäuft, namentlich in Bezug auf den Faserbau des Gehirns und die anatomischen Entdeckungen. Spurzheim verschaffte sich einen Empfehlungsbrief an den Verfasser jenes Artikels; er reiste nach Edinburg, besuchte ihn und erhielt von ihm die Erlaubniß, ein Gehirn in seiner Gegenwart und in seinem Hörsaale zu zergliedern. Dieser war so besucht als er es sein konnte. Da stellte Spurzheim mit jener Zeitschrift in der einen und einem Gehirn in der andern Hand jenen Behauptungen Thatsachen entgegen, und dieser eine Tag gewann über 500 Zeugen für den Faserbau der weißen Gehirnmasse.

So von Erfolg unterstützt, eröffnete Spurzheim in Edinburg einen Cursus von Vorträgen über die neue Geisteslehre. Er pflegte zu den Schotten zu sagen: Ihr seid langsam, aber ihr seid sicher; ich muß einige Zeit bei euch verweilen, aber dann kann ich die Früchte meiner Arbeit in euern Händen reifen lassen. Diese Vorhersagung hat sich bewährt. Spurzheim kehrte nach einiger Zeit nach Paris zurück. Aber bald, im Jahre 1820, bildete sich zu Edinburg eine phrenologische Gesellschaft, und im Jahre 1823 erschien das erste Heft des Phrenologischen Journals von Edinburg. Denn den Namen Phrenologie hatte die neue Lehre mittlerweile auf Veranlassung eines englischen Arztes angenommen. Das Wort Phrenologie ist deutsch Geisteslehre; man wählte es, um die neue Geisteslehre von der alten, der Psychologie, zu unterscheiden. Gegen das Wort Schädellehre oder Kranioskopie hat Gall selbst von Anfang an protestirt. Seine Lehre hatte es zunächst nicht mit dem Schädel, sondern mit dem Gehirn zu thun; man hätte also Gehirnlehre sagen müssen. Doch war es jedenfalls besser, die Lehre Geisteslehre oder Phrenologie zu nennen.

Im Jahre 1825 kehrte Spurzheim nach England zurück, wo ihn bereits große Triumphe seiner Lehre erfreuten. Zu Cambridge z. B. wohnten allein 57 Professoren dem Cursus seiner Vorträge bei. Im Jahre 1832 reiste er auf vielseitige Einladung nach Nordamerika, erlag jedoch hier im nämlichen Jahre seinen angestrengten Arbeiten. Er starb in Boston. Gleich Gall hat Spurzheim nicht blos mündlich, sondern auch durch zahlreiche

Werke, welche er theils in französischer, theils in englischer Sprache herausgab, die neue Lehre gefördert.

Nach dem Tode Gall's und Spurzheim's galt Georg Combe zu Edinburg als der erste der Phrenologen. Viele andere tüchtige Männer in fast allen Ländern Europa's sammelten sich nach und nach um das Banner der Gall'schen Lehre. In vielen Städten Englands, Frankreichs und Amerika's wurden phrenologische Gesellschaften gegründet. Die bedeutendsten medicinischen und populären Zeitschriften Englands haben sich zu Gunsten der Phrenologie ausgesprochen.

Im Vergleich mit diesen Erfolgen im Auslande waren die Fortschritte der Phrenologie in Deutschland, seitdem Gall es verlassen, desto geringer. Die Literatur brachte einige Uebersetzungen, aber wenig oder nichts Selbstständiges. Wenn ich von mir sprechen darf, so kann ich mich vielleicht rühmen, zuerst selbstständig deutsch über Phrenologie geschrieben zu haben. Ich machte im Jahre 1839 die Entdeckung, daß man durch einen Druck auf die Stelle irgend eines Organes einen diesem Organe entsprechenden Traum hervorrufen kann. Man berührt zuerst leise den Kopf, um den Schlafenden nicht zu erwecken, und verstärkt während fünf oder zehn Minuten den Druck so, daß der Schlafende durch denselben erwacht. Ich stellte diese Entdeckung in einem kleinen Aufsatze dar, und überreichte ihn der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Pyrmont. Jedoch war die Phrenologie selbst in Deutschland noch zu wenig bekannt, als daß diese Sache von erheblichem Einflusse auf deren Anerkennung hätte sein können. Erst im Jahre 1842 lenkte G. Combe dadurch, daß er zu Heidelberg einen Cursus phrenologischer Vorträge gab, wobei er unter Anderem die Anerkennung einiger der ersten Professoren der Universität für diese Wissenschaft gewann, die Aufmerksamkeit der Deutschen wieder mit Erfolg darauf, und führte so die fast vergessene Lehre in ihr Vaterland zurück. Eine Folge dieser Vorträge war z. B. die Gründung einer phrenologischen Zeitschrift in Heidelberg, deren Erscheinen die Entstehung vieler Schriften für und gegen die Gall'sche Lehre veranlaßte. Leider wurde die Zeitschrift durch den Tod des Redacteurs Dr. Hirschfeld in Bremen

unterbrochen. Es ist zu hoffen, daß der Kampf um die Wahrheit der Phrenologie in Deutschland sich bald entscheiden werde. (S. das Vorwort.) Dieser Kampf wird von vielen Gegnern mit schlechten, auch oft mit albernen Waffen geführt. Da es für den künftigen Geschichtschreiber der Phrenologie Interesse haben wird, Etwas hiervon zu kennen, so mag das in der zweiten Auflage dieser Schrift hierüber Mitgetheilte auch in dieser neuen eine Stelle behalten. Von der ersten Ausgabe war mir eine wirkliche Kritik nicht zu Gesicht gekommen: aber die „Blätter für literarische Unterhaltung" hatten einen Aufsatz gebracht, welcher unter der Form einer Kritik eine gröbliche Verleumdung enthielt. Ich wies dies in den folgenden Zeilen nach, welche ich dem Herausgeber des Blattes als „nothwendige Berichtigung" zur Aufnahme zusandte.

„Ein Wort über die Kritik phrenologischer Schriften in Deutschland.

Es ist ein günstiges Zeichen für die Phrenologie, daß deren Gegner in Deutschland den wissenschaftlichen Kampf aufzugeben beginnen und durch andere Mittel, z. B. die Vernichtung phrenologischer Schriften, ihre Sache zu unterstützen suchen. Ein solcher Fall liegt mir vor. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" (Nr. 18 v. 21. Jan. d. J.) enthalten eine („22." unterzeichnete) Kritik meiner „Phrenologischen Bilder". Der Kritiker schweigt nicht nur ganz über den mannichfaltigen Inhalt der 18 Aufsätze der Schrift, um nicht viele einzelne Urtheile über die verschiedenen Seiten der Wissenschaft geben und begründen zu müssen; sondern er verzichtet sogar in der Hauptfrage, ob die Phrenologie überhaupt wahr sei, ausdrücklich auf ein Urtheil. Dies alles, um als unparteiisch in der Sache für einen desto unparteiischeren und competenteren Richter über meine Schrift zu gelten. Um diese, was an ihm lag, zu vernichten, brauchte er blos zu erklären, daß sie, abgesehen von ihrem Gegenstand, eine werthlose sei, daß ihr Verfasser der zur Besprechung eines wissenschaftlichen Gegenstandes nöthigen Logik entbehre. Dies hat er auch in so kecker Weise gethan, daß die Unvorsichtigkeit, mit der

er sich dabei bloßgestellt hat, auffallen muß. Er beginnt die Beurtheilung so:

„Wer A sagt, muß auch B sagen, dies gilt nicht blos im Leben, sondern ebenso und noch mehr in der Wissenschaft, d. h. die Wissenschaft muß consequent sein, sie muß aus den Grundsätzen, die sie als wahr erkannt hat, die mit Nothwendigkeit aus denselben hervorgehenden Folgesätze ableiten und anerkennen, wenn sie nicht einem Vater gleichen will, der seine eigenen Kinder verleugnet und verstößt. Scheve macht nun zwar in seiner neuesten Schrift „Phrenologische Bilder" darauf Anspruch, für einen wissenschaftlichen Phrenologen zu gelten, aber er ist nichts weniger als consequent. Einerseits zieht er Folgerungen aus den phrenologischen Grundsätzen, die keineswegs aus ihnen hervorgehen, andrerseits läßt er diejenigen Folgerungen, die mit Nothwendigkeit aus ihnen hervorgehen, ganz im Stich und zieht die entgegengesetzten. So geht es aber immer, wenn man zweien Herren dienen will, deren Interessen mit einander in Conflikt kommen. Scheve will nämlich einerseits der wissenschaftlichen Wahrheit huldigen, und doch auch andrerseits den modernen praktischen Tendenzen, den Fortschritts- und Besserungsbestrebungen in Staat und Kirche sich anschließen, denen keineswegs überall wissenschaftlich erkannte Wahrheit zu Grunde liegt. Daher denn sein Hin- und Herschwanken, seine Unsicherheit, seine Inconsequenz, die ihn bald die phrenologischen Grundsätze durch die aus modernen Aufklärungstheorien geschöpften Folgerungen, bald diese wieder durch jene aufheben läßt."

In diesen Worten ist ebenso fein als entschieden das Vernichtungsurtheil über meine Schrift ausgesprochen. Die Worte sind zugleich so gestellt, als ob sie auf die ganze Schrift oder wenigstens auf Vieles darin Bezug hätten. Allein dem ist nicht so. In dem ganzen mannichfaltigen Inhalt der Schrift hat der Kritiker nur ein Plätzchen zum Standpunkte für sein Manöver aufzufinden gewußt. Das ganze Urtheil dreht sich um den einzigen Punkt der Anwendung der Phrenologie auf das Strafrecht. Desto großartiger aber gestaltet es sich hier. Der Kritiker läßt mich sagen, der Charakter oder die Geisteskräfte des

Menschen seien angeboren und unveränderlich, und die Menschen ständen in Hinsicht des Angeborenseins und der Unveränderlichkeit der Geisteskräfte auf gleicher Stufe mit dem Thier; wenn man aber, meint er, dieser Ansicht sei, so dürfe man nicht, wie ich, gerührt von modernen philanthropischen Straftheorien, die Todesstrafe ungerecht finden, weil man sonst consequenter Weise ebenso philanthropisch gegen die grausamen, mordgierigen Thiere sein müßte. „Ist es nicht absurd", sagt er, „an dem Schädel einer Giftmörderin nachzuweisen, daß sie zur Mörderin geboren war, und democh von Mitleid und von Besserung zu sprechen?"

Es ist mir fast peinlich, mich gegen eine so schmähliche wissenschaftliche Verleumdung zu vertheidigen, zu beweisen, daß ich das, was mir der Kritiker hier in den Mund legt, nicht gesagt habe. Mit Hilfe einer Wortverdrehung war es ihm möglich, seiner sonderbaren Anschuldigung einen schwachen Schein von Wahrheit zu geben. Ich sagte, der Charakter oder die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen sei angeboren, wie der Blödsinn, so bekanntlich das Genie des Dichters, des Mathematikers ꝛc. und so alle wirklichen Charakterzüge. „Daher eben, füge ich hinzu, das Wort Charakter, welches zu deutsch ein festes, unveränderliches Merkmal bedeutet." (S. 16.) Diese Stelle läßt der Kritiker abdrucken, legt mir auf das darin befindliche Wort „unveränderlich" hin alles oben Mitgetheilte fälschlich in den Mund und gründet so auf dieses eine Wort das ganze Vernichtungsurtheil meiner Schrift. Nun frage ich ihn aber: was ist seine Uebersetzung des Wortes Charakter? Weder er noch irgend Jemand wird das Wort im Wesentlichen anders zu geben wissen, als daß es „unveränderliches Merkmal" bedeute. Oder, von der Uebersetzung des Wortes abgesehen, was ist sein Begriff von dem, was man Charakter nennt? Behauptet er etwa, der Charakter des Menschen, der Blödsinn, dieses oder jenes Genie ꝛc. sei nicht angeboren? Nein, weder er noch irgend Jemand wird den Begriff Charakter anders zu bestimmen wissen, als ich es gethan, daß er angeborene Eigenthümlichkeit sei. Warum nun geht der Kritiker auch auf diesen der ganzen Kritik zum Grunde

liegenden Punkt mit keiner Silbe näher ein? Woher dieses auffallende Vermeiden jeder wissenschaftlichen Erörterung? Die Antwort liegt nahe: weil, wenn er auf die Sache einging, das falsche Wortspiel und mit ihm die ganze Kritik unmöglich war. Die Sache ist nämlich diese. Der Charakter ist ein unveränderliches *Merkmal*, d. i. das Merkmal ist als solches unveränderlich, weil es immer ein solches ist, immer zum Merken oder Unterscheiden dient; aber die als Merkmal dienende *Sache in sich selbst* ist nicht und kann nicht unveränderlich sein, weil es ja in der ganzen Natur nichts Unveränderliches giebt. Das angeborene Talent des Dichters ist ein unveränderliches *Merkmal*, wodurch er sich von dem geborenen Nichtdichter, dem geborenen Mathematiker ꝛc. immer und „unveränderlich" unterscheidet, aber wie sehr kann das Dichtertalent sich in sich selbst verändern, sich mehr oder weniger, nach dieser oder jener Seite hin entwickeln ꝛc.!

Ich brauche wohl nicht ausdrücklich hinzuzufügen, daß in meiner Schrift von dem, was mich der Kritiker sagen läßt, z. B. daß jene Giftmörderin zum Morden *geboren* war (er selbst unterstreicht das Wort), durchaus Nichts zu finden ist. Ja ich kann sogar ein merkwürdiges Beispiel seiner oben gedachten Unvorsichtigkeit im Bloßstellen seiner selbst mittheilen, ein Beispiel, welches wohl nur aus einer gewissen bedachtlosen Leidenschaftlichkeit des erbitterten Gegners der Phrenologie erklärlich ist. Da ich nämlich wußte, daß in der Phrenologie auch der Schein eines Irrthums den Gegnern ein erfreulicher Fund ist, so habe ich, um die Möglichkeit des Falles, der hier als wirklich vorliegt — das falsche Auffassen des Wortes „unveränderlich" in jener Uebersetzung — gänzlich abzuschneiden, *unmittelbar* nach jenen (von dem Kritiker abgedruckten) Worten hinzugefügt: „Der Charakter kann einigermaßen oder bis zu einem gewissen Grad durch die Uebung (Erziehung) verändert werden, was jedoch der Thatsache, daß er *als solcher* angeboren ist, natürlich nicht widerspricht". (S. 16.) Ferner habe ich da, wo ich von jener Giftmörderin sprach, *unmittelbar* nach den Worten, mit denen ich ihrer ungünstigen Geistesanlagen erwähnte, beigefügt: „Sie war in Verhältnissen herangewachsen, welche sie, statt den Mangel

der Anlage durch die Macht des Beispiels und der Erziehung zu verbessern, den Pfad des Lasters betreten und darauf unaufhaltsam fortwandeln ließen." (S. 23.) Endlich habe ich in der Schrift an einer besonderen Stelle ausführlicher von dem Verhältniß, in welchem die Uebung oder Erziehung zum angeborenen Charakter steht, gesprochen. (S. 115 f.) Kurz überall, wo ich davon sprach, daß der Charakter angeboren sei, habe ich zugleich hinzugefügt, daß er „**nicht** unveränderlich" sei.

Schließlich und beiläufig will ich noch einen wissenschaftlichen und wirklichen Irrthum meines ehrenwerthen Kritikers berichtigen. Derselbe glaubt, nach seiner Gegenüberstellung von Mensch und Thier zu schließen, der Charakter der Thiere sei unveränderlich. Dies ist ganz irrig. Der Charakter der Thiere ist angeboren wie der der Menschen, aber er ist auch ganz ebenso veränderlich wie der menschliche. Wie der Mensch gebildet, so kann das Thier gezähmt werden, und es ist bekannt, wie weit man es in der Charakteränderung selbst der reißendsten Thiere gebracht hat. Man könnte, wenn diese Vergleichung erlaubt wäre, einen gebesserten Verbrecher einem gezähmten wilden Thiere vergleichen.

Leipzig, 24. Juli 1851. Dr. Scheve."

Ich erhielt diesen Aufsatz vom Herausgeber des Blattes mit der Bemerkung zurückgesandt, daß das Blatt auf Antikritiken aus Grundsatz sich nicht einlassen könne.

Auch die Zeitungskämpfe gegen die Phrenologie sind charakteristisch genug, um einen derselben hier aufzuzeichnen. Als ich i. J. 1850 in Leipzig über Phrenologie Vorträge hielt, fiel es Niemandem ein, mich oder die Phrenologie anzufeinden. Die Gegner beobachteten ein Stillschweigen der Verachtung. Allein mittlerweile hatten sich einige derselben vor der Phrenologie fürchten gelernt und als ich zwei Jahre später eine öffentliche Anzeige meiner Vorträge im Blatte gab, las ich in einer folgenden Nummer die Worte:

„Werden die Mitglieder der medicinischen Facultät auch dieses Jahr ruhig zusehen, wie in einer Universitätsstadt durch Vorträge über den phantasiereichen Irrthum, welchen man Phrenologie nennt, die Wissenschaft verhöhnt wird?"

In diesen Worten war nicht etwa auf einen wissenschaftlichen Widerstand hingedeutet, den mir die Facultät entgegensetzen oder vermittelst dessen sie den ‚Irrthum' bekämpfen sollte; nein, die Facultät sollte äußere Gewalt gegen mich anwenden, etwa das Verbot meiner Vorträge von Seiten der Behörde erwirken. Daß erst dadurch die Wissenschaft verhöhnt worden wäre, bedachte der blinde Eiferer nicht. Ich erwiderte im nächsten Blatte:

„Im Sommersemester 1842 gab der englische Phrenolog Combe einen Cursus von Vorträgen über Phrenologie in Heidelberg, „einer Universitätsstadt"; er hielt diese Vorträge in einem Auditorium der Universität selbst, welches ihm von der Universitätsbehörde bereitwillig dazu überlassen wurde. Außer den Studenten aus allen Fächern besuchten auch Professoren die Vorträge. Am Schlusse derselben überreichten die Zuhörer an Combe eine Dank- und Anerkennungsadresse. Unter den Unterzeichnern derselben stehen die Mediciner Chelius, Nägele, Roller, Männer europäischen Namens, oben an. Was soll man solchen Thatsachen gegenüber zu der Anfrage des namenlosen Herrn im gestrigen Tageblatt sagen? Dr. Scheve."

Den folgenden Tag las ich diese Zeilen:

„Zur gütigen Beachtung. Obgleich anzunehmen ist, daß in einer so intelligenten und aufgeklärten Stadt, wie Leipzig, kein Mensch phrenologische Vorlesungen besuchen wird, so wäre es doch gewiß sehr wünschenswerth, wenn unser hochverdienter Herr Prof. Bock oder andere hiesige Aerzte den Theil des hiesigen Publikums, welcher in seinem Urtheil noch nicht ganz sicher ist, über die Nichtigkeit und gänzliche Gehaltlosigkeit der Phrenologie aufklären wollten. Friedrich Salis."

Das folgende Blatt brachte zwei kleine Artikel zugleich, einen von mir, den andern von Herrn Prof. Bock. Ich schrieb:

„Was Herr Friedrich Salis für Leipzig wünscht, ist in Deutschland seit 50 Jahren schon vielfach geschehen; es haben Aerzte die „Nichtigkeit und gänzliche Gehaltlosigkeit" der Phrenologie darzulegen versucht, allein — der Versuch ist eben niemals gelungen. Dieses Mißlingen und das Aufblühen der Phre-

nologie in mehren Ländern haben andere große und berühmte Aerzte, welche die Phrenologie näher kennen lernten (wie z. B. Chelius, Nägele, Roller durch den Besuch der Vorträge Combe's, ebenso Hufeland, Walther, den Anatomen Arnold) eine entgegengesetzte, günstige Ansicht von der Phrenologie fassen lassen. Was folgt für den Unbefangenen aus diesem Zwiespalt unter den Aerzten? Doch wohl, daß einige dieser Herren bisweilen hadern und streiten, ohne über eine Sache recht im Klaren zu sein, so über Homöopathie, Allopathie, Wasserheilkunde ꝛc. Der Eine nennt das lächerlich und thöricht, was der Andere als hohe Weisheit erkennt. Dies gilt noch mehr für die Phrenologie, da diese Wissenschaft nicht unmittelbar in der Medicin enthalten ist. Man kann der beste Arzt und Anatom sein, ohne etwas von der Phrenologie zu wissen. Es ist mir wahrscheinlich — da mir viele ähnliche Fälle vorgekommen — daß Herr Friedrich Salis nur deswegen gegen die Phrenologie so erbittert ist, weil er nichts Gründliches von ihr weiß. Welche Vorträge hat er über sie gehört, welche Werke über sie studirt? welches ist, so darf ich fragen, seine Berechtigung, um über eine so große und vielseitige Wissenschaft sich zum öffentlichen Richter aufwerfen zu wollen? Dr. Scheve."

Der zweite Artikel lautete:

„Der Phrenologie dient die Behauptung als Grundlage, daß die äußere Oberfläche des Schädels der innern Oberfläche desselben, und diese der Oberfläche des Gehirns entspreche. Wem sehr daran liegen sollte, die Richtigkeit dieser Behauptung zu ergründen, dem liegen bei Unterzeichnetem zahlreiche Schädel zur Ansicht bereit. Der große Anatom Hyrtl in Wien schreibt: „Die einfache anatomische Wahrnehmung, daß den Erhabenheiten des Schädels keine Erhabenheiten des Gehirns entsprechen, hat über das Schicksal dieser Verirrung des menschlichen Geistes (der Phrenologie nämlich) für immer den Stab gebrochen". Dr. Bock."

Ich erwiderte hierauf:

„Hr. Dr. Bock verwirft die Phrenologie, „weil den Erhabenheiten des Schädels keine Erhabenheiten des Gehirns entsprechen". Dagegen erkennt der berühmte Anatom und Phy-

siolog Arnold die Phrenologie als wahr an, indem er (Lehrb. der Phys. S. 843) sagt: „Die Gestalt des Schädels im Ganzen und seinen einzelnen Abtheilungen ist in hohem Grade von der Form des Hirns abhängig; denn die Knochen des Kopfes sind nach dem Gehirn gebildet und werden daher in ihrer eigenthümlichen Form durch die Gehirnform bestimmt. Es müssen also auch die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Menschen in besondern Formen des Kopfes zu erkennen sein". Woher diese Verschiedenheit der Ansichten unter zwei berühmten Männern? Sie erklärt sich leicht durch die Verschiedenheit in den phrenologischen (nicht den anatomischen) Kenntnissen dieser Männer. Herr Dr. Bock kennt die Phrenologie in ihren Grundsätzen zu wenig; er meint, dieselbe stütze sich auf die kleinen Erhabenheiten und Vertiefungen, die sich am Schädel finden. Diese Ansicht, obgleich sie noch immer bei vielen Medicinern in Deutschland (wie z. B. auch bei Hyrtl) sich findet, ist durchaus irrig. Die Phrenologie weiß recht gut, — Gall selbst war ja ein großer Anatom, — daß die äußere Schädelgestalt nicht mathematisch genau der Hirngestalt entspricht; sie legt daher gar kein Gewicht auf die kleinen Erhabenheiten oder Vertiefungen des Schädels, sondern sie berücksichtigt nur diejenigen großen Verschiedenheiten der menschlichen Kopfgestalten, bei denen man sich über die Verschiedenheit der Hirngestalten nicht täuschen kann. Arnold und viele andere Mediciner wissen dies und daher ihre bessere Ansicht von der Phrenologie. Dr. Scheve."

Damit hatte dieser Streit sein Bewenden.

III.

Ueber die Möglichkeit einer Geisteslehre.

To be or not to be.
Hamlet.

---

1. Der Geisteslehre erste Aufgabe.

Die erste Aufgabe der Geisteslehre, ohne deren Lösung an irgend eine andere Aufgabe nicht gedacht werden kann, ist, die zahlreichen und mannichfaltigen Geistesthätigkeiten wissenschaftlich zu sichten und zu ordnen, d. i. die gleichen zusammenzustellen und die verschiedenen zu trennen. Denn ohne die Lösung dieser Aufgabe fehlt der Geisteslehre der Gegenstand der Forschung, der Geist selbst, weil die Geistesthätigkeiten in ihrer Gesammtheit gleichsam einen Zauberkreis bilden, der ohne Anfang und ohne Ende ist und der Forschung das Eindringen wehrt.

Allein ist es auch möglich, auf dem Gebiet der Geistesthätigkeiten in dieser Weise Ordnung zu schaffen? Diese Frage scheint verneint werden zu müssen, da wir nicht wissen, welche Geistesthätigkeiten an sich gleich, welche verschieden sind, ja, ob nicht alle zuletzt von derselben Geisteskraft ausgehen. Z. B.: wenn wir beim Beschauen eines schönen Gemäldes ein Wohlgefallen empfinden, und wenn wir bei einer Verletzung unseres Selbstgefühls von Unwillen ergriffen werden, so sind zwar im Gegenstande — objectiv — das Gemälde und die beleidigende Hand-

lung sehr verschiedene Dinge, ob aber unser Wohlgefallen dort und unser Unwille hier nicht in sich — subjectiv — durch dieselbe Geistesthätigkeit vermittelt wird, das wissen wir, weil die Natur uns den unmittelbaren Blick in das Getriebe unseres Geistes versagt hat, nicht zu entscheiden.

Allein wenn auch so eine Trennung und Sichtung der an sich verschiedenen Geistesthätigkeiten unmöglich scheint, so scheint uns doch ein anderer Weg zur Lösung der Aufgabe übrig zu sein. Wir können nämlich, so scheint es, ganz von der Frage absehen, welche Geistesthätigkeiten an sich verschieden seien, ja wir können eine letzte Einerleiheit aller Geistesthätigkeiten voraussetzen und dann deren Sichtung und Ordnung nach der Aehnlichkeit und Verschiedenheit bewerkstelligen, welche der gesunde Verstand, das allgemeine Urtheil an ihnen wahrnimmt.

Indessen ist, wie sofort die nähere Betrachtung zeigt, auch diese Aufgabe eine nicht zu lösende. Denn die sämmtlichen Geistesthätigkeiten lassen sich zwar in viele besondere Gruppen trennen, allein diese Gruppen sind keine festen und bestimmten, denn sie schmelzen, wenn man von ihnen auf der Stufenleiter der Verallgemeinerung emporsteigt, in immer wenigere und allgemeinere Gruppen zusammen. Z. B.: das Talent des Zeichnens und das der Farbenmalerei sind zwar als solche gesondert, aber zugleich, eine Stufe höher, als Malertalente überhaupt, unter sich vereinigt; das Malertalent und das Talent zur Bildhauerei sind als solche gesondert, aber zugleich eine Stufe höher, als Talente zur bildenden Kunst, vereinigt; das Talent zur bildenden Kunst und das zur Musik sind als solche gesondert, aber zugleich als Kunsttalente überhaupt vereinigt; das Talent für Kunst und das für Wissenschaft sind als solche gesondert, aber zugleich als beide in den Verstandeskräften begründet vereinigt. Und so sind alle Geistesthätigkeiten gesondert und vereinigt zugleich, jenachdem sie von einer niederen oder höheren Stufe aus ins Auge gefaßt werden. Wie tief oder wie hoch auf der Stufenleiter sollte daher die Eintheilung der Geistesthätigkeiten gegriffen, wie viele oder wie wenige Thätigkeitsgruppen sollten festgestellt werden? Die wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage ist eine unmög-

liche, da sie blos der Willkür anheimgegeben wäre, der Willkür, welche die Verneinung aller Wissenschaft ist.

Das Ergebniß unserer Untersuchung scheint also die Unmöglichkeit zu sein, auf dem unbegrenzten Gebiet der Geistesthätigkeiten eine wissenschaftliche Ordnung herzustellen, d. i. die erste unerläßlichste Aufgabe der Geisteslehre zu lösen! Doch es ist mit dem Beweise einer Unmöglichkeit eine eigene Sache; es gehört dazu außerordentlich viel und allzu leicht findet dabei Täuschung statt. Als eine klar bewiesene Unmöglichkeit mußte es z. B. im Alterthum gelten, von Italien oder Griechenland zu Schiffe nach Indien zu gelangen. Auf dem Wege, auf dem man diese Fahrt für unmöglich hielt, war sie es in der That, und an einen andern Weg dachte man nicht. Sollte nicht vielleicht Aehnliches für unsere Frage gelten? Auf dem Wege der Forschung, den wir einschlugen, hat sich allerdings die Unmöglichkeit der Begründung einer Geisteslehre ergeben. Allein kann nicht vielleicht ein anderer, nicht gekannter und nicht vermutheter Weg dennoch zu der gesuchten Möglichkeit führen?

Der von uns eingeschlagene Weg war der der unmittelbaren Geistesforschung, der Selbstbeobachtung, der eigenen inneren Geistesanschauung, ein Weg, der, weil der unmittelbare, allerdings der nächste und beste, wo nicht der einzig mögliche scheinen konnte. Blicken wir jetzt, nachdem derselbe sich gleichwohl als ein irriger erwiesen, von unserem eigenen Geiste weg weiter, fassen wir die Geisteserscheinungen der übrigen Menschen ins Auge, um irgend einen Haltpunkt zu erspähen, auf den gestützt wir die Begründung einer Geisteslehre vielleicht mit besserem Erfolg versuchen können!

2. Die geistige Verschiedenheit der Menschen.

Wenn wir, von uns selbst absehend, die Geisteserscheinungen der Menschen überhaupt ins Auge fassen, so tritt uns als eine unsere Aufmerksamkeit vor Allem in Anspruch nehmende Thatsache die geistige Verschiedenheit der Menschen entgegen.

Diese Verschiedenheit ist wieder erstens eine allgemeine, zweitens eine besondere.

Erstens. So wie einige Menschen im Allgemeinen körperlich groß, andere klein sind, so sind einige Menschen im Allgemeinen mit starker, andere mit schwacher Geistesthätigkeit begabt. In dieser Hinsicht steht der geistig hervorragende Mensch, gleichsam der geistige Riese, dem Blödsinnigen, dem geistigen Zwerg, gegenüber. Zwischen beiden in der Mitte liegt eine abgestufte Reihe von Zwischenfällen.

Zweitens. So wie unter den Menschen, auch ohne daß sie im Allgemeinen an Körpergröße verschieden sind, doch eine Größenverschiedenheit dadurch eintritt, daß einige Körpertheile oder Formen bei diesem, andere bei jenem größer sind, so findet auch eine Verschiedenheit in der Geistesstärke, ohne eine allgemeine zu sein, auf die Weise statt, daß einzelne bestimmte Geisteskräfte in einem Menschen stärker sind, als in einem andern. Z. B. von zwei im Allgemeinen geistig gleichstehenden Menschen kann der eine einen besonders großen Ehrgeiz, der andere einen besonders starken Erwerbtrieb, oder der eine eine große Herzensgüte, der andere viel Festigkeit und Charakterstärke, oder der eine ein hervorragendes Talent für Musik, der andere für Malerei besitzen.

Die geistige Verschiedenheit der Menschen, sowohl die allgemeine als die besondere, ist eine angeborene, und daher im Ganzen eine feste, unwandelbare. So wie ein Riese sich nicht in einen Zwerg und ein Zwerg sich nicht in einen Riesen umwandeln kann, so kann ein Blödsinniger nicht über kurz oder lang ein geistvoller Mensch, und ein geistvoller Mensch (Krankheitsfälle natürlich ausgenommen) nicht ein Blödsinniger werden. Oder wie ein Mensch, der sich von einem andern durch die Größe oder Kleinheit einzelner Körpertheile unterscheidet, nicht mit diesem seine angeborene Körperbeschaffenheit wechseln kann, so wird ein Mensch, der bisher wohlwollend, oder charakterfest, oder muthig, oder offenherzig war, nicht künftig boshaft, oder wankelmüthig, oder feig, oder versteckt sein; ebenso ist bekanntlich das Genie, z. B. des Dichters, des Feldherrn, des Mathematikers,

des Philosophen angeboren. Daher eben das Wort Charakter, welches zu deutsch ein festes, unveränderliches Merkmal bedeutet.

Wenn wir die geistige Verschiedenheit der Menschen mit Rücksicht auf das oben ausgesprochene Ziel unserer Forschung ins Auge fassen, so erkennen wir sofort, daß jene zweite Art der Geistesverschiedenheit, die besondere oder ins Einzelne gehende, uns hoffen läßt, mit ihrer Hilfe einen sicheren Blick in die Natur oder den Bau des Geistes zu thun, ja daß sie das Mittel zur Schöpfung einer Geisteslehre zu werden verspricht. Denn was suchen wir? eine bestimmte und sichere, eine womöglich von der Natur selbst gegebene Eintheilung der Geistesthätigkeiten: und siehe, diese tritt uns mit der Schärfe des mathematischen Beweises in der Charakterverschiedenheit der Menschen entgegen; denn wenn wir z. B. zwei Menschen finden, von denen der eine viel Verstand und wenig Gemüth, der andere wenig Verstand und viel Gemüth hat, so sind damit der Verstand und das Gemüth als zwei verschiedene, im Geiste selbst getrennte Kräfte nachgewiesen. Mit dieser Trennung von Verstand und Gemüth sind aber die beiden noch nicht als einfache oder als Grundkräfte zu erkennen: wir haben weiter zu forschen, ob nicht sowohl im Verstand als im Gemüth neue Verschiedenheiten und Trennungen sich nachweisen lassen. Und wenn wir da z. B. finden, daß ein Mensch viel Verstand oder Talent im Auffassen und Beurtheilen von Formen, aber wenig im Auffassen und Beurtheilen von Zahlen hat, ein andrer umgekehrt, so erkennen wir den Formensinn und den Zahlensinn als unter sich getrennte Verstandeskräfte. Ob nun diese Sinne wieder weiter zerfallen oder ob sie als einfache oder Grundkräfte zu erkennen sind, läßt sich auch nicht auf dem Wege der Theorie oder der Vermuthung, sondern nur durch thatsächliche Beobachtung feststellen. Würde die Forschung ergeben, daß ein Mensch für die Auffassung und Beurtheilung gewisser Formen viel Verstand oder Talent hätte, aber wenig für die Auffassung und Beurtheilung gewisser anderer, so wären auch im Formensinn wieder verschiedene Kräfte zu erkennen: ergiebt aber die thatsächliche Beobachtung, daß ein starker oder ein schwacher Formensinn sich stark oder schwach zeigt in Bezug auf Alles ohne Aus-

nahme, was Form ist, so ist dadurch der Formensinn als einfache oder Grundkraft des Geistes festgestellt. In dieser Beziehung steht die Phrenologie z. B. über der Chemie: der Chemiker weiß nicht, ob ein Stoff, den er jetzt als Grundstoff (Element) kennt, nicht vielleicht später als weiter zerlegbar erscheint. Dagegen ist jede bis jetzt nachgewiesene Grundkraft des Geistes, wie von jeder andern Grundkraft getrennt, so in sich selbst als einfach und untheilbar, als zweifellose Grundkraft nachgewiesen.

IV.

Ueber die Einheit des Geistes.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.
Goethe.

Kann die Einheit des Geistes bezweifelt werden? Gewiß nicht. Jedem Menschen sagt sein Bewußtsein, daß sein Geist, d. i. er selbst oder sein lebendiges Ich, eine Einheit ist. Gleichwohl scheint dieser Wahrheit eine andere zu widersprechen: die Mannichfaltigkeit des Geistes. Der Mensch besitzt mannichfaltige Triebe, Gefühle, Verstandeskräfte, ja er glaubt oft den Kampf seiner verschiedenen Geisteskräfte, z. B. seiner Leidenschaften und seiner Vernunft, in sich zu fühlen. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen, oder wie hat man ihn zu lösen gewußt?

Man hat den Widerspruch bisher so zu lösen gesucht, daß man nur die Einheit des Geistes für wirklich, deren Mannichfaltigkeit für scheinbar erklärte. Die Mannichfaltigkeit des Geistes, sagte man, sei nichts anderes, als die Einheit desselben in ihrer verschiedenen Thätigkeit. So wie das Auge, obwohl es nach verschiedenen Seiten hinblicke und Verschiedenes sehe, immer eines und dasselbe sei, so seien die verschiedenen Geistesthätigkeiten gleichsam nur Blicke des Geistesauges nach verschiedenen Seiten hin, verschiedene Richtungen der einen ungetheilten Geistesthätigkeit. Weit entfernt also, im Geiste ein Nebeneinander in sich getrennter Kräfte, gleichsam eine Gliederung des Geistes annehmen zu dürfen,

könne man in den verschiedenen Geistesthätigkeiten nichts anderes, als eine ungetheilte Einheit erkennen.

Allein diese Ansicht ist eine irrige. Die Mannichfaltigkeit des Geistes ist nicht eine blos scheinbare, sondern eine wirkliche, so wie seine Einheit. Diese beiden Eigenschaften des Geistes stehen sich in der Wahrheit ganz gleich. Damit aber, wird man sagen, wäre der Widerspruch nicht gelöst, eine Lösung, die wir eben suchen. Allein die Einheit und die Mannichfaltigkeit des Geistes *widersprechen sich nicht*, es ist ein Irrthum, dies zu glauben. Alle Dinge sind und müssen eines und vieles zugleich sein: das Sandkorn und die Erdkugel, der Grashalm und der menschliche Körper. Sie sind eines, insofern sie diese und jene bestimmten Dinge sind, sie sind vieles, insofern sie Bestandtheile haben. Oder mit andern Worten: man verwechselte in der vorliegenden Beziehung *Einheit* und *Einfachheit* mit einander. Der Geist ist eine Einheit, aber er ist nicht einfach, wie kein Ding in der Natur einfach ist.

Es läßt sich leicht nachweisen, wie man veranlaßt wurde zu glauben, daß der Geist eine Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetz mache, und *nur* eine Einheit (einfach) sei. Der Mensch ist ein *untheilbares* Wesen, ein „Individuum", weil er außer dem theilbaren Körper einen untheilbaren Geist hat, oder der Körper ist eine zur untheilbaren Einheit verbundene Vielheit von Theilen, ein „Organismus", weil er beseelt (begeistet) ist. Aus dieser Wahrheit glaubte man schließen zu dürfen, daß der Körper und der Geist sich in die beiden Eigenschaften des Organismus gleich theilten, daß der Körper nur Vielheit und der Geist nur Einheit sei. Allein dies ist ein Fehlschluß. Der Geist selbst ist ein Organismus, hat Bestandtheile, wie der Körper: er besteht aus einer zur Einheit verbundenen Vielheit von *Kräften*, wie der Körper aus einer zur Einheit verbundenen Vielheit von Stoffen besteht. Weit entfernt daher, daß die einzelnen Geisteskräfte blos als verschiedene Thätigkeitsweisen oder Richtungen einer ungetheilten Kraft zu betrachten wären, müssen sie als zwar zur Einheit verbundene, aber als unter sich getrennte, als *neben einander* bestehende Kräfte gedacht werden.

Der Beweis für diese Wahrheit ist ein mehrfacher oder stufenweiser. Der ganze Geist oder hier besser: die ganze Seele des Menschen ist zuerst eine doppelte, eine unbewußte und eine bewußte. Die unbewußte Seelenkraft begreift das Leben der körperlichen Organe unter sich. Die bewußte Seelenkraft oder Geisteskraft, deren Organ das Gehirn ist, umfaßt außer den äußeren Sinnen die niederen Sinne, die Gemüthssinne und die Verstandessinne.

Da Niemand behaupten möchte, daß die unbewußte Seelenkraft und die Geisteskraft nur verschiedene Richtungen einer mitgetheilten Kraft seien, so ist schon damit die Doppelheit, das Nebeneinander, die Organisation der Seele und des Geistes bewiesen.

Betrachten wir, ins Einzelne eingehend, die (unbewußte) Seelenkraft selbst, so erkennen wir auch hier in den gleichzeitigen Thätigkeiten des Herzens, der Lungen ꝛc. eine Mehrheit unter sich getrennter, neben einander stehender Kräfte.

Bei der Geisteskraft ist uns in den äußeren Sinnen ein besonders sprechender Beweis des Nebeneinander, der Gliederung der Geisteskräfte gegeben. Sehen und Hören ist so wenig eines und dasselbe, als die Hand und der Fuß eines und dasselbe sind.

Was die höchste Stufe des Beweises betrifft, daß auch die inneren Sinne selbst unter sich getrennte Kräfte sind, so verweise ich, um kürzer sein zu können, auf das in den „Grundzügen der Phrenologie" hierüber Gesagte. Da z. B. der Verstand und das Gemüth im Maße unabhängig von einander sind, indem ein Mensch viel Verstand und wenig Gemüth, oder umgekehrt, haben kann, so sind dadurch die beiderlei Geisteskräfte als unter sich getrennt nachgewiesen, ebenso wie das Gesichtsvermögen vom Gehörvermögen dadurch als getrennt erscheint, daß ein Mensch gut sehen und schlecht hören kann. Während daher bei der Annahme einer unbedingten Einheit des Geistes das theilweise Genie, der theilweise Blöd- und Wahnsinn, die Widersprüche und der Kampf der verschiedenen Geisteskräfte unter sich schlechthin unerklärte Erscheinungen wären, so finden diese Thatsachen in der Organisation

des Geistes eine ebenso befriedigende Erklärung, als die Krankheit oder die Schwäche des Sehvermögens neben der Gesundheit und Stärke des Hörvermögens.

Ueberdies kann die Mehrfachheit oder die Organisation des Geistes (und der Seele) sogar durch das eigene Gefühl wohl erkannt werden. Wenn ich ruhig und innerlich gesammelt — etwa in freier schöner Natur einsam stehend — mir meiner selbst und der Außenwelt fühlend und denkend bewußt bin, wenn das Auge sieht, das Ohr hört, wenn ich in den Gliedern das Leben, in der Brust das Athmen empfinde, wenn ich im Gemüth die Liebe und die Gottheit, im Geist die Natur und die Wissenschaft fühle und denke, kurz, wenn hier und dort, und dort und hier ein Funke des sprühenden Geistes zum Bewußtsein aufsteigt, und wenn dies Alles wie ein rings mich umgebendes Bild *zugleich* vor dem Geistesauge steht, so fühle ich klar die mehrfache Gliederung meines Geistes in seiner Einheit.

Die Ansicht von der Organisation des Geistes ist eine so nahe liegende, so nothwendige, daß man sich wundern darf, daß die Ansicht von dessen unbedingter Einheit so lange als die richtige galt. Allein das Räthsel löst sich so. Das Wesen des Geistes — wie das aller Dinge — ist unserer Erkenntniß unzugänglich. Sowohl die Einheit des Geistes, als seine Vielheit in der Einheit kann zwar als Thatsache nachgewiesen, aber nicht irgendwie *erklärt* oder *begriffen* werden. Diese große Wahrheit wurde verkannt. Bei der Betrachtung des räthselhaften Dinges, das wir Geist nennen, schien es die erste Aufgabe zu sein, dessen Wesen zu ergründen. Je schwieriger dies bei seiner Doppeleigenschaft als Einheit und Vielheit schien, desto mehr glaubte man die Einheit, als die einfachere und bestimmtere Eigenschaft, zuerst festhalten und ergründen zu müssen. Da diese Ergründung aber nicht möglich war, so kam man eben über die Einheit des Geistes bis heute nicht hinaus!

Die Naturwissenschaft hat in unseren Tagen eine stolze und selbstständige Höhe erstiegen, aber doch ist sie in großen und wichtigen Fragen den herrschenden Ideen der Philosophie unterthan. So in der Nerven- und Gehirnlehre. Befangen in der

Ansicht von der unbedingten Einheit des Geistes, sucht man in der Nervenlehre nach einem Vereinigungspunkt aller Nerven! Ein Haupttheil des Nervenbaues des Menschen — in der Gestalt mit der Pflanze des Blumenkohls vergleichbar, das Rückenmark und die in ihm zusammenlaufenden Nerven mit dem Stengel und den Wurzeln, das Gehirn in seinen einzelnen Organen mit der Blume in ihren einzelnen Aestchen — dieser Haupttheil des Nervenbaues zerfällt in seiner Thätigkeit in zwei große Hälften, in die Körpernerven mit dem Rückenmark, und das Gehirn. Die ersteren dienen theils zur Empfindung, theils zur Bewegung des Körpers, das letztere besteht aus den Organen der inneren Sinne. Diese beiden Nervenmassen sind nun zwar unter sich zur Einheit verbunden, aber jede derselben hat ihr eigenes selbstständiges Leben. Eine Menge von Thatsachen ist zur Bestätigung dieser Wahrheit gesammelt. Hier nur dies Eine. Wenn das Rückenmark verletzt oder zerstört ist, so sind die Geisteskräfte ungestört, und wo man — bei Thieren — die Gehirnorgane weggenommen, blieb die Empfindung und die Bewegung des Körpers vorhanden. Man hat sich also das Leben des Nervenbaues so zu denken. Die einzelnen in sich selbstständigen Gehirnorgane (der inneren Sinne) strahlen alle — auch unter sich vielfach verbunden — dem Rückenmark, und dieses ihnen zur Verbindung entgegen, und die beiden Nervenmassen bilden so ein untheilbares Ganzes, einen Organismus. Aber einen Vereinigungs-„Punkt" für die sämmtlichen Bewegungs- und Empfindungsnerven kann es so wenig irgendwo sonst oder im Gehirn geben, als ein solcher Vereinigungspunkt für die einzelnen Gehirnorgane selbst denkbar ist. (Sehr Ausführliches hierüber s. in dem Aufsatz Hirschfeld's über das Gehirn, welcher im 3. Heft der zweiten Auflage des vorliegenden Buches aus der „Zeitschrift für Phrenologie" aufgenommen ist.)

Was ist der Unterschied zwischen Seele und Geist? Die Antwort auf diese Frage ist sachlich sehr klar und bestimmt,

aber leider entsprechen der klaren Sache nicht auch klare und bestimmte Worte. Die ganze Lebensthätigkeit im Menschen ist eine doppelte, eine unbewußte, welche das ganze körperliche Leben, Athmen, Verdauung ꝛc. in sich faßt und auch ohne unser Bewußtsein, z. B. auch im Schlafe stattfindet, und eine bewußte, welche im Empfinden, Wollen, Denken besteht. Die Organe der ersteren sind die im ganzen Körper verbreiteten Nerven, die Organe der letzteren sind im Gehirn vereinigt. Wie schön wäre es nun, wenn man die so klare Sache auch mit so klaren Worten bezeichnen oder unterscheiden könnte, wenn man die erstere Thätigkeit „Seelenthätigkeit", die letztere „Geistesthätigkeit" nennen könnte. Allein dies ist unmöglich, weil der Sprachgebrauch unbedingt verbietet, die bewußte Lebensthätigkeit des Thieres Geistesthätigkeit zu nennen.

V.

Der Mensch und das Thier.

„Erde, Kristall, Pflanze, Thier, Mensch — jedes Folgende enthält das Vorhergehende *ganz*, aber dazu Anderes *mehr*; jedes Folgende ist specifisch vom Vorhergehenden verschieden, aber *nur* durch das, was es mehr hat."

Man kann die Phrenologie die *vergleichende* Geisteslehre nennen, da die Nachweisung der Grundvermögen des Geistes aus der Vergleichung der Charakterverschiedenheit (sowohl der Menschen als der Thiere) hergenommen ist. Die Thierwelt liefert hier zum Theil die sprechendsten Nachweisungen. Denn das Charakteristische der Thierwelt besteht eben darin, daß die thierischen Vermögen, die beim Menschen gewöhnlich mittelmäßig und harmonisch mit den höheren menschlichen Vermögen gegeben sind, sich bei den verschiedenen Thiergattungen nur in einseitiger, sehr starker oder sehr schwacher Entwickelung vorfinden. So treten diese Vermögen in einzelnen Thieren gleichsam personificirt auf, wie z. B. Infantal im Affen, Amicatal als Treue im Hunde, Oppositat als Muth im Hahne, Actital, zur Grausamkeit gesteigert, im Tiger, Acquisital als Diebssinn in der Elster u. s. w.

Ja, die Nachweisung kann hier eine noch bündigere werden. So wie die Trennung der äußeren Sinne, des Sehens, Hörens, nicht nur durch das gegenseitig unabhängige Maß derselben, sondern noch schlagender durch den gänzlichen Mangel eines Sinnes

beim Vorhandensein der andern bewiesen wird, so wird noch schlagender, als durch das gegenseitig unabhängige Maß der allen Menschen gemeinschaftlichen Vermögen, deren Trennung dadurch bewiesen, daß gewisse Vermögen, die bei einigen Thieren oder beim Menschen schlechthin vorhanden sind, bei andern Thieren schlechthin fehlen. So müssen vor Allem die Vermögen der höheren Denkkräfte und der Gemüthssinne, welche dem Menschen neben den thierischen Vermögen ausschließlich angehören, eben dadurch als von diesen wesentlich getrennt erkannt werden. So erweisen sich ferner das Musicatal der Nachtigall, das Constructal des Bibers, das Imitatal des Affen ꝛc. dadurch, daß diese Vermögen bei vielen Thieren schlechthin nicht gefunden werden, als selbstständig und von den übrigen getrennt. Und so kann man, Vermögen nach Vermögen abtrennend, von den höheren Thieren zu den niederen herabsteigen, bis auf der niedersten Stufe der Thierwelt, beim Verschwinden selbst einiger Sinnesthätigkeiten und selbst des Generatal, nur noch das Nutrital übrig bleibt.

Wenn wir mit dem Menschen die höchsten, ihm am nächsten stehenden Thiere vergleichen, so erhalten wir dadurch vor Allem über die menschliche Denkkraft, sofern sie sich von der thierischen unterscheidet, und also über die Denkkraft überhaupt, klaren Aufschluß. Prüfen wir dies etwas näher.

Als das niedere Denken oder als die erste Grundlage des Denkens wird uns von der Denklehre (der Logik) die Vorstellung genannt. Die Phrenologie kommt uns hier mit ihrer Anschaulichkeit zu Hilfe, indem sie zeigt, daß Vorstellung diejenige Geistesthätigkeit ist, durch die „Erkenntnißvermögen“ (wie im Gegensatz zu den „Denkvermögen“ die niederen Verstandessinne auch genannt werden) vermittelt wird. So kann ich mir eine Gestalt, eine Farbe, einen Ton, eine Zahl, einen Ort, eine Thatsache, ja eine ganze Gegend oder eine ganze Schlacht vorstellen, bei welcher letzten Vorstellung vielleicht alle einzelnen Erkenntnißvermögen zusammen thätig sind. Mit Einem Worte, ich kann mir alles das vorstellen, was entweder in der äußeren Welt vorhanden ist, oder was ich, wenn es vorhanden wäre, vermittelst dieser Vermögen auffassen könnte.

Um uns dies noch anschaulicher zu machen, wollen wir uns einen Menschen denken, der blos die niedern Verstandessinne (und von den übrigen Sinnen nicht die Gemüthssinne, sondern nur die thierischen Sinne) besäße. Ein solcher Mensch würde einerseits den Geboten seiner Triebe folgen, seine Nahrung suchen, um dieselbe mit denen kämpfen, die sie ihm streitig machen wollten u. s. w.; andrerseits würde er die äußerliche Welt nach allen Beziehungen überschauen, er würde leblose Dinge und lebende Einzelwesen nach Gestalt, Farbe erkennen, er würde sich in Oertlichkeiten zurechtfinden, er würde, wenn einem Genusse nahe, sich diesen, und wenn von einer Gefahr bedroht, sich diese nach seinen gemachten Erfahrungen vorstellen. Dennoch würde ein solcher Mensch auch bei der längsten Lebensdauer, weil auch noch so viele Vorstellungen ohne verknüpfendes Band, blos neben einander gestellt, nur Vorstellungen bleiben, sich nicht über die niedere Welt derselben erheben können. Man würde zwar einem solchen Menschen ein gewisses Denken zusprechen müssen, aber doch nur ein vergleichungsweis niederes Denken.

Ein solcher hier geschilderter, geistig verstümmelter Mensch steht im Thiere vor uns. Das Thier lebt ganz nur in der Welt der Vorstellungen: es besitzt in diesen gleichsam nur die erste Grundlage des Denkens; das *eigentliche* Denken geht ihm ab.

Was steht über den Vorstellungen? was fehlt dem Denken der Thiere zu dem höheren menschlichen Denken? Die Denklehre nennt als die über den Vorstellungen stehende höhere Denkthätigkeit das *Begreifen*, den *Begriff*. Ein Begriff ist, so fährt die Denklehre fort, *das aus mehreren Vorstellungen abgezogene Allgemeine*. Zur Veranschaulichung dieses richtigen Satzes mögen wir wieder den geistigen Zustand des Thiers zu Hilfe nehmen. Z. B. das Thier hat oft einen Bach gesehen, es hat also eine Vorstellung von dem Bache und zugleich von dem Wasser; ebenso hat das Thier oft Regentropfen gesehen und hat also auch unter der Gestalt eines Regentropfens eine Vorstellung von dem Wasser. Weil es aber nicht fähig ist, die beiden Vorstellungen des Wassers unter diesen verschiedenen Gestalten zusammenzustellen, so hat es keinen Begriff vom Wasser

als solchem, so kann es nicht das Wasser als solches denken, abgesehen von dessen verschiedenen Gestalten; es kann z. B. nicht sich den Bach in Regentropfen aufgelöst oder viele Regentropfen als Bach zusammen denken.

Dieses Zusammennehmen nun dessen, was zwei oder mehrere Dinge oder Vorstellungen Gemeinsames haben, heißt begreifen. Das Wort ist vom Zusammenfassen mehrerer Dinge mit der Hand, vom Zusammengreifen entlehnt. Ein anderes Beispiel: das Thier weiß nichts von Gut und Schlimm; denn Gut und Schlimm sind keine sichtbaren oder erkennbaren Dinge, können also keine Vorstellungen sein, sondern sind Begriffe. Das Thier kann unterscheiden zwischen einem guten und einem schlimmen Herrn, zwischen einem guten und einem schlechten Futter, weil es sich beides vorstellen kann. Weil es aber nicht das, was der gute Herr und das gute Futter Gemeinsames haben, zusammenfassen kann, so hat es keinen Begriff vom Guten: denn tausend gute Dinge nebeneinander gestellt oder nebeneinander im Geiste vorgestellt, geben nicht den Begriff, den abgezogenen Gedanken des Guten.

Ein Begriff also ist (nach der Denklehre) das aus mehreren Vorstellungen abgezogene Allgemeine. Die Aufgabe der Phrenologie ist es nun, das geistige Grundvermögen nachzuweisen, auf welchem diese Geistesthätigkeit der Abziehung des Allgemeinen beruht. Benutzen wir hier wieder die obigen Beispiele. Um die Eigenschaften des Wassers im Bache und im Regentropfen zusammenzufassen und so den Begriff Wasser zu bilden, dazu gehört das Vermögen, zu erkennen, was der Bach und der Regentropfen Gleichartiges und was sie Ungleichartiges haben, um so das Gleichartige im Begriff Wasser zusammenzufassen und das Ungleichartige von diesem Begriff auszuschließen. Ebenso um den Begriff „gut" zu fassen, dazu gehört, alle die verschiedenen Eigenschaften dieser oder jener Dinge zu erkennen und einige bestimmte gleichartige dieser Eigenschaften für den Begriff gut auszuscheiden. Dieses Erkennen der Eigenschaften eines Dinges aber und dieses Zusammenfassen und Trennen gleichartiger Eigenschaften von ungleichartigen beruht lediglich auf der Ver-

gleichung der Dinge. Denn zwei oder mehr Dinge vergleichen ist nichts anderes, als die gleichartigen und ungleichartigen Eigenschaften dieser Dinge erkennen und unterscheiden.

Das Vorstellen also beruht auf einzelnen unverbundenen Erkenntnissen, das Begreifen beruht auf dem Zusammenstellen und Vergleichen der einzelnen Erkenntnisse unter einander, — jenes auf den niederen Verstandessinnen, dieses auf dem sogenannten Vergleichungsvermögen.

Einige weitere Beispiele zur Veranschaulichung. Das Thier hat eine Vorstellung von dem Vergangenen und eine Vorstellung von dem Gegenwärtigen, d. i. von den Dingen der Vergangenheit und den Dingen der Gegenwart. Weil aber das Thier die Dinge der Vergangenheit nicht mit denen der Gegenwart vergleichen und so nicht den allgemeinen Begriff der Vergangenheit und der Gegenwart abziehen kann, so kann es auch den Begriff der Zukunft nicht fassen. Denn der Begriff der Zukunft beruht nur auf einer Vergleichung der Dinge der Zukunft mit den Dingen der Vergangenheit und der Gegenwart. Ebenso hat das Thier eine Vorstellung von lebendigen Dingen; es kann aber aus demselben genannten Grunde den Begriff des Lebens nicht fassen, und also auch nicht den des Todes. Ebenso hat das Thier eine Vorstellung von seines Gleichen. Weil es aber sich selbst nicht mit andern vergleichen kann, so kann es den Begriff ich nicht fassen und sich selbst nicht begreifen; es hat daher kein Selbstbewußtsein, es ist keine Person. Man beobachte das Kind, es spricht von sich zuerst (in der frühesten Kindheit) in der dritten Person; erst wenn das Kind anfängt „ich" zu sagen, geht ihm gleichsam eine neue Welt auf, fängt es an, sich seiner als Mensch bewußt zu werden. Kant in seiner Anthropologie sagt, die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Psychologen schwer fallen. Wir sehen, wie leicht die Phrenologie das Räthsel löst. Die Vergleichungsgabe des Kindes erwacht, es thut den ersten freien Blick in das Leben, in die es umgebende Welt, es erhebt sich aus dem Geisteszustande des Thieres, in dessen Anschauung alle Dinge ein ungeordnetes Wirrsal bilden, zu dem Geisteszustande des Menschen, dessen Gabe der

Vergleichung in dem Wirrsal Ordnung schafft und ihn dadurch, indem er vor Allem sich selbst von der Außenwelt unterscheidet, zum Weltbewußtsein und zum Selbstbewußtsein erweckt, zur Person erhebt.

Man glaube nicht, daß die Psychologen die Gabe der Vergleichung nicht als eine Hauptbedingung des Denkens von jeher erkannt hätten. Nein, diese Sache ist zu klar und konnte keinem Forscher leicht entgehen. Der Irrthum der Psychologen war nur der, daß sie, weit entfernt, die Einfachheit und Selbstständigkeit dieses Vermögens als eines Grundvermögens zu erkennen, vielmehr nur zusammengesetzte oder abgeleitete Begriffe, z. B. den Scharfsinn, den Tiefsinn, den Verstand, die Vernunft, die Urtheilskraft u. s. w. als einfache oder Grundvermögen aufstellten, deren Merkmale oder Eigenschaften oder Modificationen sie dann bestimmten, unter welchen Merkmalen dann freilich die Vergleichung als eines der ersten galt.

Ueber das zweite der von der Phrenologie nachgewiesenen, sogenannten eigentlichen oder höheren Denkvermögen, das Schlußvermögen, können wir uns kurz fassen. So wie das Vergleichungsvermögen, nach dem Obigen, dem Begreifen, so liegt das Schlußvermögen dem Schließen von Ursache auf Wirkung zum Grunde. Da nun, anerkannter Weise, Begreifen und Schließen die Grundlage alles höheren oder menschlichen Denkens bilden, so ist schon in der Benennung des Schlußvermögens als solches seine Erklärung enthalten. Wenn der Affe sich wärmend am Feuer sitzt, so fehlt ihm, weil ihm das Schlußvermögen fehlt, der Gedanke, durch Zulegen von Holz das Feuer zu unterhalten. So wie daher in dem Vergleichungsvermögen die erste Bedingung des Selbstbewußtseins, der Persönlichkeit liegt, so ist in dem Schlußvermögen die Bedingung der Handlung, des Entschlusses, des bewußten Willens gegeben.

(In dem vorstehenden Aufsatz habe ich das Wort „Geistesvermögen" gebraucht, wo ich sonst „Geisteskraft" zu sagen pflege. Ich habe dies absichtlich nicht geändert, da die beiden Wörter natürlich gleichbedeutend gebraucht sind. „Geistesvermögen" ist das richtigere, weil dadurch besser als durch „Geisteskraft" zu-

gleich das Aufnehmen im Geiste bezeichnet wird. Ich bin durch das Bestreben, möglichst populär zu sein (besonders in meinen Vorlesungen), dazu gekommen, gewöhnlich das Wort „Geisteskraft" zu gebrauchen.)

Ich nehme hier Gelegenheit, ein Wort über die Darwin'sche Lehre zu sagen, zu welcher die Phrenologie in keiner näheren Beziehung steht, als jede andere Naturwissenschaft. Meine Ansicht darüber ist daher keine phrenologische, sondern nur eine persönliche. Die Darwin'sche Lehre ist bekanntlich älter, als ihr jetziger Name, da z. B. schon Herder sie dem Wesen nach in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" dargestellt hat. Noch als Gymnasiast wurde ich durch das Lesen dieses Buches mit ihr bekannt und meine Ueberzeugung von der zweifellosen Wahrheit dieser Naturanschauung war von Anfang an bis heute so fest, daß es mir immer schwer fiel zu begreifen, wie ein denkender Mensch ihr im Wesen (von Einzelnheiten natürlich abgesehen) nicht beistimmen könne. Wenn Gott die Rose geschaffen, die am Stocke blüht, so können wir uns dieses Schaffen nur auf die eine Weise denken, daß Gott die Rose wachsen, sich entwickeln, werden ließ; und wie aus dem kleinsten Keime diese Rose und diesen Rosenstock in einigen Monaten, so aus dem kleinsten und unvollkommensten Keime alle vorherigen Rosenstöcke in Milliarden von Jahren. Wir finden ja überall in der Natur theils ein sichtbares Gewordensein, theils ein fortdauerndes Werden. Wir sehen an den Steingebilden, wie seit den Urzeiten unsere Erde sich so wie sie ist gebildet hat; wir sehen heute bei Pflanzen und Thieren in wenigen Jahren oder Jahrzehnten ein Entwickeln und Fortschreiten vom Einfachen zum Mannichfaltigen, vom Unvollkommneren zum Vollkommneren. Dieses Sichentwickeln und Werden ist das Wesen der Natur und darum ewig. (Natur heißt: Werden!) Eine andere Schöpfung, ein anderes Gewordensein ist nicht denkbar.

Viele verwerfen die Darwin'sche Lehre, ohne nach dem, was

denkbar oder nicht denkbar ist, zu fragen, und ohne Gründe für ihre Ansicht zu haben: sie verwerfen sie blos wegen falscher Folgerungen, die sie aus ihr ziehen. Viele z. B. meinen, es widerstreite der menschlichen Würde, anzunehmen, daß die Menschheit sich aus der Thierheit entwickelt habe. Allein jeder von uns ist aus dem denkbar kleinsten Keime zum Menschen geworden: er glich anfangs der unvollkommensten Pflanze, dann dem unvollkommensten Thier, dann machte er alle Stufen der Thierheit durch bis zum Menschen — unbeschadet seiner Würde. Und diesen selben Weg der Entwickelung sollte die Menschheit in Weltaltern nicht haben durchschreiten können, ohne an ihrer Würde Schaden zu nehmen? Es ist vielmehr ein höchst würdiger und erhebender Gedanke, daß die Menschheit hoffen darf, immer weiter in der Vervollkommnung fortzuschreiten, immer höhere Ziele zu erreichen. Wie traurig und entmuthigend dagegen ist die Meinung Derer, welche annehmen, daß der Mensch als vollkommen erschaffen worden, aber von der Stufe dieser Vollkommenheit herabgesunken sei!

Derselbe oder ein ähnlicher Fehlschluß ist es, wenn Viele meinen, daß nach der Darwin'schen Lehre zwischen Mensch und Thier kein wesentlicher Unterschied sei. Werfen wir einen Blick auf die Erdentwickelung. Nachdem auf unserer anfangs flüssigen Erde eine feste Kruste geworden, und das Festland sich vom Wasser geschieden, bildete sich zuerst die niederste Pflanzenwelt, die niedersten Schimmel-, Pilz-, Moosarten, wahrscheinlich noch lange ohne jede Spur von einer Thierwelt. Könnte man nun behaupten wollen, daß zwischen der Pflanzenwelt und der Steinwelt, zwischen dem lebendigen Krystall der Pflanze und dem todten Krystall des Steines darum kein wesentlicher Unterschied sei, weil sich die Pflanzenwelt aus der Steinwelt entwickelt habe? Gewiß nicht: der Unterschied zwischen beiden ist vielmehr ein sehr wesentlicher. Ebenso hat sich die Thierwelt zweifellos aus der Pflanzenwelt entwickelt; ja es giebt sogar noch jetzt Pflanzenthiere oder Thierpflanzen, von denen man nicht sagen kann, ob sie Pflanze oder ob sie Thier sind: und doch ist der Unterschied zwischen Pflanze und Thier ein sehr wesentlicher.

Ganz ebenso wesentlich nun ist der Unterschied zwischen Thier und Mensch. Welch alberner Schluß käme auch zu Tage, wenn wir annehmen wollten, daß das, was sich aus Anderem entwickelt hat, nicht wesentlich von ihm verschieden sein könne: dann wäre der Mensch nicht wesentlich verschieden vom Thier, das Thier nicht wesentlich verschieden von der Pflanze, die Pflanze nicht wesentlich verschieden vom Stein, — *also* wäre auch der Mensch nicht wesentlich vom Stein verschieden!

Wenn schließlich Viele meinen, die Darwin'sche Lehre führe zum Materialismus und widerstreite dem Glauben an die Unsterblichkeit, so ist auch dies nur ein Fehlschluß. Ich z. B., wenn ich von mir sprechen darf, bin nicht Materialist, weil ich Thatsachen kenne, welche ungefähr dem ähnlich sind, was Zschokke in seiner Lebensbeschreibung von seinen Visionen erzählt*), Thatsachen, welche mich zu der Ansicht zwingen, daß der menschliche Geist etwas *Anderes* und etwas *mehr* ist, als der Körper,

*) Zschokke erzählt, daß ihm beim Anblick vieler zum erstenmal von ihm gesehener Menschen deren ganzes vergangenes Leben mit allen Einzelnheiten vor seinem geistigen Auge vorüberschwebte. Eine Stelle hierüber mag hier wörtlich folgen. „Wir speisten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über *Mesmer's* Magnetismus, *Lavater's* Physiognomik u. dgl. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, Etwas zu erwiedern, besonders einem hübschen jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Gerade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn. Das wäre denn doch mehr, meint' ich, als Lavater's Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehen, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählte ich, was mir mein Traumgesicht gegeben, und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Casse seines Principals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Thür auf einem Tische der schwarze Geldkasten gestanden, u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten."

und daß er nach dem Zerfall desselben fortlebt. (Was die menschliche Unsterblichkeit gegenüber dem Thier betrifft, so kann ich mir eine stufenweise Unsterblichkeit als möglich denken, oder ich kann mir als möglich denken, daß die menschliche Unsterblichkeit mit dem menschlichen Selbstbewußtsein, dieser großen Scheidewand zwischen Mensch und Thier, in Zusammenhang steht.) Wer Thatsachen der erwähnten Art nicht kennt, und sie darum als nicht vorhanden betrachtet, ist in seinem Recht, allein er muß seinerseits auch das Recht Derer anerkennen, welchen solche Thatsachen bekannt sind und welche aus ihnen die nothwendigen Schlüsse ziehen. Darüber sind übrigens jetzt wohl alle Männer der Wissenschaft einverstanden, daß von der Annahme so zu nennender „Wunder", d. h. von Fällen der Aufhebung der Naturgesetze oder Weltgesetze, niemals und nirgends die Rede sein kann. In diesem Sinne nennt sich die materialistische Weltanschauung monistisch und hält sich für allein logisch. Allein aus unerklärten Gegensätzen, Stoff und Kraft, Körper und Geist, die Welt erklären zu wollen, scheint mir, ganz scharf genommen, weder monistisch noch logisch zu sein. Eine Weltanschauung, welche nicht materialistisch, aber in Wahrheit monistisch ist, und welche für in der Hauptsache richtig zu halten ich sehr geneigt bin, ist die bereits in einer Reihe größerer und kleinerer Werke niedergelegte Philosophie meines verehrten Freundes Maximilian Droßbach. (Dessen neueste Schrift ist „Ueber die verschiedenen Grade der Intelligenz und der Sittlichkeit in der Natur". Berlin 1873. Noch Einiges über Materialismus s. in meiner Schrift: „Die Ungöttlichkeit des Papstthums und die Kirche der Zukunft".)

VI.

Verstand und Vernunft.

Um Worte läßt sich trefflich streiten.
Goethe.

---

1. In der Psychologie.

Bei mehreren Schriftstellern finden sich Zusammenstellungen der Ansichten der Philosophen über die Begriffe Verstand und Vernunft, namentlich in ihrem Unterschiede. Die folgende ist zunächst aus Scheidler (S. 426 ff.) entlehnt.

Nach Leibnitz ist die Vernunft die Verkettung der Wahrheiten, besonders aus dem menschlichen Geist selbst (nicht aus der Offenbarung) geschöpfte, im Gegensatz gegen die sinnliche, isolirte Erfahrung.

Locke erklärt die Vernunft als das dem Menschen eigenthümliche Erkenntnißvermögen und findet in ihr vier Stücke: 1) Die Entdeckung und Erfindung der Beweisgründe, 2) die regelmäßige und richtige Anordnung derselben, 3) das Vernehmen ihrer Verbindung in jedem Theile der Deduction, 4) die Einsicht in die Richtigkeit eines Schlusses. Diese vier Stücke schreibt Locke einer doppelten Kraft zu: dem Scharfsinn (Urtheilskraft), durch welchen die Vernunft die Mittelbegriffe empfindet, und dem Schließvermögen, durch welches sie sie ordnet.

Nach Wolf ist die Vernunft die Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten, während der Verstand nur einzelne Wahrheiten verdeutlicht, welche die Sinne und die Einbildungskraft nur verwirrt oder höchstens blos klar liefern; Wolf bezog den Verstand auf die Begriffe und Urtheile, die Vernunft auf die Schlüsse, welche Begriffsbestimmung sich sehr lange erhalten hat.

Kant (der sich übrigens hierin gar nicht gleich bleibt) nimmt im weitern Sinn Verstand und Vernunft gleichbedeutend für das sogenannte obere oder höhere Erkenntnißvermögen; im engern Sinn ist ihm die Vernunft bald das Vermögen, das Besondere aus dem Allgemeinen abzuleiten, bald das Vermögen, welches Principien der Erkenntniß a priori an die Hand giebt und zum Bedingten das Unbedingte verlangt; der Verstand soll ein Gegenstand für die Vernunft sein, welche keine Begriffe schafft, sondern nur die Verstandesbegriffe ordnet und ihnen Einheit giebt. Der Verstand ist insonderheit das Vermögen, Vorstellungen selbstthätig hervorzubringen, und soll als Spontaneität der Receptivität entgegenstehen. Im logischen Sinn soll Verstand das Vermögen, das Einzelne im Allgemeinen darzustellen oder das Vermögen der Begriffe, Vernunft, das Vermögen, das Besondere aus dem Allgemeinen abzuleiten, oder das der Schlüsse sein, zwischen welche eine besondere Urtheilskraft, als Vermögen, das Besondere unter das Allgemeine zu subsumiren, eingeschoben wird.

Jacobi nannte anfangs Vernunft das Vermögen, aus sinnlich gegebenen (empirischen) Vorstellungen Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, oder bloße Verhältnisse wahrzunehmen; später den Sinn für das Uebersinnliche (oder das Organ, womit das Uebersinnliche, die Ideen, vernommen wird, wie mit dem Auge das sinnlich Sichtbare); sodann die Ueberzeugung von dem an sich Wahren, Schönen und Guten (Ideen), welche er anfangs Glaube, Glaubenskraft genannt und der Vernunft entgegengestellt hatte.

Nach Fichte ist die Vernunft (oder der Geist, die Intelligenz, Ichheit) die absolute Selbstthätigkeit, wodurch das Ich und alles, was für dasselbe ist, da ist, oder der unmittelbare Ausdruck des Göttlichen, ja das Göttliche selbst.

Aehnlich Schelling, der übrigens ebenfalls sich nicht gleich geblieben ist; nach diesem ist die Vernunft selbst das Sein Gottes, der Alles in Allem, oder die Identität des Idealen und Realen ist, oder die totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven, und in welcher Alles, so wie außer ihr nichts sein soll. Der Verstand ist die unentwickelte, nur das Einzelne umfassende Vernunft, ja die zerfallene Vernunft. Später erklärte Schelling die Vernunft für das allgemein Menschliche, Unpersönliche, Allen Zukommende, Verstand für die in einem Einzelnen begründete und ausgebildete Denkthätigkeit; daher er den Verstand über die Vernunft setzt.

Herbart leugnet, daß die Vernunft der allgemeine, angeborne Vorzug des Menschen vor dem Thiere sei, welches letztere die menschliche geistige Ausbildung nicht wegen einer specifischen Verschiedenheit zwischen Thier- und Menschenseele, sondern blos wegen des Mangels der Hände und Sprache nicht erlangen könne; der Verstand sei das Vermögen, uns im Denken nach der Quantität des Gedachten zu richten, die Vernunft das Vermögen, zu überlegen und nach dem Ergebniß der Ueberlegung sich zu bestimmen.

Nach Hegel ist die Vernunft die einfache Identität der Subjectivität des Begriffs und seiner Objectivität und Allgemeinheit.

Nach Fries ist Vernunft im Allgemeinen die ganze Selbstthätigkeit des Geistesvermögens (im Gegensatz gegen die Sinnlichkeit oder Receptivität), im Besondern die der Erkenntniß; der Verstand ist das Denk- oder Reflexionsvermögen, das Vermögen der Deutlichkeit der Erkenntniß; aber zugleich auch (wegen des Einflusses des Denkens auf die übrigen Geistesvermögen) das Vermögen der Selbstbeherrschung.

Nach Schulze ist die Vernunft das Vermögen einer von der Sinnlichkeit unabhängigen, ihr unerreichbaren Erkenntniß, oder das Vermögen der Erkenntniß der Ideen; der Verstand ist vornämlich das Vermögen des Denkens des Causalzusammenhanges und der Zwecke, steht manchmal im Dienste der Sinnlichkeit, ist aber auch für die Vernunft unentbehrlich, da er doch

immer Richter über die Wahrheit und Anwendbarkeit der Ideen bleibt.

E. Reinhold erklärt den Verstand im weitern Sinn für das Denkvermögen überhaupt, im engern Sinn für die Urtheilskraft, d. i. die Fähigkeit, durch Prüfung der Behauptungsgründe zu einem Urtheile, dessen Verwirklichung einer solchen Ueberlegung bedarf, sich selbst zu bestimmen; im engsten Sinn für das empirische Erkenntnißvermögen. Was den Ausdruck Vernunft betrifft, so müsse man, der Weise unserer Sprache angemessen, zwei Bedeutungen desselben unterscheiden. Im weitern Sinn sei Vernunft die allgemeine Kraft der geistigen Lebensstufe, welche im Menschen unter der Voraussetzung und Bedingung der sinnlichen sich erhebt. In dieser Bedeutung werden gewöhnlich Vernunft und Sinnlichkeit im Menschenwesen einander entgegengesetzt, und gilt allgemein die Vernunft für das charakteristische Unterscheidungsmerkmal des Menschengeschlechts im Vergleich mit der thierischen Natur. In einem engern Sinn steht die Vernunft als das Vermögen der rein rationalen Erkenntnisse und Ueberzeugungen dem empirischen Erkenntnißvermögen entgegen.

2. In der Phrenologie.

Verstand ist die allgemeinste Bezeichnung der ganzen menschlichen Denkkraft, d. i. des Vergleichungsvermögens und des Schlußvermögens sammt den niederen Verstandessinnen. Jenachdem die einen oder die anderen dieser einzelnen Kräfte vorzugsweise thätig sind, ist der Verstand ein sehr verschiedener und wird auch verschieden benannt. Ist das Vergleichungsvermögen vorzugsweise thätig, so heißt der Verstand Scharfsinn, bei vorwaltender Thätigkeit des Schlußvermögens Tiefsinn. Der Scharfsinn und der Tiefsinn sind aber wieder andere, jenachdem sie mit diesem oder jenem niederen Verstandessinne in Verbindung treten. So spricht man vom Scharfsinn des Naturforschers, des Sprachforschers ꝛc., von dem Tiefsinn des Philosophen, des Geschichtsforschers ꝛc. Beide, der Scharfsinn und der Tiefsinn, in ihren verschiedenen Beziehungen werden auch Talent genannt.

Das höchste Maß des Talentes, wenn und weil es nicht durch Lehre und Uebung erreicht werden kann, sondern angeboren sein muß, heißt *Genie*.

Das Wort Verstand hat mehrere Bedeutungen, weitere und engere. Die eben betrachtete Bedeutung, welche die Thätigkeit der ganzen dritten Classe der Geistesvermögen in sich begreift, ist die weiteste. Eine engere Bedeutung ist z. B. die, wenn man den Verstand dem Talent *entgegensetzt*. Man pflegt so vom praktischen Verstand zu sprechen. Man versteht darunter die Thätigkeit des Vergleichungsvermögens und des Schlußvermögens mehr in Bezug auf die *gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens*, auf die *praktische Handlungsweise* des Menschen; unter Talent dagegen die Thätigkeit jener beiden Vermögen in Verbindung mit der Thätigkeit eines oder einiger bestimmten niederen Verstandessinne, wie wenn man z. B. vom Talent des Malers, des Mechanikers, des Musikers, des Rechners ꝛc. spricht.

In noch engerer Bedeutung ist das Wort Verstand gebraucht, wenn wir von dem Verstand der Thiere sprechen, wo also blos die Thätigkeit der niederen Verstandessinne darunter begriffen ist. Der Gebrauch des Wortes in dieser von der gewöhnlichen sehr abweichenden Bedeutung scheint dadurch gerechtfertigt, daß die niederen Verstandessinne in sehr verschiedenem Maße bei den einzelnen Thieren und Thierclassen vorhanden sind, und daß man also, wie von Graden der Dummheit, so auch von Graden des Verstandes der Thiere sprechen darf.

Verstand — sagte ich zu Anfang — ist die allgemeinste Bezeichnung der menschlichen Denkkraft. Ich erweitere jetzt diese Worte durch folgenden Zusatz: Verstand ist die allgemeinste Bezeichnung der *alleinigen* menschlichen Denkkraft, d. i. der Denkkraft *ohne Beziehung* zu andern Geistesthätigkeiten des Menschen. Die *Vernunft* dagegen ist *der Verstand in Beziehung zu, oder in gemeinschaftlicher Thätigkeit mit den höheren Gemüthssinnen des Menschen*.

Gehen wir, um dies deutlich zu machen, auf den *Begriff* zurück. Der Begriff wird dann *Idee* genannt, wenn zu ihm eine Beziehung zu einem oder dem andern der höheren Gemüths-

sinne hinzukommt. Z. B. man sagt: der Begriff Stein, Farbe, der Begriff des Gehens u. s. w. Denn darin liegt keine Beziehung zu den höheren Gefühlen. Allein man sagt: die Idee der Liebe, der Schönheit, des Göttlichen, des Fortschritts u. s. w. mit Bezug auf die Gemüthssinne: des Bonital, Veneratal u. s. w., eines einzelnen oder einiger. Man sagt in gleicher Weise oder mit derselben Beziehung: ein verständiges Mittel, ein vernünftiger Zweck. *Wie nun der Verstand das Reich der Begriffe, so umfaßt die Vernunft das Reich der Ideen.*

Es versteht sich von selbst, daß man *ohne* die genannte Beziehung, d. i. als von bloßen *Verstandesgegenständen*, auch von dem *Begriff* der Liebe, des Göttlichen, der Tugend u. s. w. sprechen kann. Auch ist das Wort „Idee" oft in anderer, als der obigen Bedeutung, z. B. überhaupt mit „Gedanke" gleichbedeutend, gebraucht.

VII.

Phrenologische Charakteristik.

Γνωθι σαυτον!
Lerne dich kennen!

Hermann Rothe, der Mnemoniker.

Alter: 34 Jahr. Temperament: sanguinisch-nervös. Der Kopf (d. i. die Gehirnhöhle, abgesehen von der Größe des Gesichts) hat über mittlere Größe, ohne zu den großen oder sehr großen zu zählen.

Organenmaße: Generatal $3^1/_2$—4, Infantal 4, Concentratal $3^1/_2$, Amicatal 4, Oppositał $3^1/_2$—4, Actital 4, Secretal 3, Acquisital $4^1/_2$, Cautal 5, Ipsotal 4, Ambital $4^1/_2$—5, Firmital $4^1/_2$, Consciental 4—$4^1/_2$, Veneratal 4, Speratal 4—$4^1/_2$, Bonital $4^1/_2$, Imitatal 4, Miraculital $3^1/_2$—4, Idealital 4, Comicatal 3, Realital $3^1/_2$—4, Numeratal $3^1/_2$—4 (?), Locatal $3^1/_2$, Factital $3^1/_2$—4, Musicatal $3^1/_2$—4 (?), Constructal $3^1/_2$ (?), Verbotal $3^1/_2$, Comparital $4^1/_2$—5, Causalital $4^1/_2$. (1 = sehr klein, 2 = klein, 3 = mittelmäßig, 4 = ziemlich groß, 5 = groß, 6 = sehr groß.)

Die Organisation im Ganzen ist eine sehr harmonische und glückliche. Keines der Einzelorgane ist in vorragend starkem oder schwachem, sondern die meisten sind in gutem, vollem Maße vor-

handen, wodurch die Bildung als eine allseitige und zugleich kräftige erscheint. Bei dieser Kräftigkeit kommt noch das lebendige, sanguinisch-nervöse Temperament sehr in Anschlag.

Im Einzelnen ist Generatal etwas über mittelmäßig, fast ziemlich groß. Da es mit gutem Amicatal, auch überhaupt

Hermann Kothe.

mit ziemlich großen höheren Gefühlen verbunden ist, so wird die Geschlechtsliebe nur insofern wahren Genuß gewähren und Seelenbedürfniß sein, als sie zugleich Liebe im höhern Sinne, d. i. auf Freundschaft, Achtung und Wohlwollen gebaut ist. Ami-

catal ist ziemlich groß; Herr K. fühlt demzufolge das Bedürfniß der Anschließung, der Freundschaft, des gemüthlichen Familienlebens; Abgeschiedenheit, Einsiedlerthum ist das Gegentheil dessen, was ihn befriedigt. Dieser Zug der Gemüthlichkeit wird durch den für einen Mann ziemlich großen Sinn der Kinderliebe noch unterstützt. Oppositat ist ziemlich groß; trotz der Gemüthlichkeit ist daher der Charakter ein muthiger und männlicher; muthig auftreten, gegen eine Gefahr sich stellen, Schwierigkeiten überwinden, ist Herrn K. eine Freude. Actital, welches ziemlich groß ist, verstärkt wesentlich die Energie des Oppositat, indem es dem Charakter neben dem Muthe auch die Kraft des Ausführens, die Lust und den Fleiß des Schaffens giebt. Zufolge eben dieses Sinnes kann es, wenn derselbe sehr aufgeregt wird, leicht dahin ommen, daß Herr K. zürnt, heftig, böse wird. Doch gilt dies nicht für den Zustand geistiger Ruhe; denn wegen der überwiegenden Entwickelung der Gemüthssinne liegt z. B. kaltes Hassen und Rachenehmen seinem Charakter sehr fern. Da Secretal nicht eben schwach, aber auch nicht stark ist, so weiß Herr K. zu verschweigen, ohne daß jener vorragende Zug des Geheimthuns oder des instinktmäßigen übertriebenen Verbergens der Gefühle und Gedanken ihm eigen ist. Acquisital ist ziemlich groß oder groß; Herr K. ist also auf Erwerb bedacht, haushälterisch, sparsam. Dieser Zug muß sich um so gewisser finden, als auch Cautal groß ist, ein Sinn, der uns an die Zukunft denken, die Dinge nicht zu leicht nehmen, überhaupt mit Ueberlegung und Umsicht handeln läßt.

Ipsotal ist nicht mehr als ziemlich groß; also bildet der Stolz im tadelnden Sinne (Hochmuth, Selbstgenügsamkeit) jedenfalls keinen Charakterzug. Allein als Selbstvertrauen wird dieser Sinn doch nicht zu schwach auftreten, da er von ziemlich großem Speratal- und Oppositat, besonders auch von sehr gut entwickelten Denkkräften unterstützt ist. Dagegen ist Ambital größer oder entschieden groß. Der Ehrgeiz, der nach Ruhm und Anerkennung strebt, ist also größer als der sich selbst genügende Stolz und bildet einen Charakterzug. Da sowohl Firmital als Conscientat ziemlich groß sind, so besitzt Herr K. Entschiedenheit

und Beharrlichkeit im Handeln, verbunden mit einem edlen Sinne für Wahrheit und Recht, oder Das, was man in der gewöhnlichen Sprache „Charakter" zu nennen pflegt. Zufolge des ziemlich großen Veneratal hat Herr K. Gefühl für Autorität, für Anerkennung fremden Verdienstes, um so mehr, da Ipsotal nur mäßig groß ist. Veneratal ist zugleich der Sinn der Religiosität; das religiöse Gefühl als solches ist daher jedenfalls in gutem Maße vorhanden; ob aber Herr K. eine selbstbewußte religiöse Richtung, einen festgestellten religiösen Glauben habe, hängt davon ab, ob und wie die Denkkraft sich mit dem religiösen Gefühl abgefunden oder ausgeglichen hat. (Daher der häufig bemerkte Wechsel der Ansichten über Religion bei einem und demselben Menschen in verschiedenen Lebensperioden; denn die Charakterzüge als solche sind und bleiben in jedem Menschen so ziemlich die nämlichen, aber die Ansichten können sich ändern.) Speratal ist ziemlich groß, beinahe so groß, wie Cautal; obgleich daher der Charakter ein sorglicher ist, so wird doch die Sorge in Herrn K. nicht zu trüber Aengstlichkeit vor der Zukunft; es waltet vielmehr, auch durch das lebhafte Temperament unterstützt, eher Zuversichtlichkeit vor, welche sich der Sorgen auch bisweilen entschlagen kann. Da Bonital ziemlich groß ist, aber Actital ebenfalls, so zählt Herr K. zwar zu den guten, aber keineswegs zu den überguten, d. i. sanften, weichen, schwachen Menschen, sondern neben der Güte macht sich die Kraft, bisweilen die Heftigkeit, oder wo es nöthig ist, die durchgreifende Strenge geltend. Auf das ziemlich große Imitatal gründet sich eine gewisse Lebhaftigkeit der Darstellung, die Kunst, das Gefühlte und Gedachte lebendig und anschaulich wieder zu geben. In demselben Maße ist Miraculital vorhanden, zufolge dessen der Geist nicht gern in den Kreisen des Alltäglichen oder Bekannten stehen bleibt, sondern eine allgemeine Wißbegierde, einen Zug nach Ungewöhnlichem, Neuem, vielleicht Wunderbarem zeigt. Idealital ist fast groß; der Charakter des Herrn K. gehört daher nichts weniger als zu den prosaischen, trockenen; das Streben nach Schönem, Edlem, Erhabenem, Poetischem ist ein vorwaltender Zug in ihm. Dagegen zählt Herr K., weil Comicatal nur mittelmäßig entwickelt ist, nicht zu Denen, welche es

lieben, die Dinge ins Komische zu ziehen, oder welche sich viel im Scherzen gefallen.

Was die Sinne des Verstandes oder die Talente betrifft, so ist die Harmonie unter ihnen allen eine nicht gewöhnliche zu nennen, wie aus dem oben angegebenen Maße derselben zu erkennen ist. Nicht nur sind die niederen Verstandessinne unter sich im Gleichmaße, sondern diese Sinne im Ganzen genommen stehen auch mit den Denkkräften im besten Gleichgewicht. Daraus folgt, daß die Organisation des Herrn K. zu allen den verschiedenen menschlichen Geistesthätigkeiten oder Berufsarten, aber zu keiner derselben einseitig oder ausschließlich geschaffen ist. Doch ist hier natürlich nur von den Verstandeskräften oder Fähigkeiten *als solchen* die Rede, abgesehen von den Gefühlen und Neigungen, welche uns bestimmen, denselben diese oder jene Richtung oder Anwendung zu geben. Da bei Herrn K. die Gefühlssinne und insbesondere Idealität sehr gut entwickelt sind, so wird er nicht eine trockene, gemüthlose Geistesthätigkeit lieben oder wählen, sondern eine solche, bei welcher Idealität und die übrigen Gefühlssinne zugleich thätig sind und ihre Befriedigung finden. Wenn ich übrigens dem Geiste des Herrn K. eine einseitige Richtung oder Befähigung absprach, so gehört dahin z. B. nicht die zur Mnemonik; denn eben weil bei dieser Kunst die sämmtlichen Geisteskräfte in gutem Maße vorhanden sein müssen, so könnte man ihn, weil er dieses Gleichmaß besitzt, und besonders auch mit Rücksicht auf sein lebhaftes und schnellkräftiges Temperament, einen geborenen Mnemoniker nennen.

Diese Organisation des Herrn K. ist darum noch besonders interessant, weil sie uns zugleich über das Wesen der Mnemonik Aufschluß giebt. Viele, welche die Gedächtnißlehre nicht näher kennen, glauben, daß nur Derjenige, welcher ausnahmsweise von der Natur mit einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt sei, die Mnemonik erlernen oder Großes darin leisten könne. Allein dies ist nicht so. Obgleich Herr K., wie Jeder weiß, der ihn gehört hat, in der Gedächtnißkunst das Außerordentlichste leistet, so läßt sich doch mit Bestimmtheit behaupten, daß er seine Kunst nicht einer *besondern* Naturanlage verdankt, und daß sehr

viele Menschen, welche jetzt nur ein gewöhnliches Gedächtniß besitzen, ebendasselbe, wie er leisten würden, wenn sie die Gedächtnißkunst so wie er erlernt und geübt hätten. Denn kein Einzelsinn, weder Verbotal, noch Numeratal, noch Realital ꝛc. ist bei ihm besonders groß, also keiner der Sinne besonders stark, welche ein großes Einzelgedächtniß, Wort-, Zahlen-, Sachengedächtniß ꝛc. begründen würden. Mit einem Worte also, das Naturgedächtniß bei Herrn K. ist nach allen einzelnen Richtungen nur ein gewöhnliches und seine Stärke ist allein sein Kunstgedächtniß.

Wenn jedoch so die bestrittene Frage, ob die Mnemonik im Allgemeinen von Jedermann mit Erfolg erlernt werden kann, nur bejahend zu beantworten ist, so kann es andererseits nicht zweifelhaft sein, daß der eine Mensch vermöge seiner natürlichen Geistesbeschaffenheit viel mehr Talent zu diesem Studium hat, als der andere, und da die Phrenologie allein hierüber nähern Aufschluß geben kann, so mögen die zur Erlernung der Mnemonik erforderlichen Geisteseigenschaften hier kurz besprochen und so den Vielen, welche sich an den Leistungen des Herrn K. und anderer Mnemoniker staunend ergötzen, für ihre Wünsche, Aehnliches selbst zu leisten, das Horoskop gestellt werden.

Vor Allem kommt hier mehr die Beschaffenheit, als die Größe des Gehirns (mehr die Lebendigkeit und Beweglichkeit, als die Stärke oder das Vielfassende des Geistes) in Betracht. Ein Mensch langsamen Geistes, ein Phlegmatiker, und wenn er noch so talentvoll wäre, wird doch weit weniger zur Erlernung der Mnemonik geschickt sein, als ein Sanguiniker oder Choleriker, wenn dieser auch an sich kleinere Organe, geringere Talente besäße. Herr K. wurde in der Aneignung und wird jetzt in der Ausübung der Gedächtnißkunst durch ein sehr lebendiges, sanguinisch-nervöses Temperament ganz besonders unterstützt.

Ferner wird zur Erlernung der Mnemonik Jugend (ein noch bildsamer, elastischer Zustand des Gehirns) erfordert. In vorgerückteren Jahren, im vollendeten Mannesalter, kann man sich wohl leicht neue Kenntnisse (wie die Regeln der Mnemonik), aber viel schwerer neue Fertigkeiten (wie die Anwen-

dung jener Regeln) erwerben. Jedoch darf man nicht vergessen, daß es bisweilen Männer und Frauen schon in mittleren Jahren von noch so großer geistiger Jugend giebt, daß sie beim Erlernen der Mnemonik die leibliche Jugend kaum vermissen würden.

Ein weiteres wesentliches Erforderniß für den genannten Zweck ist außer einer nicht mangelhaften Entwickelung der sämmtlichen Verstandeskräfte besonders ein wenigstens ziemlich gutes Maß des Comparital (des vergleichenden Scharfsinns, wie Gall es genannt), d. i. desjenigen Sinnes, welcher uns Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge leicht bemerken und auffinden läßt. Denn die ganze Gedächtnißkunst beruht hauptsächlich auf der schnellen und glücklichen Vergleichung, oder auf der Auffindung der Aehnlichkeit unter den Dingen und Begriffen. Wie alle übrigen Sinne, so ist auch dieser bei den einzelnen Menschen in sehr verschiedenem Maße vorhanden. Ist er schwach, so eignet sich der Mensch wenig zur Erlernung der Mnemonik, er mag in einzelnen andern Beziehungen mit noch so guten Talenten ausgestattet sein.

Ein letztes, aber nicht das unwichtigste Erforderniß ist ein tüchtiger, beharrlicher Fleiß in der Uebung der Mnemonik. Wie das Spielen eines musikalischen Instruments, so lange wir noch keine Fertigkeit darin erlangt haben, uns keinen Genuß gewährt, sondern durch Schwerfälligkeit das Ohr unangenehm berührt, so gewährt die Kenntniß der Theorie der Mnemonik noch keinen praktischen Erfolg, keinen befriedigenden Genuß, so daß Viele, weil ihrer Ungeduld die Anwendung der Regeln allzuschwer und mühsam scheint, die ganze Lehre als unpraktisch verwerfen. Erst dann kann die Mnemonik lohnend und wahrhaft nützlich sein, wenn die dabei erforderte sehr bedeutende Geistesarbeit durch Uebung eine gleichsam unwillkürliche geworden ist.

Wenn wir alles Dieses zusammennehmen, so werden wir uns nicht wundern, daß von den sehr Vielen, welche die Mnemonik durch Vorträge oder durch das Lesen eines Werkes kennen lernen, nur sehr Wenige sich dieselbe zu einem befriedigenden Gebrauch aneignen, wenn auch bei dem Einen mehr der eine, bei dem Andern mehr der andere der genannten Gründe wirkt.

Es ist dies zu bedauern gegenüber dem hohen Grade von Vortrefflichkeit und Einfachheit, auf den die Mnemonik in der neuesten Zeit von Reventlow und Kothe gebracht worden ist, so daß aus dieser Lehre ein großer Nutzen für die Erlernung aller der vielen Dinge, die man jetzt im Leben zu lernen hat, hervorgehen würde. Es giebt, wie mir scheint, nur einen Weg, die Mnemonik praktisch nützlich zu machen und allgemein zu verbreiten, nämlich: sie in den Schulen zu lehren. Und dazu wird es auch vielleicht noch kommen, da das wahrhaft Gute früher oder später seine Aufnahme findet. Bei wöchentlich einer Lehrstunde könnten da im Verlaufe weniger Jahre außerordentliche Erfolge erzielt werden, und nicht nur die besten, sondern schon gewöhnliche Schüler würden es dahin bringen, wohin wir es in dieser Kunst jetzt nur von berühmten Mnemonikern gebracht sehen. Dabei kommt noch ein wichtiger Punkt in Betracht. Während die gewöhnliche Methode des mechanischen Auswendiglernens leicht den Geist, die Denkkraft schwächt, so ist das Vergleichungsvermögen oder der vergleichende Scharfsinn, welcher vorzüglich in der Mnemonik geübt wird, der hauptsächlichste Bestandtheil des menschlichen Denkvermögens und Verstandes überhaupt, und es ist also die Uebung in der Mnemonik zugleich eine Uebung derjenigen Verstandeskräfte, welche wir zur Auffassung und Beurtheilung aller wissenschaftlichen Dinge vor Allem gebrauchen. Wie die Mathematik den Geist fest, bestimmt, logisch macht, so macht die Mnemonik den Geist lebendig, umsichtig, vielseitig.

Mein lieber Herr Dr. Scheve!

Sie wünschen das Resultat Ihrer an mir vorgenommenen phrenologischen Untersuchung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich habe dagegen schon deshalb nichts einzuwenden, weil Ihre Darlegung einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgt und überdies ganz geeignet ist, das noch immer in weiten Kreisen herrschende Vorurtheil, als bedinge die Mnemonik ein schon von Natur vor-

treffliches Gedächtniß, ziemlich klar zu widerlegen. Ihre Schätzung der an mir entdeckten Neigungen, Geistessinne und Talente scheint mir nach sorgsamer Prüfung im Allgemeinen eine so richtige und genaue, daß ich schon hiernach einer Wissenschaft, die so in die Tiefen des menschlichen Geistes einzudringen vermag, eine nicht unbedeutende Zukunft wünschen muß und auch prophezeihen zu dürfen glaube.

Aufrichtig der Ihrige.

Hermann Kothe.

VIII.

Psychologie und Phrenologie.

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Doch es stockt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.
Goethe.

---

1. Der Philosoph Rosenkranz.

Es ist anziehend und belehrend, die verschiedenen Urtheile der deutschen Gelehrten über die Phrenologie kennen zu lernen. Während natürlich alle Phrenologen über die Hauptwahrheiten ihrer Wissenschaft — einer Naturwissenschaft — übereinstimmen und übereinstimmen müssen, so gehen die Ansichten aller Gegner dieser Lehre sehr weit auseinander.

Ein in seiner Art merkwürdiger Gegner ist der berühmte Hegelianer Rosenkranz. Dieser beginnt sein Urtheil über die Phrenologie in seinem Handbuch der Geisteslehre (S. 192) so:

„Den Geist, die absolute Thätigkeit, in dem todten Knochen suchen zu wollen, ist das Widersprechendste, was gedacht werden kann, aber dieser Zusammenhang beruht darauf, daß das Nervensystem der Träger des Geistes, und in ihm das Gehirn dessen Blüthe ist. Das Gehirn ist nichts unveränderlich Festes. Die Hirnschale verändert sich, wie die vergleichende Anatomie zeigt, zugleich mit der Veränderung der Hirnbildung. Da nun der

Mensch die ganze Natur ausmacht, so vereinigt auch sein Gehirn alle Organe, welche bei den Thieren in einseitiger Schroffheit auftreten. Der Wandersinn der Zugvögel, die Nachahmungslust des Affen, die grausame Gefräßigkeit der Raubthiere u. s. f. drückt sich in ihrer Hirnbildung einseitig aus, und wird also bei den Menschen sich in ähnlichen Bildungen darstellen. Der Mensch ist dem Menschheitsbegriffe nach unendlich, aber als Einzelwesen ist er beschränkt, und zwar ist es die Natur, welche ihm bestimmte Grenzen anweist. Ein Jeder empfängt besondere Anlagen als angeborene; seine Freiheit kann dieselben mehr oder weniger ausbilden, aber weder vernichten, noch andere an ihre Stelle setzen. Der Schädel ist in den ersten Kinderjahren vorzüglich, allein auch späterhin noch weich; der Knochen erhärtet völlig erst mit der völligen Reife der Mannbarkeit. Unstreitig ist nun das Gehirn, dieses so sorgfältig in den Felsentempel des Schädels eingegossene, so mannichfaltige Organ nicht auf jedem Punkte in seiner Wirksamkeit dasselbe. Die Thätigkeit des Geistes, so schließt man, wird sich also nach ihrer Verschiedenheit auch entsprechend in den verschiedenen Theilen des Gehirns äußern. Aber durch die Thätigkeit wird ein Organ stärker. Folglich wird die Hirnschale durch die Erstarkung eines ihrer Organe verändert werden, eine Veränderung, welche nur die Form einer Erhöhung annehmen kann. Der in sich wühlende Geist wirft einen „Maulwurfhügel" nach dem andern auf. Durch die Erhöhung entsteht unmittelbar auch eine Vertiefung, und es kommt somit darauf an, aus den Hebungen und Senkungen der Hirnschale die Anlagen eines Menschen und den Grad ihrer Ausbildung zu erkennen. — Von Seiten der vergleichenden Anatomie und Physiologie hat die Phrenologie ihr vollkommenes Recht; denn die Zunahme der geistigen Fähigkeiten und die Verschiedenheit derselben in der Gestaltung der Kopfhöhle, also eine Bedeutung der Erhöhungen am großen oder kleinen Gehirn, läßt sich nicht leugnen."

Wenn der Phrenolog seine Wissenschaft mit kurzen Worten erklärend und vertheidigend schildern wollte, er könnte es kaum besser thun, als es hier von Rosenkranz geschehen ist. Allein Rosenkranz bleibt nicht fest bei diesem seinen Urtheil stehen, so

entschieden es auch lautet. Er ist Philosoph, und als solcher kennt er etwas Höheres, als die vergleichende Anatomie und Physiologie, in der, wie er zuletzt sagt, die Phrenologie ihr Recht hat. Dieses Höhere ist die Unfehlbarkeit seiner Schule, seines Systems. Er fährt nämlich unmittelbar nach den mitgetheilten Worten so fort:

„Und doch sagt Hegel: die Physiognomik, vollends aber die Kranioskopie zu Wissenschaften erheben zu wollen, ist einer der leersten Einfälle, die es geben konnte, noch leerer als eine signatura rerum, wenn aus der Gestalt der Pflanzen ihre Heilkraft erkannt werden sollte. Auch in der Phänomenologie hat Hegel ein langes humoristisches Kapitel dagegen geschrieben."

Rosenkranz steht jetzt zwischen der von ihm eben als wohlbegründet anerkannten Phrenologie und zwischen dem Ansehen seines Meisters, der dieselbe spottend verwirft — rathlos, sollte man meinen — mitten inne. Allein diese Stellung giebt ihm blos Gelegenheit zu zeigen, was die Philosophie vermag: nämlich Alles, was sie will. Denn die Philosophie (in der schlimmen Bedeutung) ist das gerade Gegentheil der Naturwissenschaft, weil nichts in ihr feststeht, weil man darin Alles behaupten und Nichts beweisen kann. Rosenkranz beeilt sich daher wieder gut zu machen, was er gegen seine Schule gefehlt. Dieser zugewendet erklärt er, daß die zu Gunsten der Phrenologie von ihm gesprochenen Worte nicht so zu verstehen seien, wie sie lauten, und bekräftigt diese Behauptung durch Blicke der Geringschätzung, die er auf jene zurückwirft. Hier einige Sätze aus Rosenkranz' weiterer Rede.

„Der Grundmangel Gall's und Spurzheim's war ihre jämmerliche Geisteslehre und Philosophie; man kann in der That nichts Verwirrteres und Seichteres denken, als diese ganz äußerliche Zerstückelung der geistigen Fähigkeiten, welche man auf den geduldigen Schädelknochen vertheilte." Oben spricht Rosenkranz selbst von dem Wandersinn der Zugvögel (Ortssinn), der Nachahmungslust der Affen, der Grausamkeit der Raubthiere (Zerstörungssinn), welche die Phrenologie als Grundvermögen mit ihren Organen nachgewiesen hat. In diesen wenigstens findet

er also nichts Verwirrtes und Seichtes. Sind aber, frage ich, die übrigen phrenologischen Vermögen anderer Natur? Wer könnte in der Nachweisung eines Vermögens der Kinderliebe, oder des Kampfsinnes, des Erwerbtriebes, des Wohlwollens, des Tonsinnes, des Farbensinnes ꝛc. Grund finden, Gall und den Phrenologen Verwirrtheit und Seichtheit vorzuwerfen?

Jedoch Rosenkranz geht noch näher auf seinen Vorwurf ein, indem er ein Beispiel nennt. „Wie sollte z. B. — sagt er — der Größensinn und der Zahlensinn besondere Organe für sich haben, da doch die Zahl nichts anderes ist, als die bestimmte Größe?“ Dieser Einwand klingt scharfsinnig, aber diese Art Scharfsinn ist in der Phrenologie, einer Naturwissenschaft, ohne Geltung. Sollten Rosenkranz nicht aus der Geschichte der Naturwissenschaft viele Fälle bekannt sein, wo die Natur der scharfsinnigsten Voraussetzungen der Philosophen gespottet? Den Lehrern sind die Beispiele nicht fremd, wo ein Knabe ein großes Rechnentalent, aber ein geringes Talent für geometrische Studien, oder umgekehrt, hatte. Ein armer Knabe in England, erzählt Combe, zeichnete sich durch ein ungewöhnliches Rechnentalent aus. Einige Menschenfreunde unterstützten ihn, damit das Talent seine Stelle finde, und bestimmten ihn zum Ingenieurfach. Combe, der den Knaben phrenologisch untersuchte, fand, daß der Zahlensinn sehr stark, der Größensinn dagegen, der das Talent des Ingenieurs mit bedingt, sehr schwach entwickelt war. Seine Voraussagung, daß der Knabe den gehegten Erwartungen nicht entsprechen werde, ging so weit in Erfüllung, daß er aus Mangel an Talent vom Ingenieurfach zurücktrat.

„Die Schädellehre vergißt“, sagt Rosenkranz weiter, „daß der Geist es ist, welcher den Menschen vom Thier unterscheidet, und daß er, obschon das Gehirn ihm die Bedingung seiner Entwickelung ist, dasselbe doch keineswegs zum Grunde seiner Thätigkeit hat. Der Grund ist vielmehr er selbst in seiner einfachen, an und für sich vom Organismus freien Persönlichkeit.“ Hier nennt Rosenkranz den Geist frei vom Gehirn, ohne weitere Einschränkung. Oben hat er, der Wahrheit entsprechender, gesagt,

daß besondere Anlagen angeboren — mit dem Gehirn gegeben — seien, daß die Freiheit dieselben mehr oder weniger ausbilden, aber weder vernichten, noch andere an ihre Stelle setzen kann; daß das Gehirn des Menschen alle Organe, welche bei den Thieren in einseitiger Schroffheit auftreten, vereinigt, daß die Erhöhungen des Gehirns unleugbar ihre Bedeutung haben.

„Diese Freiheit", fährt Rosenkranz fort, „macht es unmöglich, die einzelnen Erhöhungen des Schädels und die unter ihnen verborgenen Organe mit Bestimmtheit auf die einzelnen Geistesthätigkeiten zu beziehen." Rosenkranz, der sich hier nicht geistreicher zu helfen weiß, versteckt sich hinter das Wort „mit Bestimmtheit". Aber wenn, wie er oben gesagt hat, die einzelnen Gehirntheile ihre bestimmten Verrichtungen haben (welche die Erhöhungen des Schädels verursachen), so hat es keinen Sinn zu sagen, daß diese bestimmten Verrichtungen mit Bestimmtheit zu erforschen unmöglich sei.

„Das Gehirn, also auch der Schädel, zeigt eine Aehnlichkeit mit dem ganzen Körper, wie mit dem Antlitz. Im Körper unterscheiden sich Unterleib, Brust und Kopf, als die Gegenden des Gemeinen oder Sinnlichen, des Gemüthlichen und des Geistigen. Ebenso gliedert sich das Antlitz; das untere, bewegliche drückt die Sinnlichkeit, das mittlere, halbbewegliche die Gemüthlichkeit, das obere, fast bewegungslose die Intelligenz für sich aus. So ist nun auch das hintere Gehirn der Sitz der Sinnlichkeit, das mittlere der der Gemüthlichkeit, das vordere der des Geistes. Soweit kann man nach Aehnlichkeitsschlüssen mitgehen." Also (meint Rosenkranz) soweit die Sache auf der offenen Hand liegt, soweit sie kein mühsames Naturstudium erfordert, und man am Studirtische über sie aburtheilen kann, so weit kann man, d. h. können wir Philosophen, mitgehen. Er vergißt, daß er oben schon viel weiter mitgegangen ist.

„In England und Frankreich macht die dort herrschende schlechte Geisteslehre das Ansehen der Phrenologie erklärlich." Oder, so meine ich, in Deutschland erklärt der schlechte Zustand der Geisteslehre den Kampf gegen die Phrenologie.

„So gerecht nun," so schließt Rosenkranz, „der Kampf gegen die Kraniosкopie ist, wenn sie auf die Zufälligkeiten der Schädelbildung sich gründet, so wird doch dadurch die allgemeine Wahrheit derselben nicht aufgehoben." Unter dieser allgemeinen Wahrheit versteht Rosenkranz jene Dreitheilung des Gehirns. Rosenkranz stellt hier auffallend unlogisch das „Zufällige" und das „Allgemeine" einander gegenüber. Er hätte dem Allgemeinen gegenüber vom Besonderen sprechen müssen. Das Allgemeine muß aber sein Besonderes haben, es besteht ja aus ihm. Das Besondere ist daher um nichts zufälliger, als das Allgemeine. Und was ist in unserem Fall das Besondere anderes, als was Rosenkranz oben Wandersinn der Zugvögel, Nachahmungslust der Affen ꝛc. nennt?

(Einiges Nähere über Rosenkranz, welchen ich später in Königsberg persönlich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, und welcher meiner Einladung an ihn, meine Vorlesungen zu besuchen, freundlichst entsprach, s. in meinen „Phrenol. Reisebildern".)

2. Ein Gelehrter der Schweiz.

In St. Gallen, wo ich vor sehr zahlreichen Zuhörern über Phrenologie Vorträge hielt, brachte der „Erzähler" vom 5. Oct. 1849 folgende Zeilen von einem ungenannten Verfasser, wie ich später erfuhr, von einem geachteten Gelehrten.

„Phrenologisches. Dr. Scheve hat vorgestern einen Vortrag über Kraniosкopie gehalten, in welchem er dieses Studium nicht nur als eine interessante naturgeschichtliche Curiosität oder Sammlung von mehr oder minder erklärten Beobachtungen dem Publikum empfahl, sondern es vielmehr verkündigte als eine „Entdeckung", eine „Methode", als die geschmähte und verfolgte Wahrheit selbst. Schädellehre soll gleichbedeutend sein mit Seelenlehre und Menschenkenntniß. Die bisherige Behandlung der Psychologie als eine der moralischen Wissenschaften wurde Stubengelehrsamkeit und Speculation genannt (obwohl Phrenologie ohne Philosophie gar keinen Sinn hat, und während ihres kurzen Bestehens selbst schon vielerlei Systeme erlebte). Wir haben uns dabei unwillkürlich erinnert, daß Professor Scheitlin fast 30 Jahre

Psychologie als ein Lieblingsfach in St. Gallen gelehrt hat, und zwar auf die erwähnte hergebrachte Weise; denn er war nicht Phrenolog. Der gegenwärtige Lehrer der Philosophie am Gymnasium soll kein Phrenolog sein, und seine Schüler, falls solche zuhörten, werden sich verwundert haben, ihn als einen Kerl, der speculirt (nach Goethe's Ausdruck), auf die dürre Heide gesetzt zu sehen. In der Kantonsschule richtet man sogar einen neuen Curs der Philosophie eben jetzt ein, und Herr Dekan Greith, der die Psychologie zu lehren gedenkt, ist unseres Wissens auch nicht Phrenolog. Alles unnütze Arbeit, nach Herrn Scheve! Man glaubte eben bisjetzt, das psychologische Material lasse sich aus Beobachtungen an sich selbst und bei Andern, aus Geberden, Worten und Werken, ferner in Irrenhäusern und Strafanstalten, aus der Geschichte und den Dichtern schöpfen (nicht gerade immer mit den Fingerspitzen, sondern mit offenem Geist, Ohr und Auge), und müßte dann rationell verarbeitet sein. Und wer hat uns gelehrt, die Jugend naturgemäßer unterrichten, die Verbrecher richtiger beurtheilen, die Irren vernünftiger behandeln, wodurch hat der Hexen-, Geister- und Teufelsglaube aufgehört? Durch die gemeine Psychologie, weder durch Gall noch durch Spurzheim. Dürfen wir endlich, als Schweizer, nicht auch daran erinnern, daß der Ruhm einiger unserer größten Schriftsteller in der gemeinen Seelenkenntniß beruht? Wir nennen nur den Genfer Bonnet, den Berner Bonstetten (beide Schriftsteller in der Psychologie), Rousseau in den Confessionen und dem Emil, Pestalozzi in allen seinen Schriften, Lavater den Physiognomen, Scheitlin in der Thierseelenkunde, Zschokke in der Selbstschau, den ächten Psychologen Bitzius u. A. m. Keiner dieser Männer gehört zur Zunft der Phrenologie. Dies alles bemerken wir nicht, als wäre etwas damit gegen die Phrenologie gesagt, von der hier gar nicht die Rede ist, und welche die Physiologen beurtheilen mögen; aber warum bleibt diese (problematische) Lehre nicht in ihren Grenzen?"

Ich gab hierauf in demselben Blatte die folgende

„Entgegnung. Im vorigen Blatte des Erzählers findet sich ein kleiner Artikel gegen die Phrenologie oder gegen meine

Weise ihrer Darstellung, aus dem ich ersehe, daß im Verfasser ein Gegner der Phrenologie mir das Vergnügen gemacht hat, meine erste Vorlesung zu besuchen. Wenn derselbe auch meiner gestellten Bitte, die ganze Darstellung vor einem zu gebenden Urtheil abzuwarten, nicht entsprochen hat, so stimmt dies doch zu sehr mit der Weise aller Gegner dieser Wissenschaft, welche dieselbe näher kennen zu lernen sich nicht leicht die Mühe nehmen, überein, als daß ich mich besonders darüber beschweren dürfte.

Mein Gegner — ich hätte ihn lieber mit Namen genannt — würde sich, wie er andeutet, gern mit der Phrenologie befreunden, wenn dieselbe nicht Geisteslehre selbst sein wollte, sondern neben oder hinter der Geisteslehre als Schädellehre einherginge.

Allein sollte mein Gegner in der That nicht wissen, daß das Wort Phrenologie zu deutsch nichts anderes als eben Geisteslehre bedeutet, und daß Gall und alle folgenden Phrenologen gegen das Wort Schädellehre, als eine unrichtige Vorstellung von der Wissenschaft gebend, protestirt haben? (Carus, der einzige, welcher sich selbst Bekenner einer Kranioskopie oder Schädellehre nennt, ist ein Gegner der Phrenologie.) Wie sonderbar ist es also von meinem Gegner, mir einen Vorwurf daraus zu machen, daß ich in meinen Vorträgen lehre, die Phrenologie sei das, was sie sich nennt, eine Geisteslehre!

Wenn nun beide, sowohl die bisherige Geisteslehre, als die ihr entgegenstehende Phrenologie, die wahre Geisteslehre zu sein behaupten, so ist die große Frage die, welche der beiden die wahre sei.

Natürlich, fehlt mir hier der Raum, diese Frage erschöpfend zu erörtern. Aber wenn ich die bisherige Geisteslehre eine verfehlte oder nicht wissenschaftliche nenne, so genügt als Beweis für diese Behauptung eigentlich schon die eine Thatsache, daß keiner der bisherigen Geistesforscher mit dem andern auch nur in den ersten Hauptsätzen der Wissenschaft, in der Lehre von den Grundvermögen des Geistes, übereinstimmt, daß der eine mehr, der andere weniger, der eine diese, der andere jene Grundvermögen annimmt. Die Phrenologie aber, im Gegensatze damit und in Harmonie mit allen andern Naturwissenschaften,

stimmt schlechthin in allen Hauptsätzen der Wissenschaften mit sich selbst überein, d. i. von Gall an hat kein Phrenolog andere Grundvermögen des Geistes angenommen, als der andere, wie dies ja auch gar nicht möglich wäre; denn es kommt hier nicht, wie in der bisherigen Geisteslehre, auf ein beliebiges (philosophisches oder speculatives) Annehmen an, sondern auf ein durch die Thatsachen der Natur zu bestätigendes Entdecken oder Auffinden der einzelnen Grundvermögen. Wenn einmal ein Grundvermögen des Geistes und sein Organ durch Tausende von Thatsachen als solches nachgewiesen ist, so ist es nicht möglich, daß auch nur ein einziger unter allen Phrenologen über dasselbe abweichender Ansicht sei, gerade so wenig, als es möglich wäre, daß die Chemiker oder die Physiker über die Grundwahrheiten ihrer Wissenschaft verschiedener Ansicht wären. Freilich giebt es auch bestrittene Punkte in diesen Wissenschaften, wie auch in der Phrenologie, aber den Grundstock aller dieser Naturwissenschaften bildet eine große Zahl feststehender und unbestrittener, unter allen Männern vom Fache allgemein als solche anerkannter Wahrheiten.

Diese Ueberlegenheit der Phrenologie über die bisherige Geisteslehre konnte aber meinem Gegner nicht unbekannt sein. Was thut er nun, um der Phrenologie diese Ueberlegenheit zu nehmen? Er täuscht — leider muß ich ihn dessen anklagen — den Leser durch eine Unwahrheit; er sagt nämlich, „daß die Phrenologie während ihres kurzen Bestehens schon vielerlei Systeme erlebte". Es giebt nichts Unwahreres als diese Behauptung. Die siebenundzwanzig Grundvermögen des Geistes und ihre Organe, die zuerst Gall entdeckt und nachgewiesen, sind ohne eine einzige Ausnahme von allen folgenden Phrenologen als in der Wahrheit begründet erkannt und anerkannt worden. Nur noch einige Grundvermögen mehr wurden nach Gall entdeckt. Ueberhaupt giebt es in der Phrenologie, wie in allen andern Naturwissenschaften, und kann es gar keine verschiedenen Systeme geben, welche in den Grundwahrheiten der Wissenschaft von einander abwichen. Diesen Ruhm der Systemmacherei und des Systemwechsels kann nur die bisherige oder speculative Geisteslehre für sich in Anspruch nehmen.

Was nun noch die berühmten Namen betrifft, mit denen mein Gegner die bisherige Geisteslehre wie mit einer Schutzmauer zu umgeben glaubt, so ist darüber Folgendes zu sagen. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beschreibung und Erklärung der menschlichen Geistesthätigkeiten. Der Geistesforscher (Psycholog), indem er die Geistesthätigkeiten nur beschreibt, steht auf demselben Standpunkt mit dem Dichter, dem Romanschreiber, dem Historiker. Die bisherigen Psychologen nun waren zum Theil Meister in der Beschreibung der Geistesthätigkeiten, aber kein einziger hat vor Gall dieselben zu erklären vermocht. Man suchte immer und immer nach dieser Erklärung (jedes sogenannte System der bisherigen Geisteslehre, d. i. jedes neue Aufstellen von Grundvermögen des Geistes war ein solcher Versuch), aber man fand diese Erklärung nicht (jedes der Systeme zeigte sich als ein verfehltes). Dieses vergebliche Streben nach dem unerreichten Ziele hat Schiller in den Worten geschildert:

Alles will jetzt den Menschen von Innen, von Außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Dich zu fangen ziehen sie aus mit Netzen und Stangen:
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

Ja ich könnte meinem Gegner eine große Anzahl berühmter Psychologen selbst nennen, welche alle laut beklagten, daß die Geisteslehre so wenig wirkliches Wissen biete, daß es an der Erklärung der Geisteserscheinungen, z. B. der Widersprüche im menschlichen Gemüthe, des theilweisen Blödsinns, des theilweisen Wahnsinns u. s. w. fehle. Erst die Phrenologie hat durch die Auffindung der wahren Grundvermögen des Geistes diese Erklärung gegeben, und deswegen darf man erst die Phrenologie die wahre Wissenschaft des Geistes nennen.

Ich kann diesen Unterschied des Beschreibens und des Erklärens in einer Wissenschaft meinem Gegner durch ein Beispiel vielleicht noch anschaulicher machen. Vor Copernikus gab es bekanntlich schon eine sogenannte Wissenschaft der Sternkunde. Man beobachtete die Bewegung der Himmelskörper, man sagte die Sonnen- und Mondfinsternisse voraus, und viele gelehrte

Männer erwarben sich großen Ruhm durch ihre Forschungen auf diesem Felde des Wissens. War aber darum die Sternkunde, welche den Himmel und die Sonne sich um die Erde drehen ließ, eine wahre Wissenschaft? Nein, denn die richtige Erklärung der beobachteten und beschriebenen Thatsachen fehlte. Erst Copernikus, indem er die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte, gab so die richtige Erklärung der Thatsachen, erhob so die Sternkunde zur Wissenschaft."

3. Scheidler.

Weil die Psychologie eine philosophische, keine Naturwissenschaft ist, so sind alle Psychologen Systematiker. Sie lassen sich im Allgemeinen in zwei Classen theilen, in selbstschaffende (originale) Systematiker, und in solche, welche sich begnügen, die Wissenschaft nach bester Wahl aus dem vorgefundenen Stoff darzustellen (eklektische Systematiker). Wie leicht zu vermuthen, kommen die Psychologen, wenn sie nur denkende Männer sind, in dem Maß der Wahrheit näher, oder besser, schweifen sie in dem Maß weniger weit von der Wahrheit ab, als sie weniger original sind. Denn wo, wie in der Psychologie, nicht die Naturbeobachtung, sondern die Speculation die Führerin der Forschung ist, da giebt es auch gegen die ärgsten Verirrungen der fesselloseu Phantasie keine Bürgschaft, wogegen die wählende Urtheilskraft solche Verirrungen leicht erkennt und vermeidet. Als einer der wenigst originalen und dabei als ruhig verständiger Systematiker erscheint mir Scheidler in seinem Werk über die Psychologie (Darmstadt 1833, 2. Ausg.). Dieses kann daher als eine Durchschnittsdarstellung ihres jetzigen Zustandes gelten, d. i. als eine Schilderung ihres neutralen, rings von unzähligen Ausschweifungen begrenzten Gebietes. Weil aber dieses Gebiet ein an wissenschaftlichen Ergebnissen gänzlich leeres ist, so kann Scheidler's Verdienst natürlich nur ein negatives sein.

Was die Methode der Forschung betrifft, so betrachtet Scheidler, wie alle Psychologen, die Selbstbeobachtung als den ersten und eigentlich einzigen Weg der Forschung. Man spricht zwar in der Psychologie auch von einer „Beobachtung

Anderer", aber nur als von einer Ausnahme, in Fällen, wo die Selbstbeobachtung nicht ausreichend oder nicht unbefangen genug scheint, z. B. beim Zustande des Zornes. Der Gedanke an eine Vergleichung der Charakterverschiedenheit blieb hier natürlich ebenso fern, als bei der Selbstbeobachtung selbst. Scheidler sagt (S. 278): „Die Hauptquelle der Psychologie ist die Selbstbeobachtung, innere Erfahrung, die Auffassung der Thatsachen des eigenen Bewußtseins, sodann die (auf Analogie gebaute) Beobachtung Anderer, namentlich für solche Seelenzustände, wobei eigene Beobachtung nicht stattfinden kann". S. 236, Anm. 2: „Der Sprachgebrauch beschränkt, wie bei den Wörtern Anatomie, Physiologie, Therapie, Pathologie u. s. w. die Psychologie auf die menschliche Seele, und dies mit um so größerm Recht, als von einer wissenschaftlichen Seelenkunde der Thiere bei dem Mangel aller eigentlichen Basis (Selbsterkenntniß) nie die Rede sein kann". Damit ist also das große, so höchst wichtige Feld der Seelenforschung, das der thierischen Seelenerscheinungen, gänzlich von der Wissenschaft ausgeschlossen! Hat Scheidler nicht an die vergleichende Anatomie u. s. w. gedacht? Er setzt hinzu: „Jedoch lassen sich einige allgemeine psychische Gesetze (z. B. der sogenannten Ideenassociation, des Gedächtnisses, der Triebe oder Begierden u. s. w.) allerdings auch auf die thierischen Seelenerscheinungen anwenden". (!)

Von der wissenschaftlichen Begründung der Psychologie sagt Scheidler (S. 22): „Jeder Mensch hat von sich selbst eine gewisse Kenntniß seines Innern: er weiß z. B., daß er nicht nur, wenn seine Sinne gereizt werden, verschiedene Empfindungen erhält, sondern auch, daß er selbst bei Verschlossenheit des äußeren Sinnes verschiedene Vorstellungen zu erzeugen vermag; ferner, daß gewisse Dinge ihm angenehme oder unangenehme Gefühle erregen u. s. w. Diese unmittelbare Kenntniß unseres eigenen Innern ist aber nicht schon Psychologie. Daß sie dieses werde, dazu wird

erstens eine möglichste Vollständigkeit und das Fixirthaben jener Vorstellungen in bestimmten Begriffen erfordert. Die einzelnen Seelenerscheinungen müssen mit einander verglichen, das

Gemeinschaftliche in Gruppirungen vereinigt oder unter Begriffe gebracht werden (z. B. Sinnesanschauung, Gedächtniß, Einbildungskraft, Denken, Witz, Scharfsinn, Tiefsinn, Genie, Gefühle, Affekte, Begierden, Leidenschaften, Charakter u. s. w.), weil nur durch Hülfe dieser in Begriffe gefaßten Erkenntniß eine Uebersicht des Ganzen, sowie Fixirung der Erkenntniß im Gedächtniß und Mittheilbarkeit derselben an Andere möglich wird. Dies ist jedoch nur das eine und erste Geschäft, zu welchem sodann noch

das zweite, die Zurückführung dieses Mannichfaltigen auf die ihm zum Grunde liegende Einheit, oder die Erklärung der psychischen Thatsachen aus ihren Gesetzen, hinzukommen muß, wenn eigentliche Wissenschaft von der menschlichen Seele entstehen soll. Es genügt mithin nicht die historische Auffassung, daß wir z. B. empfinden, uns erinnern, mit Bildern spielen, fühlen, begehren; sondern es muß gezeigt werden, warum dies sich so zuträgt, oder welches sind die Gesetze z. B. des Erkennens durch den Sinn, oder die des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Denkens, der Gefühle und Triebe u. s. w."

Allein die beiden Stufen, auf die hier Scheidler die Psychologie erhebt oder zu erheben sucht, sind nicht vorhanden, und die Psychologie sinkt bei näherer Betrachtung von dieser Höhe ganz herab. Die erste Stufe — das Fixiren der psychologischen Vorstellungen in Begriffe — ist nicht die Schöpfung und das Verdienst der Psychologie, sondern der Sprache. Die Psychologen begnügten sich, die Bedeutung der Worte zu erklären, in welche die schaffende Sprache längst die Begriffe der Seelenthätigkeiten gefaßt. Ein Beweis dafür ist schon darin gegeben, daß die Psychologie, jenachdem ein Werk über dieselbe in dieser oder jener Sprache geschrieben ist, allemal mehr oder weniger als eine andere erscheint. Gerade die für den Standpunkt der Psychologie wichtigsten Worte, die der höheren Begriffsstufen, sind in den verschiedenen Sprachen nie ganz übereinstimmend, sich nie ganz entsprechend. Man übersetze z. B. die Worte Geist, Gemüth, Talent, Verstand, Vernunft, Scharfsinn, Tiefsinn, Trieb u. s. w. in's Französische, Englische oder Lateinische. Des

Gegensatzes wegen vergleiche man in dieser Hinsicht mit den psychologischen Werken die in verschiedenen Sprachen geschriebenen Werke über Phrenologie (oder über irgend welche andere Naturwissenschaft). In der Phrenologie ist die Sache überall die gleiche; denn ihr gegenüber dienen nur die Worte, welche in der Psychologie herrschen.

Auf der ersten Stufe also, die Scheidler für die wissenschaftliche Psychologie in Anspruch nimmt, steht schon jeder Gebildete als solcher, indem er von den Begriffen Gedächtniß, Gefühl ꝛc. deutliche Kenntniß hat. Diese Stufe kann daher nicht das Eigenthum irgend eines besonderen wissenschaftlichen Gebietes sein.

Die zweite Stufe aber, welche scheinbar dem Forscher weit mehr und Namhaftes bietet, ist nicht minder leer an wahren Ergebnissen. Wann und von wem ist das große Ziel erreicht, sind die Gesetze der Geistesthätigkeiten aufgefunden worden? In welchen unbekannten Werken sind diese Schätze des Wissens niedergelegt? Nein, der gelehrte Psycholog hatte bisher von dem Warum und Wie des Denkens, der Gefühle, der Leidenschaften keine tiefere Kenntniß, als jeder Denkende, der niemals einen Blick in ein psychologisches Werk geworfen. Es ließen sich auch, Scheidler gegenüber, eine Reihe von Aussprüchen älterer und neuerer Psychologen zusammenstellen, welche die Psychologie als eine in den Ergebnissen der Forschung sehr arme Wissenschaft bezeichnen.

Was Scheidler in den mitgetheilten Worten von der „Zurückführung des Mannichfaltigen auf die ihm zum Grunde liegende Einheit" sagt, löst zugleich treffend das ganze Räthsel des bisherigen Zustandes der Psychologie und ihres jetzigen gedankenlosen Kampfes gegen die Phrenologie. Doch es sei mir erlaubt, hier statt einer trockenen Ausführung das folgende Bild zu geben.

Zunächst der breiten Straße steht das große Wundergebäude. Nur dessen kleine Vorderseite mit fünf verschiedenen architektonischen Feldern ist der Straße zugewendet. Rings steigen Anhöhen auf, welche die übrigen Seiten des Gebäudes den Augen der Wanderer entziehen. Das offene Thor ladet zum Eintritt in's Innere ein. Viele Tausende der Pilger führte von jeher ein natürlicher, unwiderstehlicher Drang in das Gebäude, um die

Wunder seiner Baukunst kennen zu lernen, zu studiren. Nirgends, so scheint es, kann dieses Studium besser und gründlicher geschehen, als im Innern des Gebäudes selbst. Den Grundriß, die Idee des Fundaments vor Allem wünscht und trachtet man zu kennen; denn damit, so scheint es, ist das Räthsel des Baues selbst gefunden. Und im langen Laufe der Zeiten glaubten schon gar viele forschende Männer den Grundriß erkannt und ausgefunden zu haben, immer mit künstlichen Strichen, was sie dafür hielten, aufzeichnend. Allein — die Gänge des Gebäudes sind dunkel und wunderbar verschlungen. Die Lösung der Aufgabe war allzuschwer, sie ist keinem der Forscher bisher gelungen. Jeder der vielen aufgezeichneten Grundrisse ist wesentlich ein anderer, zum sicheren Beweise, daß keiner der richtige ist.

Siehe! vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert zog die Straße ein Mann, von Nation ein Deutscher, dem Gott den Funken des Genies in die Seele gelegt. Auch er betrachtete das Wundergebäude. Jung und unbefangen, achtete er nicht des betretenen Weges und der ernsten Männer, die darauf zu dem Thore des Gebäudes zogen; er stieg kecken Muthes auf steilem abgebrochenen Pfade, den kein menschlicher Fuß vor ihm betreten, seitwärts zur Höhe und betrachtete von hier aus das Gebäude. Der Anblick, wunderbar und herrlich, überwältigte, verwirrte ihn zuerst; aber bald gewöhnte sich sein Auge an die fremden Formen. Er versuchte, Einiges von dem, was er sah, einzelne Theile oder Seiten des umfangreichen Gebäudes in farbenreichen, treu entworfenen Bildern wiederzugeben. Viele, denen er die Bilder zeigte, bewunderten sie, aber jene ernsten Männer, als sie die bunten Farben und keine mit dem Lineal und dem Zirkel gezogenen Linien sahen, wendeten sich geringschätzend davon ab. Der Entdecker des Pfades stieg fort und fort darauf zum Studium des Baues zur Höhe, lange von keinem der trägen Wanderer begleitet. Ein Genosse endlich und dann bald mehrere und mehrere theilten mit ihm Mühe und Genuß. Schon ist der Weg gangbarer geworden, und obgleich jener kühne Erste, nachdem er sein Leben dem Schauen der Wahrheit gewidmet, mit dem Lorbeerkranze auf dem greisen Haupte bereits seine irdische Reise vollendete, so

ist doch schon die Zahl der fleißigen und treuen Pilger des neuen Weges eine große und immer wachsende.

Die Männer der alten Weise des Forschens, des Forschens nach dem Grundriß des Gebäudes, die diese Weise durch Zeit und Herkommen für geheiligt, für die einzige wahre und mögliche halten, blicken mit Unwillen und Verachtung auf jene Neuerer hin, sie Leute ohne philosophischen Sinn, ohne Gründlichkeit nennend. Wozu, rufen sie, die bunten, abgerissenen Bilder von den einzelnen Theilen des Gebäudes, wozu die Zersplitterung, die Zerrissenheit, da wir nach der Einheit streben müssen!

In der That, man irrt nicht, wenn man das Räthsel des bisherigen merkwürdigen Zustandes der Psychologie in der Ansicht aller Psychologen von der Einheit des Geistes gelöst findet. Alle hielten die Einheit und die Mannichfaltigkeit des Geistes für in sich widersprechend und meinten so, die letztere gegen die erstere aufheben, sie in dieselbe verwandeln zu müssen. Man kann die Einheit und die Mannichfaltigkeit des Geistes zwei gleichlaufenden Linien (Parallellinien) vergleichen. Statt daß in der Phrenologie der Raum zwischen den zwei Linien gleichsam die Straße oder das Gebiet der Wissenschaft ist, so suchten die Psychologen die beiden Linien in eine zu verwandeln, oder sie leugneten das Dasein bald der einen bald der andern. Dadurch ging natürlich das ganze Gebiet der Wissenschaft, alle Möglichkeit der Ergebnisse verloren. Theils diese unendliche Leere, theils die sichtbare Selbstqual der von jenem dafür gehaltenen Widerspruch hin und her gezogenen Schriftsteller macht das Lesen der psychologischen Werke äußerst ermüdend, so daß es nicht befremden darf, daß die Psychologie, noch mehr als die speculative Philosophie selbst, immer eine sehr unpopuläre Wissenschaft gewesen ist.

Das Gesagte zu veranschaulichen, gebe ich hier einige Stellen aus Scheidler. S. 305 sagt er, das seinem inneren Wesen und der Form seiner Wirkungsart nach auf gleiche Weise vorhandene Princip der Seele müsse ursprünglich als überall qualitativ gleich angesehen werden. Als Begründung dieser Ansicht folgen die Worte: „gemäß der Maxime der Naturforschung, bei der größten Mannichfaltigkeit der Erscheinungen der höchsten Einheit

ihrer Principien nachzuspüren". Diese sonderbaren Worte Scheidler's zeigen, wie weit die Psychologie entfernt war, Naturwissenschaft zu sein. Die Einheit der Naturerscheinungen ist eine ganz andere, als Scheidler voraussetzt. Nach seiner Ansicht müßte z. B. die Aufgabe des Chemikers die sein, die Einheit der Qualitäten der Körper nachzuweisen. Nein, die Einheit der Natur ist nicht eine Einheit der Qualitäten, sondern eine Einheit der *Gesetze* in den verschiedenen Qualitäten. Wir haben daher vielmehr in der Einheit der Natur *neben* den verschiedenen Qualitäten ein anderes Bild von der Einheit der Seele neben ihrer Mannichfaltigkeit. Ueberdies ist es ein logischer Fehler, den Scheidler macht, wenn er schließt, weil man der Einheit in der Mannichfaltigkeit *nachspüren* muß, so muß man sie als vorhanden *annehmen*. Was man sucht, muß man es finden oder gefunden haben?

Im Widerspruche mit den mitgetheilten Worten sagt Scheidler unmittelbar darauf: „Damit ist nicht geleugnet, daß es in den Gattungen und Arten für *unsere* menschliche Erkenntniß wirklich qualitative Unterschiede giebt, bei denen unsere Wissenschaft stehen bleiben darf; eine solche Verschiedenartigkeit muß vielmehr da, wo sich durchaus kein stetiger Uebergang zeigt, angenommen werden". Sehr bezeichnend für den Zustand der Psychologie stellt Scheidler hier „unsere menschliche Erkenntniß" etwas anderem, in der vorigen Stelle durch das Wort „*ursprünglich*" Angedeutetem an die Seite. Alles ohne Ausnahme, was außer „unserer menschlichen Erkenntniß" liegt, ist ja nicht Wissenschaft, sondern Speculation, dieses Wort in seiner schlimmen Bedeutung genommen. Nicht minder bezeichnend sind die Worte, „wo sich *durchaus* kein Uebergang zeigt", d. i. wo die Speculation trotz aller Bemühung nicht die Erfahrung bewältigen, sich anpassen kann.

Scheidler sagt ferner (S. 40): „Es ist ein großer Irrthum, wenn man die Lehre von den sogenannten Grundvermögen der Seele dahin mißversteht, als wären diese Vermögen oder Kräfte unabhängig von einander bestehende und einander gleichgeordnete Dinge, und als könnte man die einzelnen Geistesthätigkeiten unter das Erkenntniß-, Gefühls- und Thatvermögen so rubriciren, wie

man die Thiere oder Pflanzen, die neben- und außereinander bestehen, classificirt, da doch im Gegentheil jene Vermögen nur in und durch einander sind".

Allein an einer andern Stelle (S. 382) vertheidigt Scheidler die wesentliche Verschiedenheit der Grundvermögen. „Daß jene Grundvermögen Grundbestimmungen sind, von denen keine in der andern ganz enthalten ist, mithin nicht aus ihr abgeleitet werden kann, ist offenbar. Es liegt nicht in dem Erkennen, daß ein Fühlen, und nicht in dem Fühlen, daß ein Handeln nothwendig mit ihm verbunden ist, und die Erfahrung zeigt auch eine sehr verschiedene Ausbildung dieser Vermögen, es giebt bloße Verstandes-, Gemüths- und Thatmenschen, oder blos praktische Naturen". In dieser Stelle bejaht Scheidler geradezu, was er in der vorigen geradezu verneint. Kaum daß eine Milderung des Widerspruchs in dem Wörtchen „ganz" („keine Grundbedingung in der andern ganz enthalten") gegeben ist. Allein wenn auch noch mehr solcher Milderungswörter bei den übrigen Sätzen („nicht aus ihr abgeleitet" u. s. w.) angebracht wären, der Gegensatz als solcher bliebe derselbe. In Streitfragen über Thatsachen oder Naturgesetze lassen sich keine Vergleiche schließen. Was nicht ganz in einem Andern enthalten ist, das ist, soweit es nicht in ihm enthalten ist, nicht in und durch dasselbe, sondern neben oder außer ihm, ihm gleichgeordnet, u. s. w.

Vorzugsweise aber macht sich dieser Kampf der Speculation gegen die Erfahrung in der Psychologie bei der Darstellung der Geistesvermögen selbst bemerklich. Scheidler (wie fast alle Psychologen) beginnt die Darstellung der Geistesvermögen mit einer ausführlichen Beschreibung der einzelnen besonderen Sinnesthätigkeiten, des Gesichts, Gehörs u. s. w. Unmittelbar darauf aber geht die Darstellung, plötzlich ihren Charakter ändernd, vom Besonderen zum Allgemeinen über, indem Scheidler ausführlich von dem allgemeinen Gedächtniß, der allgemeinen Einbildungskraft u. s. w. spricht und nur ganz kurz und nebenbei des Unterschiedes zwischen Wort-, Sach-, Zahlengedächtniß u. s. w. erwähnt. Warum sprach Scheidler nicht auch blos von der allgemeinen Sinnesthätigkeit, nebenbei des Unterschieds zwischen dem Gesichtssinn,

Gehörsinn ꝛc. erwähnend? oder vielmehr, warum setzte Scheidler die besondere Darstellung, wie er sie bei den äußeren Sinnen begonnen, nicht bei den übrigen Geistesvermögen fort? Daß der klare Augenschein, der in der Trennung der äußeren Sinnesthätigkeiten für die Trennung der Geistesvermögen gegeben ist, für die Geisteslehre so gänzlich verloren blieb, scheint mir nicht ganz leicht zu erklären.

Noch merkwürdiger ist Scheidler's Darstellung der inneren Geistesvermögen selbst. Nach ihm besitzt der Mensch die Vermögen der Gefühle, der Triebe und der Leidenschaften. Von diesen Vermögen giebt es sehr viele Abweichungen (Modificationen).

Als Modificationen der Gefühle nennt Scheidler unter andern: die durch die äußeren Sinne (Tasten, Schmecken ꝛc.) entstehenden Lust- oder Unlustgefühle; das Gefühl der Hoffnung und der Furcht, die Gefühle des Schönen und Erhabenen; Lust am Lernen, Unlust am völligen Nichtsthun; Lust am Spielen; das Wohlgefallen am Neuen, Unerwarteten; das Wohlgefallen am Ganzen, Systematischen (Einheitstrieb?); das Wohlgefallen an der Ordnung; das Wohlgefallen am Witzigen, Scharfsinnigen, Tiefsinnigen, Genialen; das Wahrheitsgefühl; das Wohlgefallen am sittlich Guten, an Tugend, Ehre u. s. w.; das Rechtsgefühl, eine besondere Modification (eine Modification der Modification!) ist das Billigkeitsgefühl; das Gefühl der Zu- und Abneigung, des Mitleidens und der Mitfreude, der Liebe und des Hasses; das religiöse oder Frömmigkeitsgefühl.

Unter den Modificationen der Triebe sind unter andern genannt: der Trieb nach Sinnesreizen, Sinneskitzel; der Nahrungstrieb; der Trieb nach Thätigkeit, entweder Arbeits- oder Spieltrieb, der Eigenthumstrieb; der Geschlechtstrieb; der Trieb nach geistiger Nahrung und Thätigkeit; der Trieb der Nachahmung; der Trieb nach Reichthum, Ansehen, äußerer Ehre oder Ruhm; der Trieb zu Erfindungen, der technische Kunsttrieb, der ästhetische Trieb nach Auffassung und Darstellung des Schönen, der moralische Trieb nach der Realisirung des Guten, d. h. der Ehre, der Gerechtigkeit und der Frömmigkeit.

Unter den Modificationen der Leidenschaften werden unter

andern aufgezählt: die grobsinnliche Genußsucht (Freßsucht, Trunksucht, Völlerei), die Spiel- oder Thätigkeitssucht; die Erwerbsucht und der Geiz; die Leidenschaft des Geselligkeitstriebs, hierher gehört die Leidenschaft der Gesellschaftssucht mit vielen Modificationen der Schwatz-, Streit- und andern Suchten (!); die Leidenschaft des Geschlechtstriebs; die Leidenschaft der Nachahmungssucht; die Leidenschaft der ästhetischen Genüsse; die Ehr- und Herrschsucht; der leidenschaftliche Trieb zu wissenschaftlicher oder künstlerischer Thätigkeit; die Leidenschaft des moralischen Triebs der Würde, Stolz, Hochmuth, Eitelkeit; die Leidenschaft des Rechtsgefühls, z. B. Prozeßsucht; die Leidenschaft der Liebe und des Hasses; die Leidenschaft des religiösen Triebes, religiöser Fanatismus.

Scheidler hat außer den angeführten einzelnen Gefühlen, Trieben und Leidenschaften noch viele andere genannt. Obgleich, wie wir sehen, die Worte Gefühl, Trieb und Leidenschaft bei Scheidler nur den Gradunterschied bezeichnen und sich also die Aufzählung der verschiedenen Geisteseigenschaften unter den drei Classen im Ganzen nur wiederholt, so darf man doch, da diese Eigenschaften bloße Modificationen, gleichsam Zufälligkeiten sein sollen, dabei keine Genauigkeit oder Vollständigkeit erwarten. So hat Scheidler den Nahrungstrieb, den Schönheitssinn, das Ehrgefühl, den religiösen Sinn u. a. unter den Gefühlen, den Trieben und den Leidenschaften genannt, dagegen die Geschlechtsliebe und den Eigenthumssinn, die er unter den Trieben und den Leidenschaften aufzählt, unter den Gefühlen zu erwähnen vergessen u. s. w.

Die äußersten Punkte berühren sich; eine überspannte Weitsichtigkeit muß zur Kurzsichtigkeit werden. Die Speculation ist in der mitgetheilten Darstellung der Geistesvermögen zu einer Einheit gekommen, die nichts als eine komische Uebertreibung, eine Caricatur derselben natürlichen Mannichfaltigkeit ist, die sie so eifrig zu leugnen oder zu umgehen sucht. Schon der Grundgedanke jener Eintheilung ist ein logischer Fehler. Vor der Annahme vieler Grundvermögen, der zu erstrebenden Einheit gegenüber, einen wissenschaftlichen Abscheu fühlend, nahm man gleich-

wohl drei Grundvermögen an, weil diese Zahl der Einheit näher lag, ohne zu bedenken, daß drei gerade so wenig eins sind, als dreißig oder vierzig. Wie merkwürdig ist aber vollends Scheidler's dreimal wiederholtes Aufzählen derselben einzelnen Geistesthätigkeit unter den drei verschiedenen Thätigkeitsgraden, und wie folgerichtig ist doch diese Wiederholung insofern, als die drei allgemeinen Vermögen der Gefühle, der Triebe und der Leidenschaften als Grundvermögen oder als die Hauptsache, die einzelnen besonderen Gefühle, Triebe und Leidenschaften dagegen als die Modificationen dieser Grundvermögen, als die Zufälligkeiten dieser Hauptsache, dargestellt werden sollen. Also das Allgemeine soll der Grund des Besonderen, die Eigenschaft, der Grad soll der Grund der Sache sein! In welch sonderbarem Zustande muß sich eine Wissenschaft befinden, in der so auffallend das Wesen der Dinge verkehrt, Schein und Wahrheit verwechselt, kurz das Gegentheil von dem, was der einfachste Verstand als richtig erkennt, gelehrt wird!

Man kann den bisherigen Zustand der Psychologie mit dem der Astronomie vor Copernikus vergleichen. Was Copernikus als beweglich nachwies, dachte man sich vor ihm als feststehend, und umgekehrt, und die Geistesvermögen, welche die Phrenologie als wirklich nachweist, hielten die Psychologen für Modificationen, und umgekehrt.

Ich habe oben bemerkt, daß die Schriftsteller über Psychologie in dem Maße, als sie mehr originale Systematiker sind, sich weiter von der Wahrheit entfernen. Die systematische Einheit der Wissenschaft ist ein so lockendes Ziel, daß von manchen Schriftstellern über Psychologie, in der Absicht, dieses Ziel zu erreichen, alles Andere hintangesetzt, alle Erfahrung und Wahrheit verleugnet wurde. Hiervon will ich ein kleines Beispiel anführen, im Gegensatze zu Scheidler, dem sich dieser Vorwurf nicht machen läßt, und der, wie wir gesehen haben, die thatsächliche Erfahrung, so sehr er dadurch beengt und beirrt war, nicht verleugnete.

Eine bekannte Thatsache ist die geistige Geburtsverschiedenheit der Menschen. Fr. Aug. Carus dagegen hat in seinem Werke über Psychologie (Leipzig, 1808. 2 Bde.) seinem System zu Liebe

alle Menschen ohne Ausnahme für von Geburt geistig gleich erklärt. Das angeborene Genie, der angeborene Blödsinn, die geistige Geburtsverschiedenheit der verschiedenen Menschenrassen, der bekannte Einfluß, den der Augenblick der Zeugung auf den werdenden Menschen hat (Blödsinn durch Trunkenheit im Augenblick der Zeugung) u. s. w. — alle diese Thatsachen müssen nach Carus geleugnet, andere Erklärungen müssen für das Scheinbare gesucht werden. Er sagt (S. 98, 1. Bd.): „Angeboren, wie angezeugt kann dem Menschengeiste nichts werden, also auch dem sogenannten genialischen Menschen nicht mehr (als anderen). Der Geist steht nämlich über dem Bedingten des Organismus, und er ist überall nur Einer und in jedem Individuum ein menschlicher. Wir finden keinen Grund auf, in ihm eine angeborne Verschiedenheit anzunehmen, weder der Quantität, noch der Qualität nach. — Jeder Mensch hat also ursprünglich so viel und so wenig Geist, als der andere". Sehr bezeichnend sind die Worte: wir finden (d. i. in der Speculation!) keinen Grund auf, anzunehmen. Daß der Speculation gegenüber die Erfahrung ein solcher Grund sein könne, lag Carus sehr ferne.

4. Drobisch.

Drobisch*) ist kein Phrenolog, aber in einem Punkt stimmt er vollkommen mit der Phrenologie überein, in dem Urtheil über die bisherige Psychologie. Während manche Psychologen die Schwäche ihrer Wissenschaft möglichst zu bemänteln suchen, gehört Drobisch zur Zahl derjenigen, welche laut und offen die Leerheit der bisherigen Psychologie an wirklichen Ergebnissen anerkennen und darzuthun bemüht sind. Drobisch sagt im Vorwort: „Dieses Buch mag es versuchen, faktisch den Beweis zu führen, daß eine andere und hoffentlich natürlichere und gesündere Ansicht, als die noch immer gangbare, von den Erscheinungen und

*) Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. (Leipzig, 1842.)

wirklichen Vorgängen des geistigen Lebens ohne Hülfe der Metaphysik und der Philosophie überhaupt, ohne Zuziehung der Mathematik, durch bloße unbefangene Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Thatsachen unserer inneren Erfahrung, den wesentlichen Grundlinien nach sich gewinnen läßt. Wenn die Psychologie noch immer rückwärts gekehrt, bald den alten abgestorbenen Stamm der Aristotelischen Seelenvermögen durch Pfropfreiser zu verjüngen sich abmüht, bald in platonisirenden naturphilosophischen Träumereien sich umhertreibt, die zu wesenlos sind, als daß sie die Erfahrung zu enträthseln und zu beherrschen vermöchten, — so muß sie sich endlich, so gut wie alle andern Naturwissenschaften es mußten, entschließen, mit ihrer Geschichte zu brechen, die nun einmal von wenig mehr als von einer Reihe unvollkommener oder verfehlter Bestrebungen zu erzählen weiß". Drobisch verwendet einen großen Theil seines Werkes darauf, dieses Urtheil näher zu begründen, indem er viele Psychologen namentlich aufführt, z. B. Aristoteles, Wolf, Kant, Fries, Beneke, Stiedenroth, C. G. Carus, Schubert, Hegel — und die Irrigkeit ihrer psychologischen Ansichten nachzuweisen sucht. Diese Nachweisung ist Drobisch, wie kaum einem Psychologen vor ihm, trefflich gelungen.

Allein Drobisch ist Psycholog, noch mehr, er ist Systematiker, indem er im Wesentlichen dem Systeme Herbart's folgt. Damit ist es ausgesprochen, daß seine *Forschungsweise* die der bisherigen Psychologen ist, und daß er deswegen unmöglich zu wirklich besseren Ergebnissen, als sie, gelangen konnte. Drobisch erklärt gleich allen Psychologen die *Selbstbeobachtung* als die erste und eigentlich einzige Quelle der Seelenforschung, wie er dies schon in den oben mitgetheilten Worten ausspricht: „Durch bloße unbefangene Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Thatsachen *unserer inneren Erfahrung*". Die Geburtsverschiedenheit der Menschen, das theilweise Genie, der theilweise Blöd- und Wahnsinn ꝛc. werden von ihm nicht nur nicht erklärt oder zu erklären versucht, sondern wir finden auch bei ihm diese Thatsachen, weil sie seiner folgerichtig durchgeführten Selbstbeobachtungsweise allzufern liegen, seltner als bei andern

Psychologen erwähnt. Wahrscheinlich hat Drobisch, nachdem er einmal durch das Hingeben an sein System den freien Blick der Forschung verloren, gar nicht an jene Thatsachen gedacht; denn er hätte sonst sofort erkennen müssen, daß gerade das Herbart'sche System, weil ihm jene Thatsachen schlechthin widersprechen, am wenigsten das wahre sein könne.

Nämlich das Wesentliche des Herbart'schen Systems, oder der wahren Seelenlehre nach Drobisch' Ansicht, ist die unbedingte Einheit der Seele, die vermeintliche Wahrheit, daß es keine verschiedenen Seelenvermögen oder in sich getrennte Seelenkräfte giebt. Indem Drobisch diese Ansicht mit vielem Scharfsinn und vielem Glück verficht, hat er nur Eines, die Hauptsache, übersehen, daß das Wort Seelenvermögen eine doppelte Bedeutung hat, eine falsche und eine wahre. Die falsche Bedeutung, die der bisherigen Psychologie, versteht unter dem Worte die abgezogenen Eigenschaften der wirklichen Grundvermögen; die wahre Bedeutung, die der Phrenologie, versteht unter dem Worte die inneren Sinne des Menschen, denen jene Eigenschaften gemeinschaftlich zukommen. Indem also Drobisch die Nichtigkeit jener falschen Seelenvermögen nachweist, thut er nichts Anderes, als was die Phrenologie thut, welche seit einem halben Jahrhundert dieselbe Wahrheit der Gelehrtenwelt begreiflich zu machen sucht. Indem er aber mit der Nichtigkeit der falschen Seelenvermögen die Nichtigkeit aller, auch der wahren, nachzuweisen glaubt, so ist dies damit zu vergleichen, als wenn er durch die Nachweisung, daß die Länge, Breite und Dicke der Körper keine in sich trennbaren Eigenschaften sind, auch nachgewiesen zu haben glaubte, daß alle Körper selbst in ihren Eigenschaften die gleichen seien.

Außer dem großen Verdienste, die Nichtigkeit der falschen Seelenvermögen vom Standpunkte der Psychologie selbst aus nachgewiesen zu haben, gebührt Drobisch noch ein besonderes Lob wegen der Klarheit und Bestimmtheit, mit der er die Trennung der Seelenlehre als einer Naturwissenschaft von der speculativen Philosophie — oder die Trennung der Frage nach den Erscheinungen der Seele von der Frage nach ihrem Wesen — als nothwendig erkennt und ausspricht. Er sagt (S. 3): „So wie

keine Erfahrung der Physik darüber Auskunft geben kann, was Kraft oder Materie sei, so wie die Physiologie zwar die Thatsachen der organisirten Materie und des Lebens anerkennt, ohne sie jedoch zu begreifen, ebenso giebt es eine Reihe von psychologischen Fragen, auf die auch die aufmerksamste Selbstbeobachtung keine Antwort giebt, obgleich sie sich täglich aufdrängen. Hierher gehören die Fragen nach dem Wesen der Seele selbst, ihrer Immaterialität oder Substantialität, ihrer Fortdauer oder Vernichtung, ihrem Zusammenhang mit dem Leibe" u. s. w.

Auf der andern Seite würdigt Drobisch ganz richtig die Oberflächlichkeit dessen, was man bisher Erfahrungsseelenlehre genannt (S. 17 f.). Auch was z. B. Scheitlin und Burdach in der Thierseelenkunde geleistet, genügt nach seiner Ansicht den Forderungen der Wissenschaft nicht (S. 12).

Mit einem Worte, Drobisch zeigt sich in Allem als einen Mann der ächten Wissenschaft. Wenn ein Phrenolog sein Werk liest, so muß er bedauern, daß so viel gesunde Kraft hier verloren geht — weil sich eben aus losem Flugsande kein Gebäude errichten läßt. Ich gehe nicht auf Drobisch' Darstellung der Seelenthätigkeiten selbst ein, da dies für die Sache ohne Werth und für den Leser ermüdend sein würde. Drobisch giebt, was sich immer vermittelst der Selbstbeobachtungsweise geben läßt. Er geht von der Vorstellung aus und reiht an sie alle übrigen Seelenthätigkeiten, so gut es geht, an. Alles ist fein beobachtet, scharf beurtheilt, wohl erwogen: aber wie wenig kann Drobisch den Mangel einer festen Unterlage seines ganzen Wissens verbergen, wie oft muß er die Halbheit seiner Unterscheidungen bevorworten! Was würde Drobisch der Wissenschaft sein, wenn er an dem Gebäude der Geisteslehre vermittelst der Bausteine der wahren Grundvermögen mitarbeitete!

Jedoch Drobisch hat mehr als irgend ein Psycholog in Deutschland für die Phrenologie gethan: er hat die Psychologie *zum Ende geführt*. Man kann die Psychologie und die Phrenologie zweien Wegen vergleichen, von welchen nur der *eine* zum Ziel führt. Drobisch ist nun auf dem falschen Wege bis zum letzten Ende vorgegangen und hat gezeigt, daß er in den Sand

ausläuft! Jetzt ist das allgemeine Umkehren der Wanderer und das Betreten des andern Weges zu erwarten — wenn dieser den Wanderern nur erst bekannt wäre!

Wie wenig aber die Psychologen von dem Dasein dieses Weges der Geistesforschung Kenntniß haben, zeigt wieder auffallend Drobisch selbst. Er weist die Nichtigkeit der (falschen) Seelenvermögen so nach, daß er zeigt, wie z. B. das Vorstellen zugleich auch ein Fühlen, das Fühlen zugleich auch ein Vorstellen ꝛc. in sich begreift; ganz so, wie man nachweisen würde, daß die Eigenschaft der Länge der Körper zugleich mit in der Eigenschaft der Breite ꝛc. enthalten sei. Allein von dieser Art der Nachweisung macht er beim Gedächtniß eine Ausnahme, indem er hier — ein sehr seltener Fall bei ihm! — auf die Geistesverschiedenheit der Menschen zu sprechen kommt und meint, das Gedächtniß könne deswegen kein Grundvermögen sein, weil ein Mensch ein gutes Zahlengedächtniß, aber ein schlechtes Wortgedächtniß, oder umgekehrt, ein anderer ein gutes Ortsgedächtniß, aber ein schlechtes Tongedächtniß, oder umgekehrt, haben könne. (S. 97.) In der Phrenologie ist aber seit 50 Jahren ganz derselbe Satz bis zur Ermüdung immer und immer wiederholt worden, um die Nichtigkeit der Seelenvermögen der bisherigen Psychologie darzuthun, und den Beweis von einem Grundvermögen des Zahlensinns, des Wortsinns, des Tonsinns ꝛc. zu führen. Daß Drobisch, der auf diese Weise schon mit einem Fuße im Gebiet der Phrenologie steht, dies nicht einmal weiß, erklärt sich daraus, daß er keine Ahnung vom Dasein der Phrenologie als einer Geisteslehre hat. Er hält die Phrenologie lediglich für eine der „alten" Lehre von den Seelenvermögen angehängte Hypothese von dem Sitz dieser Vermögen im Gehirn, eine Hypothese, die ja mit der nachgewiesenen Nichtigkeit dieser Vermögen von selbst falle. (S. 16.) „Möchten doch Diejenigen, welche mit so freigebiger Hand Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand ꝛc. unter die verschiedenen Bildungen des Gehirns vertheilen, sich vor allen Dingen in der Psychologie belehren, was es mit ihren Gaben eigentlich für eine Bewandtniß hat, damit sie nicht, in ihrer Unwissenheit, mit alten Assignaten honoriren, die sich nicht mehr realisiren lassen."

Ich halte es nicht für unmöglich, daß Drobisch, wenn er die Phrenologie kennen lernt, ihre Wahrheit gern anerkennen werde. Er ist von Beruf zugleich Mathematiker. Er selbst unterscheidet aber zwischen der Handlungsweise der Mathematiker und der Philosophen beim Erkennen einer neuen Wahrheit. Er sagt z. B. von Fries (S. 225): „Wir müssen beklagen, daß, als Herbart das Bessere gefunden hatte, Fries, anstatt ein Zeugniß für ihn abzulegen und mit ihm zu wetteifern, sich nur der Opposition gegen ihn anschloß. Wie andere Gewohnheiten, als bei den Philosophen, herrschen doch bei den Mathematikern! Als Lagrange durch seine rein analytische Begründung der Variationsrechnung die vorangegangenen vortrefflichen Arbeiten Euler's überboten hatte, war dieser so weit entfernt, noch bei seinen eigenen Methoden hartnäckig beharren zu wollen, daß er vielmehr Lagrange's Erfindung in mehreren Abhandlungen zu erläutern suchte und ihr, sie gleichsam an Kindesstatt annehmend, den Namen beilegte, den sie noch jetzt führt". Meine Erfahrung stimmt hier mit der von Drobisch überein. Ich kenne einen Philosophen, der früher, ehe er die Phrenologie kannte, ihr Gegner war; nachdem er sie aber später genauer hatte kennen und ihre Wahrheit erkennen lernen, ist er ihr erbittertster Feind geworden.

Ich bitte Drobisch um eine öffentliche Beurtheilung der vorliegenden Schrift, wenn er sie anders derselben für werth hält. (Drobisch hat dieser Bitte nicht entsprochen.)

5. Beneke.

„Schon bei der Erklärung der gewöhnlichsten Erfahrungen hören wir die Psychologen über unlösbare Räthsel klagen; nicht einmal über die Methode, nach welcher die Untersuchung anzustellen sei, ist man einig; und hat man die Lücken der Beobachtung bald durch psychologische, bald durch physiologische Hypothesen auszufüllen versucht, so sind doch die meisten dieser Hypothesen ebenso untauglich zur Erklärung des in der Erfahrung Vorliegenden, als ihre Annahme unbegründet." Beneke, Psychol. Skizzen II, 65.

1.

Unter allen Naturwissenschaften ist die Geisteslehre diejenige, von welcher zu erwarten stände, weil sie dem Menschen am nächsten

liegt, daß sie die allgemeinst gekannte, populärste wäre. Allein die Erfahrung zeigt uns hiervon das Gegentheil. Es gab von jeher in Deutschland keine unpopulärere, unter allen Classen der Gesellschaft weniger gekannte Wissenschaft, als die Psychologie. Von einer praktischen Anwendung derselben auf die verschiedenen Wissenschaften des Lebens, auf Erziehung, Strafrecht ꝛc. war vollends nicht die Rede.

Hiervon macht die Psychologie Beneke's eine Ausnahme. Dieselbe ist nicht nur bereits in weiteren Kreisen gekannt und gerühmt, sondern sie ist auch in der Lehrerwelt populär geworden, sie hat auf die Erziehungs- und Unterrichtslehre praktische Anwendung gefunden. Diese Erscheinung hat ihren Grund in dem Wesen dieser Psychologie selbst und in ihrem Unterschied von der frühern Seelenlehre. Die Psychologie Beneke's stimmt nämlich in einigen wichtigen Punkten mit der Phrenologie überein und muß hierdurch große Vorzüge vor der bisherigen Psychologie darbieten. Die Schwächen und Mängel aber, welche ihr eigen sind, rühren nur daher, daß sie sich in andern Punkten mehr oder weniger weit von der Phrenologie entfernt.

Einer der wichtigsten Punkte, wegen dessen die Phrenologie mit der alten Psychologie im Kampfe liegt, betrifft die Ansicht von der Einfachheit des Geistes. Die bisherige Psychologie behauptete, daß der Geist *einfach* sei, was die Phrenologie bestreitet.

Auf der Seite der Phrenologie kämpft auch Beneke, obgleich ihm nicht die klaren Gründe der Naturlehre für seine Ansicht zu Gebot stehen, gegen die falsche Ansicht von der Einfachheit des Geistes (Beneke sagt „der Seele") für die Vielfachheit seiner Einzelkräfte. „Nichts hat", sagt er, „die Ausbildung der Naturerkenntnisse vom Geistigen mehr gehindert, als die verkehrte Vorstellung, die man sich von der Einfachheit der Seele gemacht hatte." „In Betreff derjenigen Qualitäten und Verhältnisse, welche uns unser Selbstbewußtsein darstellt, ist die Seele nichts weniger als einfach, ja weit entfernt, daß durch eine Zusammengesetztheit dieser Art ihrer Hoheit irgend Abbruch geschehen sollte, tritt vielmehr die Hoheit, in welcher sie sich über alles andere von uns erkenn-

bare Sein erhebt, gerade in nichts Anderm entschiedener hervor, als darin, daß sie in ihrer Entwickelung einen ohne allen Vergleich größeren Reichthum von Elementen und Prozessen darbietet." „Diese Zusammengesetztheit zieht sich durch die gesammte Geistesentwickelung in so großer Ausdehnung und mit so großer Entschiedenheit hindurch, daß man sich schon von den frühesten Zeiten her ihrer Auffassung nicht hat entschlagen können. Ungeachtet jener bis an die gegenwärtige Zeit heran festgehaltenen Behauptung von der absoluten Einfachheit der Seele ist in einer eigenen Inconsequenz auch die bisherige Psychologie schon fortwährend mit der Zerlegung oder mit dem Rückgängigmachen der psychischen Zusammenbildungen beschäftigt gewesen. Aber was sich in dieser Richtung geltend machte, geschah eben nur in Folge einer Inconsequenz, war nur eine Art von geheimem Artikel, und konnte deshalb auch nur unbestimmt und nebelhaft gefaßt werden und nur schwächlich fortwirken." „Daß wir auch im Gebiete des Geistigen von „Elementen", von „Zusammenbildungen" ꝛc. reden, dem können wir, wenn wir die Thatsachen vorurtheilsfrei auffassen, in keiner Weise entgehen." „Das, womit wir es hier zu thun haben, die praktische Auffassung und Behandlung der Seele und die Aufstellung von pragmatischen Vorschriften dafür, ist durchaus nicht mit Genauigkeit und Bestimmtheit auszuführen, als indem wir soweit in die Tiefe der psychischen Entwickelungen eingehen, daß wir sie in ihren Elementen und deren Zusammenbildungen fassen; und man wird sich also schon an diese Auffassungen gewöhnen müssen, wie sehr sie auch Diesen oder Jenen bisher noch fremdartig gewesen sein mögen." (Beneke, Archiv I. H. S. 9 ff., II. H. S. 253.)

Eine zweite, die Hauptfrage der Geisteslehre, mit der eben besprochenen nahe verwandt, ist die nach den Grundkräften des Geistes. Auch hier finden wir Beneke mit der Phrenologie gegen die Ansicht der bisherigen Psychologie ankämpfend. Diese führt als solche Grundkräfte z. B. das Empfinden, das Erkennen, den Willen, das Gedächtniß u. s. w. auf. Beneke spricht sich eben so entschieden wie die Phrenologie gegen diese Annahme aus. „Wer sagt uns, daß wir (wie man gewöhnlich behauptet) Eine Ein-

bildungskraft, Einen Verstand, Einen Willen haben? Dann müßten alle Kräfte, aus welchen Einbildungsvorstellungen hervorgehen, alle Verstandeskräfte, alle Willenskräfte u. s. w. im Innern der Seele unmittelbar zu Einem Gesammtganzen verbunden oder mit einander verschmolzen sein. Ihre Aeußerungen zeigen zwar die gleiche Form: aber Einstimmigkeit der Form und Einssein in Einer Gesammtkraft sind doch zwei durchaus verschiedene Dinge." „Ordnen sich also jene Kräfte auch für unser Vorstellen oder Denken unter Eine Gattung, so haben wir deshalb keinen Grund, anzunehmen, daß sie auch in der Wirklichkeit unmittelbar Eins sind oder Ein Vermögen ausmachen. Der Mensch hat nicht Eine Einbildungskraft, Einen Verstand, Einen Willen u. s. w., sondern unzählige." (Erziehungslehre I, 77 ff.)

Die Phrenologie macht für die Behauptung, daß jene allgemeinen Geisteskräfte keine Grundkräfte seien, zwei Beweise geltend. Der erste ist von der Charakterverschiedenheit der Menschen hergenommen. Der eine Mensch z. B. erkennt besser Formen, der andere besser Töne. Denselben so nahe liegenden Beweis nimmt auch Beneke für sich in Anspruch. „Wir sehen denselben Menschen das Eine gut, das Andere schlecht verstehen, das Eine kräftig, das Andere unkräftig wollen u. s. w. Wie läßt sich dies mit Einem Verstande u. s. w. zusammenreimen?" (Psychologie S. 46.) „Von einem und demselben Menschen werden Sachen von gewisser Art leicht und vollkommen gefaßt und behalten, aber Namen nicht, oder vielleicht Namen auch mit ähnlicher Virtuosität, aber Zahlen kann er nicht behalten und so fort. Woher nun diese verschiedenen Gedächtnisse? Wäre das Gedächtniß, wie wenigstens die Meisten annehmen, Eine Kraft, so müßte von demselben Menschen Alles mit demselben Grade von Vollkommenheit aufgenommen und behalten werden." (Die neue Psychologie S. 130.)

Der zweite Beweis der Phrenologie ist, daß jene allgemeinen Geisteskräfte darum keine Grundkräfte sein können, weil sie nur scheinbar unter sich verschiedene, in der That aber die nämlichen Kräfte sind, d. i. weil die Worte Erkennen, Empfinden,

Wollen ꝛc. nur verschiedene Eigenschaften oder Merkmale einer und derselben Thätigkeit bezeichnen. Denn jede Geistesthätigkeit ohne Ausnahme ist Erkennen, Empfinden, Wollen ꝛc. zugleich, nur je nach dem Standpunkte, von welchem aus man sie betrachtet, verschieden benannt. Zum Beispiel: Wenn ich an irgend Etwas denke, so heißt dieser Gedanke entweder ein Erkennen, mit Bezug auf den Gegenstand (das Object) des Denkens, oder er heißt ein Empfinden, insofern ich, die denkende Person (das Subject), mir seiner bewußt bin, oder der Gedanke heißt ein Wollen, insofern er eine Thätigkeit der Person, also vom Willen abhängig ist, oder er heißt ein Erinnern (Gedächtniß), insofern er ein wiederholter ist u. s. w. Also so wenig die gemeinsamen Eigenschaften aller Körper (Ausdehnung, Schwerkraft ꝛc.) Grundstoffe der Körper sind, so wenig können jene allgemeinen Geisteseigenschaften Grundkräfte des Geistes sein. Der Irrthum der bisherigen Psychologie hierin war, beiläufig bemerkt, ein doppelter. So wie dieselbe jene bloßen Eigenschaften für die Sache selbst hielt, so hielt sie gleicherweise umgekehrt die Sache für die Eigenschaften: denn sie gab die (jetzt als wirkliche Grundkräfte erkannten) Einzelkräfte des Geistes, z. B. die Kräfte, vermittelst deren wir Formen, Zahlen, Worte, Töne ꝛc. erkennen, behalten ꝛc., für bloße Eigenschaften (oder Modificationen) jener vermeintlichen Grundkräfte aus. Aehnlich so hielt die Astronomie vor Copernicus die stillstehenden Himmelskörper für bewegt, die bewegten für stillstehend. Beneke schließt sich auch diesem Beweise ausdrücklich an. „Man sieht leicht, wie hierdurch die ganze bisherige Vorstellungsweise aus den Angeln gehoben, ja gleichsam umgekehrt: das fälschlich Substantiirte als ein nur Adjectivisches und dagegen das adjectivisch Eingeordnete als das psychisch Substantielle erkannt wird. Die alte Psychologie hat dem Menschen z. B. ein Gedächtniß zugeschrieben, in welches die erworbenen Vorstellungen aufgenommen und so aufbehalten werden sollten. Also das Gedächtniß sollte das eigentlich Substantielle, die Vorstellungen das Accidentielle sein. Die neue Psychologie (Beneke's) dagegen zeigt unwidersprechlich, daß das Gedächtniß gar nicht existirt als etwas neben den

Vorstellungen, sondern nur *an* oder *in* ihnen: als etwas Adjectivisches an ihnen oder bestimmter als *ihre innere Beharrungskraft*. Jede Vorstellung, wenn sie aus dem Bewußtsein entschwindet, *existirt* (mit mehr oder minder Kraft) *im inneren Seeleusein fort*: dies ist das Gedächtniß, und außerdem (oder für sich) ist das Gedächtniß nichts." (Erziehungslehre I, 77 ff.)

Die Frage nach den wahren Grundkräften des Geistes ist nicht nur an und für sich die erste und Hauptfrage der ganzen Geisteslehre: ihre Beantwortung entscheidet auch noch weiter über die praktische *Anwendbarkeit* der Geisteslehre. So lange man, wie von der bisherigen Geisteslehre geschah, nur jene allgemeinen Geisteseigenschaften für die Grundkräfte des Geistes hielt, so konnte natürlich die Geisteslehre nur eine abstracte oder philosophische sein; an eine praktische Seite derselben, an ihre Anwendung auf das Leben, auf die Wissenschaften der Erziehung, des Strafrechts, der Geistesheilkunde ꝛc. konnte nicht gedacht werden. Ganz anders, wenn die Geisteslehre die wirklichen Grund- oder Einzelkräfte des Geistes nachwies, deren Kenntniß das Räthsel der menschlichen Charaktereigenthümlichkeiten löste, da mußte diese Lehre, wie die Phrenologie in ihrer reichen Anwendung zeigt, sofort in ihr natürliches Recht, die Grundlage aller Lebenswissenschaften zu bilden, eintreten. Beneke konnte diese Seite der Wissenschaft nicht verborgen bleiben: hier eine Stelle, welche seine Einsicht in die Anwendbarkeit der naturwissenschaftlichen Geisteslehre auf Erziehung oder Unterricht darthut. „Es ergiebt sich augenscheinlich, daß es *keine allgemeine formale Bildung* geben kann; keine allgemeine Gedächtnißbildung, Verstandesbildung, Urtheilsbildung ꝛc., sondern jede formale Bildung reicht *nur so weit*, als ihr *Gegenstand* reicht. Das Auswendiglernen von lateinischen Vocabeln z. B. übt keineswegs (wie man oft behauptet hat) das Gedächtniß überhaupt, sondern eben nur für Vocabeln, der mathematische Unterricht die Anschauungs-, die Beurtheilungskraft nur für mathematische Verhältnisse, aber nicht für sprachliche oder für Charaktere, für Lebensverhältnisse ꝛc. Denn indem das Gedächtniß *überhaupt nur an den Vorstellungssphären existirt*, als ihre innere Beharrungs-

kraft; in welcher Art sollten wohl die für Vorstellungen lateinischer Wörter gewonnenen Kräfte für das kräftige Auffassen und Aufbehalten physikalischer Anschauungen, oder Anschauungen von Pflanzen, von Menschen ꝛc. fruchtbar werden können? Und indem das Urtheilen durch die Begriffe geschieht, so kann ja auch die durch den Erwerb gewisser Begriffe hierfür gewonnene Kraft nicht weiter als der Inhalt dieser Begriffe reichen. Und so in allem Uebrigen." (Erziehungslehre I, 81.)

2.

Beneke stimmt, wie wir sehen, mit der Phrenologie gegen die bisherige Psychologie in einigen sehr wichtigen Fragen überein. Ehe wir aber noch einige weitere wenig bedeutende Punkte dieser Uebereinstimmung erwähnen, müssen wir Vieles und Wichtiges, worin Beneke von der Phrenologie abweicht, besprechen.

Unter diesem steht die Methode der Geistesforschung obenan. Die bisherige Geisteslehre kannte als Methode der Forschung nur die einseitig philosophische Selbstbeobachtung, welche, weil sie uns nur einen Menschen oder nur das, was alle Menschen unter sich gemein haben, kennen lehrt, zu keinem Ergebniß führen konnte. Dieser Methode gegenüber steht die naturwissenschaftliche oder phrenologische, welche, indem sie die ganze Menschheit in die Forschung zieht, in der geistigen Verschiedenheit der Menschen den Weg zur Nachweisung der Grundkräfte des Geistes aufgefunden hat.

Beneke nun, weit entfernt, sich auf den naturwissenschaftlichen Standpunkt zu stellen, kennt diesen nicht einmal. Er ist, weil einseitiger Philosoph, das Gegentheil eines Naturforschers. Ein Beweis hierfür, deren wir viele kennen lernen werden, ist, daß er an der Methode des Selbstbeobachtens schroff festhält. Er sagt: „Die ausnehmende Verwickelung der psychischen Acte und der hieraus hervorgehende weit abweichende und anscheinend wunderbare Charakter mancher derselben, stellen uns bei dieser Auffassungsweise (der der Selbstbeobachtung) kein Hinderniß mehr entgegen für die Gewinnung einer durchgängig klar bestimmten

Erkenntniß; indem auch hier wie überall nur die einfachsten, täglich und stündlich wiederkehrenden Erfolge zu umfassenden Naturgesetzen führen. Die *außerordentlichen* Erscheinungen sind, schon weil sie die *zusammengesetztesten* sind, auch die *unklarsten*, und die also nicht ohne Weiteres über ihre Natur Rechenschaft geben können; und überdies *kehren sie zu selten wieder*, und verstatten daher nicht so viele und von so Vielen zu vollziehende Beobachtungen, wie sie für eine gegenseitige Controle und die hierdurch allein zu erwerbende Sicherheit über die Richtigkeit der Beobachtung und Verarbeitung unerläßlich sind." (Psychol. S. 13.) Wie bezeichnend sind diese Worte für den Standpunkt des einseitigen Philosophen, der Das, was ihm allzu verwickelt oder wunderbar oder außerordentlich scheint, d. i. was ihm nicht wohl in sein System paßt, *umgeht*, um sich an das ihm Fügsame, leicht Erklärliche zu halten. Uebrigens ist Beneke's Behauptung, „die außerordentlichen Charaktererscheinungen seien die zusammengesetztesten und unklarsten", durchaus irrig. Was könnte er dem Phrenologen antworten, welcher behauptet, daß z. B. ein bei einem Blödsinnigen vorragendes Einzeltalent (der Musik, des Zeichnens, der Nachahmung) der Forschung gegenüber vielmehr eine sehr „einfache und klare" Charaktererscheinung sei. Auch kehren die Fälle auffallender Charakterverschiedenheit der Menschen nichts weniger als, wie Beneke meint, „zu selten wieder". Es ist im Gegentheil eher eine Ausnahme von der Regel, wenn bei einem Menschen alle Geisteskräfte harmonisch entwickelt sind, wenn nicht irgend ein Zug (ein Talent, eine Neigung, eine Leidenschaft) vorragend stark oder schwach bei ihm vorhanden ist.

Noch mehr! Unserer Behauptung, daß Beneke die Selbstbeobachtung für die einzig richtige Methode der Geistesforschung halte, könnte es zu widersprechen scheinen, daß derselbe in einer oben angeführten Stelle die Wahrheit, daß das Gedächtniß kein Grundvermögen des Geistes sei, durch die *Verschiedenheit* der Charaktere nachweist, da z. B. der Eine ein besseres Wort-, der Andere ein besseres Sachgedächtniß ꝛc. habe. Allein dieser Widerspruch gestaltet sich nur zu einem neuen schweren Vorwurf gegen Beneke, zu dem der auffallendsten Halbheit und Inconse-

quenz. Beneke verwirft für die Geistesforschung ausdrücklich die grundsätzliche Beobachtung der Charaktereigenthümlichkeiten der Menschen, und doch macht er von dieser Beobachtung Gebrauch, um eine Wahrheit darzuthun, welche ihm nur durch diese Beobachtung allein zur Erkenntniß kommt und kommen kann. Kennt Beneke nicht selbst diese seine Inconsequenz? Nein, er ist weit entfernt, auch nur zu ahnen, daß fast der ganze Werth seiner Geisteslehre sammt deren praktischem Erfolge auf der unwillkürlichen Benutzung eines von ihm ausdrücklich verworfenen Grundsatzes beruht.

Ja noch mehr! Es ist heutzutage allgemein anerkannt, daß die Nerven und das Gehirn die Träger oder Werkzeuge (Organe) der Geistesthätigkeiten sind. Wenn nun die alte Geisteslehre früher, so lange man kaum von diesen Organen etwas wußte, dieselben nicht beachtete, so war dies verzeihlich. In unseren Tagen aber wendet nach und nach sogar die bisherige oder philosophische Geisteslehre den Organen des Geistes ihr Augenmerk zu und sucht sich dadurch zur Naturwissenschaft zu erheben. Ganz anders Beneke, der in dieser Hinsicht sogar noch, soweit er kann, hinter die alte Geisteslehre zurückgeht. Statt die Aufklärungen zu benutzen, welche dem Geistesforscher die Kenntniß der Nerven- und Gehirnlehre geben kann, oder statt nur die Absicht zu hegen, den Blick in das Getriebe des Geistes durch die Beachtung der Organe desselben zu erweitern, verwirft Beneke sogar ausdrücklich diese Erweiterung. Er sagt: „Zwar läßt man nach der gewöhnlichen Ansicht die äußeren Eindrücke zunächst durch die „leiblichen Organe" aufnehmen und erst von diesen aus, vermittelst der Nerven und des Gehirns, auf die Seele übertragen. Hiervon aber sagt uns unser Selbstbewußtsein, welches wir als den einzigen Grundquell für die psychologische Erkenntniß bezeichnet haben, nicht das Mindeste." „Mögen also Anatomie und Physiologie das auf ihrem Gebiete Beobachtete aufklären und begründen: für die Psychologie halten wir daran fest, daß uns unser Selbstbewußtsein von einer solchen Vermittelung nichts sagt." (Psychol. S. 21 f.) Fürwahr, echte Worte des einseitigsten Philosophen, nicht des Naturforschers! Beneke gehört zur Zahl Derer,

welche die Augen bedecken, in der Meinung, daß Das, was sie nicht sehen wollen, nicht da sei. Wie weit ist er von der Einsicht entfernt, daß es nur eine Wahrheit, nur eine Wissenschaft giebt und geben kann! Wie merkwürdig ist vollends seine Art zu schließen! Weil uns, schließt er, unser Selbstbewußtsein von der Vermittelung des Geistes durch die Organe nichts sagt, so können diese Organe kein Gegenstand der Geistesforschung sein; statt daß er umgekehrt so hätte schließen müssen: weil uns unser Selbstbewußtsein von jener Vermittelung, einem jedenfalls wichtigen Felde der Geistesforschung, nichts sagt, so ist schon darum das Selbstbewußtsein nicht als der einzige Grundquell der Geistesforschung zu erkennen.

3.

Wenn Beneke mit der alten Geisteslehre an der Methode der Selbstbeobachtung festhält, zu welchen andern Ergebnissen hat ihn seine Forschung auf diesem nämlichen Wege geführt? Oder bestimmter: wie unterscheidet sich im Einzelnen die Geisteslehre Beneke's einerseits von der früheren Psychologie, andererseits von der Phrenologie?

Wie die Phrenologie, so verwirft Beneke die Grundvermögen der alten Psychologie (Erkenntnißvermögen, Einbildungskraft, Gedächtniß) als irrig. Die Phrenologie verwirft sie, gestützt auf die Beobachtung der geistigen Verschiedenheit der Menschen. Beneke aber stellt hier — merkwürdigerweise! — zwei einander ganz fremde Verwerfungsgründe auf, einen ihm unbewußten und einen ihm bewußten. Der unbewußte Verwerfungsgrund Beneke's ist der der Phrenologie; wir haben oben (§ 2) Beneke denselben geltend machen sehen. Da dieser Verwerfungsgrund aber auf dem Grundsatze der Erforschung der Charakterverschiedenheit beruht, und da Beneke an die Spitze seines Systems im Gegentheil den Grundsatz der alleinigen Selbstbeobachtung stellt, so muß sein bewußter oder systematischer Verwerfungsgrund ein anderer sein. Wir müssen hier einen Blick in das Wesen des Beneke'schen Systems thun.

Um die wahre Natur des Geistes zu erkennen, sagt Beneke, müssen wir zur Entstehung und Bildung der Geisteskräfte zurückgehen; wir müssen fragen, wie der Verstand, die Vernunft, die Einbildungskraft ꝛc., die vollendeten Geisteskräfte, von ihrem ersten Anfang an im Menschen sich gebildet haben. So viel versprechend diese Ansicht Beneke's auf den ersten Blick scheinen könnte, so hätte er doch wohl selbst keine große Hoffnung darauf gebaut, wenn er sich erinnert hätte, daß im Wesen dieselbe Ansicht schon früher von Andern, z. B. von Condillac, aufgestellt, daß aber auch sie, wie alle andern, als unbegründet erkannt und wieder verlassen wurde. Da es aber bei Beneke als Axiom feststand, daß die Geisteslehre ihre Neugestaltung nur von der (durch Selbstbeobachtung zu erklärenden) Entstehung der Geisteskräfte zu erwarten habe, so glaubte er so viel als möglich erklären zu müssen und schrieb dem Menschen möglichst wenig angeborene Geisteskräfte zu. Nach ihm ist dem Menschen nichts weiter angeboren, als die Kräfte des Sehens, Hörens, Tastens ꝛc.; das Uebrige, Verstandeskräfte, Talente, Gefühle, Neigungen, Leidenschaften, alles dies, behauptet er, bildet sich erst nach und nach aus jenen angeborenen einfachen Kräften heraus.

Diese Behauptung Beneke's fällt mit dem von uns gesuchten bewußten oder systematischen Grunde zusammen, warum er die in der alten Psychologie aufgestellten Grundvermögen als irrig verwirft. Denn da einfache oder Grundvermögen des Geistes natürlich dem Menschen angeboren sein müssen, so sind, behauptet Beneke, jene Grundvermögen der alten Psychologen deswegen als irrig zu erkennen, weil sie dem Menschen nicht angeboren sind. Den wichtigen Beweis dieses Nichtangeborenseins sucht Beneke so zu führen: „Unstreitig", sagt er, „ist es eine ganz unbegründete Annahme, daß die Einbildungskraft, der Verstand, die Vernunft und die übrigen gemeiniglich aufgeführten Vermögen der menschlichen Seele angeboren seien. Wie wenig wir auch von der Seele des zum Leben erwachenden Kindes wissen mögen, so läßt sich doch so viel als unzweifelhaft nachweisen, daß dasselbe noch keine Einbildungsvorstellungen, und noch viel weniger Begriffe, Urtheile, Schlüsse ꝛc. zu erzeugen im Stande sei. Zwar

sollen jene Vermögen unentfaltet oder unentwickelt angeboren sein. Aber woher ist man denn vor ihrer Entfaltung und Entwickelung ihrer Existenz gewiß? Auf diese Frage dürfen wir schon deshalb keine befriedigende Antwort erwarten, weil auch für diese Entfaltung und Entwickelung wieder alle Anschaulichkeit fehlt, da sich wohl Niemand bei diesen so vielfältig gebrauchten Ausdrücken etwas Deutliches, ja überhaupt nur etwas zu denken vermag." (Psychol. Skizzen II, 22 f.)

Diese Beweisführung Beneke's ist ganz nichtig. Das neugeborne Kind ist freilich „noch keine Einbildungsvorstellungen, Begriffe ꝛc. zu erzeugen im Stande". Aber alle diese Geisteskräfte, wenn sie auch dem Menschen angeboren wären, könnten ja natürlich erst nach und nach in ihm zur Entwickelung und zur Thätigkeit kommen. Auch die Hände und Füße, die der Mensch von Geburt aus hat, weiß er anfangs nicht zu gebrauchen. Es hat daher keinen Sinn, daraus, daß jene Geisteskräfte sich anfangs noch nicht thätig zeigen, folgern zu wollen, daß sie noch gar nicht vorhanden seien. Ebenso wenig liegt darin ein Beweis für Beneke's Ansicht, „daß für die Entfaltung und Entwickelung der Geisteskräfte alle Anschaulichkeit fehlt", oder „daß wir keinen näheren Aufschluß darüber geben können". In einem philosophischen System freilich, einer selbstgemachten Wissenschaft wird alles gehörig „anschaulich gemacht und erklärt", wir erhalten über alles „Aufschluß". In den thatsächlichen Naturwissenschaften aber müssen wir Vieles als wahr anerkennen, wofür es noch an aller Erklärung fehlt. (Warum zieht der Magnet das Eisen an?) Nimmermehr kann daher aus dem bloßen Mangel der Erklärung einer Thatsache deren Unwahrheit gefolgert werden.

Auf diese Weise hat sich also der bewußte oder systematische, der aus dem Grundsatz der Selbstbeobachtung hergenommene Verwerfungsgrund Beneke's gegen die Grundvermögen der alten Psychologie als ein durchaus irriger ergeben, und es bleibt nur Beneke's unbewußter, auf den Grundsatz der Beobachtung der menschlichen Charakterverschiedenheit gestellter, also phrenologischer Verwerfungsgrund als der richtige übrig.

4.

Sehen wir zu, was Beneke an die Stelle der von ihm verworfenen Grundvermögen zu setzen oder wie er auf seine Art die Entstehung der Geisteskräfte zu erklären weiß. Alle Gattungen von Geistesthätigkeiten, sagt er, Einbildungsvorstellungen, Begriffe, Schlüsse ꝛc. sind im Verhältniß zu den sinnlichen Wahrnehmungen als abgeleitete zu erkennen. Denn die Wahrnehmungen geben den Stoff für die Einbildungsvorstellungen und für die Begriffe, die Begriffe sind wieder die Grundlage für die Urtheile, Schlüsse und alle zusammengesetztesten Denkthätigkeiten. Die Wahrnehmungen erscheinen uns daher als die ursprünglichsten und einfachsten unter den Geistesthätigkeiten. Auch scheint überhaupt kaum eine einfachere Bildung als eben die der Wahrnehmungen gedacht werden zu können. Denn was ist nach dem Zeugniß des unmittelbaren Bewußtseins für die Bildung einer Gesichtswahrnehmung weiter nöthig, als daß wir den uns von Außen kommenden Lichtreiz mit dem Vermögen unseres Gesichtssinnes auffassen? was für die Bildung einer Gehörwahrnehmung, als die Aufnahme des Schallreizes durch unsern Gehörsinn?

Und dennoch, fährt Beneke fort, müssen wir diese Einfachheit der Wahrnehmungen als eine nur scheinbare erkennen. Die Erfahrung zeigt uns nämlich, daß ein Mensch sehen und dabei nicht wahrnehmen kann, daß also das Wahrnehmen aus zwei Dingen, aus dem Sehen und noch aus einer andern Geistesthätigkeit, besteht. Die Augen des angespannt Nachdenkenden sind nicht selten so entschieden auf einen Punkt gerichtet, daß man glauben sollte, er müsse den dort vorhandenen Gegenstand mit ausnehmender Schärfe auffassen; sein Wahrnehmungsvermögen ist völlig gesund, die Erleuchtung des Gegenstandes hell genug für eine klare sinnliche Anregung; und dennoch entsteht vielleicht gar keine Wahrnehmung oder nur eine sehr unvollständige in ihm. Aehnlich so vermag das Kind in den ersten Wochen die umgebenden Dinge nur sehr unklar aufzufassen, es vermag nur sinnliche „Empfindungen", noch keine sinnlichen „Wahrnehmungen" zu erzeugen. Hundertmal fällt das Auge des Säuglings auf den

Vater, ehe ein Wiedererkennen, also ein wirkliches (bewußtes) Wahrnehmen stattfindet. — Also es muß zum (unbewußten) Empfinden noch etwas hinzukommen, damit es ein (bewußtes) Wahrnehmen werde. Das Wahrnehmungsvermögen ist also nicht eine einfache Kraft, sondern zusammengesetzt aus der Empfindung und einer weiteren Geisteskraft. Welches aber ist diese Geisteskraft? — eine Frage, hinter welcher das Räthsel der ganzen Geisteslehre verborgen liegt.

Die Erfahrung lehrt, — so beginnt Beneke die Beantwortung dieser Frage, — daß eine sinnliche Wahrnehmung um so vollkommener von uns gebildet werden könne, je öfter dieselbe sonst schon in uns gebildet worden ist. Der in irgend einem Naturgebiet geübte Beobachter, der Physiker, der Chemiker, der Arzt, bemerkt so Vieles, was dem die gleichen Gegenstände beobachtenden Laien entgeht; warum dies? weil gleiche oder ähnliche Wahrnehmungen sehr oft von ihm vollzogen worden sind. Erst durch öfteres Sehen muß der Blinde, dem der Gesichtssinn geöffnet ist, muß auch das Kind in den ersten Lebenswochen sehen lernen. Je weiter wir hierbei auf den Anfang zurückgehen, um desto unvollkommener werden die sinnlichen Wahrnehmungen; gehen wir weit genug zurück, so hören sie auf, eigentliche Wahrnehmungen zu sein und erscheinen als bloße Empfindungen. Was aber verstärkt nun je das spätere Wahrnehmen gegen das frühere? Man antwortet, die wahrnehmende Kraft werde geübt und ausgebildet. Eine sehr richtige und zweckmäßige Antwort für das Denken des gewöhnlichen Lebens; die Wissenschaft aber darf sich hierbei nicht beruhigen, sondern muß weiter fragen, worin denn diese Uebung und Ausbildung der Kraft bestehe, was dabei eigentlich psychisch geschehe, was bei der späteren Wahrnehmung zu der früheren hinzukomme?

Die gewünschte Auskunft hierüber findet Beneke in der folgenden Erfahrung gegeben. Wenn wir, sagt er, eine Wahrnehmung machen, so dauert dieselbe zwar nur so lange, als die Veranlassung derselben währt (als z. B. der vor dem Auge befindliche Gegenstand bleibt); sie geht vorüber, sobald der Gegenstand

dem Auge entschwindet: aber — *sie geht nicht ganz vorüber*, denn wir vermögen sie ja zu reproduciren, in der Vorstellung zu wiederholen. *Es erhält sich also etwas von der Wahrnehmung in der Seele.* Dieses Sich-Erhalten muß aber auch schon bei der vorigen und so weiter zurück, und auch bei der ersten Wahrnehmung, die nur erst Empfindung war, stattgefunden haben; denn man sieht nicht, wie und warum dasselbe, wenn es der ersten Empfindung gemangelt hätte, bei irgend einer späteren hätte beginnen sollen. Dieses Sich-Erhalten aber ist Das, was wir suchen, die Wahrheit, welche uns das Räthsel der Geisteslehre löst. Auf diese Wahrheit nämlich gestützt, können wir den gesammten Entwickelungsproceß der Geistesvermögen von Anfang her folgendermaßen erklären.

Der menschlichen Seele angeboren sind einfache sinnliche Empfindungsvermögen, noch durchaus unerfüllt. Diese Vermögen eignen sich die ihnen angemessenen sinnlichen Reize (Licht, Schall ꝛc.) an und, indem sie einen Theil derselben dauernd festhalten, werden sie erfüllt und ihrer Natur nach ausgebildet. Man setze, das Licht der rothen Farbe habe auf das Gesichtvermögen eines so eben zum Leben erwachten Kindes gewirkt, so ist dieses Vermögen dadurch insofern ausgebildet worden, als es diesen Reiz nicht nur augenblicklich aufgenommen hat, sondern auch (etwas davon) dauernd festhält. Nun lasse man, nach einer Zwischenzeit, das rothe Licht zum zweitenmal auf das Kind einwirken, diese neue Empfindung wird der Sache nach der ersten gleich, aber an Stärke von ihr verschieden sein. Denn bei dieser neuen Empfindung fand sich, außer dem ursprünglichen (unerfüllten) Empfindungsvermögen, in der Seele des Kindes von jener ersten Empfindung her ein gleichartiges erfülltes Empfindungsvermögen vor, welches seiner Gleichartigkeit wegen mit der neu gebildeten Empfindung zu *Einem* Act zusammenfließt. Die zweite Empfindung also muß der ersten um jenen Zuwachs an Stärke überlegen sein. Ebenso bei dem dritten, vierten, fünften, hundertsten, tausendsten Empfindungsacte: der *Art* nach sind sie dem ersten gleich, aber indem sie das je in den vorhergehenden Empfindungsacten Auge-

bildete als Bestandtheil in sich enthalten, müssen sie an Stärke stetig zunehmen.

Es giebt also hiernach zweierlei Seelenvermögen, angeborene und später gebildete. Die angeborenen Vermögen haben, weil gänzlich unerfüllt, keine andere Bestimmtheit, als daß sie eben Vermögen für diese oder jene Gattung von sinnlichen Empfindungen (für Gesicht-, Gehör-, Geschmack-2c. empfindungen) sind. Neben diesen unausgefüllten oder ungebildeten Vermögen aber entstehen später gebildete Vermögen, nämlich die mehr oder weniger vollkommenen Spuren, welche von allen einmal erzeugten Empfindungen zurückbleiben. Diese Spuren können und müssen, inwiefern sie mit den neu erzeugten gleichartigen Empfindungen zu Einem Gesammtacte zusammenfließen, unstreitig ebenfalls Vermögen für diesen Gesammtact genannt werden. Für jede (nicht erste) Empfindung also müssen wir zwei von einander getrennte Vermögen unterscheiden, das unerfüllte und unausgebildete, welches zunächst den sinnlichen Reiz in sich aufnimmt, und das oder die ausgebildeten, welche, von früheren gleichartigen Empfindungen stammend, die neu gebildeten durch ihren Zufluß verstärken.

„Die Vermögen der letzteren Gattung" — so endigt Beneke wörtlich seine Darstellung, die wir im Bisherigen nur abgekürzt wiedergegeben haben, — „die Vermögen der letzteren Gattung haben wir auch Angelegtheiten genannt: Angelegtheiten, nicht Anlagen, um schon durch die Ableitung vom participium perfecti das Gewordensein (Nichtangeborensein) dieser Vermögen zu bezeichnen. Das Gesetz für dieses Werden, so weit wir dies letztere bis jetzt kennen gelernt haben, ist überaus einfach: indem dafür nichts weiter vorausgesetzt wird, als daß kein mit einem gewissen Grad von Kräftigkeit erzeugtes psychisches Gebilde gänzlich wieder entschwinde. Das ausgebildete Vermögen der Seele besteht dann in der Gesammtheit des von den früheren psychischen Bildungen mehr oder weniger vollkommen Erhaltenen. Das ist freilich" — so schließt Beneke, und wir rufen: hört! hört! — „nur eine Hypothese, welche durch die unmittelbare Erfahrung nie wird vollkommen bestätigt werden

können: denn unserer unmittelbaren Erfahrung liegt ja nur das bewußte Seelensein offen, und jenes Sich-Erhalten des früher Gebildeten muß im Unbewußtsein gedacht werden. Aber diese Hypothese ergiebt sich aus den unmittelbaren Erfahrungen von dem Wiedererscheinen früher gebildeter Seelenthätigkeiten mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, ja mit Nothwendigkeit." (Psych. Skizzen II, 50.)

Also eine *Hypothese* ist's, was der Geisteslehre Beneke's zum Grund liegt, was ihn die Entstehung der Geisteskräfte auf seine Art erklären und das Nichtangeborensein derselben behaupten läßt, eine Hypothese, von ihm selbst dafür erkannt und anerkannt! Aber Beneke vergißt alsbald dieses Zugeständniß, denn er spricht durch seine ganze Darstellung von *Beweisen*, die er für seine Behauptung von der Entstehung der Geistesvermögen gegeben habe. („Wir haben nachgewiesen", „wir haben uns überzeugt" ꝛc.)

5.

Unserer Prüfung der Hypothese Beneke's schicken wir passend eine vorläufige kurze Andeutung über Das, was Beneke auf diese Hypothese gebaut hat, d. i. über sein System der Geisteslehre, voraus. Wie wir wissen, sind nach Beneke dem Menschen nur allein die Vermögen des Sehens, Hörens ꝛc. angeboren, alle übrigen Geistesvermögen entstehen erst. Dieses Entstehen geschieht so, daß sich zuerst die Wahrnehmungen, dann die Vorstellungen, Begriffe ꝛc. bis zu den Gefühlen, Neigungen, Leidenschaften ꝛc. der Seele anbilden. Beneke sagt: „Die elementarischen Gebilde der Seele (die Angelegtheiten) werden im Lauf ihrer Fortentwickelung vertausendfacht und tausendmal vertausendfacht. So wird die Entwickelung ins Unendliche verstärkt und durch die Combination zwischen jenen Gebilden die mannichfachsten qualitativ eigenthümlichen Producte erzeugt, wie man sie in den bisher angenommenen abstrakten Seelenvermögen (Einbildungskraft, Verstand, Vernunft ꝛc.) substantiirt hat. Außerdem gehören hierher alle Gemüthsbeschaffenheiten, Neigungen, Fertigkeiten, Talente ꝛc."

„Es giebt keine angeborene Neigungen, Willensbestimmungen, oder sonst bestimmte praktische Anlagen. Ja die Gemüths- und Charakterbildung findet sich im Allgemeinen selbst noch weniger prädeterminirt (angeboren) als die Bildung der Erkenntnißtalente." „Die neue Psychologie zeigt, daß in moralischer Beziehung gar nichts angeboren ist: indem alle Formen des Moralischen einen so hohen Grad von Bildung oder solche Zusammengesetztheit enthalten, daß sich in dem Angeborenen auch nicht einmal etwas Analoges finden kann." (Erziehungslehre I, 51. 236. 32.) Es giebt daher in Beneke's System eine gewisse Stufenleiter unter den Geistesvermögen, indem sie dem Angeborenen näher oder entfernter liegen und daher — was für Beneke von großer Wichtigkeit ist! — leichter oder schwerer zu erklären sind. Gehen wir zur Prüfung von Beneke's Hypothese selbst fort.

Wie wir gesehen haben, stellt Beneke bei Gelegenheit der Darstellung seiner Hypothese von der Entstehung der Geistesvermögen die Behauptung auf, daß die Geistesthätigkeiten zusammengesetzter Natur sind, daß z. B. selbst die so einfach scheinenden sinnlichen Wahrnehmungen zwei wesentlich zu unterscheidende Elemente enthalten. Prüfen wir zuerst diese Behauptung Beneke's, sie einerseits mit der Ansicht der alten Psychologie, andererseits mit der der Phrenologie vergleichend. Die alte Psychologie, welche sich die Seele nicht anders als einfach denken kann, steht natürlich im vollen Widerspruch mit der fraglichen Behauptung; sie hat bei diesem Widerspruch allerdings das gewöhnliche menschliche Bewußtsein auf ihrer Seite. Auf den ersten Blick oder oberflächlich betrachtet könnte man es wohl für unnatürlich und unwahrscheinlich halten, daß alle Geistesthätigkeiten bis zu den Wahrnehmungen herab doppelt, ja mehrfach zusammengesetzt seien. Allein gleichwohl ist nur diese Ansicht die richtige. Die Phrenologie tritt hier Beneke entschieden zur Seite, gestützt, wie bei allen ihren Sätzen, auf beweisende Thatsachen, wie deren auch Beneke, wenn auch in minderer Fülle, hier anzuführen weiß. Daß Jemand einen Gegenstand sehen, ihn durch das ihn auffassende Sehvermögen empfinden, ihn aber dennoch nicht wahrnehmen kann, oder umgekehrt, daß Jemand einen

Gegenstand, welchen er (äußerlich) nicht sieht, dennoch geistig (innerlich) wahrnehmen d. i. sich vorstellen kann, dies sind Thatsachen, welche den vollgiltigen, weil mathematischen Beweis liefern, daß (unbewußtes) „Sehen“ und (bewußtes) „Wahrnehmen“ zwei verschiedene Geistesthätigkeiten sind, oder daß die Geistesthätigkeit, in welcher Sehen und Wahrnehmen zugleich erscheinen, eine zusammengesetzte ist. Was getrennte Merkmale hat, kann nicht einfach sein. Die Phrenologie als Organenlehre verstärkt zum Ueberfluß diesen Beweis durch den der getrennten Organe der beiderlei Thätigkeiten, indem sie die Organe des bloßen (unbewußten) Empfindens in den Sinnesnerven des Sehens, Hörens ꝛc., die Organe des bewußten Wahrnehmens in dem Gehirn (dem Vordergehirn) nachweist.

Diese Entscheidung der vorliegenden Frage zu Gunsten Beneke's ist natürlich nicht auch maßgebend für die Entscheidung über Beneke's Hypothese von der *Entstehung* der Geisteskräfte. Dieser Hypothese tritt bestimmt und scharf die Phrenologie entgegen, welche zwar die beiden getrennten Elemente der Geistesthätigkeiten als solche anerkennt, aber entschieden sie *beide* für angeboren erklärt. Wie begründet Beneke seine Ansicht des Nichtangeborenseins der Geistesvermögen, vor allen des Wahrnehmungsvermögens? Wir finden mit Erstaunen, daß diese Begründung bei ihm gänzlich fehlt. Beneke führt in seinen zahlreichen Werken *nirgends* den Beweis dafür, daß das Wahrnehmungsvermögen im Geiste entstanden und *nicht angeboren* sei.

6.

Wir gehen zu den Gründen fort, welche die Phrenologie für das Angeborensein der Geistesvermögen anzuführen weiß. Diese Gründe sind von zweierlei Art: Wahrscheinlichkeitsgründe und Beweisgründe. Beginnen wir mit den ersteren.

Das Kind wird, was den Körper in allen einzelnen Theilen betrifft, *ganz*, als *ganzer Mensch* geboren; es bringt selbst die Haare, bisweilen sogar schon Zähne mit zur Welt. Sollte dies in Bezug auf die vorzüglichste Hälfte des Menschen, auf den Geist und seine wesentlichen Kräfte, so ganz anders sein?

sollten diese Kräfte erst *werden* müssen? Dies ist höchst unwahrscheinlich. Und man betrachte das Gesicht des Kindes: spricht nicht aus dem Leben seiner Züge schon der geistige *Mensch* uns an? Man frage die Mutter, die auf den Säugling in ihrem Schoße niederblickt: gilt ihr süßes Entzücken einem Wesen, das an allem Geistigen noch *leer* ist, das nur erst hören und sehen kann und dies nicht einmal, einem Wesen also, das geistig noch kein Mensch ist, sondern erst ein solcher werden soll? o nein, die Mutter weiß, daß sie in ihrem Kinde schon den ganzen Menschen an ihr Herz drückt mit allen seinen menschlichen Neigungen und Trieben und Wünschen, wenn diese auch noch erst wie im Traume unentwickelt schlafen. Und wer ferner, der Kinder in ihrer Entwickelung beobachtet hat, hätte sie nicht in dem frühesten Alter Charakterzüge und Geisteskräfte äußern sehen, welche unmöglich von Außen in sie hineingekommen sein können, sondern welche, nachdem sie von Geburt aus in ihnen gelegen, nur zur Thätigkeit erwacht sind!

Einen zweiten Wahrscheinlichkeitsgrund für das Angeborensein der Geistesvermögen giebt uns die Vergleichung des Menschen mit den Thieren. Niemand leugnet, und gewiß auch Beneke nicht, daß der Charakter der Thiere angeboren ist. Welche hohe Wahrscheinlichkeit aber liegt hierin für das Angeborensein wenigstens derjenigen Charakterzüge beim Menschen, welche dieser mit den Thieren gemein hat. Denn wir müßten ja sonst z. B. die Geschlechtsliebe, die Jungen- oder Kinderliebe, die Anhänglichkeit, den Muth, den Sinn der Verheimlichung, die Vorsicht oder die List, den Nachahmungssinn ꝛc. beim Thier für angeboren, beim Menschen für geworden erklären. Wie unendlich groß ist die Stufenleiter der Thiere von den niedrigsten bis zu den höchsten, eine Stufenleiter, in der immer das höhere Thier je einen oder einige Charakterzüge mehr besitzt als das niedrigere. Alle diese Charakterzüge sind also den Thieren tausendmal (in tausendfach verschiedenen Verbindungen) angeboren, und dem Menschen allein, *insofern er Thier* ist und alle Charakterzüge der Thiere besitzt, sollten diese Charakterzüge zum erstenmal *nicht* angeboren sein? Dies ist nicht denkbar. Freilich ist der Mensch,

eben weil er Mensch ist und die menschlichen Charakterzüge mehr besitzt, ein wesentlich anderes Geschöpf als die Thiere, und man könnte daher hier weiter fragen, ob der vorliegende Wahrscheinlichkeitsgrund sich auch auf das Angeborensein der menschlichen Charakterzüge erstrecke. Obgleich diese Frage unbedingt zu bejahen sein möchte, so können wir sie hier doch, ohne auf sie tiefer einzugehen, ganz unentschieden lassen. Denn wenn das Angeborensein der thierischen Charakterzüge beim Menschen als wahrscheinlich erkannt ist, so ist damit wenigstens Beneke schon genugsam widerlegt. Denn da dieser, wie oben angedeutet, die Neigungen, Triebe und Leidenschaften des Menschen für noch weniger angeboren hält, als die (menschlichen) Verstandeskräfte ꝛc., so könnte er, wenn er vom Angeborensein der ersteren überführt würde, sich gegen das Angeborensein der letzteren nicht länger sträuben. Doch wie? — höre ich hier beiläufig den Leser fragen, — sollte Beneke in der That glauben, daß z. B. der Charakterzug der Geschlechtsliebe dem Menschen nicht angeboren sei? Allerdings muß dies Beneke glauben, wenn er seinem System consequent sein will, und er glaubt es auch und behauptet es mit klaren und ausdrücklichen Worten. Wer an dieser Möglichkeit zweifeln konnte, hat nicht gewußt, was ein System ist und was es vermag.

Ein dritter Wahrscheinlichkeitsgrund endlich für das Angeborensein der Geistesvermögen liegt in der Art und Weise, wie wir uns den Geist oder die Seele des Menschen beschaffen denken müssen, wenn wir irgend einen Gedanken darüber fassen wollen. Der menschliche Geist kann nur einer Kraft zu vergleichen sein, etwas Lebendigem, Wirkendem, sich Bewegendem, nicht einer Hülle, die das Lebendige, die Kraft umschließt; der Geist kann nur Inhalt, nicht Gefäß sein. Dies wird vielleicht am besten dadurch veranschaulicht, daß wir die Natur der Sinnesthätigkeiten und ihrer Organe näher in's Auge fassen. Das Sehvermögen z. B. ist nicht ein offener Weg, auf welchem die Kenntniß der sichtbaren Außenwelt zum Geist gelangt, das Auge nicht eine Oeffnung im Kopfe des Menschen, wodurch der in demselben wohnende Geist Licht und Farbe empfängt und empfindet. Son-

dern so wie das Licht eine Bewegung des Aethers ist, so besitzt der ätherähnliche Geist unter seinen Kräften eine, welche sich dem Lichte entgegenbewegt, welche also lichtähnlich ist und welche man Lichtkraft nennen könnte. Ein Schlag, ein Druck auf's Auge (auf den Sehnerven) bringt bekanntlich eine Lichtempfindung hervor. Ebenso bei den übrigen Sinnen; ein Reiz, eine Krankheit des Hörnerven verursacht ein Hören, ein Reiz des Geschmacksnerven (z. B. durch Elektricität) ein Schmecken u. s. w. Also die Sinnesthätigkeiten sind gleichsam Bewegungen der Sinneskräfte. Und das Verhältniß der inneren Sinne, als wirklicher lebendiger Kräfte der Außenwelt gegenüber, ist in seiner Art ganz dasselbe wie das der äußeren. Nämlich so wie die Verhältnisse und Beziehungen der Außenwelt zum Menschen sehr mannichfaltig sind, so ist der Mensch selbst nichts anderes, als eine solche mannichfaltige kleine Welt, d. i. sein Geist ist ein Organismus verschiedener Kräfte, welche den verschiedenen Verhältnissen der Außenwelt je in entsprechenden Bewegungen sich entgegenkehren. Die Kinderliebe ist eine besondere Geisteskraft, welche in ihrer Thätigkeit oder Bewegung uns zu Kindern, die Geschlechtsliebe eine solche, welche uns zu Personen des andern Geschlechts hinzieht, der Kampfsinn eine Kraft, welche, gleich einer zischenden Flamme, uns der Gefahr als einem Genuß entgegenführt, die Vorsicht eine Kraft, welche gleichwie in bangender Bewegung uns nach Schutz und Sicherheit umblicken läßt, das Selbstgefühl eine Kraft, welche, gleichsam hoch auflodernd, uns über andere Menschen im Gefühle erhebt, u. s. w.

Beneke behauptet, daß die angeborenen Geistesvermögen anfangs „gänzlich unerfüllt" seien. Allein wenn wir uns den Geist so denken, wie wir ihn uns allein denken können, als eine lebendige Kraft (ein Vermögen) oder einen Organismus von Kräften, so ist eine unerfüllte, d. i. inhaltlose Geisteskraft schlechthin undenkbar. Denn eine Kraft als solche ist selbst Inhalt, ihre Eigenschaft ist ihr Inhalt; sie kann daher wohl noch ungeübt oder noch schwach, aber sie kann nicht unerfüllt sein. Der Inhalt der Sehkraft ist die Eigenschaft des Lichterkennens: hätte die Sehkraft diese Eigenschaft nicht, so wäre sie unerfüllt, aber sie wäre auch keine Kraft. Und so hat jede andere Geisteskraft entweder eine Eigenschaft, und

dann ist sie nicht unerfüllt, oder sie hat keine Eigenschaft, und dann ist sie keine Kraft. Nach Beneke müßten wir uns den Geist gleichsam als einen Behälter mit Fächern denken, die anfangs leer, d. i. nichts als Hülle, sind, und später mit etwas erfüllt, d. i. etwas werden. Allein man wüßte ja dann z. B. nicht einmal, warum ein Inhalt, der in das eine Fach bestimmt ist, sich nicht in ein anderes verirrte! Wenn Beneke dagegen behaupten wollte, daß jedes Fach eben die Eigenschaft habe, nur diese oder jene bestimmte Geisteskraft aufzunehmen, so wäre ja diese Eigenschaft der Inhalt des Faches, dasselbe also nicht unerfüllt. Wenn wir nach der Möglichkeit fragen, wie Beneke eine solche nach allen Seiten hin unhaltbare, ganz undenkbare Ansicht aufstellen konnte, so liegt die Erklärung dafür abermals darin (**infandum renovare dolorem!**), daß Beneke Systematiker ist. Man kann, um einen scherzhaften Vergleich zu ziehen, die Systematiker die Jesuiten der Wissenschaft nennen. So wie die Jesuiten dem Grundsatz folgen, der Zweck heilige die Mittel, so machen die Systematiker, blind für alles Andere als für den Aufbau ihres Systems, von den unlogischsten und unwissenschaftlichsten Behauptungen und Schlüssen Gebrauch, wenn sie nur für jenen Aufbau dienlich oder nothwendig zu sein scheinen.

7.

Der Beweisgründe für das Angeborensein der Geisteskräfte sind zwei, welche mit den Hauptsätzen der Phrenologie zusammenfallen. Der erste Satz der Phrenologie, daß der Mensch verschiedene unter sich selbstständige Geisteskräfte besitzt, ist durch die thatsächliche Charakterverschiedenheit der Menschen nachgewiesen. Wenn es aber einmal einen Charakter giebt, so muß er angeboren sein: wenn er nicht angeboren wäre, so könnte er nicht sein. Denn was ist Charakter? Diejenige feste geistige Eigenthümlichkeit des Menschen, wodurch sich dieser bleibend und für immer von andern Menschen unterscheidet. Nehmen wir an, alle Menschen wären von Geburt aus einander geistig gleich, und alle Neigungen, Talente ꝛc. entstünden erst durch die äußeren Verhältnisse, so müßte, weil diese Verhältnisse ewig wechseln,

eine ewige geistige Veränderung in den Menschen stattfinden. Wer heute durch vorragenden Stolz oder Muth oder Wohlwollen vor Andern sich auszeichnete, könnte in Kurzem durch das Gegentheil oder durch ganz Anderes sich von ihnen unterscheiden. Man kann dagegen nicht sagen, dieser ewige Wechsel fände nur in der Jugend statt, wo sich eben der Charakter erst bilde, beim vollendeten Menschen aber seien die Züge fest geworden, sei der Charakter vorhanden. Denn welches ist die Jugend des Festwerdens der Züge? bildet sich der Charakter in dem ersten Lebensjahr des Menschen, oder in den fünf ersten, oder in den zwanzig ersten? Diese Frage mag beantwortet werden wie sie wolle, immer muß die Antwort eine unrichtige sein. Wird behauptet, daß der Charakter früh, etwa in den ersten fünf Lebensjahren, sich schon als solcher feststelle, so widerspricht dem die Ansicht von der Entstehung des Charakters selbst, da ja dann die wichtigen Außenverhältnisse, in welchen der Mensch vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre lebt, keinen wesentlichen Antheil an der Charakterbildung haben sollten. Wird im Gegentheil gesagt, daß der Charakter erst spät, beim erwachsenen Menschen, sich als solcher festgestellt habe, so widerspricht dem die Erfahrung, daß sich bei Kindern von fünf, ja von vier, ja von drei Jahren sehr oft schon ein entschiedener Charakterzug findet, welcher dem Menschen durch sein ganzes Leben bleibt. Jenen Wechsel in den Geisteszügen also, welcher nach der Ansicht von der Entstehung des Charakters wenigstens einige Zeit hindurch beim Menschen gefunden werden müßte, giebt es gar nicht, auch in der *frühsten* Jugend des Menschen nicht: denn *sobald* sich beim Kinde ein wirklicher Charakterzug, d. i. eine sehr starke oder sehr schwache Geisteskraft zeigt, so ist sie immer eine feste und bleibende. *Wenn* es also, — dies ist der Schlußsatz dieser Betrachtung, — einen Charakter, eine feste und bleibende geistige Eigenthümlichkeit des Menschen giebt, so muß diese Eigenthümlichkeit, *weil* sie eine feste und bleibende ist, eine angeborene sein.

Eine Charakterverschiedenheit der Menschen könnte denkbarerweise auch gar nicht *entstehen*, wenn nicht schon von Geburt aus eine Trennung, eine Verschiedenheit des Geistes in den

einzelnen Kräften vorhanden wäre. Denn wenn der Geist in seinem Wesen nur eine ungetheilte allgemeine Kraft besäße, so könnten verschiedene Theile dieser Kraft, die es nicht gäbe, auch nicht geübt werden, und die Uebung oder Stärkung des Geistes könnte nur eine allgemeine sein: so wie etwa die äußere Sehkraft eine solche allgemeine Kraft ist, welche durch die Betrachtung eines Gegenstandes zugleich für die Betrachtung aller andern geübt wird. Dasselbe gälte natürlich von der Ansicht, daß der Mensch nur drei allgemeine Geisteskräfte, die der Leidenschaften, der Gefühle und des Verstandes, besäße. Wenn alle Leidenschaften von Natur auf einer allgemeinen Kraft beruhten, so könnten nicht verschiedene Seiten dieser Kraft, wenn sie nicht da wären, ausgebildet werden, und die Uebung oder Stärkung in der einen Hinsicht müßte auch die in der andern zur Folge haben: kurz es könnte nur eine Leidenschaft geben. Wenn es nur eine allgemeine Verstandeskraft gäbe, so könnte die Uebung in der Mathematik oder in Sprachen oder in der Musik ꝛc. nicht blos die Vervollkommnung des Verstandes in diesen einzelnen Talenten, sondern jede einzelne Uebung müßte die allgemeine Vervollkommnung des Verstandes mit sich führen: es könnte nur einen Verstand, nur ein Talent geben. Also schon daß die Trennung des Geistes in die einzelnen Geisteskräfte besteht, beweist, daß sie in der Natur des Geistes vorgebildet, also angeboren sein mußte. Wenn aber diese Trennung in die einzelnen Geisteskräfte angeboren ist, so sind natürlich diese einzelnen Geisteskräfte selbst angeboren; denn damit etwas getrennt sei, muß es in der Trennung vorhanden sein.

Daß der zweite Hauptsatz der Phrenologie, das Dasein der Gehirnorgane der Geisteskräfte, das Angebornsein dieser letzteren beweist, versteht sich von selbst und bedarf kaum eines erläuternden Wortes. Woher weiß Beneke oder warum giebt er zu, daß die Sehkraft dem Menschen angeboren ist? Weil das Auge, das Organ dieser Kraft, dieses Angebornsein beweist. Wenn der Mensch ohne dieses offenbare Organ sähe, so würde Beneke in seiner Weise auch die Entstehungsart der Sehkraft „nachgewiesen" haben. So ist nun in der Weise der Natur-

wissenschaft durch das Gehirn, den Träger der inneren Sinne des Menschen, deren Angeborensein nachgewiesen. Wenn Beneke nur einigermaßen Naturforscher wäre, wenn er nur einmal ein Gehirn betrachtet und die große Masse der Organe der inneren Sinne gegen die sehr geringe der Organe des Sehens, Hörens ꝛc. verglichen hätte, so hätte es ihm nicht einfallen können, zu behaupten, daß zwar die Sehkraft, die Hörkraft ꝛc., aber nicht die inneren Sinne oder Geisteskräfte des Menschen angeboren seien.

8.

Dringen wir nun weiter in das Wesen und die Ergebnisse der Beneke'schen Psychologie ein. Zu den fünf äußeren Sinnen oder „Empfindungen" des Sehens, Hörens ꝛc., nach Beneke den einzigen dem Menschen angeborenen Geisteskräften, kommt der Vollständigkeit wegen noch einiges Andere hinzu. Denn obgleich Beneke in der Psychologie von Allem, was nicht blos Geist, was Körper oder Organ ist, grundsätzlich absieht (§ 3), so haben wir doch auch im Geiste eine Empfindung von unserem Körper, und so zählt also Beneke zu den fünf Sinnen noch die „Vitalsinne" (die Empfindung der Verdauung, der Athmung) und den Sinn der Muskelbewegung hinzu. Da nun Beneke aus diesen Sinnen oder „Grundsystemen" des geistigen Menschen alle Verstandeskräfte, Gefühle, Leidenschaften ꝛc. abzuleiten hat, so läßt sich erwarten, welcherlei eigenthümlicher Voraussetzungen und Annahmen er hierzu bedarf.

Vor Allem macht er zu seinem Zweck von der Lehre der Temperamente Gebrauch. Weil er aber seinem Grundsatz, in der Psychologie den Körper unberücksichtigt zu lassen, möglichst treu bleiben will, so verwandelt er höchst seltsamer Weise die körperlichen Temperamente in rein geistige! Jedoch um ihn hier in seinem Gedankengang zu verstehen, müssen wir einen kurzen geschichtlichen Blick auf die Lehre von den Temperamenten und die Rolle, welche sie in der Psychologie gespielt hat, zurückwerfen.

Die Methode der alleinigen Selbstbeobachtung in der Psychologie war auch dadurch schon als eine unrichtige und einseitige

zu erkennen, daß sie eine *inconsequente* war. Denn was der Psycholog durch die bloße Selbstbeobachtung von der Natur des Geistes *erforscht* hatte, hätte er auch wieder nur zur *Erklärung* des eigenen Selbst benützen, so wie umgekehrt die *Erklärung* der menschlichen Charakterverschiedenheit auch nur auf die vorausgegangene gründliche *Erforschung* dieser Verschiedenheit gründen dürfen. Allein so folgerichtig handelte man nicht. Weil die Charakterverschiedenheit der Menschen so mächtig im Leben hervortrat, weil sie selbst dem Psychologen im Studirzimmer ins Auge fiel, erzwang sie sich einige Beachtung und forderte eine Erklärung. Da aber für diese das einseitig durch Selbstbeobachtung Erforschte sich natürlich als nicht ausreichend erwies, so nahm man in dieser selbstverschuldeten Noth des Systems zur Lehre von den Temperamenten seine Zuflucht, einer Lehre, welche die Psychologie aus einer Naturwissenschaft zu sich hereinholte. Man glaubte die ganze Charakter- und Geistesverschiedenheit der Menschen auf die Verschiedenheit des Temperaments oder der Körperbeschaffenheit zurückführen oder daraus erklären zu können. Der Phlegmatiker sollte nicht blos langsam und träge, sondern auch geist- und talentlos, der Choleriker nicht blos heftig, sondern auch boshaft, der Sanguiniker nicht blos lebhaft, sondern auch charakterlos und leichtsinnig sein u. s. w.; und wo man mit den einfachen Temperamenten zur Erklärung nicht ausreichte, nahm man vielfache Mischungen derselben an, vermittelst deren alle denkbaren Charakterzüge scharfsinnig erklärt wurden. Diese Lehre von den Temperamenten fand nun, wie fast die ganze alte Psychologie, in den Augen Beneke's keine Gnade, zumal da sie an sich einer Naturwissenschaft angehört, und, wie wir gesehen, anatomische und physiologische Wahrheiten von ihm in der Psychologie verpönt sind. Allein da auch von ihm die allenthalben hervortretende menschliche Charakterverschiedenheit eine Erklärung heischte, die ihm doch aus der rechten Quelle nicht zu Gebot stand, so wußte er sich nicht besser zu helfen, als dadurch, daß er die Lehre von den Temperamenten zwar beibehielt, aber sie nach seinen Zwecken umgestaltete, d. i. sie aus einem Theil der Naturwissenschaft in einen Theil seines Systems verwandelte. Beneke's Lehre von den Temperamenten ist diese.

Die Temperamente, sagt Beneke, sind Thätigkeitsarten der Geisteskräfte. Solcher Thätigkeitsarten giebt es drei: Kräftigkeit, Reizempfänglichkeit, Lebendigkeit. Je nach dem Grade der Kräftigkeit ist die Geistesthätigkeit eine mehr oder weniger starke und vielfassende, je nach dem Grad der Reizempfänglichkeit eine leichter oder schwerer erregbare, je nach dem Grad der Lebendigkeit eine mehr oder weniger schnelle und rasche. Der Mensch kann aber nicht, wie nach der bisherigen Ansicht, nur ein einziges Temperament, oder, was dasselbe wäre, eine einzige Mischung aus den drei Temperamenten haben, sondern jedes der einzelnen geistigen Grundsysteme (Sehkraft, Hörkraft ꝛc.) hat sein eigenes Temperament oder kann es haben. Also während z. B. die Sehkraft eines Menschen das Temperament der Kräftigkeit oder ein so oder so gemischtes Temperament hat, kann die Hörkraft das Temperament der Reizempfänglichkeit oder ein so oder anders gemischtes Temperament haben. Diese verschiedenen Temperamente oder Thätigkeitsarten der Grundsysteme des Geistes, fügt Beneke hinzu, sind dem Menschen gleich den Grundsystemen selbst angeboren.

Unsere erste Frage an Beneke ist natürlich die, woher er alles das wisse, was er uns hier erzählt. Seitdem vom Alterthum her so unendlich viele Systeme der Psychologie zu Tage getreten, ist alles über die Natur des Geistes Denkbare schon erdacht und von dem einen oder dem andern Forscher als Wahrheit aufgestellt worden. In den späteren Zeiten konnte kaum mehr etwas Neues ausgesonnen werden, man kam immer wieder auf schon Versuchtes zurück. Auch der Grundgedanke der Psychologie Beneke's, das Herleiten aller Geisteskräfte aus den äußeren Sinnen, ist nicht neu, sondern schon in ähnlicher Weise von Andern zur Darstellung gebracht worden. Wenn also Beneke etwas ganz Neues bringt, — und dies ist seine Lehre von den Temperamenten, — so sind wir berechtigt, gründlich nach der Quelle dieser neuen Wahrheit zu forschen. Jedoch wir haben schon aus einem großartigen Beispiel auf die Beschaffenheit von Beneke's Wissensquelle schließen gelernt, indem er selbst das Fundament seiner ganzen Lehre, die Entstehung der Geisteskräfte, für

eine Hypothese erklärt. Wir dürfen daher nicht hoffen, in weniger wichtigen Dingen auf einen reineren Grund bei ihm zu stoßen. Man würde sich in der That vergeblich nach einem Beweis Beneke's für seine neue Ansicht von den Temperamenten umsehen: dieser fehlt gänzlich. Er nennt die Ansicht zwar nicht ausdrücklich eine Hypothese, aber er betrachtete wohl die Wiederholung des schon in höherer Beziehung abgelegten Geständnisses als sich hier stillschweigend von selbst verstehend.

Hierbei ist noch eine seltsame Frage zu beantworten übrig, welches nämlich die wahre und eigentliche Ansicht Beneke's von der gewöhnlichen Temperamentslehre und von dem Verhältniß dieser zu der seinigen sei. Hierüber bleibt der Leser der Beneke'schen Werke im Dunkeln. Denn einerseits tadelt Beneke ausführlich die gewöhnliche Temperamentslehre wegen ihrer Mängel, aus deren Verbesserung dann seine Lehre hervorgeht; andererseits theilt er in einem seiner Werke (Psychol. Skizzen II. Bd.) die gewöhnliche Ansicht von den Temperamenten mit, ohne sie zu mißbilligen und zu widerlegen. Man darf mit Recht behaupten, daß Beneke über die Sache keine klare Ansicht gefaßt hatte. Diese Unbestimmtheit und Dunkelheit in den Schriften Beneke's ist aber für den Beurtheiler seiner Geisteslehre viel mißlicher als jene kühnen Griffe Beneke's in den offenbaren Irrthum. Denn da ich mir vom Leser das Lob verdienen möchte, in der durch ihre Schwerverständlichkeit bekannten Psychologie Beneke's bei der Beurtheilung kein dunkles Plätzchen gelassen zu haben, so fürchte ich, es möchte jene Schuld der Unklarheit Beneke's am Ende doch mir zur Last bleiben. Um dieser Gefahr zu entgehen, will ich das Verhältniß der Beneke'schen Temperamentslehre zur gewöhnlichen, wie Beneke es nicht abgewogen und abgegrenzt hat, aber vom richtigen Standpunkt aus hätte abwiegen und abgrenzen müssen, klar zu machen suchen.

Die Temperamente der gewöhnlichen Ansicht sind eine thatsächliche, naturwissenschaftliche Wahrheit. Obgleich in der Lehre von den Temperamenten unter den Männern der Wissenschaft in einzelnen Pmkten Unbestimmtheit oder Meinungsverschiedenheit sich findet, so ist es doch eine allgemein anerkannte Thatsache,

daß die Körperbeschaffenheit der einzelnen Menschen eine sehr verschiedene ist, sich aber auf einige allgemeine Eigenschaften zurückführen läßt, und daß diese Körperbeschaffenheit je nach ihrer Verschiedenheit einen verschiedenen Einfluß auf den Geist und seine Thätigkeit übt. Oder mit andern Worten: es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß es Phlegmatiker, Sanguiniker ꝛc. giebt, und daß die Geistesthätigkeit des Phlegmatikers eine andersbeschaffene ist, als die des Sanguinikers oder Cholerikers ꝛc. Diese Wahrheit, weil es eine solche ist, durfte Beneke unter keiner Bedingung verwerfen. Daß er es dennoch thut, gereicht ihm zum schwersten wissenschaftlichen Vorwurf, noch mehr, als daß er, wie wir gesehen (§ 3), die Organenlehre als solche verwirft. Denn während er von den Organen vermöge seiner Kenntnisse wenig oder nichts wissen konnte, so bedurfte es der größten Gewaltsamkeit und Willkürlichkeit von seiner Seite, die sich ihm in die Augen drängende Temperamentsverschiedenheit der Menschen zu verleugnen oder aus seiner wissenschaftlichen Forschung auszuschließen. Die Ursache dieser Handlungsweise Beneke's ist sehr klar: er wollte grundsätzlich die Psychologie rein erhalten von allen naturwissenschaftlichen Elementen, die seinem so künstlich aufgebauten System Gefahr bringen mußten. Denn gerade die Lehre von den Temperamenten thut augenscheinlicher als alles Andere die Wahrheit kund, daß es eine einseitige, eine systematische Psychologie gar nicht geben kann, daß namentlich die Geistesbeschaffenheit ohne die Körperbeschaffenheit gründlich zu erforschen schlechthin unmöglich ist.

Demnach fragt es sich also nur noch, falls Beneke, wie er im Widerspruch mit sich selbst auch zu thun scheint, die gewöhnliche Temperamentslehre nicht verwerfen wollte, wie weit seine neue Temperamentslehre neben jener Platz finde. Im Allgemeinen stimmen die geistigen Temperamente Beneke's so ziemlich mit den bekannten körperlichen Temperamenten überein. Beneke's Temperament der Kräftigkeit ist ungefähr das cholerische, sein Temperament der Reizempfänglichkeit das nervöse, sein Temperament der Lebendigkeit das sanguinische. (Näheres über die Temperamente in meinem „Katechismus der Phrenologie".) Also der

Unterschied zwischen beiden Lehren ist nur der folgende zweifache: während die gewöhnlichen Temperamente körperliche Eigenschaften sind, sind die Beneke's rein geistige, und während nach der gewöhnlichen Temperamentslehre der Mensch nur ein Temperament oder eine Körperbeschaffenheit hat und haben kann, so kann nach Beneke der Mensch mehrere oder viele Temperamente zugleich und neben einander haben. Uebrigens sind die Temperamente Beneke's, eben weil es geistige sind, von der Körperbeschaffenheit, also von den körperlichen Temperamenten, ganz unabhängig; so daß nach Beneke z. B. bei einem Phlegmatiker das Sehvermögen (mit den aus ihm entstandenen Geisteskräften) das Temperament der Kräftigkeit, das Hörvermögen (mit seinen Geisteskräften) das der Reizempfänglichkeit ꝛc. haben könnte.

Unser Urtheil über Beneke's Temperamentslehre muß unter jeder der beiden Voraussetzungen das folgende sein. Schon daß Beneke besondere geistige Temperamente annimmt, ist nicht nur durch nichts gerechtfertigt, sondern ist in der That begriffswidrig, verstößt gegen alle natürliche und naturwissenschaftliche Ansicht von dem Wesen der Geisteskräfte. Denn Geisteskraft und Geisteseigenschaft ist für uns ganz dasselbe, fällt in denselben Begriff zusammen; wir kennen eine Geisteskraft nur, weil wir sie als Eigenschaft, und eine Geisteseigenschaft nur, weil wir sie als Kraft kennen; eine Geisteskraft, die nicht Eigenschaft, oder eine Geisteseigenschaft, die nicht Kraft wäre, ist undenkbar. Wenn daher eine Geisteskraft eine wirkliche Grundkraft des Geistes, d. i. eine einfache Kraft ist, so ist sie auch eine einfache Geisteseigenschaft, und es wäre ein Widerspruch in sich selbst, eine solche einfache Kraft oder Eigenschaft für mehrfach erklären zu wollen. Wenn z. B. die Sehkraft, wie Beneke zustimmt, eine solche einfache Kraft oder Eigenschaft — die des Lichtempfindens — ist, so kann sie nicht zugleich eine mehrfache sein, d. i. sie kann nicht bei dem einen Menschen diese, bei dem andern jene noch andere Eigenschaft haben, denn sie wäre ja sonst keine einfache Eigenschaft mehr. Eine solche Kraft oder Eigenschaft kann jedoch natürlich stark oder schwach vorhanden sein: aber dies ist keine Eigenschaft, sondern ein Mehr oder Weniger (kein quale, sondern

ein quantum). Weil nun aber — so füge ich hinzu, um die Natur der wirklichen oder körperlichen Temperamente zu erklären, — der Geist an den Körper, die Geisteskräfte an Organe gebunden sind, und weil Körper und Organe als solche auch ihrerseits ihre Eigenschaft haben, so kann diese Eigenschaft der Organe einen Einfluß auf die Geisteskräfte selbst ausüben, und dies ist dann das, was wir Temperament — Stimmung — des Geistes oder der Geisteskräfte nennen. Weil aber die Körperbeschaffenheit des Menschen aus physiologischen Ursachen nur eine allgemeine oder eine und dieselbe durch den ganzen Körper, durch alle Organe sein kann, so kann der Mensch nur ein Temperament (oder eine Temperamentsmischung), nicht mehrere zugleich oder neben einander haben.

9.

Von seiner Temperamentslehre macht Beneke einen zweifachen Gebrauch, theils um die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere unter sich, theils um den geistigen Unterschied zwischen Mensch und Thier zu erklären. Lernen wir diese letztere Erklärung Beneke's zuerst kennen. (Vergl. oben S. 50.)

Die Erklärung des geistigen Unterschieds zwischen Mensch und Thier machte von jeher den Psychologen großes Kopfbrechen. Dies mußte so sein, da jene Erklärung in die Psychologie mit ihrem obersten Grundsatz der Selbstbeobachtung eigentlich nicht gehörte: sie war hier eine Inconsequenz, noch mehr als die Erklärung der Charakterverschiedenheit unter den Menschen selbst (§ 9). In der Phrenologie dagegen, wo man nach naturwissenschaftlichem Grundsatz die Charaktere sowohl aller Menschen als der Thiere in die Beobachtung hereinzog, ergab sich auch die Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier von selbst. Der Mensch besitzt alle thierischen Sinne mit dem Thier gemeinschaftlich, aber dem Thier fehlen die höheren Verstandes- und Gefühlssinne des Menschen. Dies ist die ebenso einfache als vollständige Erklärung des geistigen Unterschieds zwischen Mensch und Thier. Wie erklärte man nun vor der Phrenologie diesen Unterschied?

Der Mensch hat Geist, sagt die Psychologie, das Thier nicht. In diesem Ausspruch stimmen natürlich Psychologie, Phrenologie und Beneke, Alle ohne Ausnahme überein; denn dies ist nicht die Auskunft irgend eines besonderen Wissens über die vorliegende Sache, sondern der einfache Ausdruck der Sprache. Was der gesunde Menschenverstand am inneren oder seelischen Menschen mehr fand, als am Thier, das faßte er unter dem Worte Geist zusammen. Mit diesem Worte ist also nichts weniger als das, was wir suchen, eine Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier gegeben. Dies scheint sich zwar von selbst zu verstehen, mußte aber ausdrücklich gesagt werden, weil sehr viele Psychologen mit dem Worte Geist, welches sie von der menschlichen Seelenbeschaffenheit zum Unterschied vor der thierischen gebrauchten, eine wirkliche Erklärung der Sache gegeben zu haben glaubten. Beneke aber, der darin mit der Phrenologie Hand in Hand geht, daß er diesem Spielen mit allgemeinen Worten den Krieg erklärt hat, und der stolz darauf ist, den Dingen und Begriffen selbst nachzuforschen, fragt auch nach dem wirklichen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Er erklärt nun diesen wirklichen Unterschied — hört! hört! — lediglich und allein für einen Temperamentsunterschied!

Ja so ist's, es ist wirklich so; er hat es gesprochen!

Das Thier hat mit dem Menschen ganz die gleichen äußeren Sinne, und weil die äußeren Sinne nach Beneke die einzige Grundlage der Seelen- oder Geisteskräfte sind, so hat also das Thier mit dem Menschen an sich dieselben Seelenkräfte; allein, fährt Beneke fort, die Sinne des Thieres haben nicht dasselbe Temperament wie die des Menschen, denn es fehlt ihnen der hohe Grad von Kräftigkeit, welchen die menschlichen Sinne besitzen, wogegen die Reizempfänglichkeit oder die Lebendigkeit der thierischen Sinne dieselbe oder selbst eine höhere sein kann, als die des Menschen.

Fragen wir vor Allem wieder nach dem Beweis dieser Behauptung, so fehlt dieser, wie wir dies bei Beneke schon gewohnt sind, auch hier gänzlich. Alles überhaupt, was sich Beneke, vielleicht mit Mühe und Anstrengung, ausdenkt als Baumaterial

für sein System, das ist für ihn eine Wahrheit und bedarf, wie er meint, keines weiteren Beweises. Die Erwägung stört ihn nicht, daß Andere sich vielleicht ganz Anderes ausdenken würden, ja dies sogar von seinem eigenen Standpunkt, dem seines Systems, aus. Was könnte z. B. Beneke Dem entgegnen, welcher behauptete, nicht das Temperament der Kräftigkeit sei es, welches die menschliche Seele vor der thierischen auszeichne, sondern vielmehr das der Reizempfänglichkeit; das Thier habe gleich kräftige Sinne wie der Mensch, allein die Reizempfänglichkeit der menschlichen Sinne für Vieles, gegen welches die thierischen stumpf seien, zeichne die ersteren vor den letzteren aus. Oder wenn ein Anderer behauptete, nicht die Kräftigkeit noch die Reizempfänglichkeit, sondern nur die Lebendigkeit sei das, was hier in Frage komme; die menschliche Seele sei lebendiger, beweglicher, schneller, und stehe nur darum und dadurch höher als die thierische. Oder was könnte Beneke überhaupt Dem entgegnen, welcher behauptete, es gebe nicht blos drei zu unterscheidende geistige Thätigkeitsarten oder Temperamente, sondern sechs oder zwölf, ein viertes Temperament z. B. sei das der Feinheit der Geisteskräfte, ein fünftes das ihrer Schärfe ꝛc. Beneke müßte allen diesen Ansichten ihr volles Recht lassen, sie sind ganz so begründet, wie die seinige. Wo nur Willkür gegen Willkür steht, da giebt es keine Entscheidung. Daher gilt auch von Beneke's Temperamenten als einem Erklärungsgrund des Unterschieds zwischen Mensch und Thier ebendasselbe, was, wie wir oben gesehen, von dem Worte Geist als einem solchen Erklärungsgrund gilt. So wie die früheren Psychologen zur Bezeichnung dessen, was die Menschenseele vor der thierischen voraus hat, das in der Sprache vorgefundene Wort Geist wählten und es für eine Erklärung hielten, so wählte Beneke zu demselben Zweck das Wort Kräftigkeit des Temperaments, es für eine Erklärung haltend. Beneke hat sich bei diesem Wort gerade so viel oder so wenig gedacht, als die Psychologen bei dem Worte Geist. Doch hatten die Psychologen das vor Beneke voraus, daß das von ihnen gewählte Wort das richtige, das von Beneke ein unrichtiges, nicht in dieser Bedeutung geltendes ist.

Nach dem Vorausgegangenen findet also nach Beneke zwischen dem Menschen und dem Thier kein wesentlicher (specifischer), sondern nur ein Unterschied des Grades statt. Da das Temperament der Kräftigkeit auch unter den einzelnen Menschen in sehr verschiedenem Grade vorhanden ist, so kommen also diejenigen Menschen, bei welchen diese Kräftigkeit eine sehr geringe ist, den Thieren sehr nah, ja die Blödsinnigen kommen ihnen sogar gleich, so daß Beneke keinen geistigen Unterschied des Blödsinnigen vom Thiere kennt und kennen kann. Zum Ueberfluß spricht dies Beneke ausdrücklich aus. Er sagt (Pragm. Psychol. I, 28): „Die Kräftigkeit ist in den menschlichen Seelen — die Blödsinnigen ausgenommen, welche eben keine wahrhaft menschliche Grundnatur haben, — wesentlich in höheren Graden, in den Seelen der Thiere wesentlich in niederen Graden gegeben". Dazu kommt noch weiter, daß Beneke von dem Verhältniß des Blödsinns zur vollkommenen Geistesstärke die in der Psychologie nicht häufig gefundene ganz richtige Ansicht hat. Dieses Verhältniß ist nämlich kein durch eine Grenze geschiedenes, sondern nur ein Stufenverhältniß. Der Blödsinn ist nur der niederste Grad der bei den einzelnen Menschen in stufenweisem Maße vorhandenen Geisteskraft. Beneke sagt: „Die äußerste Schwäche in den menschlichen Geisteskräften bietet der Blödsinn dar. Aber die Grundanlage desselben ist keineswegs als etwas specifisches, durch eine scharfe Grenze gegen die wahrhaft menschliche Anlage Geschiedenes anzusehen, sondern wir haben von ihm aus bis zur mittelmäßigen und weiter bis zu der vollkommensten Geistesentwickelung, der Grundanlage oder der Beschaffenheit der Urvermögen nach, nur eine stetige Abstufung". (Pragm. Psychol. I, 109.) Daß dies die richtige Ansicht sei, zeigen besonders schlagend die Fälle des theilweisen Blödsinns. Ein sogenannter Blödsinniger kann irgend eine Geisteskraft (eine Leidenschaft, ein Talent ꝛc.) in vollem, ja sogar in gegen die mittlere Geistesentwickelung sehr hervorragendem Maße besitzen, und ebenso können bei einem im Allgemeinen auf mittlerer oder hoher Stufe der Geistesentwickelung stehenden Menschen irgendwelche einzelne Geisteskräfte in einem bis zur

Stufe des Blödsinns niederem Maße vorhanden sein. Dieser Wahrheit gegenüber ist aber die Ansicht Beneke's, nach welcher der geistig nieder stehende Mensch, der Blödsinnige, mit dem Thier gleich steht, nach welcher es also keinen specifischen Unterschied zwischen Mensch und Thier giebt, eine höchst unwürdige, und die Menschheit kann sich bei Beneke für den Rang, auf den er sie stellt, bedanken. Anders die Phrenologie! Nach ihr ist der Mensch vom Thier wesentlich (specifisch) verschieden, denn er besitzt außer den thierischen Seelenkräften andere, wesentlich menschliche. Daher bleibt auch der Blödsinnige, der verkümmerte Mensch, immer noch Mensch, denn die nicht zur Entwickelung gekommenen *Keime* seiner Geisteskräfte sind wesentlich *andere* als die des Thiers.

Man könnte glauben, Beneke habe sich gegen den ihm hier mit Recht gewordenen Vorwurf besser bewahren können, wenn er nicht blos *eine* Temperamentseigenschaft, die Kräftigkeit, sondern wenigstens *alle* dem Menschen in höherem Maß als dem Thier zugeschrieben hätte. Beneke hätte dies gewiß gethan, wenn er gekonnt hätte. Allein es giebt Thatsachen, zu deren „Erklärung" Beneke eine oder einige Temperamentseigenschaften auch für die Thiere zurückbehalten mußte, die Thatsache z. B., daß manche Thiere einige Sinne (Gesicht, Geruch ꝛc.) in stärkerem Maße als der Mensch besitzen. Beneke sagt z. B.: „Hiermit (mit dieser im Unterschied des Temperaments der Kräftigkeit gefundenen Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier) steht es keineswegs im Widerspruch, daß der Gesichtssinn des Adlers seine Beute in größerer Entfernung erspäht, als in welcher der Mensch dieselbe wahrzunehmen im Stande ist; diese und ähnliche Vollkommenheiten gehen nur aus der größeren *Reizempfänglichkeit* hervor". (Erziehungslehre I, 53.)

Nicht glücklicher als in der Erklärung des Unterschieds zwischen Mensch und Thier war natürlich Beneke in der vermittelst seiner Temperamentslehre versuchten Erklärung der Charakterverschiedenheit der Menschen. Doch wird ihm hier die Sache viel leichter: denn während er den Charakter der Thiere jedenfalls für einen angeborenen erkennen, also ihn auf den angeborenen Tempera-

mentsunterschied zurückführen muß, so hat er dagegen freie Hand, denjenigen Unterschied unter den menschlichen Charakteren, welchen er nicht durch einen Temperamentsunterschied der einzelnen „Grundsysteme“ erklären kann, für einen später (vermittelst der „Angelegtheiten“, § 5) *entstandenen* zu erklären. Ein Beispiel ist seine Lehre vom Gedächtniß. Er sagt: „Die angeborene Anlage für das Gedächtniß hat nur die Besonderheit oder Verschiedenheit, welche durch die Verschiedenheit der „Grundsysteme“ und ihrer drei Temperamente bedingt ist; und was man von einem angeborenen besonderen Namen-, Gestalten-, Begebenheiten-, Zahlen- ꝛc. Gedächtniß gesagt hat, ist unter die psychologischen Dichtungen zu rechnen. Am meisten begründet ist noch der Unterschied von angeborenem *Wort-* und *Sachgedächtniß*: denn das erste geht allerdings aus einer besonderen Uranlage (Grundsystem), aus der des *Gehörsinnes*, hervor“. (Psychol. 97 f.) Beneke ist weit entfernt, die wirkliche Verschiedenheit der besonderen Einzelgedächtnisse in Abrede zu stellen, nein, er nimmt ein besonderes Namen-, Gestalten-, Zahlen- ꝛc. Gedächtniß an; nur *angeboren*, so behauptet er, sind diese Einzelgedächtnisse nicht, weil sie sich nicht auf die angeborenen Grundsysteme zurückführen lassen. Ein besonderes Wortgedächtniß und Sachgedächtniß jedoch, meint er, können wir wohl noch als angeboren gelten lassen, denn beide beruhen auf den besonderen Grundsystemen des Gehörsinns und des Gesichtssinns. Sehr bezeichnend für Beneke's ganze Lehre ist der Ausdruck „*am meisten* begründet“: er läßt errathen, daß in dieser Hypothesenlehre wohl Wahrscheinlichkeits- (und Unwahrscheinlichkeits-) Gründe zu Hause sind, um deren Rang es sich handelt, daß darin aber von *Beweisen*, wie in einer Naturwissenschaft, nicht die Rede ist.

Da nach Beneke die angeborene Charakterverschiedenheit des Menschen allein auf die Temperamentsverschiedenheit der einzelnen Grundsysteme zurückzuführen ist, so ist diese Verschiedenheit eine so vielfache, als es Grundsysteme giebt. Wir kennen diese bereits: es sind außer den gewöhnlich sogenannten fünf Sinnen noch der Sinn der Muskelbewegung und die Vitalsinne des Athmens, der Verdauung ꝛc. Beneke zählt die Vitalsinne nicht ausdrücklich alle

auf, weil er sie für zu unwichtig hält. Die Zahl dieser Sinne oder Grundsysteme würde sich daher, wenn Beneke noch einige Vitalsinne weiter als die ausdrücklich genannten annehmen wollte, auf höchstens zehn bis zwölf belaufen. Nun aber findet sich bei Beneke in einem seiner Werke (Pragm. Psychol. I, 88), da wo er von den einzelnen Grundsystemen spricht, die folgende höchst auffallende Stelle: „Jedes Grundsystem kann eine von der des andern verschiedene Grundbeschaffenheit (Temperament) haben; so daß sich also die Möglichkeit herausstellt, daß ein und derselbe Mensch dreißig bis vierzig verschiedene Temperamente in sich vereinigen kann. Die verschiedenen Grundsysteme können allerdings auch gleich gestimmt, sie können aber auch jedes in verschiedenem Grade gestimmt sein". Ich bin Beneke aufmerksam durch seine Werke gefolgt und glaube ihn vollkommen in seinem ganzen Gedankengang und in der Gesammtheit seiner Ansichten zu verstehen; er hat gleichsam vor meinen Augen nochmals das Kartenhaus seines Systems aufgebaut, nochmals jedes einzelne Blättchen bald mit kecker, bald mit zaghafter Hand angelegt: aber doch enthält ein kleiner Winkel in diesem Baue etwas, das mir verdeckt geblieben ist: es ist die obige Stelle, es sind die dreißig bis vierzig Temperamente. Warum sonderbarer Weise gerade diese Zahl? Dieselbe wie die der phrenologischen Grundkräfte? Sollte Beneke beim Niederschreiben jener Stelle die Phrenologie im Auge gehabt haben? Allein ich glaube aus Anderem überzeugt zu sein, daß Beneke die Phrenologie nicht kennt. Oder sollte er in einem lichten Augenblick zwischen seinen systematischen Dichtungen und Träumen die hauptsächlichsten menschlichen Charakterzüge, wie sie uns das Leben entgegenbringt, vor seinem Geist haben vorübergehen lassen und dadurch auf jene Zahl gekommen sein? Wenn Beneke auf den vorliegenden gründlichen und schweren Angriff gegen seine Geisteslehre ausführlich, wie ich hoffe und um was ich ihn bitte, — denn aus diesem Kampfe kann ein sehr großer Gewinn für die Wissenschaft hervorgehen, — antworten wird, so dürfen wir von ihm wohl auch Aufschluß über diese räthselhafte Sache zu erhalten hoffen. (Beneke hat meine Bitte nicht erfüllt.)

10.

Die geistige Verschiedenheit der Menschen kann nach Beneke entweder in der eben dargestellten Weise eine angeborene, oder aber eine entstandene, angebildete sein. Betrachten wir daher auch die andere Seite der Gedächtnißlehre Beneke's, sein entstandenes oder angebildetes Gedächtniß. Wir haben bereits oben (§ 2) Beneke nachweisen sehen, daß das Gedächtniß kein Grundvermögen des Geistes sein könne, weil es verschiedene besondere Gedächtnisse, ein Wort-, Zahlengedächtniß ꝛc. gebe. Beneke versteht hier nicht angeborene, sondern, wie er ausdrücklich sagt, angebildete Einzelgedächtnisse. Denn ursprünglich oder von Geburt aus ist nach ihm alle Gedächtnißkraft (sofern sie nicht auf verschiedenen „Grundsystemen" beruht) nur eine und dieselbe; die Verschiedenheit unter den Einzelgedächtnissen *entsteht* erst durch die *Verschiedenheit der Gegenstände*, welche ins Gedächtniß aufgenommen werden.

Diese Ansicht Beneke's ist eine durchaus irrige. Wenn die Gedächtnißkraft von Geburt aus nur eine einzige allgemeine Kraft wäre, so könnten sich nicht bestimmte abgegrenzte *Gruppen* von Einzelgedächtnissen bilden, die unter sich zusammenhingen und einander unterstützten. Es könnte dann nur einerseits eine allgemeine Gedächtniß*kraft*, andererseits einzelne Gedächtniß*gegenstände* geben. Jedes einzelne Wort, jede Zahl ꝛc., die wir behielten, hätte dann ihr eigenes Gedächtniß. Keines dieser unzähligen Gedächtnisse hinge mit einem bestimmten andern *enger* zusammen, als mit allen übrigen. Die Kraft oder die Uebung im Behalten *eines* Gegenstandes müßte gleich viel oder gleich wenig auf die Kraft oder die Uebung im Behalten irgend eines andern wirken: kurz es könnte wohl viele verschiedene einzelne Gedächtnisse, aber nicht verschiedene bestimmte *Gruppen* von einzelnen Gedächtnissen geben. Beneke nun pflichtet ausdrücklich der Ansicht von dem Vorhandensein unzählig vieler einzelner Gedächtnisse bei. Er sagt: „Genau genommen hat *jede einzelne* Vorstellungsangelegtheit ihr eigenthümliches Gedächtniß, so daß von mehreren Tausenden vielleicht keine einzige eine völlig gleiche Stärke desselben mit einer andern hat". („Genau genommen"!

Bei Behauptungen über Thatsachen der Natur sollte sich das Genaunehmen von selbst verstehen.)

Allein wie kommt Beneke auf diesem Wege gleichwohl zu bestimmten Gruppen von Gedächtnißkräften? Nach seiner Ansicht macht sich diese Gruppirung von selbst durch die Gruppen der Gedächtnißgegenstände. Eine solche Gruppe von Gegenständen sind, meint er, z. B. die Worte, daher ein Wortgedächtniß; solche Gruppen sind Zahlen, Töne, Sachen, Begebenheiten ꝛc., daher ein Zahlen-, Musik-, Sachen-, Geschichtsgedächtniß. Allein Beneke ist auch hier wieder in einem großen Fehlschluß befangen. Es giebt gar keine bestimmte Gruppen von Gegenständen und kann deren keine geben. Denn alle Gruppirungen dieser Art sind nur das Ergebniß unserer bloßen Willkür: es giebt keine Gruppen, weil es unzählige Gruppen, so viele als Gegenstände selbst, giebt. Einige Beispiele zur Erläuterung. Die Mathematik begreift die Arithmetik und die Geometrie unter sich, die letztere ist wieder auf die Anschauungen der Formen-, Raum-, Ortsverhältnisse gegründet. Welche Gruppen gelten nun hier? Giebt es nur ein mathematisches Gedächtniß, oder giebt es ein besonderes Gedächtniß für Arithmetik und ein besonderes für Geometrie, oder endlich giebt es wieder in der Geometrie ein besonderes Formen-, Raum-, Ortsgedächtniß? Vom Standpunkt der Selbstbeobachtung aus ist die Beantwortung dieser Frage eine unmögliche. Oder: eine bestimmte Gruppe von Gegenständen scheinen die Worte zu sein; aber in dieser Gruppe sind viele andere enthalten, die lateinischen, deutschen Worte ꝛc., und in diesen Gruppen bilden wieder die verschiedenen Classen von Worten, und in diesen wieder die Unterclassen ihre Gruppen, und so fort bis ins Einzelste. Dasselbe Verhältniß findet sich nach der andern Seite hin. Sind wohl die Worte unbedingt von den Zahlen verschieden? nein; oder von den Tönen? ebenso wenig; Worte, Zahlen, Töne gehören also einer und derselben Gruppe an. Sind ferner Worte, Zahlen, Töne unbedingt von Begebenheiten, von Sachen verschieden? nein, ein Wort, eine Zahl, ein Ton ist im allgemeinsten Sinn eine Begebenheit und eine Sache; daher bildet auch dies zusammen eine Gruppe und

so fort. So finden sich also bei den Gruppirungen nach dem Einzelnen hin Verschiedenheiten bis zur unendlichen Vielheit, und nach dem Allgemeinen hin Aehnlichkeiten bis zur Einheit. Mit einem Worte also: wenn Beneke weiß, daß es ein besonderes Wort-, Ton-, Zahlen-, Formengedächtniß ꝛc. giebt, so hat er diese Kenntniß nicht aus der Natur der Gedächtniß*gegenstände* vom Standpunkt der Selbstbeobachtung aus geschöpft, sondern allein die in der Erfahrung gegebene und in der Phrenologie nachgewiesene Thatsache, daß ein Mensch ein starkes Wort-, aber ein schwaches Tongedächtniß ꝛc. haben kann, nur diese Thatsache aus einem von ihm grundsätzlich verworfenen Wissensgebiet konnte ihn zu dieser Kenntniß führen.

11.

Um aus den bloßen äußeren Sinnesthätigkeiten den ganzen geistigen Menschen mit allen seinen Talenten, Neigungen, Wünschen, Leidenschaften zu erklären, dazu bedarf Beneke natürlich ein großes Gerüste von Annahmen oder Vorerklärungen. Als eine Hälfte davon haben wir seine Lehre von den Temperamenten kennen gelernt, vermittelst welcher er in seiner Weise die Verschiedenheit der Charaktere erklärt. Aber auch abgesehen von dieser Charakterverschiedenheit und blos in Hinsicht auf den Menschen im Allgemeinen ist der Weg vom Sehen und Hören ꝛc. bis zu den menschlichen Neigungen und Leidenschaften sehr weit und für Beneke sehr steil. Dieser wendet daher, um uns mit ihm den Weg nehmen zu lassen, ein großartiges Beförderungsmittel an. Es ist das folgende *Gestelle* (man verzeihe das Wort!), welches uns, wie er meint, bis ans Ziel der Erkenntniß bringt, und welches weitaus seine wichtigste und umfangreichste Schöpfung ist.

Die Geistesvermögen des Sehens, Hörens, sagt Beneke, sind nur *ein* Factor, um die Geistesthätigkeiten hervorzubringen; es bedarf dazu noch eines *zweiten*, nämlich des *äußeren Reizes*. Dieser kann im Verhältniß zum Vermögen mehr oder weniger stark sein, und der verschiedene Grad dieser Reizstärke hat verschiedenartige Geistesthätigkeiten oder Geisteszustände zur Folge. Es giebt folgende fünf Grade der Reizstärke. 1) Der

Reiz ist *zu gering* für das Vermögen, was wir Halbreizung nennen können. Durch diese entsteht eine Empfindung von Unbefriedigung. Wir können alles hierher Gehörige unter dem Ausdruck „*Unlust*“ zusammenfassen. Z. B. man richtet seine Augen auf einen Gegenstand, dessen Licht nicht mit gehöriger Stärke auf uns wirken kann, etwa weil er im Dunkeln steht oder zu weit entfernt ist; man horcht auf ein Gespräch, dessen Laute nur noch so eben unser Ohr erreichen und schon zum Theil unverständlich werden; man müht sich, den angenehmen Geruch einer Blume zu empfinden, bei einer dieser Art von Verdünstungen ungünstigen Stimmung der Atmosphäre. 2) Der Reiz ist dem Vermögen *gerade angemessen*, dieses wird durch ihn vollständig erfüllt, ohne daß er doch irgendwie über dasselbe überstände. Dies ist das Verhältniß der *Vollreizung*. Hier durchdringen Vermögen und Reiz einander aufs Vollkommenste; wir sind uns keiner besonderen Affection unseres Seins bewußt, und deshalb kann sich desto ungeschmälerter und reiner die Eigenthümlichkeit des objectiven Factors für unser Bewußtsein kund geben. So entsteht ein *klares Wahrnehmen*, ein *Vorstellen*. Bei gerade angemessenem Lichte, bei nicht zu starkem und nicht zu schwachem Schalle ꝛc. werden die Farben, die Gestalten, die Töne ꝛc. von uns wahrgenommen, vorgestellt. 3) Der Reiz ist im Verhältniß zum Vermögen in *ausnehmender Fülle* oder *überfließend* gegeben, jedoch ohne daß er noch irgendwie ein *übermäßiger* für dasselbe wäre. Dies ist das Verhältniß der *Lustreizung* und das Grundverhältniß für die *Lustempfindungen*. Diesem Verhältniß gehören die Eindrücke von allen kräftigeren und lebendigeren Farben und Tönen, von den angenehmen Geschmack- und Geruchreizen, von dem das Tastvermögen angenehm Kitzelnden und dem Sanften ꝛc. an. 4) Der Reiz ist im Verhältniß zum Vermögen ein *übermäßiger* und zwar so, daß er *plötzlich* auf dasselbe wirkt. In diesem Verhältniß werden die *Schmerzempfindungen* begründet, wie z. B. die Empfindungen von einem blendenden Lichte, von einem betäubenden Schalle, von zu scharfen Geschmacks- oder Geruchreizen, von der Berührung durch heiße

Gegenstände ꝛc. 5) Der Reiz überfüllt in allmäliger Steigerung das Vermögen. Dann entsteht eine Empfindung des Ueberdrusses, der Abstumpfung, des Ekels; z. B. bei dem reichlichen Genuß von Lieblingsspeisen, bei zu häufiger Wiederholung angenehmer Melodien, bei zu lange fortgesetzten Genüssen des Gesichtssinnes, z. B. in einer sehr ausgedehnten Gemäldegallerie ꝛc. (Psychol. Skizzen II, 74 ff. Psychologie S. 52. Erziehungslehre I, 85. Pragmatische Psychologie I, 48.)

Die Psychologen haben schon Vieles und Mancherlei auf dem Felde der Erfindungen geleistet. Aber um Unlust, Vorstellung, Lust, Schmerz, Ueberdruß zur Erklärung auf eine Stufenleiter und in dieser Reihe zusammenzustellen, so weit hat es außer Beneke noch kein Psycholog gebracht. Allein von einem System der Geisteslehre, nach welchem dem Menschen nichts Geistiges als die äußeren Sinnesthätigkeiten angeboren ist, nach welchem also alles Andere, auch die Möglichkeit der Lust, der Unlust, des Schmerzes ꝛc. erst im Geiste entstehen muß, läßt sich Anderes und Besseres nicht erwarten. Soll aber, so höre ich den Leser fragen, die Lust, welche der Freund am Freunde, die Mutter an ihrem Kinde hat, die Lust, welche der Kampflustige am Kämpfen findet, die Unlust verletzter Eitelkeit, der Schmerz getäuschter Hoffnung, verrathener Liebe, sollen diese Geistesthätigkeiten, nach Beneke's Ansicht, auch aus jener bezeichneten Quelle entspringen? Ja, nach Beneke entstehen, — es muß wiederholt werden, damit es geglaubt werden könne, — alle Geistesthätigkeiten ohne Ausnahme aus den ursprünglich leeren („gänzlich unerfüllten") Sinnesthätigkeiten, und eben zur Begründung dieser merkwürdigen Behauptung hat er jenes gleich merkwürdige Schema ausgedacht, in welches von ihm, so gut oder so schlecht es geht, alle Geistesthätigkeiten eingepaßt, d. i. nach ihrer Entstehung erklärt werden. Von den Vorstellungen, wie wir sie in dem Schema aus der Vollreizung entstehen sahen, geht er zur Entstehung der Begriffe und des Verstandes fort, von der Lustreizung zu den Begierden und Leidenschaften u. s. w. Häufig macht er bei diesen Erklärungen von seiner Temperamentslehre, seiner Kräftigkeit, Reizempfänglichkeit ꝛc. Gebrauch. Die ganze

sehr weitläufige Darstellung ist nicht nur eine durchaus haltlose, weil sie auf falschem Grunde beruht, sondern sie wimmelt auch von Inconsequenzen und von Unrichtigkeiten in sich selbst. Denn Beneke ist, beiläufig bemerkt, äußerst oberflächlich und nachlässig; von einer Selbstkritik, wie sie der tüchtige Schriftsteller üben soll, weiß er nichts; dazu kommt ein breiter, markloser, oft dunkler Stil, so daß das Lesen seiner umfangreichen Schriften unendlich ermüdend ist. Es kann daher schon um des Lesers willen nicht meine Absicht sein, Beneke in die Einzelheiten seiner Darstellung zu folgen: nur Einzelnes theile ich im Folgenden zur Probe und zur Begründung meines strengen, aber nur allzugerechten Urtheils mit.

Von der Entstehung des Verstandes gilt nach Beneke Folgendes. Im Menschen kann sich aus den Sinnesthätigkeiten ein Verstand bilden, im Thiere nicht, weil diese Thätigkeiten beim Menschen eine höhere „Kräftigkeit" haben. Die Verschiedenheit des Verstandes bei den einzelnen Menschen ist insoweit angeboren, als der Verstand auf verschiedenen „Grundsystemen" von verschiedenem Temperament beruht. Alle andern nicht hieraus abzuleitenden Verschiedenheiten des Verstandes sind später entstanden und beruhen auf der Verschiedenheit der „Angelegtheiten", welche für den einen oder für den andern Gegenstand gesammelt sind. Es ergiebt sich somit leicht, sagt Beneke, „wie ein und derselbe Mensch einen sehr reichen und klaren Verstand für das eine Erkenntnißgebiet, einen sehr armen und unklaren für das andere wird besitzen können. Hat Jemand von menschlichen Charaktereigenthümlichkeiten sehr viele Vorstellungen und Begriffe, von Gemälden aber oder von musikalischen Kunstelementen sehr wenige gebildet, so wird er über jene klar oder verständig, über diese unklar oder unverständig denken." (Psychol. Skizzen II, 175.) Wir sehen, daß diese Lehre Beneke's vom Verstand ganz mit seiner Lehre vom Gedächtniß übereinstimmt; wir können daher für ihre Beurtheilung und theilweis nöthige Widerlegung auf die obige ausführliche Besprechung der letzteren (§ 11) verweisen.

Beneke geht bei der Lehre vom Verstande auf viele Einzel-

heiten oder Besonderheiten ein und kommt auch auf die Feinheit des Verstandes zu sprechen. Wie ist, fragt er, die Feinheit des beobachtenden Verstandes, z. B. beim Künstler zu erklären, welcher sogleich die feineren Verschiedenheiten in den Gesichtszügen, den Mienen der Menschen, oder die zarteren Nüancen der Farbengebung und des Helldunkels bei Gemälden auffaßt? Da Beneke hier zur Erklärung nicht das Temperament der Kräftigkeit benutzen kann, welches er schon dem menschlichen Verstand als solchem, seinem Umfang und seinem Vielfassen, zu Grund gelegt hat, so bleibt ihm dafür nur das Temperament der Reizempfänglichkeit oder das der Lebendigkeit übrig. Er wählt das erstere. „Die überwiegende Begründung dieser Feinheit des Verstandes in der Reizempfänglichkeit der Urvermögen fällt leicht in die Augen. Der mit einer ausgezeichneten Reizempfänglichkeit des Gesichtssinns ausgestattete Maler wird in einer menschlichen Physiognomie, in einer Landschaft ꝛc. eine Menge von feineren Zügen und Schönheiten bemerken, welche einem blöderen Gesichtssinne gänzlich entgehen." (Psychol. Skizzen II, 177.) Beneke hat hier nicht bedacht, daß er die Schärfe des Gesichtssinns mancher Thiere, wie des Adlers, auch durch die Reizempfänglichkeit erklärt, und daß diese beiden Erklärungen einander geradezu widersprechen. Denn jene zu erklärende Feinheit der Beobachtungsgabe ist ja ein höheres Geistiges, ist das Gegentheil des Thierischen. Noch weniger hat Beneke erwogen, daß diese Erklärung aller Erfahrung widerstreitet. Ein Mensch mit dem schärfsten äußeren Sehvermögen, mit einem Adlerauge, hat vielleicht wenig oder nichts von jener Feinheit der geistigen Beobachtungsgabe, während umgekehrt ein Mensch mit schwachem oder blödem äußeren Gesichtssinne diese Feinheit in hohem Maße besitzen kann.

Während der Verstand nach Beneke aus der zweiten Stufe der Reizstärke, der Vollreizung, entsteht, so nehmen die Leidenschaften ihren Ursprung eine Stufe höher, aus der Lustreizung. Ist der Reiz dem Vermögen gerade angemessen, so entsteht ein Vorstellen, und aus vielen Angelegtheiten solcher Vorstellungen entsteht der Verstand; ist der Reiz ein „überfließender" (aber noch kein „übermäßiger"!), so entsteht eine Lustempfindung, und

aus vielen Angelegtheiten solcher Lustempfindungen entstehen die Leidenschaften. Also Verstand und Leidenschaft, welche der Mensch in seinem Innern sich bekämpfen fühlt, entspringen nach Beneke nicht, wie man erwarten sollte, aus verschiedenen, sondern aus einer und derselben Quelle, nur daß diese im letzteren Fall um einen Grad stärker fließt. Man könnte sonach Beneke's Leidenschaft einen gesteigerten Verstand, oder Beneke's Verstand eine schwächere Leidenschaft nennen! Eine jede Leidenschaft ist also hiernach nichts anderes, als das Ergebniß einer Masse von „Lustreizungen" irgend eines Sinnes, die bereits auf den Menschen eingewirkt haben. „Die Lust des Farbenschmelzes, oder der schönen Formen, oder der angenehmen Melodie, welche wir von Neuem zu genießen begehren, haben wir früher schon in ihrer ganzen Vollkommenheit genossen." „Würde ein Mensch nie in das Verhältniß der Lustreizung gesetzt, so könnte er auch keine Leidenschaften bilden: je weniger also Jemand in dieses Verhältniß tritt, um desto schwächer werden im Allgemeinen die Leidenschaften in ihm sich entwickeln. Man könnte hiergegen die Leidenschaft des Geschlechtstriebes anführen, welche ja sehr oft" — ei!? — „vor allem Genusse sich bilde. Aber in diesen Fällen werden die Lustgebilde dafür anderswoher entlehnt, auf eine ähnliche Weise, wie wir Bilder desjenigen, was wir nie gesehen haben, aus andern Vorstellungen zusammensetzen." (Psychol. Skizzen II, 93. 216.) Das Staunen, wie wir sehen, müssen wir bei Beneke verlernen. Woher anders die Lustgebilde für den Geschlechtstrieb entlehnt werden, sagt Beneke nicht; er weiß es auch nicht; er braucht es auch — so ist ungefähr dabei sein Gedankengang — weder zu wissen, noch zu sagen, da es in jedem Falle so ist: denn wäre es nicht so, so wäre ja das ganze System, aus welchem es nur eine einfache Folgerung ist, falsch: da aber die Wahrheit des Systems über allen Zweifel erhaben als Axiom dasteht, so müssen wir, Beneke und seine Leser, uns auch ohne näheres Wissen über die vollkommene Wahrheit der obigen Behauptung beruhigen. Es ist schade, daß Beneke nicht auch eine Erklärung darüber beifügt, — denn diese wäre noch origineller geworden, — warum er zwar beim Menschen den Geschlechts-

trieb für entstanden, beim Thier aber doch jedenfalls für angeboren hält.

Diese bewunderungswürdige Zuversicht Beneke's, mit der er alle seine Behauptungen aufstellt, ohne jemals an eine wirkliche Beweisführung zu denken, begleitet ihn durch seine ganze Darstellung. Er kennt eigentlich und fordert von sich keine andere Beweisführung für die Wahrheit irgend eines Satzes, als daß dieser mit seinem System, welches ihm die Wahrheit selbst ist, übereinstimmt. Dabei nimmt er zum Ueberflusse eine sehr hohe Sprache an, giebt laut und offen seine Verachtung gegen alle andern Psychologen kund, weil sie ein anderes System haben, als er; er nennt seine Psychologie, obgleich ihr noch kein anderer Psycholog beigetreten, nicht etwa „eine neue", sondern „die neue Psychologie", und hat selbst eines seiner Werke unter diesem Titel erscheinen lassen. Nur sehr selten kommen in seiner Darstellung schwache Andeutungen eines Gefühls von mangelhafter Beweisführung für seine Sätze oder von Zweifel an seiner Unfehlbarkeit vor. Nicht weit z. B. von der obigen Stelle über den Geschlechtstrieb braucht er in Bezug auf eine andere Sache die Worte: Daß diese Erklärung „kein bloßer Einfall, sondern in der Wirklichkeit begründet ist, erhellt" ꝛc. Das Wort Einfall klingt eigenthümlich und fast niedrig in Beneke's trockener und hochgehender Darstellung; allein das Wort Hypothese, welches er in der Feder hatte, durfte er nicht in diesem tadelnden Sinn gebrauchen, da ja alle seine Hypothesen wohlbegründet und mit Selbstbeweiskraft ausgestattet sind.

12.

Wenn Beneke sagt, daß Vorstellung, Begriff, Verstand im menschlichen Geist aus den bloßen äußeren Sinnesvermögen heraus sich bilden, so könnte diese Behauptung dem Unbefangenen wohl auf den ersten Blick als möglicher Weise begründet erscheinen, so schnell auch ein tieferes Eindringen die Irrigkeit dieser Behauptung erkennen läßt. Wenn aber Beneke auch noch weiter behauptet, daß ebenso die Gemüthskräfte des Menschen, z. B. Wohl-

wollen und Theilnahme, aus den äußeren Sinnesvermögen hervorgehen, daß also das Thier nur deswegen kein Gemüth besitze, weil seinen äußeren Sinnen nicht die Kräftigkeit zukomme wie den menschlichen, so liegt die Unnatürlichkeit und Gewaltsamkeit dieser Annahme für jeden Unbefangenen sofort zu Tage und braucht nicht erst bewiesen zu werden. Weil ich aber nicht blos für Unbefangene, sondern auch für Befangene, ja auch für Beneke selbst schreibe, welcher gewiß seine Behauptung für sehr wohlbegründet und für sehr natürlich hält, so müssen wir auch auf diesen Punkt noch etwas näher eingehen.

Während der eine Mensch, sagt Beneke, voll uneigennütziger Theilnahme anderer Menschen Freuden und Leiden mit beinahe gleicher Lebendigkeit und Frische, wie seine eigenen Schicksale fühlt, und mit gleichem Eifer wie gegen jene so gegen diese zurückwirkt; scheint ein anderer nur für das auf ihn selber sich Beziehende Empfindung zu haben und weist jede Aufforderung, für fremdes Wohl mitzuwirken, mit unbeweglicher Selbstsucht von sich. Woher diese Verschiedenheit? Unstreitig aus den inneren Angelegtheiten, welche bei den einzelnen Menschen verschieden gesammelt sind. Gesetzt, Jemand sei sehr wenig mit andern Menschen zusammengewesen, er habe eine gewisse Lustempfindung, z. B. das Betrachten von Gemälden, das Anhören von Musik, sehr oft mit sich selber, selten oder gar nicht in Verbindung mit andern Menschen genossen, so wird bei ihm für jenes einsame Empfinden eine große Menge von Angelegtheiten, für dieses gemeinschaftliche werden sehr wenige oder gar keine sich angesammelt haben. Eine Seele von dieser Angelegtheit wird daher bei dem Denken einer fremden Lust oder Unlust nur einen flüchtigen Augenblick verweilen und alsbald zum Denken des dem eigenen Sein angehörigen Lust- oder Unlust-Zustandes hinübergezogen werden. Uebrigens giebt es in diesen Angelegtheiten insofern eine gewisse Stufenleiter, als sie in Bezug auf weniger oder auf mehr Individuen angesammelt sind. Eine sehr große Menge von Interesse-Angelegtheiten für einzelne Individuen constituirt den wesentlichen Charakter der Freundschaft, weniger individuelle, schon in einem größeren Kreise bewegliche Gebilde dieser Art finden sich in der Anhäng-

lichkeit an Landsleute, in der Vaterlandsliebe ꝛc.; die größte Gelöstheit und Beweglichkeit der Interessebildung endlich zeigt sich in der Gerechtigkeit und in der allgemeinen Menschenliebe. (Psych. Skizzen II, 292 ff.)

So wie man Alles, was man will, behaupten kann, so kann man, wie der Leser an dem vorliegenden Beispiel sieht, Alles, was man will, erklären. So wie aber, was sich von selbst versteht, schwer zu beweisen ist, so wird allen Erklärungen Beneke's gegenüber die wissenschaftliche Widerlegung dadurch schwer, daß sie zu leicht ist. (Difficile est, satyram non scribere!) Um von allen inneren Gründen abzusehen, welche sich Beneke am Studirtische gegen die obige Erklärung aufdrängen mußten, warum hat er es verschmäht, nur einen einzigen Blick auf die alltägliche Erfahrung zu werfen, wodurch er sich sofort von der Irrigkeit dieser Erklärung überzeugt hätte? Er erklärt den Sinn für Freundschaft und die allgemeine Menschenliebe gewissermaßen für Gegensätze, da doch die Erfahrung nichts weniger als ein umgekehrtes Stärkeverhältniß zwischen diesen beiden Gefühlen zeigt; bei einem starken Sinn für Freundschaft wird oft eine große allgemeine Menschenliebe gefunden und bei einem schwachen Freundschaftsgefühl eine sehr geringe. Noch weniger findet sich eine Uebereinstimmung zwischen der geführten Lebensweise des Menschen und der Stärke der fraglichen Gefühle. Wer von Kindheit auf in der Einsamkeit gelebt, hat oft ein wärmeres Herz für die Menschheit, als wer stets in den glücklichsten Verhältnissen in Gesellschaft vieler Menschen gewesen und so eine Menge Beneke'scher Angelegtheiten für Menschenliebe gesammelt. Am allerwenigsten aber findet sich, wie Beneke bei seiner Erklärung voraussetzt, eine Uebereinstimmung zwischen der Stärke des Vorstellens und der des Gefühls in der fraglichen Hinsicht. Derjenige, welcher sich das Unglück Anderer vermöge seines klaren Verstandes am lebhaftesten vorstellen kann, hat keineswegs deswegen auch das stärkste Gefühl für Wohlwollen oder Menschenliebe: im Gegentheil, bei schwachem Vorstellungsvermögen, beschränkten Verstandeskräften wird oft eine Güte des Herzens und eine Aufopferungsfähigkeit für Andere gefunden, die man bei

Menschen von klarem Geiste, lebhafterem Vorstellungsvermögen vergeblich suchen würde. Kurz jede einzelne der unendlich zahlreichen Thatsachen, welche die Geisteslehre der Phrenologie von dem selbstständigen Maße der Gefühlskräfte des Menschen gesammelt, einem Maße, welches sowohl von dem der Verstandeskräfte als von Erziehung und Lebensweise sich unabhängig zeigt, jede solche Thatsache würde genügen, die Irrigkeit der Erklärung Beneke's von dem Entstehen dieser Gefühlskräfte, und vollends von ihrem Entstehen aus den äußeren Sinnesvermögen darzuthun.

Eine andere Erklärung Beneke's, die wir uns näher ansehen wollen, ist die von der Entstehung der Neigung zum Gelde oder des Geizes. „Wie sollen wir", fragt Beneke, „die so weit verbreitete Neigung zum Gelde erklären? Im Allgemeinen ist die Antwort hierauf sehr leicht. Die Wurzel der Lustempfindung liegt hier in der Vorstellung, nicht des Geldes, sondern derjenigen Dinge, für welche das Geld Mittel werden kann. Der Habsüchtige begehrt das Geld vielleicht, um seinen Gaumen auf mannichfache Weise zu kitzeln; zugleich aber will er auch sein Ohr mit Musik, sein Auge in dem Genusse einer reichen Natur oder in dem Genusse von Gemälden ergötzen; er will, für die Ergötzung durch Einbildungsvorstellungen, die ausgesuchtesten Meisterwerke aller Völker ankaufen, will durch Glanz und Pracht Ehre sich erwerben, will Andern mittheilen können". „Habsucht und Geiz kann einerseits aus der Begierde nach einem reichen und lustigen Lebensgenusse, andrerseits aus Furcht vor Entbehrungen entspringen. Das Streben dabei kann ferner mehr oder weniger edel sein: bald sinnliche Genüsse, bald ästhetische, bald intellectuelle ꝛc.; es kann sich auf unser eigenes Sein, oder auf andere Menschen beziehen, das letzte z. B., wenn Jemand für seine Kinder oder für eine mehr oder weniger ausgedehnte Gastfreundschaft, oder für wohlthätige Zwecke geizt." (Psych. Skizzen II, 313 ff.) Allein nun entsteht die Frage, fährt Beneke fort, warum denn die Neigung nicht auf diese verschiedenen Dinge, sondern eben auf das Geld bezogen wird, oder, was dasselbe ist, warum die Vorstellung des Geldes in so hohem Grade hervor-, die Vor-

stellung der durch dasselbe zu erreichenden Dinge so weit zurücktritt, daß wir uns der letzteren kaum oder gar nicht bewußt werden? Die Ursache ist die, antwortet Beneke, daß bei allen den verschiedenen Neigungen, welche durch Geld zu befriedigen sind, das Geld die gemeinsame oder Mittelvorstellung ist. Jede einzelne Neigung ist im Geist nur einfach, die Vorstellung des Geldes aber, welche bei allen einzelnen Neigungen sich wiederholt, sehr vielfach gegeben, und diese Vielfachheit oder dieses Zusammenfließen macht die Stärke dieser Neigung aus, um so mehr da die verschiedenen einzelnen Neigungen noch durch ihren Gegensatz einander verdunkeln müssen. (Ebendas.)

Auch diese Auseinandersetzung Beneke's bedarf wohl und verdient jedenfalls keine ausführliche Beurtheilung. Nur wenige Worte darüber. Beneke will den Geiz erklären und weiß nicht einmal, was Geiz ist. Vielleicht hat ihn das Wort „geizen" irre gemacht, welches eine andere Bedeutung hat, als das Wort „Geiz". In dem Worte geizen ist ein außerhalb liegender Zweck ausgesprochen, der Geiz aber ist nur etwas in sich selbst, er ist sich selbst Zweck. Wer zu irgend welchem Zwecke geizt, mit seiner Zeit, mit seinem Vermögen und seinem Gelde, ist nicht geizig, sondern nur sparsam. Wie unterscheidet Beneke Geiz und Sparsamkeit? Nach seiner Erklärungsweise würde er wohl dem einen Begriff mehr das Temperament der Reizempfänglichkeit, dem andern mehr das der Kräftigkeit zum Grunde legen. Wenn Beneke, wie er nicht gethan, auf den wahren Unterschied der beiden Begriffe zurückgegangen wäre, so hätte er die richtige Bedeutung des Wortes Geiz und das Wesen der Sache erkannt. Die Sparsamkeit ist nicht etwa ein niederer Grad des Geizes, sondern gewissermaßen ein Gegensatz desselben. Jemand kann aufs Höchste sparsam sein, um sich ein Vergnügen zu verschaffen oder aus Furcht vor der Zukunft oder um Andern wohlzuthun. Wenn und soweit er aus diesen Gründen sparsam ist, ist er nicht geizig. Geizig ist Jemand nur aus bloßer reiner (man könnte sagen specifischer) Neigung zum Haben, eine Neigung, die, weil sie eine solche ist, keinen andern Zweck haben kann, als ihre Selbst-

befriedigung. Der Geizige *versagt* sich ja die Genüsse, und oft die nothwendigsten, weil er nur am Haben selbst, am Gelde selbst hängt. Der Geiz ist daher die höchste Stufe oder das Uebermaß der Neigung zum Haben, welches ein Grundvermögen des menschlichen Geistes und als solches, obwohl in verschiedener Stärke, allen Menschen angeboren ist. Schon das Kind will haben *um zu haben*. Beneke leugnet dies freilich; er sagt, das Streben der Kinder nach dem Besitz von Dingen zu anderem Zweck, als um augenblicklichen Nutzen davon zu ziehen, sei unnatürlich und im Gegensatz zu ihrer Erkenntnißstufe, weil sie ja noch keine weitreichende *Vorstellungen* von dem Nutzen der Dinge hätten; wenn daher Habsucht bei den Kindern sich finde, so müßten die ihr zum Grunde liegenden *Vorstellungen*, weil sie keine natürlichen seien, ihnen von Andern „*eingebildet* (hineingebildet) oder *eingeimpft*" sein. „Man hat ihnen empfohlen, sorgsam für sich zu behalten, was man ihnen gegeben hat; hat ihnen dasselbe heimlich zugesteckt, mit der Warnung, es vor Andern nicht sehen zu lassen; hat ihnen Sparsamkeit, Mißtrauen, furchtsame Klugheit unbedingt und unverständig angepriesen ꝛc." (Erziehungslehre I, 381.) Wie arm zeigt sich überall Beneke's Charakterkenntniß; wie wenig muß er Kinder beobachtet haben! Weit früher als das Kind jene vermeintlichen Lehren nur fassen könnte, sehen wir bekanntlich bei ihm die Lust zum Haben oft in voller Stärke auftreten.

Nur dieser Mangel an Charakterkenntniß, den wir bei manchen Psychologen finden, macht es begreiflich, wie diese Männer überhaupt an eine Erklärung des *Daseins* der menschlichen Charakterzüge denken konnten. Ein einziger freier Blick auf das reiche Leben des menschlichen Geistes hätte sie ihren Irrthum erkennen lassen. Der Geist des Menschen ist die kleine Welt. Das Dasein der verschiedenen Kräfte des Geistes erklären zu wollen, ist dem zu vergleichen, als wenn der Naturforscher das Dasein des Eisens oder des Goldes oder des Sauerstoffs oder der Menschen selbst, oder der beiden Geschlechter der Menschen, oder der ganzen Außenwelt, oder der Verhältnisse des Menschen zur Außenwelt erklären wollte. So wie der Naturforscher diese ganze Welt der

Erscheinungen, wie die Erfahrung sie ihm als vorhanden zeigt, vergleicht und ordnet und beschreibt, und dies seine Wissenschaft nennt, auf deren Fülle und Reichthum er stolz ist, so wird der wahre Geistesforscher die Welt des Geistes und seiner mannichfaltigen Kräfte, — Geschlechtstrieb, Eigenthumssinn, Kampfsinn, Stolz, Wohlwollen ꝛc. — nicht erst schaffen wollen, denn sie ist schon vorhanden, sondern er wird vergleichend und beschreibend und ordnend die einzelnen Erscheinungen oder Thatsachen sammeln und ihre Harmonie unter sich selbst und mit der Außenwelt nachzuweisen suchen.

13.

Weitere Beispiele mitzutheilen, wie Beneke nach seiner Weise die menschlichen Geisteskräfte „entstehen" läßt, würde überflüssig und für den Leser ermüdend sein. So wie nach Beneke der Geiz auf der Vorstellung von dem Gebrauch des Geldes beruht, so beruht der Stolz auf der Vorstellung des eigenen Werthes, wornach Derjenige, welcher die klarste Vorstellung von seinem höheren Werth hätte, auch der Stolzeste wäre; so beruht Grausamkeit und Bosheit auf der vergleichenden Vorstellung fremden Glücks und eigenen Unglücks, wornach der Unglücklichste der Boshafteste sein würde; u. s. w. Ja Beneke scheut sich nicht, selbst Sittlichkeit und Tugend auf die kalte Vorstellung und Werthschätzung der Dinge und Verhältnisse zurückführen zu wollen! (O tempora! o — systemata!) So ist Beneke's ganze Darstellung im Grunde eine fortwährende Negation, und wird eben dadurch wahrhaft unheimlich. Der menschliche Geist verliert unter seinen Händen Wärme und Leben und verwandelt sich in ein Gerippe.

Und im Angesicht dieser Darstellung, im Angesicht seines Systems, welches, mehr als irgend ein anderes vor ihm, blind und schroff der Natur entgegensteht, erklärt Beneke, um das Maß der Seltsamkeiten zu füllen, seine Psychologie für eine Naturwissenschaft! In allen seinen Schriften hören wir ihn bis zur Ermüdung seine Geringschätzung gegen die bisherigen Psycho-

logen aussprechen, weil sie in leeren Speculationen befangen gewesen, hören wir ihn sich selbst rühmen, daß er die Psychologie zur Naturwissenschaft erhoben; einem seiner Werke hat er sogar den Titel gegeben: Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Dies veranlaßt uns, gründlich die Frage zu untersuchen, welches die Stellung einerseits der bisherigen, andrerseits der Beneke'schen Psychologie zur Natur oder zur Naturwissenschaft ist. Von der Phrenologie, welche Beneke nicht kennt, sehen wir einstweilen bei dieser Vergleichung ab.

Den Charakter der bisherigen Psychologie können wir im Allgemeinen und abgesehen von dem wenig wichtigen Unterschied zwischen den unendlich vielen einzelnen Systemen als den der Unwissenheit bezeichnen. Alle Psychologen gelangen in dem Bestreben, zur wahren Natur des Geistes vorzudringen, nur bis zu den Worten, mit denen die Sprache die mannichfaltigen Geistesthätigkeiten bezeichnet; sich gleichsam in diesem Wortnetze fangend, halten sie dasselbe für das gesuchte Ziel selbst. Verwirrt durch die unendliche Zahl der Worte und den in ihnen niedergelegten Stoffreichthum der Wissenschaft, suchen sie erklärend und ordnend diese Worte zu bewältigen und meinen schon damit auch über die Sache zu herrschen. Ein großer Rangstreit der Worte beginnt. Die allgemeinsten und umfassendsten (Verstand, Gemüth, Gedächtniß ꝛc.) werden als „Grundvermögen des Geistes", mit prächtigen Gewändern, Definitionen, angethan, an die Spitze des Wörterreiches, des jeweiligen Systems der Psychologie, gestellt, und alle übrigen je nach ihrem richtigen Range und in sorgfältiger Amtskleidung angereiht. In der That, wenn wir von den verschiedenen Rangordnungen unter den Worten, den verschiedenen Systemen absehen, so sind die meisten psychologischen Werke im Wesen nichts anderes, als psychologische Wörterbücher. Da man aber, um seine Muttersprache zu verstehen, kein Wörterbuch braucht, und da überdies aus begreiflicher Ursache jene Worterklärungen oft gezwungen und unrichtig waren, so enthielten diese Werke im Grunde Wenig oder Nichts; was sie Richtiges an Worterklärungen gaben, verstand sich von selbst, und die Rangordnung der Wörter, das System als solches, war

jedenfalls bedeutungslos. Insofern also kann man die bisherige Psychologie schlechtweg eine unwissende nennen.

Ganz anders Beneke's Psychologie. Es bleibt das Verdienst Beneke's, daß er mit mehreren andern Psychologen richtig erkannte, daß dieses Spielen mit Worten und tiefsinnige Speculiren über ihre Bedeutung werthlos und nichtig und nichts weniger als eine Wissenschaft der Geisteslehre war. Beneke führt ausdrücklich einige jener Psychologen auf. (Psychol. Skizzen II, 577.) Allein er hielt im weitern Thun und Lassen nicht gleichen Schritt mit ihnen. Sie alle suchten einen Diamant: keiner fand ihn. Jene andern Psychologen beschieden sich, wissend, daß man nicht Alles findet, was man sucht. Beneke beschied sich nicht, er grub mit Eifer einen schlechten Kiesel aus dem Sande und glaubte und erklärte laut, daß dies der gesuchte Diamant sei. Zu solchem Beginnen gehört fürwahr auch ein Spielen und Speculiren, aber weit großartiger und weit schlimmer als jenes andere. Die früheren Psychologen spielten und speculirten nur mit Worten, Beneke mit der Sache. Er ist ein Held im Spielen und Speculiren, die Andern Schwächlinge gegen ihn. In der ganzen Psychologie ist niemals auch nur etwas entfernt so Unverständiges und Naturwidriges wie Beneke's Lehre von der Grundbeschaffenheit und den inneren Vorgängen des Geistes erträumt worden: — diese Lehre mit ihren Angelegtheiten und gänzlich unerfüllten Urvermögen, mit ihren geistigen Temperamenten der Kräftigkeit und der Reizempfänglichkeit, mit ihrer Vollreizung und ihrer Lustreizung! Ich hätte gern Beneke, weil ich ihn der Phrenologie gegenüber so schwer tadeln muß, den übrigen Psychologen gegenüber weniger niedrig gestellt, aber um gerecht zu sein, kann ich es nicht. Während Drobisch und Rosenkranz Männer von Geist sind, während namentlich Drobisch die Psychologie so hoch gestellt hat, als sie auf dem Standpunkt der Selbstbeobachtung möglicherweise stehen kann, während Scheidler, ohne Geist zu haben, ein Mann von wissenschaftlicher Einsicht ist, zeichnet sich Beneke durch einen sehr großen Mangel an gesunder Urtheilskraft aus, hat er die Psychologie in seinem System so niedrig gestellt, als sie vor ihm niemals gestellt worden war. Nicht bloße Unwissenheit also,

sondern etwas weit Schlimmeres ist der Charakter *seiner* Psychologie.

Und diese seine Psychologie, welche nicht nur, wie die frühere, nichts von der Natur weiß, sondern ihr höhnend ins Antlitz schlägt, nennt Beneke eine *Naturwissenschaft*! Er führt folgende Worte *Goethe's* an. (Pragm. Psychol. I, 300.) „Abgeschmackte Menschen! Ihr macht es wie gewisse deutsche Philosophen, die sich einbilden, wenn sie sich dreißig Jahre in ihr Studirzimmer einschlössen und sich lediglich damit beschäftigten, die Ideen, welche sie aus ihrem armen Gehirn herausziehen, zu sieben und zu beuteln, so würden sie einen unerschöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wißt ihr, was dabei herauskommt? — Wolken, nichts als Wolken! — Ich war lange genug so thöricht, mich über diese Abgeschmacktheiten zu betrüben, so daß mir nun in meinen alten Tagen wohl gestattet werden mag, mich darüber lustig zu machen und darüber zu lachen." Wenn diese Worte von der früheren Psychologie gelten können, so gelten sie in noch weit höherem Maße von Beneke selbst. Fragen wir ihn zum Ueberfluß, ob er irgend *einen* Beweis von naturwissenschaftlichen Studien gegeben, ob er *eine* neue Thatsache, deren die Chemiker, die Physiker, die Phrenologen so viele Tausende gesammelt, nachgewiesen habe? Nein, neue Thatsachen zu gewinnen lag Beneke so fern als möglich; er war so sehr in der Selbstbeobachtung, in abstracten Dichtungen und Träumen, befangen, daß, wenn sich ihm eine Thatsache von selbst dargeboten hätte, er an ihr, ohne sie zu beachten, vorübergegangen wäre. Wir haben bereits oben (§ 3) gesehen, wie er über Naturforschung und über neue oder merkwürdige Thatsachen denkt. In einer andern Stelle legt er ein noch entschiedeneres Geständniß in dieser Beziehung ab; er sagt: „Ich weiß zu wohl, wie viel in Folge *der steten Anspannung in abstracten Studien* mir selber in allen diesen (praktischen) Beziehungen abgeht". (Erziehungslehre, Vorr. V.) *Solchen* Worten gegenüber nennt Beneke seine Psychologie eine Naturwissenschaft!

Noch ein Räthsel bleibt uns schließlich zu lösen übrig. Wie konnte Beneke's Psychologie, so beschaffen, so in sich werth-

los, wie wir sie kennen gelernt haben, solche Verbreitung und Anerkennung unter der Lehrerwelt finden? Die Lösung dieses Räthsels ist bereits zu Anfang dieser Darstellung (§ 1 und 2) angedeutet. Etwas anderes kommt hinzu. Das Erwachen der Denkkraft in unserer Zeit ist auch in der Lehrerwelt sichtbar hervorgetreten. Während vor hundert, vor fünfzig Jahren die meisten Volkslehrer geistig selbst Kinder waren, und ihre Schüler nicht sowohl zu unterrichten, als mechanisch abzurichten wußten, sind in unserer Zeit die Volkslehrer denkende Männer geworden, die mit Herz und mit Seele ihrem Berufe leben, und sich ein stilles aber unendlich großes Verdienst um die deutsche Volksbildung erworben haben. Aber eben der erwachte Gedanke mußte sie einen großen Mangel in ihrem eigenen Wissen erkennen lassen. Um gut zu unterrichten, um den Geist des Kindes zu bilden, dazu bedarf es vor Allem der Kenntniß des Geistes, einer Kenntniß, — welche es bisher nicht gab. Denn die bisherige sogenannte Geisteslehre konnte natürlich, wie in jeder andern Beziehung, so auch für den Lehrer nur durchaus unfruchtbar sein. Da trat der Psycholog Beneke mit der Versicherung auf, seine Geisteslehre biete Anderes und Besseres als jene Wort- und Begriffserklärungen, sie gehe der Sache auf den Grund, sie verfolge den Geist bis zu seiner Entstehung und Entwickelung zurück, kurz sie sei eben das, was der Lehrer bedürfe und suche. Diese Versicherung hätte für sich, und wie Beneke's Lehre im Uebrigen beschaffen war, den gesunden Sinn der Lehrer nicht zu täuschen vermocht. Allein Beneke's Psychologie enthielt ein wichtiges naturwissenschaftliches oder phrenologisches Element. Wir haben gesehen, wie Beneke, ohne daß er es sich selbst bewußt war, seinen ausgesprochenen Grundsatz der Selbstbeobachtung verläßt und die Beobachtung der menschlichen Charakterverschiedenheit zur Anwendung bringt. Die Wahrheit hat eine so überwältigende Kraft, daß sie durch den dichtesten Irrthum ihre Strahlen wirft. Daß der Geist nicht einfach ist, daß Verstand, Gedächtniß ꝛc. nicht ungetheilte Kräfte sind, sondern mehrfache Elemente in sich tragen, schon diese eine aus dem Leben geschöpfte und besonders für Erziehung und Unterricht so fruchtbare Wahrheit mußte die

Lehrer zu Anhängern einer Geisteslehre machen, welche ihnen so wichtige Aufschlüsse mehr bot, als jede andere. Welche Freude wird unter den Lehrern sein, wenn sie die Quelle selbst, aus welcher Beneke mit unreinem Gefäß geschöpft, in ihrer Reinheit und in ihrer ganzen reichen Fülle kennen lernen werden!

IX.

Eine Vorlesung über Phrenologie.

Viel, nicht Vielerlei!

Die Phrenologischen Bilder böten einen Mangel dar, wenn ich unter den verschiedenen Aufsätzen, welche die Phrenologie näher begründen, oder die Mißverständnisse über sie aufklären, oder ihre Anwendung auf's Leben zeigen, nicht auch wenigstens ein kleines Bruchstück der Phrenologie selbst zur Darstellung brächte. Zu diesem Zweck lade ich den freundlichen Leser ein, mich in eine Vorlesung zu begleiten, wie ich sie vor Zuhörern zu halten pflege, welche Etwas über Phrenologie zu hören wünschen, aber vielleicht nur diese eine Vorlesung besuchen wollen oder können, so daß ich also das Ganze der Wissenschaft in den Vortrag von einer Stunde zusammenzudrängen veranlaßt bin. Ich beginne mit der kurzen Darstellung der beiden Hauptsätze der Phrenologie, daß 1) der Mensch besondere unter sich getrennte innere Sinne oder Grundkräfte des Geistes hat (Aufzählung derselben, Eintheilung in drei Gruppen, ungleiche Stärke derselben als Ursache der menschlichen Charakterverschiedenheit ꝛc.), und daß 2) diese Sinne Organe haben, welche im Gehirn vereinigt sind (Erklärung oder Veranschaulichung des Gehirnbaues, die Lage der [je doppelten] Organe oder Gehirnästchen, ihre unter sich verschiedene Größe bei den Einzelmenschen als Ursache der Ver-

schiedenheit der Kopfgestalten, ꝛc.). Diese kurze Darstellung schließe ich mit der Bemerkung, daß es meine Aufgabe für den heutigen Vortrag sei, diese beiden Hauptsätze der Phrenologie näher zu erläutern oder zu begründen, und daß, weil naturwissenschaftliche Erläuterungen am besten durch Beispiele geschehen, wir aus den inneren Sinnen einige herausheben wollen, für den heutigen Vortrag das Amicatal und das Oppositat, damit ich an diesen Beispielen des Näheren zeige, was die Phrenologie unter inneren Sinnen versteht und wie sie zur Entdeckung und Nachweisung derselben gekommen ist.

Amicatal, Sinn der Anhänglichkeit, der Anschließung, der Treue, der Freundschaft. Bezeichnung des Organs an der phrenologischen Büste: Hinterkopf Nr. 4 (S. 7) zwischen Oppositat und Infantal.

Gall kam dadurch zur Entdeckung dieses Sinnes und seines Organs, daß er den Kopf einer Dame nach ihrem Tode zu untersuchen veranlaßt wurde, welche ein Muster von Treue und Anhänglichkeit war, die sie in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens gegen ihre Freunde bewiesen hatte. Gall fand an dem Kopfe nichts Anderes bemerkenswerth, als eine sehr starke Entwickelung der bezeichneten Stelle, was ihn die Vermuthung fassen ließ, es möge vielleicht einen besonderen Sinn der Anhänglichkeit im Menschen geben, der an dieser Stelle sein Organ habe. Diese Vermuthung bestätigte sich im Verlaufe der Zeit durch Tausende gesammelter Einzelfälle. Der Sinn mit dem Organ steht wissenschaftlich fest.

Bei der Darstellung des Sinnes müssen wir, um von vornherein die möglichste Klarheit in unserer vielfach mißverstandenen Wissenschaft zu wahren, die beiden Hauptsätze der Phrenologie, — den Satz von den Sinnen und den von den Organen der Sinne, — streng getrennt halten. Wir sehen daher zuerst von Allem, was Organ ist, ab und fragen: hat der Mensch einen besonderen, von allen übrigen Sinnen getrennten Sinn der Anhänglichkeit?

Die Psychologie, welche bisher als Geisteslehre galt, — um auf sie einen Blick zurückzuwerfen, — wußte nichts von einem solchen Sinn, wie sie überhaupt von keinen besonderen Sinnen etwas wußte. Sie leitete vielmehr die verschiedenen Charakterzüge des Menschen die einen aus den anderen ab, oder erklärte die einen aus den anderen oder aus sonstigen Umständen: und jeder Psycholog dies in andrer Weise. Einer sagt z. B. (wenn er überhaupt unter den menschlichen Charakterzügen eines Zuges für Anschließung und Freundschaft gedenkt), der Mensch schließe sich aus Hilfsbedürftigkeit an seine Mitmenschen an; ein anderer führt diesen Zug auf eine allgemeine Gemüthlichkeit oder Gutmüthigkeit zurück, u. s. w. Die Phrenologie dagegen behauptet, daß dieses Erklären oder Ableiten der Charakterzüge aus einander in jeder Beziehung irrig ist. Sie weist im Einzelnen nach, daß — um zu unserem Thema zurückzukehren — der Zug der Anhänglichkeit nicht anderswoher abgeleitet werden kann, sondern auf einem selbstständigen Sinn beruhen muß, weil dieser Zug bei Thieren und bei Menschen in der Stärke ganz unabhängig von allen anderen Charakterzügen gefunden wird.

Bei vielen Thieren vom verschiedensten sonstigen Charakter finden wir eine sehr große Anhänglichkeit. Pferde und Ochsen sind oft so anhänglich, daß sie krank werden, wenn man das an einander gewöhnte Paar trennt. Man kennt die Art Papageien, die den Namen: die Untrennbaren (Inséparables) haben, weil sie gewöhnlich sterben, wenn man sie trennt. Eine Robbe war so anhänglich an Gall, daß, wenn er wegging, sie in ihrem Trog alle Anstrengungen machte, um ihm zu folgen. Man hat schon oft die Freundschaft zu bewundern Gelegenheit gehabt, welche zwischen einem Pferde und einem Hunde, einem Löwen und einem Hunde ꝛc. besteht. Der Hund ist durch seine Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn, wovon die rührendsten und merkwürdigsten Beispiele bekannt sind, zum Sprichwort geworden. Gezähmte Wölfe haben in Abwesenheit des Herrn alle Nahrung verweigert und sind Hungers gestorben. Auf der anderen Seite sind die Fälle sehr häufig, wo bei Thieren derselben Art und von gleichem sonstigen Charakter die Anhänglichkeit sehr ungleich stark ist.

Während z. B. viele Hunde so treu sind, sich von ihrem Herrn nicht trennen lassen und stets wieder zu ihm zurückkehren, laufen andere von einem Haus ins andere, von einer Person zur andern und sind Niemandem treu. Ebenso bei allen andern Thieren. Von den vielen Vögeln, Eichhörnchen u. s. w., welche Gall, um ihren Charakter zu studiren, aufzog, zeigten einige Gleichgiltigkeit, andere die lebhafteste Zuneigung und Anhänglichkeit für ihn.

Dieselbe Unabhängigkeit des Zugs der Anhänglichkeit von allen andern Charakterzügen finden wir beim Menschen wieder. Die Anhänglichkeit ist bei manchen Menschen ein vor allen andern starker Charakterzug. Gall erzählt von einer Bäuerin, welche aus Anhänglichkeit dreimal verrückt war, einmal beim Tod ihres Bruders, dann bei dem ihres Vaters, zuletzt beim Tod ihrer Mutter. Nachdem sie zum drittenmal hergestellt worden war, fragte sie Gall um Rath, und klagte, da sie sehr religiös war, über ihre unglückliche Neigung, sich über den Verlust geliebter Personen mehr zu grämen, als es die Religion erlaube. Welche Anhänglichkeit haben oft Diener an ihre Herren und welcher Aufopferungen sind sie aus dieser Anhänglichkeit fähig! Wie groß ist die Anhänglichkeit mancher Frauen an ihre Männer, welche diese Anhänglichkeit oft nicht einmal verdienen, welche ihnen mit Kälte, Härte, Geringschätzung begegnen, deren Untreue ihnen bekannt ist, die sie nicht einmal achten können. In allen diesen und ähnlichen Fällen kann die Anhänglichkeit aus irgend welchen anderen Charakterzügen nicht erklärt werden. So z. B. nicht aus dem Wohlwollen, der allgemeinen Herzensgüte: denn die Anhänglichkeit ist oft stark bei Menschen, welche sonst keineswegs liebreich und menschenfreundlich sind. So hat man namentlich oft bei großen und grausamen Verbrechern eine Anhänglichkeit und Treue an ihre Freunde gefunden, die eines besseren Charakters werth gewesen wäre. Mary Mac Innes, die in England den Tod einer Verbrecherin starb, aß noch auf dem Schaffot eine halbe Orange, die sie von ihrem Geliebten erhalten, und war noch im Augenblick des Todes glücklich durch das Gefühl ihrer Freundschaft. Auch im religiösen Gefühl kann die Anhänglichkeit nicht ihre Erklärung finden, denn die Geschichte der Reli-

gionen zeigt an den Beispielen der Einsiedler, daß die Stärke der Anhänglichkeit mit der Stärke des religiösen Gefühls oft sogar im umgekehrten Verhältniß steht. Auch aus dem Pflichtgefühl, der Gewissenhaftigkeit läßt sich die Anhänglichkeit nicht erklären. In den edelsten, gewissenhaftesten Menschen ist oft der Zug der Anhänglichkeit schwach. Ich hatte als Student einen Freund, der ein vortrefflicher, gewissenhafter, auch sehr talentvoller Mensch war, den es aber, wie er mir sagte, nichts kostete, sich von denen zu trennen, mit denen er sein ganzes Leben zusammengewesen war; er war am liebsten allein, ging allein spazieren, nannte sich auch selbst einen gebornen Einsiedler.

Wir können die bisherigen Andeutungen in diesen Worten zusammenfassen: wenn wir einen Menschen in allen seinen sonstigen Charakterzügen genau kennen, wenn wir wissen, ob er wohlwollend ist oder nicht, religiös oder nicht, eitel oder nicht, ob er dieses oder jenes Talent hat oder nicht, so wissen wir damit noch nicht zugleich, wie stark der Zug der Anhänglichkeit in ihm ist. Ebenso umgekehrt, wenn wir die Stärke dieses Zugs in einem Menschen kennen, so wissen wir damit noch nichts von seinem übrigen Charakter. Der Zug der Anhänglichkeit ist also, — und dies, verehrte Anwesende, ist das thatsächliche oder wissenschaftliche Ergebniß aus dem Gesagten, oder das, was Sie aus dem bisherigen Vortrag Neues gelernt hätten, wenn Ihnen die Phrenologie noch nicht bekannt gewesen wäre, — der Zug der Anhänglichkeit ist ein besonderer, selbstständiger, von allen übrigen getrennter Sinn, gerade so wie die Sehkraft und die Hörkraft selbstständige und unter sich getrennte Sinne sind.

Die Phrenologie, welche uns die selbstständigen inneren Sinne im Menschen kennen lehrt, ist so, wie wir sehen, zugleich die Wissenschaft der praktischen Menschenkenntniß. Denn die häufigsten Irrthümer, die wir im Leben bei der Beurtheilung unserer Mitmenschen begehen, entstehen daraus, daß wir aus einem oder einigen wenigen uns gerade bekannt werdenden Charakterzügen eines Menschen auf seinen Charakter überhaupt schließen, und uns so immer und immer täuschen müssen. Wer die Phrenologie, wer die selbstständigen inneren Sinne des Menschen kennt, ver-

fällt in diese Irrthümer nicht. Wenn er einen Zug eines Menschen, einen besonderen Sinn kennen lernt, so fragt er, ehe er über den ganzen Menschen urtheilt, nach der Stärke der anderen Charakterzüge, der anderen besonderen Sinne. Ihm ist mit der Kenntniß der verschiedenen inneren Sinne das große Menschenräthsel gelöst, das Räthsel der Widersprüche im Menschen, das Räthsel, daß und inwiefern ein Mensch zugleich gut und böse, zugleich stark und schwach, zugleich verständig und unverständig, ja selbst zugleich bei gesundem Verstande und wahnsinnig sein kann. —

Ich habe nun noch einige Worte hinzuzufügen, um Ihnen das Wesen, die Grundbedeutung des sogenannten Sinnes der Anhänglichkeit klar zu machen. Der Sinn zieht das Thier zum Thiere, den Menschen zum Menschen in Geselligkeit hinzu und ist so beim Thiere und beim Menschen die Grundursache des Zusammenseins und Zusammenlebens, und des Genusses und der Freude, die hieraus entspringt. So wie es Thiere giebt, die allein, und andere, die in Gesellschaft leben, so könnte man fragen und man hat gefragt, ob der Mensch von Natur ein geselliges oder ein ungeselliges Wesen sei. Der Philosoph J. J. Rousseau hat bekanntlich behauptet, der Mensch lebe im Naturzustand allein, und nur die Nothwendigkeit führe ihn mit seines Gleichen zusammen. Nein, sagt unsere Wissenschaft, der Mensch ist, weil er den Sinn der Anhänglichkeit hat, von Natur ein geselliges Wesen. Die menschliche Gesellschaft, oder, wie wir sagen, der Staat, — so unvollkommen oder so vollkommen er im einzelnen Fall sein mag, — ist also der Naturzustand des Menschen. Uebrigens sucht der Mensch noch andere, engere Verbindungen auf, welche den Sinn mehr befriedigen, als die allgemeine menschliche Gesellschaft dies zu thun vermag. Da sind die Kameradschaften der Knaben auf den Schulen, die Verbindungen der Studenten auf den Universitäten, die Verbindung der Freimaurer u. s. w. Die beste Befriedigung findet der Sinn der Anhänglichkeit natürlich in den engsten Anschließungen, in der Anschließung an die Freunde, an Weib und Kind, Anschließungen, bei welchen zum Theil noch andere Sinne thätig sind, welche daher desto fester

zusammenhalten, und welche der allgemeinen menschlichen Gesellschaft den festesten Halt geben helfen.

Hiernach wird die verschiedene Stärke des Sinnes der Anhänglichkeit in einem Menschen seine größere oder geringere Neigung zur Geselligkeit erklären. Ein Mensch mit starkem Sinn der Anhänglichkeit wird sich in der Einsamkeit sehr unglücklich fühlen. Aber es ist nicht die große Welt, die große Gesellschaft, nach der es ihn zieht. Im Gegentheil, Leute mit starker Anhänglichkeit haben gewöhnlich eine Abneigung gegen das unruhige und wechselnde Getreibe vieler Menschen, wo ihr Trieb der Anschließung keine Befriedigung finden kann. Die Gesellschaft, nach der sich ein solcher Mensch hingezogen fühlt, sind wenige auserwählte Freunde oder seine Liebe. Daher sind oft Leute, welche in dem engeren Kreis ihrer Bekannten und Freunde als sehr liebenswürdig, sehr gemüthlich gelten, in der großen Gesellschaft, unter fremden Menschen kalt und zurückhaltend; neue Gesichter können für sie unangenehm sein. Andrerseits giebt es Menschen, welche sich besser in der großen Gesellschaft gefallen und da liebenswürdig sind, dies sind solche Charaktere, in denen der Sinn der Anhänglichkeit vielleicht schwach, aber die Sinne des Selbstgefühls und der Beifallsliebe, des Stolzes und des Ehrgeizes stark sind, welche letztere Züge mehr in der großen Gesellschaft Befriedigung finden.

Hier mag noch die ungleich starke Neigung der Männer zum Ehestand mit einem Worte erwähnt werden. Manche junge Männer, deren Verhältnisse so gestellt sind, daß sie sich recht wohl verheirathen könnten, thun dies gleichwohl nicht; man weiß nicht warum, sie selbst wissen's am Ende nicht: während dagegen viele andere junge Männer äußerst unglücklich darüber sind, daß die Verhältnisse ihnen verbieten, in den Stand der Ehe zu treten, eine Freundin für's Leben zu gewinnen. Dieser Unterschied kommt neben den verschiedensten sonstigen Charakterzügen vor, und findet seine Erklärung in der verschiedenen Stärke des Sinnes der Anhänglichkeit.

Nach den bisherigen Andeutungen könnte es vielleicht scheinen, als ob die Thätigkeit des Sinnes der Anhänglichkeit sich blos

auf Personen oder auf lebende Wesen beziehe: allein diese Voraussetzung wäre eine irrige. Die Bedeutung eines jeden Sinnes ist gewöhnlich weit umfassender, als der mangelhafte Name auf den ersten Blick anzudeuten scheint. Diese Bedeutung reicht immer ganz so weit und so tief, als denkbar ist. So hat der Sinn der Anhänglichkeit ebensowohl Beziehung zu leblosen Gegenständen, als zu Personen. Er ist es z. B., der uns nach der Stätte zieht, wo wir geboren und erzogen wurden, ohne Rücksicht darauf, ob die Natur oder die Kunst sie reich ausgestattet, der uns die Erinnerungszeichen der Vergangenheit, die Stube, die wir bewohnt, die Möbel, die wir benutzt, die Bücher, die wir oft gelesen, die Bilder, die wir oft betrachtet, manchmal lieber und werther macht, als Neues und vielleicht Besseres.

Der Sinn der Anhänglichkeit wird, jenachdem er mit diesem oder jenem andern Sinn in Verbindung tritt, sich verschiedenartig thätig zeigen. In Verbindung mit Gattenliebe und Kinderliebe bildet er die Grundlage des ehelichen und des Familienlebens. In Verbindung mit dem Sinn der Verehrung oder der Religiosität ist er die Grundlage kirchlicher Vereine. Der Sinn der Anhänglichkeit, abergläubisch übertrieben oder mißverstanden, liegt der schrecklichen Sitte zum Grunde, daß die indische Wittwe sich überreden läßt, mit der Leiche ihres Gatten verbrannt zu werden. Was wir Freundschaft in der eigentlichen Bedeutung, menschliche Freundschaft nennen, ist etwas anderes und etwas mehr, als die Thätigkeit unseres „niederen" Sinnes der Anhänglichkeit. Bei der Freundschaft muß zur Thätigkeit dieses Sinnes auch eine gewisse Harmonie oder Uebereinstimmung der übrigen Sinne hinzukommen; doch besteht diese Uebereinstimmung nicht in der Gleichheit der Charakterzüge: im Gegentheil, wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da giebt es einen guten Klang. Dieses Wort unseres Dichters gilt nicht blos von der ehelichen Freundschaft, sondern auch von der Freundschaft überhaupt. — Die Zeit, Freundschaften zu schließen, ist die Jugendzeit: es liegt hier ein allgemeines Gesetz aus der Geistes- und Organenlehre zum Grund. Wie das, was wir in der Jugend gelernt haben, uns viel fester und besser bleibt,

als das im späteren Leben Gelernte, so ist auch die in der Jugend geschlossene Freundschaft die festeste. Man darf der Jugend den Rath geben, wo und wie sie könne, Freundschaften zu schließen. Hat man dies in der Jugend versäumt, so läßt es sich im späteren Leben schwer nachholen.

Die Phrenologie, wie sie so manches menschliche Räthsel löst, sucht auch die Verschiedenheit des Charakters der beiden Geschlechter durch die verschiedene Stärke der einzelnen Sinne zu erklären. Der Sinn der Kinderliebe z. B. ist durchschnittlich stärker bei den Frauen, der Sinn des Selbstgefühls bei den Männern. Vom Sinn der Anhänglichkeit behaupten die Phrenologen, daß er durchschnittlich bei den Frauen stärker sei. Diese Behauptung beruht gewiß auf Wahrheit. Wir kennen ja die außerordentliche Innigkeit, mit der die Frauen gewöhnlich an den Gegenständen ihrer Zuneigung hängen. Der hochherzigste, liebreichste Mann ist selbstsüchtig in der Liebe, im Vergleich zur Frau. Der Mann kann lieben, aber er thut es mit einem gewissen Egoismus, mit einem Hinblick auf sich selbst: wenn aber eine Frau ihre Liebe schenkt, so thut sie es von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Wer die Freundschaft einer Frau gewonnen, kann sicher sein, in der Sache, in der sie ihm dient, den Sieg davon zu tragen.

Nach diesen Erläuterungen über den Sinn der Anhänglichkeit gehen wir zu unserer zweiten Frage fort, zur Frage nach dem Organ dieses Sinnes. Wir kennen bereits die Stelle dieses Organs am Hinterkopfe. (S. die Umrisse S. 169.) Der Hinterkopf im Ganzen läßt sich in zwei Hälften theilen, eine obere und eine untere. Die obere Hälfte, ungefähr die Stelle des sogenannten Haarwirbels und etwas weiter abwärts, beschäftigt uns hier nicht, sondern nur die untere Hälfte. Die meisten Menschen haben an der hintersten und untersten Stelle des Hinterkopfs eine kleine, doch merkliche Knochenerhöhung, welche genau die Grenze zwischen Hinterkopf und Hals oder Unterkopf (der uns hier auch nicht beschäftigt) bezeichnet. Von dieser Grenze an aufwärts gerechnet hat nun die untere Hälfte des Hinterkopfes, mit der wir es hier zu thun haben, ungefähr die Breite von 3 oder

vier Fingern und wagrecht längs der Halsgrenze nicht ganz die Länge einer Hand. Wollen wir nun diese Kopfstelle in ihrer Entwicklung kennen lernen, so legen wir die hohle Hand auf dieselbe, nicht von unten nach oben, sondern wagrecht, und nicht mit ausgespreizten, sondern mit lose zusammengelegten Fingern, und suchen nun durch wiederholtes wagrechtes Hin- und Herbewegen vermittelst der weich aber satt aufgedrückten inneren Fingerflächen durch das Kopfhaar hindurch eine Anschauung von der Kopfgestalt zu gewinnen. Anfangs nun, bei den ersten Köpfen, die wir betasten, haben wir noch kein Urtheil über die fragliche Kopfstelle und wissen nicht zu sagen, ob dieselbe stark oder schwach entwickelt sei: denn wir kennen noch keinen *Unterschied*, aus dessen Kenntniß erst ein Urtheil hervorgeht. Wohl bald aber — jenachdem der Zufall uns Köpfe unter die Hand bringt, — fangen wir an, uns zu wundern, wie die Kopfgestalt an jener Stelle so sehr verschieden ist. Während zwar die meisten Köpfe eine mehr oder weniger mittlere Entwicklung zeigen, sind einige wenige an jener Stelle sehr schwach entwickelt, sehr flach, andere sehr stark entwickelt, sehr ausgewölbt, und unter den letzteren zeigen wieder die einen eine *spitze* (schmale), die anderen eine *breite* Auswölbung. Die Phrenologie belehrt uns nun, daß an jener Stelle zwei Organe liegen, das der Kinderliebe in der Mitte und das der Anhänglichkeit zu beiden Seiten. Ist jene ganze Stelle flach, so sind diese beiden Organe klein, bei der *spitzen* oder *schmalen* Auswölbung ist nur das Organ der Kinderliebe, bei der *breiten* auch das der Anhänglichkeit groß. Fassen wir aber hier blos den Sinn und das Organ der Anhänglichkeit ins Auge und formuliren den Satz etwas genauer so. Wir finden den Zug der Anhänglichkeit bisweilen sehr stark, bisweilen sehr schwach, in den meisten Fällen in mittlerer Stärke vorhanden, ebenso finden wir jenen Theil des Hinterkopfes, welchen die Phrenologie als die Stelle des Organs der Anhänglichkeit bezeichnet, bald stark, bald schwach, in den meisten Fällen mittelmäßig entwickelt. Wenn wir nun, wie wir aus vielen Gründen thun müssen, von allen Fällen mittlerer Stärke sowohl jenes Charakterzugs als jener Kopfstelle absehen, und nur die

Fälle der entschieden starken oder schwachen Entwicklung im Auge behalten, so sagt uns die Phrenologie, daß ohne Ausnahme in allen Fällen die starke Entwicklung des Charakterzugs mit der starken, und die schwache Entwicklung des Charakterzugs mit der schwachen Entwicklung der Kopfstelle zusammenfällt, und sie gründet auf diese ausnahmslose Uebereinstimmung den Schluß und die Behauptung, daß jener Gehirntheil das Organ jenes Charakterzugs ist. Glauben Sie, verehrte Anwesende, *nicht* dieser Behauptung der Phrenologie, — wo man wissen kann, soll man nicht blos glauben, — sondern *prüfen* Sie! Finden Sie einen einzigen Fall, wo jene behauptete Uebereinstimmung zwischen Charakterzug und Kopfgestalt nicht vorhanden ist, so haben Sie damit die Unwahrheit der Phrenologie dargethan.

Oppositat, „Kampfsinn", Lage des Organs (5), Veranschaulichung durch Kopfabgüsse.

Gall kam auf eine eigenthümliche Weise zur Entdeckung dieses Sinnes und Organs. Von seinen umfassenden Charakterstudien, worin er wahrhaft groß ist, haben Die, welche die Phrenologie nicht kennen, keine Ahnung. Es genügte ihm nicht, zum Zwecke dieser Studien Schulen, Gefängnisse, Irrenhäuser zu besuchen, sondern er pflegte Leute aus der niederen Classe der Gesellschaft und von der Straße weg, bei denen sich gewöhnlich die Charakterzüge am natürlichsten und ungeschminktesten aussprechen, Kutscher, Bediente ꝛc., in ziemlicher Zahl in seiner Wohnung zu versammeln, und nachdem er die Leute durch Geldgeschenke und Wein zutraulich und gesprächig gemacht, fragte er sie über das aus, was sie gegenseitig über ihre guten und schlimmen Eigenschaften zu sagen wüßten. Dabei kam einmal die Rede darauf, daß sich Einige ihres Muthes und ihrer Streitlust rühmten, während Andere ihrer Friedfertigkeit oder Furchtsamkeit halber verspottet waren. Gall stellte die streitlustigen Männer zusammen und ebenso die Friedfertigen; diejenigen, bei denen weder der eine noch der andere Zug hervortrat, ließ er unbeachtet. Er

fand nun, daß bei aller sonstigen Verschiedenheit die Köpfe der Streitsüchtigen sich dadurch auszeichneten, daß sie hinter dem oberen Theil des Ohres breit und voll waren, während die Köpfe der Friedfertigen an derselben Stelle schmal und flach erschienen. Gall faßte daher die Vermuthung, daß an jener Stelle des Gehirns ein Organ des Kampfsinns oder des Muthes, oder, wie er es anfangs unrichtig nannte, des Raufsinns liege. Diese Vermuthung zeigte sich bald als begründet: der Sinn und das Organ sind erwiesen.

Bei der Darstellung des „Kampfsinns" trennen wir wieder die Frage nach dem Sinn selbst von der Frage nach dem Organ. Wir fragen zuerst, abgesehen vom Organ: hat der Mensch einen selbstständigen, von allen übrigen Sinnen getrennten Kampfsinn oder Sinn des Muthes? Daß die frühere Geisteslehre von einem solchen Sinn nichts wußte, ist uns bekannt. Die Erfahrung dagegen läßt uns diesen Sinn als einen selbstständigen leicht dadurch erkennen, daß derselbe bei Thieren und bei Menschen in der Stärke *unabhängig* von allen andern Charakterzügen gefunden wird.

Unter den Thieren hält man gewöhnlich die fleischfressenden, die Raubthiere, für muthiger, als die pflanzenfressenden, d. h. man leitet nach der alten Ableitungsweise den Muth von der Eigenschaft des Fleischfressens bei den Thieren her. Dies ist irrig. Der Wolf z. B. ist furchtsam; wenn ihn nicht der äußerste Hunger treibt, flieht er vor der geringsten Gefahr. Der mächtige Tiger flieht oft vor dem Büffel. Kaum sieht eine Heerde Büffel den Tiger heranschleichen, so stellt sich der Stier voran, um mit ihm zu kämpfen, und siegt gewöhnlich. Bei einer Thierhetze in Wien, erzählt Gall, sollte ein Hirsch mit einer Löwin kämpfen; sowie die Löwin auf ihn losging, sprang er auf sie zu und zertrat ihr die Seiten mit seinen Hufen, daß sie an ihren Wunden starb. *Manche* fleischfressende Thiere, wie z. B. der Thurmfalke, alle Arten des Aasmtödters u. a. sind muthig und streitlustig, der große Weihe oder Hühnergeier dagegen so furchtsam, daß er vor Raben und Krähen flieht. Der Rabe ist sehr muthig. Unter den kleinen Nagethieren ist keines dem Hamster an Muth

und Verwegenheit gleich, während das Meerschweinchen von gleicher Größe sehr friedlich und furchtsam ist. Kein Thier ist muthiger als der Hahn, ein pflanzenfressendes Thier.

So ungleich stark ist der Muth bei den verschiedenen Thieren, so unabhängig von jedem andern Charakterzug. Ja diese Ungleichheit findet sich sogar bei Thieren von übrigens gleichem Charakter. Es giebt z. B. große und kleine Hunde, die sehr muthig und streitlustig sind, und selbst Eber und Stiere wüthend angreifen, andere, die furchtsam sind, und allem Kampf ausweichen. Es giebt Böcke, Widder, Stiere, Kühe, Tauben, Kanarienvögel u. s. w., die unaufhörlich streiten, andere Thiere derselben Art, die mehr oder weniger friedfertig und furchtsam sind.

Eben dieselbe Unabhängigkeit des Kampfsinns oder des Muthes von allen andern Charakterzügen finden wir beim Menschen wieder. Man hat den Muth vom Geist, vom Talent ableiten wollen, und gemeint, ein geistvoller Mensch werde auch muthig, und ein geistloser furchtsam sein. Nein, denn ebenso oft wird ein geistvoller Mensch furchtsam und ein geistloser muthig gefunden. Ebenso wenig läßt sich der Muth von den moralischen Eigenschaften, der Gewissenhaftigkeit, der Religiosität ꝛc., ableiten. Ein edler, religiöser Mensch kann kühn und muthig, aber er kann auch furchtsam, und ein lasterhafter Mensch kann muthig sein. Auch aus dem Stolz ist der Muth nicht abzuleiten: ein stolzer Mensch kann furchtsam und ein demüthiger kann muthig sein. Auch Körpergröße oder Körperstärke ist nicht die Grundlage des Muthes. Große und starke Menschen werden oft weniger muthig gefunden, als körperlich schwächere, obwohl natürlich Körperkraft zur Aeußerung des Muthes beitragen kann. Auch aus dem Geschlecht ist der Muth nicht zu erklären: der Mann ist in der Regel muthiger als das Weib, aber in manchen Frauen ist der Muth bis zur Liebe an Kämpfen und Schlachten entwickelt gefunden worden. Tacitus erwähnt in seiner Geschichte des Kriegs von Vespasian und Vitellius, daß selbst Frauen sich in die Burg mit einschlossen und den Krieg mitmachten. Unter diesen war die bemerkenswertheste Verulana Gracilia, eine Frau, die, wie Tacitus sagt, nicht Kindern, Familie noch Verwandten

anhing, sondern einzig dem Kriege. Es sind aus den großen Napoleonischen Kriegen, und auch wieder aus den jüngsten Kriegen Fälle bekannt, daß Frauen aus Muth und Kampflust sich in Männerkleidern den Soldaten anschlossen und an Muth den muthigsten Männern nicht nachstanden. Ebenso ist der Muth unabhängig vom Lebensalter des Menschen. Bertrand du Guesclin, Connetable von Frankreich, sehnte sich von der zartesten Jugend an nur nach Kampf. Er bildete aus Kindern seines Alters ein Regiment und stellte es in Schlachtordnung. Es giebt, sagte seine Mutter, keinen ungerathneren Jungen auf der Welt, er ist immer verwundet und im Gesichte zerkratzt, immer geprügelt oder Prügel austheilend.

Mit einem Worte also, wenn wir einen Menschen nach allen seinen übrigen Charakterzügen genau kennen, wenn wir wissen, ob er talentvoll ist oder nicht, stolz oder das Gegentheil, religiös oder nicht u. s. w., so wissen wir damit nicht zugleich, ob er mehr oder weniger muthig, oder mehr oder weniger furchtsam ist, und ebenso umgekehrt, wenn wir das Maß des Muthes in einem Menschen kennen, so wissen wir damit noch nichts von seinem übrigen Charakter.

Also die zweite Notiz für unser Gedächtniß, verehrte Anwesende, über das, was wir aus dem heutigen Vortrag Neues gelernt hätten: so wie der Sinn der Anhänglichkeit, so ist auch der Kampfsinn oder der Sinn des Muthes ein besonderer, selbstständiger, von allen übrigen getrennter Sinn im Menschen.

Man hat mich oft gefragt, wie wir uns diese Trennung oder Selbstständigkeit der Sinne unter sich *erklären* sollen? Der menschliche Geist, sagt man, ist untheilbar Eins: wie kann er aber Eins sein und doch verschiedene unter sich getrennte Kräfte haben? Ich antworte: die Trennung und Selbstständigkeit der inneren Sinne unter sich ist eine naturwissenschaftliche *Thatsache*, dadurch bewiesen, daß ein innerer Sinn stark, und daneben ein anderer schwach sein kann. Eine wirkliche *Erklärung* für diese Thatsache giebt es nicht und kann es nicht geben: denn keine naturwissenschaftliche Thatsache kann erklärt werden. Ins Innere der Natur, sagt Haller, dringt kein erschaffener Geist.

Wir wissen nichts vom Wesen des menschlichen Geistes, wir begreifen weder seine Einheit, noch seine Mannichfaltigkeit in der Einheit, ebenso wenig als wir irgend sonst ein Ding oder eine Thatsache der Natur begreifen. Man stellt wohl neben eine Thatsache eine andere ähnliche Thatsache und *nennt* dies ein Erklären, was es nicht ist. Man sagt z. B.: das Anziehen des Eisens durch den Magnet wird dadurch erklärt, daß der Stein, den wir in die Höhe werfen, wieder herabfällt: wie die Erde den Stein anzieht, so der Magnet das Eisen. Ist das eine Erklärung der Anziehung des Eisens durch den Magnet? Gewiß nicht: es sind zwei neben einander gestellte unerklärte Thatsachen. Das Wunder bleibt für uns immer und überall stehen. Uebrigens eine solche *sogenannte* Erklärung haben wir auch für die Trennung und Selbstständigkeit der inneren Sinne: nämlich die äußeren Sinne in ihrer Trennung und Selbstständigkeit. Wie die Sehkraft und die Hörkraft unter sich getrennt und selbstständig, und doch in der Einheit des Geistes zu Einem verbunden sind, ähnlich so sind auch die inneren Sinne unter sich getrennt und doch in der Einheit des Geistes zu Einem verbunden.

Noch einige Worte zur Veranschaulichung der Grundbedeutung des Kampfsinns. Derselbe ist in gehörigem Maß ein sehr wesentlicher Zug des menschlichen, besonders des männlichen Charakters. Ueberall im Leben, in kleinen und in großen Dingen, zeigen sich Hindernisse, die zu bekämpfen und durch Kampf zu überwinden sind. Man kann nicht selten Menschen finden, die Verstand, Geist haben, aber im Verhältniß dazu doch nur wenig wirken, weil sie vor jedem Widerstand zu leicht zurückweichen, weil ihnen der *Muth* zum Wirken fehlt. Und je höher die Stellung ist, die ein Mensch einnimmt oder einzunehmen strebt, desto mehr bedarf er des Muthes. Denn gerade bei Verfolgung edler, großer Zwecke, bei Beförderung menschlicher Wohlfahrt, bei Vertretung der Wahrheit ist oft der Widerstand am größten, und der Kampfsinn muß den Mann mit jener Kühnheit beseelen, die ihn befähigt, mit Unwissenheit, Vorurtheil, Schlechtigkeit in die Schranken zu treten und den Kampf siegreich zu bestehen.

Ist der Kampfsinn in einem Menschen vor den höheren

Sinnen allzu stark, also von diesen nicht, wie er soll, zu höheren Zwecken geleitet, so hat er niedere, unedle Streitlust zur Folge. Der Streit wird dann um des Streites willen gesucht. Solche Menschen sind jene ewigen Widersacher, die immer und über Alles hadern und streiten, sich nur im Streit wohl fühlen, eine Leidenschaft für's Streiten haben (Krakehler).

In der Jugend, bei sprudelnder Körperkraft, ist der Kampfsinn, wenn er groß ist, wie überhaupt die niederen Sinne, manchmal ganz besonders thätig. Welche Leidenschaft haben viele Knaben für's Raufen! Bekannt sind die vielen Duelle der Studenten, die keineswegs, wie man wohl geglaubt hat, blos eine Sache der Mode oder des Herkommens sind. Ich hatte noch auf der Schule einen Freund, einen vierzehnjährigen Jungen, der mir einmal sagte, es treibe ihn dazu, bei abendlichen Gängen durch die Straßen irgend wen mit Schlägen anzufallen, um nur seine unbezwingliche Streitlust zu befriedigen. Später auf der Universität bestand er eine große Zahl von Duellen, und ist noch heute, wenn auch natürlich in andrer Weise, ein Mann des Streitens. Es versteht sich, daß der Kampfsinn, wie jeder andere Sinn, obgleich beim Kinde, beim Jüngling, beim Manne immer ein und derselbe Zug, sich doch in den verschiedenen Lebensaltern auf verschiedene Weise thätig zeigen wird.

Götz von Berlichingen, wie ihn Goethe schildert, bietet eine sprechende Versinnlichung des Kampfsinns. Trotz oder vielmehr gerade in Folge aller der Gefahren, welche Götzen im Lauf der ersten vier Acte des Stückes umgeben, ist er heiter und froh, und nichts ficht ihn an. Wie er aber die Urfehde geschworen hat, auf seinem Schlosse bleiben soll und seine Geschichte zu schreiben aufgefordert wird, sagt er zu seiner Frau: „Ach, Schreiben ist ein geschäftiger Müßiggang, es kommt mir sauer an. Indem ich schreibe, was ich gethan, ärgere ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas thun könnte". Götz kennt keine andere Beschäftigung als Kämpfen, keine andere giebt ihm Genuß und Befriedigung. Götz ist so ein sprechendes Bild des Mittelalters, gleichsam des Knabenalters der menschlichen Gesellschaft, wo man sich raufte, um sich zu raufen. Jetzt ist die Zeit eine andere

geworden, der Verstand ist mehr in der Menschheit erwacht. Man rauft sich nicht mehr, man kämpft mehr geistig, oder wenn man sich rauft — wenn man Krieg führt, — so will man wissen, warum. Die Menschheit darf der Zeit entgegensehen, wo sie dem vernünftigen, gesitteten Manne gleicht, wo das Raufen ganz wegfällt.

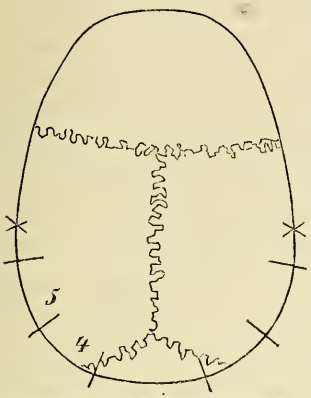
Noch mehr als in den verschiedenen Lebensaltern des Menschen wird der Kampfsinn nach der Verschiedenheit der übrigen geistigen Eigenschaften sich verschiedenartig thätig zeigen, wird der Gegenstand des Kämpfens ein verschiedener sein. Z. B. aus großem Kampfsinn in Verbindung mit großem Erwerbssinn entstehen Kämpfe um das Mein und Dein, oder die Neigung dazu (Proceßsucht), in Verbindung mit Religiosität führt der Kampfsinn zu religiösen Streitigkeiten, der Gelehrte mit großem Kampfsinn neigt zu gelehrten Streitigkeiten hin, der Dichter mit großem Kampfsinn wird vorzugsweise kriegerische Gedichte, der Musiker vorzugsweise kriegerische Musik lieben und schaffen, u. s. w.

Nach dem Gesagten wird die Bedeutung des Kampfsinns Ihnen ziemlich klar sein: es ist der thätige, der active Muth, beweise er sich nun in der Schlacht oder im Kampf mit den Verhältnissen des Lebens. So waren Leonidas, Columbus, Luther in gleicher Weise muthig zu nennen. Dagegen spricht man auch von einem gleichsam passiven Muth, z. B. einem Muth im Ertragen des Unglücks. Diesem Muth liegt nicht der Kampfsinn, sondern Anderes, z. B. Religiosität, Festigkeit ꝛc., zum Grunde.

Es dürfte nicht überflüssig sein, hier noch ein häufig gefundenes Mißverständniß zu erwähnen. Viele verwechseln Muth und Tapferkeit mit einander und meinen, der Soldat mit großem Kampfsinn werde in der Schlacht tapfer sein, der mit kleinem Kampfsinn nicht. Dies ist so, als wenn man Frömmigkeit mit Kirchengehen, Wohlwollen mit Almosengeben verwechseln wollte. Der Muth ist ein Charakterzug, die Tapferkeit ist eine Handlungsweise, zwei so ganz verschiedene Dinge, daß man keinen richtigen Schritt in der Phrenologie thun kann, ohne sie streng aus einander zu halten. Ein Charakterzug ist immer Eins und Dasselbe, aber eine Handlungsweise kann sehr verschie-

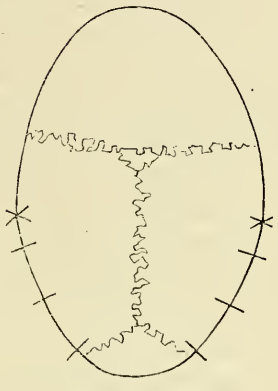
dene Charakterzüge zur Grundlage haben. Nicht alle Soldaten sind muthig, aber alle Soldaten (in der Regel) sind tapfer: die es nicht aus Muth sind, sind es aus Pflichtgefühl oder aus Selbstgefühl oder aus Beifallsliebe, oder aus Nothwendigkeit

1.



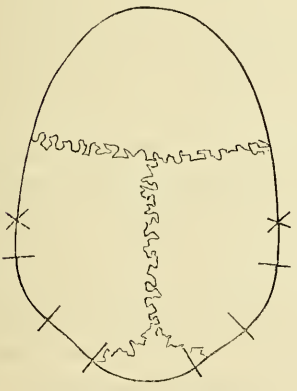
Amic. (4) groß, Oppos. (5) groß.

2.



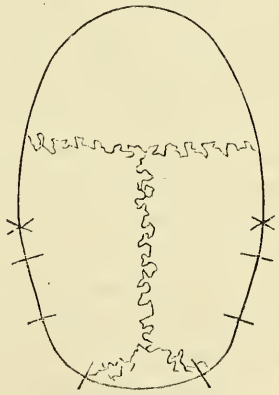
Amic. klein, Oppos. klein.

3.



Amic. klein, Oppos. groß.

4.



Amic. groß, Oppos. klein.

u. s. w. Die Phrenologie hat eben dadurch Werth, daß sie die wahren Beweggründe der Handlungen nachweist.

Ueber das Organ des Kampfsinns kann ich mich sehr kurz fassen, weil davon das Nämliche gilt, was ich oben beim Organ

der Anhänglichkeit gesagt habe. (S. die Umrisse S. 169.) Nur über die Art der Untersuchung, die eine etwas andere ist, als dort, ist Weniges hinzuzufügen. Während der zu Untersuchende den Kopf in natürlich gerader, weder vor- noch zurückgeneigter Stellung hält, legen wir, hinter seinem Stuhle stehend, die Spitzen der drei mittleren Finger beider Hände unmittelbar über dem Gehörgang auf seinen Kopf auf. Wir bewegen dann die Finger, sie immer weich aufdrückend, wagrecht nach rückwärts, bis etwa drei Fingerbreit *hinter* der Stelle, wo wir sie zuerst aufgelegt (hinter dem Gehörgang), und ebenso wieder nach vorwärts, und wiederholen dies Hin- und Herbewegen drei-, vier-, sechsmal, bis wir uns die Kopfgestalt drei Fingerbreit hinter dem Gehörgang (die Stelle des Organs des Kampfsinns) durch das Kopfhaar hindurch zur bestimmten Anschauung gebracht haben. (Wir müssen uns hierbei vor einem Fehler hüten, den alle Anfänger machen, beim Betasten hinter das Ohr *herab* zu kommen: die Finger müssen, wie sie über dem Gehörgang aufgelegt werden, so nach rückwärts auf der gleichen Höhe bleiben.) Der menschliche Kopf ist in der Regel gerade über dem Gehörgang am breitesten, und wird allmälig nach hinten schmäler, oder er rundet sich nach hinten im Halbkreise ab. Wenn dies der Fall ist, so ist die Stelle drei Fingerbreit hinter dem Gehörgang (Oppositat) mittelstark entwickelt. Bisweilen aber ist der Kopf an jener Stelle ebenso breit oder sogar noch breiter, als gerade über dem Gehörgang, dann ist Oppositat groß oder sehr groß. Fällt dagegen der Kopf an jener Stelle sehr schmal ab, so daß statt der Rundung des Halbkreises eine Fläche oder sogar eine Vertiefung erscheint, so ist Oppositat klein oder sehr klein. Schließlich bemerke ich, daß das Studium des Oppositat, sowohl was den Sinn als was das Organ betrifft, merklich leichter, als das des Amicatal, und daher dem Anfänger *vor* dem letzteren zu empfehlen ist. Wir können nicht lange Zeit mit Jemandem in näherer Berührung sein, ohne zu wissen, ob er ein Streiter oder ob er friedlichen Sinnes ist: aber viel leichter können wir uns über die Stärke des Freundschaftsgefühls eines Menschen täuschen, weil dieses sich weniger als jener Zug in Worten und Handlungen ausspricht. Jemand mit starkem

Secretal oder Ipsotal könnte dem oberflächlichen Beobachter kalt in der Freundschaft scheinen, während er sehr warm ist.

Ich habe es versucht, verehrte Anwesende, Ihnen in dieser einen kurzen Vorlesung eine klare Anschauung von dem Wesen der Phrenologie zu geben. Diese Aufgabe war bei der Vielseitigkeit unserer Wissenschaft eine sehr schwierige. Es kam darauf an, nicht Vielerlei zu bringen, nicht alle einzelnen Wahrheiten der Phrenologie Ihnen vorzuführen, die ja in so kurzer Zeit nicht hätten klar dargestellt werden können, sondern die Aufgabe war, Ihnen die Grundwahrheit der Phrenologie klar vor Augen zu stellen. Diese Grundwahrheit ist die Selbstständigkeit der inneren Sinne. Dies ist die Wahrheit, um die sich unsere ganze Wissenschaft dreht, mit der sie steht und mit der sie fällt. Sind, wie man bisher meinte, die verschiedenen Charakterzüge des Menschen die einen aus den andern zu erklären oder abzuleiten, so ist die Phrenologie ein Irrthum: hat aber der Mensch selbstständige innere Sinne, welche nicht aus einander erklärt oder abgeleitet werden können, so ist die Phrenologie eine Wahrheit, ganz abgesehen von allen ihren übrigen Sätzen, welche dieser Wahrheit gegenüber nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Fragen Sie daher, bitte ich, nicht nach den vielen Dingen, die ich heute nicht gegeben, und von denen Sie vielleicht erwarteten, daß ich sie geben würde oder geben sollte, sondern fragen Sie nur, ob das, was ich gegeben, — und ich habe ja fast nur von der Selbstständigkeit der inneren Sinne gesprochen, — Ihnen klar geworden. Wenn dieses ist, so darf ich Ihnen versprechen, daß um diese Wahrheit als um ihren Mittelpunkt alle übrigen Wahrheiten der Phrenologie sich leicht und klar anreihen werden. Freilich enthält die Phrenologie viele und verschiedene Wahrheiten: aber gerade weil dies ist, kam es darauf an, ein gutes und festes Fundament für diese Kenntnisse zu legen. Heute haben wir den Grundstein, den Eckstein zum Verständniß der Phrenologie gelegt.

X.

Das System.

Εἷς κοίρανος ἔστω!
Homer.

Wie jede Naturwissenschaft eine wesentlich doppelte Aufgabe hat, zuerst zu trennen (Naturgeschichte, Naturlehre) und dann das Getrennte wieder zu einem Ganzen zu vereinigen (Naturphilosophie, dieses Wort nicht in der speculativen, sondern in der naturwissenschaftlichen Bedeutung genommen), so auch die Geisteslehre. Diese thut dar, daß der Geist neben der Einheit eine wirkliche Mehrheit von Kräften ist, aber sie hat dann die als getrennt nachgewiesenen Geisteskräfte wieder zur philosophischen Einheit zurückzuführen, wenn man will, zum System zu vereinigen. Das Wort System hat eine doppelte Bedeutung: es ist Zusammenstellung zur Einheit. Da man entweder etwas Gegebenes und Vorgefundenes, oder aber etwas Selbstgemachtes, etwas Gedachtes zur Einheit zusammenstellen kann, so giebt es dem entsprechend naturwissenschaftliche und speculativ-philosophische Systeme. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß wenn ich in der bisherigen Darstellung die Systeme als solche tadelnd verworfen, dieses Wort in der letzteren Bedeutung, und wenn ich jetzt von einem System der Phrenologie spreche, das Wort in der ersteren Bedeutung genommen ist.

Das Ergebniß der bisherigen Psychologie war deswegen von jeher ein nichtiges, weil die Speculation der Psychologie nicht von der Einheit zur wahren Mehrheit gelangen konnte. Man muß bekennen, daß dem gegenüber das Ergebniß der Phrenologie bisher insofern ein mangelhaftes war, als diese Wissenschaft von der Mehrheit nicht zur philosophischen Einheit gelangt ist. Damit ist jedoch gegen die Phrenologie kein Tadel ausgesprochen; denn es war ganz in der Sache begründet, daß die Schöpfer der neuen Wissenschaft zuerst sammelten und sichteten und selbst das Gesammelte praktisch anwendeten, und daß erst später das Ganze zur höheren Wissenschaft, zum System vereinigt wurde. Obwohl ich daher das System der Phrenologie, das wahre System der Geisteslehre, zuerst aufgestellt zu haben glaube (qui si non tenuit, magnis tamen excidit ausis!), so bin ich doch ganz überzeugt, daß dieses System, die nothwendige Folge des einmal betretenen richtigen Weges der Wissenschaft, früher oder später von Andern aufgestellt worden wäre. (Ich werde mich hierüber im Folgenden sehr kurz fassen und nur die nöthigsten Grundlinien andeuten.)

Der Geist — die bewußte Seele — ist, wie alle Dinge der Natur, nicht in seinem Wesen, sondern nur in seiner Erscheinung für uns erkennbar. Die Erscheinung des Geistes fällt mit seiner Thätigkeit zusammen. (Der Geist ruht aber im Schlafe. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß der Geist im Schlafe stets träumend thätig ist. In der Regel oder im gewöhnlichen Zustande finden Träume nur beim Einschlafen und Erwachen statt (Oken), weil die verschiedenen Geistesvermögen nicht alle zu gleicher Zeit zur Ruhe oder aus der Ruhe zur Thätigkeit kommen.)

So wie der menschliche Körper der wissenschaftlichen Betrachtung zwei Seiten oder Beziehungen, die anatomische und die physiologische, darbietet, so ist auch der Geist theils hinsichtlich seiner Organisation oder Gliederung, oder in anatomischer Beziehung (wenn man das Bild gestatten will), theils hinsichtlich seiner innern Natur und Beschaffenheit, oder in physiologischer Beziehung, zu betrachten. Der Geist, abgesehen

von seiner Thätigkeit, ist in der ersteren Beziehung, die Geistesthätigkeit ist in der letzteren Gegenstand der Untersuchung.

I. Die Organisation des Geistes (der Geist in anatomischer Beziehung) läßt sich zum Zweck der Beschreibung vielleicht am besten mit der Organisation des menschlichen Körpers vergleichen. So wie der Körper ein wesentlich einiger und untheilbarer ist, aber wesentlich unterschiedene Theile und Glieder hat, so ist auch der Geist einerseits ein wesentlich einiger und untheilbarer, andererseits aber ein in sich getheilter, mit wesentlich verschiedenen Vermögen oder Kräften begabter. Die Gliederung des Geistes läßt sich nicht genau mit der äußeren Gliederung des Körpers vergleichen. Denn die äußeren Körperglieder (Arme, Beine) sind wieder in sich selbst abgestuft (Oberarm, Unterarm, Hand, Finger), wogegen die einzelnen Geistesvermögen unmittelbar in der Einheit des Geistes unter sich zusammenhängen.

Die einzelnen Geistesvermögen sind, den Theilen des Körpers darin gleichend, in ihrer besondern Entwickelung von einander unabhängig. So wie im einzelnen Falle ein oder einige Körpertheile groß oder in regelmäßigem Zustand, ein anderer oder einige andere klein oder in unregelmäßigem Zustand sein können, so kann auch ein oder einige Geistesvermögen stark oder in regelmäßigem Zustand, ein anderes oder einige andere schwach oder in unregelmäßigem Zustand sein. So wie in Ausnahmsfällen ein oder einige Körpertheile, so kann auch ein oder einige Geistesvermögen (wie der äußeren, so wahrscheinlich auch der inneren Sinne) ganz fehlen.

II. Was die physiologische Betrachtung des Geistes oder die Geistesthätigkeit als solche betrifft, so kommt hier wieder Zweierlei in Frage, die Beschaffenheit und der Grad dieser Thätigkeit, oder diese Thätigkeit in qualitativer und in quantitativer Hinsicht.

A. Die Beschaffenheit der Geistesthätigkeit ist wieder entweder mit Rücksicht auf die Thätigkeit der einzelnen Geistesvermögen, oder mit Rücksicht auf die Thätigkeit der Geistesvermögen in ihrer Gesammtheit zu untersuchen.

1. Die Beschaffenheit jeder einzelnen Geistesthätigkeit

ist eine wesentlich dreifache, oder jede Geistesthätigkeit kann von dreifachem Gesichtspunkt aus betrachtet werden, erstens insofern sie ein Subject hat, zweitens insofern sie ein Object hat, und drittens insofern sie die Vereinigung des Subjects mit dem Object ist.

a. Insofern eine Geistesthätigkeit ein Subject hat, ist sie eine empfindende Thätigkeit. Z. B. ich empfinde die Regung der Anhänglichkeit an Jemanden, die Regung des Widerstandes gegen Personen oder Verhältnisse (Oppositat), die Regung des Zurückhaltens oder Verbergens meiner Gefühle und Gedanken (Secretat), die Regung des Wunsches nach Besitz, oder des Vergnügens an demselben (Acquisitat), ich empfinde die Regung des „Selbstgefühls", der „Verehrung", des „Wohlwollens", ich empfinde endlich (der Sprachgebrauch sagt hier: ich erkenne) die Verhältnisse der Orte, der Gestalten, der Zahlen, der Töne.

Auf gleiche Weise ist die Thätigkeit der Vermögen aller äußeren Sinne ein Empfinden, obgleich die Sprache die einzelnen Sinnesthätigkeiten verschieden benennt.

b. Insofern die Geistesthätigkeit ein Object hat, ist sie eine erkennende Thätigkeit. So wie nämlich die äußeren Sinne uns vor Allem von dem Dasein der Außenwelt Kunde geben, so geben uns die inneren Sinne Kenntniß von den Verhältnissen, Beziehungen und Lagen der Dinge und der Menschen zu einander und zu uns selbst, z. B. von dem Verhältniß des Menschen zu den Personen des andern Geschlechts, zu der Kinderwelt, von dem Verhältniß der Spannung, des Widerstandes gegen die ankämpfende Außenwelt, von dem Verhältniß oder der Beziehung zu den Dingen des Besitzes und des Eigenthums, von dem Verhältniß oder der Lage der Gefahr (Cautat), von der Lage des Höherstehens, der Würde, einem Theil der Außenwelt gegenüber (Ipsotat), von der Lage des Niedrigerstehens, der Unterwürfigkeit, einem andern Theil der Außenwelt gegenüber (Veneratat), von dem Verhältniß oder der Lage des Menschen dem Freundlichen und Guten gegenüber (Bonitat), endlich von dem Verhältniß der Dinge selbst in Beziehung auf Raum, Zeit, Gestalt, Farbe, Gewicht, Zahl.

Wie wir daher in subjectiver Beziehung die Thätigkeit aller Geistesvermögen ein Empfinden nennen, so müssen wir in objectiver Beziehung die Thätigkeit aller Geistesvermögen ein Erkennen (der Dinge und Verhältnisse der Außenwelt) nennen.

c. Insofern eine Geistesthätigkeit die Vereinigung des Subjects mit dem Object ist, ist sie eine begehrende Thätigkeit. Es ist klar, daß die meisten Geistesthätigkeiten, z. B. die des Geschlechtstriebs, der Kinderliebe, der Anhänglichkeit, des Kampfsinns, des Erwerbsinns, der Beifallsliebe, in dieser Weise ein Begehren, ein Streben, ein Wollen sind. Allein auch die Thätigkeiten der Verstandeskräfte, bei denen es weniger nahe liegt, sind ganz ebenso, insofern auch sie einen Zweck oder ein Ziel haben, ein Begehren oder ein Wollen. Wenn ich an eine Zahl oder einen Ton oder ein Raumverhältniß denke, so ist diese Geistesthätigkeit (dieser Gedanke) ebensowohl eine Willenshandlung, als die Geistesthätigkeit (der Gedanke) des Wunsches nach Eigenthum oder nach Ehre oder nach Freundschaft.

Da die beiden Merkmale des Begriffs der begehrenden Thätigkeit — d. i. das Begehren und das Thun — der Auffassung gleich nahe liegen, so kann jede Geistesthätigkeit, insofern sie eine begehrende ist, entweder ein Begehren, ein Streben, ein Wollen, oder eine Thätigkeit schlechthin, ein Thun, ein Handeln genannt werden. Thun und Wollen als Geistesthätigkeit ist schlechthin Eins und Dasselbe; jeder Gedanke ist That und Wille zugleich.

Man hat die sämmtlichen Geistesvermögen in drei Classen eingetheilt, in die sogenannten niederen Sinne, die Gemüthssinne und die Verstandessinne. Dieser überhaupt mangelhaften Eintheilung gegenüber steht nach dem hier Gesagten (1, a. b. c) in der gleichen Eigenschaft aller Geistesthätigkeiten als Empfinden, Erkennen und Wollen eine große Einheit aller Geistesvermögen gegenüber oder liegt ihr zum Grunde. Der bekannte Satz, daß der Mensch die kleine Welt sei, ist besonders auch insofern wahr, als sein Geist in der Summe seiner Vermögen ein Spiegel der Welt und ihrer Verhältnisse ist, — das Weltbewußtsein giebt. Ist irgend einer der (äußeren oder

der inneren) Sinne mangelhaft oder ganz fehlend, so ist das Weltbewußtsein mehr oder weniger unvollkommen. Auf der andern Seite giebt es natürlich keine Geistesthätigkeit, die nicht in der genannten Weise ein Empfinden, Erkennen und Wollen wäre.

Hierbei ist jedoch die Wahrheit recht fest zu halten, daß jene dreifache Beschaffenheit der Geistesthätigkeit, weit entfernt, in einer wirklichen Verschiedenheit oder gar in einem Getrenntsein der Geistesthätigkeit zu bestehen, vielmehr nichts Anderes ist, als eine verschiedene Bezeichnung **einer und derselben Sache,** jenachdem sie von diesem oder einem andern Standpunkt aus betrachtet wird. Gleich wie jeder Körper Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke hat, und sich keines dieser Merkmale von dem andern auch nur getrennt denken läßt, so ist jede (augenblickliche oder schwächste) Geistesthätigkeit ein Empfinden, Erkennen und Wollen (Thun) zugleich, oder so ist das Empfinden selbst zugleich ein Erkennen und ein Wollen, das Erkennen selbst zugleich ein Empfinden und ein Wollen, das Wollen selbst zugleich ein Empfinden und ein Erkennen. Schon an eine verschiedene Richtung der Geistesthätigkeit hier zu denken, wäre ein Irrthum.

Auch in der Weise leidet die strenge Folgerichtigkeit dieser Wahrheit keine Beschränkung, daß man behaupten dürfte, in einigen Geistesvermögen herrsche mehr dieses, in andern mehr jenes Merkmal vor, z. B. im Geschlechtstrieb oder dem Erwerbsinn mehr das Begehren, in dem Ortsinn oder in dem Zahlensinn mehr das Erkennen. Dieses scheint wohl insofern der Fall zu sein, als wir die Worte Empfinden, Erkennen und Wollen in der Bedeutung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs auffassen. Allein wir müssen hier ganz vom Sprachgebrauch absehen und nur die Sache, wie sie oben (1, a. b. c) dargestellt ist, betrachten. Doch dies führt uns zu einem neuen Gesichtspunkte, von dem im gleich Folgenden zu sprechen ist.

2. Die Thätigkeit der einzelnen Geistesvermögen verhält sich zur Gesammtthätigkeit der Vermögen (die wir jetzt betrachten wollen) wie die Theorie zur Praxis oder wie die Wissenschaft zum Leben. Die Geistesvermögen sind nämlich, wie sich versteht, that-

sächlich nie einzeln, sondern immer mehr oder weniger in Gesammtheit thätig. Gleichwie nun die Mehrheit der Geistesvermögen als solcher zur thatsächlichen (Geistes-)Einheit verbunden ist, so muß sich auch die Mehrheit der Geistesvermögen *in ihrer Thätigkeit* zu einem *einzigen Ergebniß* vereinigen. Die qualitativ verschiedenen einzelnen Geistesthätigkeiten sind verschiedenen Zahlen zu vergleichen, aus denen die Einheit des Geistes das Ergebniß der Rechnung zieht. Nicht die einzelnen Zahlen aber, sondern nur das Ergebniß der Rechnung ist es gewöhnlich, was als bewußte Geistesthätigkeit zu Tag tritt, was also, da die Sprache ihrer Natur nach nicht der Wissenschaft, sondern dem Leben zu entsprechen pflegt, gewöhnlich Empfindung, Erkenntniß oder Wille *genannt* wird*). Da aber vollends *eine* bestimmte Classe von Geistesvermögen, die Gemüthssinne, in ihrem Gegenstand vorzugsweise dem *subjectiven*, eine *andere* bestimmte Classe, die Verstandessinne, vorzugsweise dem *objectiven*, und die *dritte* bestimmte Classe, die niederen Sinne, vorzugsweise dem *zwecklichen* Begriffe der Geistesthätigkeit entspricht (1, a. b. c), so hat sich der Sprachgebrauch sogar so gestellt, daß die Worte Empfinden, Erkennen und Wollen ganz im Gegensatz zu dem obigen Gebrauch vorzugsweise von den entsprechenden *besonderen Classen* der Geistesvermögen gebraucht werden. Statt daher in *jeder* Geistesthätigkeit die dreifache identische Beschaffenheit des Empfindens, des Erkennens und des Wollens zu erkennen und durch die Bezeichnung anzuerkennen, pflegt man unwissenschaftlich oder unsystematisch z. B. die Thätigkeit des Erwerbsinns nur schlechthin als ein Begehren, die des Schönheitssinns nur schlechthin als ein Empfinden, die des Schlußvermögens nur schlechthin als ein Erkennen zu bezeichnen.

---

*) Oder man kann die Gesammtheit der Geistesvermögen mit einem Parlament vergleichen, unter dem Vorsitz der Einheit des Ichs. Nicht die Stimmen der einzelnen Mitglieder als solche, sondern nur das Ergebniß der Abstimmung hat praktischen Werth, kommt als das Gefühl oder die Einsicht oder der Wille der Versammlung zur Geltung. Doch werden in *diesem* Parlament die Stimmen nicht *gezählt*, sondern *gewogen*.

Es versteht sich von selbst, daß das Gesagte nicht dem Sprachgebrauch als solchem entgegentreten soll, es soll dadurch nur der Unterschied zwischen den beiderlei Bedeutungen der Worte Empfinden, Erkennen und Wollen dargethan werden. Ja es wäre vielmehr jene erstere als wissenschaftlich oder systematisch bezeichnete Bedeutung dieser Worte (1, a. b. c) zu tadeln, wenn es möglich wäre, für jene neuen wissenschaftlichen Begriffe sofort die ausschließlich bezeichnenden Worte zu wählen oder zu schaffen.

Da das Verständniß eines wissenschaftlichen Systems entweder ein vollständiges oder keines ist, so darf ich wohl bei der Wichtigkeit der Sache nochmals ausdrücklich darauf hinweisen, daß theils auf der klaren Auffassung der Einheit aller Geistesvermögen, theils auf der wohlverstandenen Trennung der beiderlei Bedeutungen jener drei Worte das Verständniß des Systems der Phrenologie hauptsächlich beruht. Ohne vollständige Klarheit hierüber kann kein sicherer Schritt in der philosophischen Geisteslehre gethan werden.

B. Wir gehen zur Betrachtung des Grades der Geistesthätigkeiten fort, worüber sehr Weniges hier genügen kann. Wie die Körperbewegung, so ist die Geistesthätigkeit theils eine stufenweis schwächere oder stärkere, theils eine mehr beschränkte oder mehr allgemeine. So wie ein oder einige Theile des körperlichen Organismus ruhen, ein anderer oder einige andere Theile mehr oder weniger in Bewegung sein können, so kann auch ein oder einige Geistesvermögen ruhen, ein anderes oder einige andere mehr oder weniger in Thätigkeit sein.

Es versteht sich, daß der Grad der Bewegung nicht mit der Stärke der Vermögen zusammen geht. So wie ein schwacher Körpertheil in Bewegung sein und daneben ein starker ruhen kann, so kann ein schwaches Geistesvermögen in Thätigkeit und daneben ein starkes in Ruhe sein.

Die Thätigkeit, wie eines Körpertheils, so eines Geistesvermögens, kann nie eine ganz abgeschlossene sein. So wie ich nicht ein Körperglied bewegen kann, ohne daß der ganze übrige Körper diese Bewegung fühlt oder daran Theil nimmt, so kann

auch kein Geistesvermögen unbedingt thätig, die übrigen unbedingt unthätig sein.

Der Grad der Thätigkeit jedes Geistesvermögens im gegebenen Fall wird durch zwei Ursachen bestimmt, einestheils durch die natürliche Stärke des Vermögens selbst, anderntheils durch die Stärke der Anregung des Vermögens durch die Außenwelt. Ist ein Vermögen, z. B. Cautal, von Natur schwach, und die äußere Anregung, die Gefahr, eine geringe, so wird die Thätigkeit des Vermögens unbedeutend sein. Ist das Vermögen stark und die äußere Anregung schwach, oder umgekehrt das Vermögen schwach und die äußere Anregung stark, so wird die Thätigkeit des Vermögens mittelmäßig stark sein. Ist das Vermögen stark und die äußere Anregung stark, so wird die Thätigkeit des Vermögens eine bedeutende sein.

Der Thätigkeitsgrad eines Geistesvermögens (oder der Geistesvermögen überhaupt) bestimmt rückwärts, nach dem Gesetz der Uebung (oder der Erziehung in der weitesten Bedeutung des Worts) in gewissem Maße die Stärke des Vermögens selbst. So wie nämlich die Körpertheile, so werden die Geistesvermögen durch eine ihrem natürlichen Stärkegrad entsprechende Uebung bis zu einem gewissen Maße gestärkt. Ist dagegen die Uebung geringer, als es dem natürlichen Stärkegrad entspricht, so entsteht Schwäche aus Mangel an Uebung, ist die Uebung stärker, so entsteht Schwäche durch Ueberanstrengung.

Der Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die Entwickelung der Geistesvermögen durch Uebung ist nicht ein bei allen Geistesvermögen gleich regelmäßiger. So wie ein jeder Mensch in der Regel gehen lernt, aber nicht ein jeder die zum Spielen eines Instruments oder zum Schreiben nöthige Fingerfertigkeit erwirbt, so werden zufolge der eigenthümlichen Außenverhältnisse und im gewöhnlichen Lauf des Lebens die sogenannten niederen Sinne — Oppositat, Acquisitat, Secretat — regelmäßiger geübt, als die Verstandessinne, Formitat, Colorital (beim Malerberuf), Musicatal (beim Beruf des Musikers) u. s. w. Die Verschiedenheit der Menschen wird daher in Bezug auf die niederen Sinne eine vergleichsweis mehr angeborene, in Bezug auf viele Ver-

standessinne eine mehr durch Uebung (durch Erziehung) erworbene sein. Doch gilt dieses nur von dem Zustand unserer Bildungsstufe, wo die sogenannte Vertheilung der Arbeiten eine so ausgedehnte Anwendung findet; es gilt nicht von dem Zustand vieler sogenannten wilden Völker.

Es lassen sich drei Grade der Geistesthätigkeit unterscheiden. Der schwächste Grad ist der der bloßen Regung einer Geisteskraft, z. B. des Generatal, des Ipsotal, des Comparital ꝛc. Diese Regung wird bei den verschiedenen Classen der Geistesvermögen verschieden benannt; bei den niederen Verstandessinnen heißt dieselbe Erkennen, Wahrnehmen, Auffassen. Der mittlere Grad der Geistesthätigkeit ist der der geläufigen oder gewohnten Thätigkeit. Dieser Grad, vergleichbar der unwillkürlichen Bewegung der Körperglieder beim Gehen oder beim Spielen eines Instruments, wird bei den thierischen Sinnen Trieb, Neigung, bei den höheren oder Gemüthssinnen Gefühl, bei den Verstandessinnen Gedächtniß (leicht zu wiederholende Thätigkeit) genannt. Die höchste Stufe der Thätigkeit der Geistesvermögen, die der stärksten Thätigkeit, wird erreicht entweder aus innerer oder aus äußerer Veranlassung, d. i. entweder durch sehr bedeutende Stärke der Geistesvermögen selbst, oder durch die Macht der äußeren Ursachen: ähnlich wie eine starke körperliche Bewegung (Springen, Laufen) entweder aus innerer Kraftfülle des Körpers und ohne äußeren Zweck, oder durch äußere Veranlassung, um eines äußeren Zweckes willen stattfinden kann. Die niederen Sinne auf dieser Thätigkeitsstufe heißen Leidenschaften, die höheren oder Gemüthssinne Begeisterung, Schwärmerei, Enthusiasmus, die Verstandessinne Genie, schöpferische Einbildungskraft, Phantasie. (Vergl. meinen „Katechismus der Phrenologie". 6. Aufl. S. 87 ff.)

XI.

Aus meinen wissenschaftlichen Begegnissen zu Hamburg.

Der alte Kampf belebt sich neu;
Jetzt kommen erst die rechten Tage,
Wo Korn sich sondern wird von Spreu.
Uhland.

Die Vorträge über Phrenologie, welche ich in Hamburg im März 1851 hielt, riefen daselbst einen sehr lebhaften Streit für und wider unter Gelehrten und Nichtgelehrten hervor. Als ich in der „Lesehalle" zwei Vorträge vor mehren Hunderten von Zuhörern gehalten, trat ein Arzt, Herr Dr. B . . ., in derselben Gesellschaft mit einem Vortrag *gegen* diese Lehre auf. Die Widerlegung seiner Einwürfe ist der Gegenstand dieser Zeilen. Ich gebe denselben darum eine allgemeinere Verbreitung, weil die hier besprochenen Mißverständnisse sehr häufig bei Aerzten gefunden werden; wie denn auch für Herrn Dr. B. alsbald noch ein anderer Arzt einsteht.

Herr Dr. B. hatte „über den wissenschaftlichen Werth der Phrenologie" zu sprechen angekündigt. Schon diese Worte enthalten einen logischen Fehler. In der Wissenschaft als solcher giebt es nicht Werth oder Unwerth, sondern nur Wahrheit oder Unwahrheit: denn auch das scheinbar Unbedeutende kann den

Keim zum Größten und Wichtigsten in sich tragen. Die erste Frage war also hier: ist die Phrenologie wahr? eine zweite konnte sein: welchen praktischen Werth hat dieselbe?

Allein Herr Dr. B. kündigte wohlbedacht nicht einen Vortrag „über die Unwahrheit" oder „über die wissenschaftliche Nichtigkeit" der Phrenologie an, weil er fühlte, daß diese nicht schlechthin unwahr genannt werden dürfe; auch bei den Zuhörern war er sich desselben Gefühls bewußt. Daher wiederholt sich auch jener logische Fehler in dem Vortrag selbst. In diesem verwarf der Redner, weil er zur Zahl der strengsten Gegner der Phrenologie gehört, alle ihre Sätze und Thatsachen ohne Ausnahme, und suchte Punkt für Punkt deren Nichtigkeit mit Ernst und Spott darzuthun. Allein ahnend, daß hinter diesem Allen doch eine Wahrheit verborgen sein möchte, ließ er, gleichsam zu deren Versöhnung, in seinen Vortrag einige allgemeine Worte der Anerkennung einfließen, wie z. B. „Gall war ein Genie", „die Phrenologie hat eine große Zukunft vor sich".

Ich hörte einen Freund des Herrn Dr. B. nach dem Vortrag sagen: „B. hat gut gesprochen, aber er hat nicht überzeugt". Ich meine aber, Herr Dr. B. hat nicht gut, weil nicht folgerichtig, gesprochen, daher konnte er nicht überzeugen. Geistreiche Auffassungen, Witze, machen den Redner nicht, sondern die Logik, das feste Stehen auf klar erkanntem Standpunkt. Herr Dr. B. hatte als Gegner der Phrenologie zwei Wege vor sich: er konnte diese Lehre entweder ganz und schlechthin, oder aber er konnte sie blos theilweise verwerfen. Er ging den ersteren Weg, wollte ihn wenigstens gehen: er bestritt die Phrenologie im Ganzen und in allen ihren Einzelnheiten als eine Irrlehre. Allein wie kann alsdann Gall ein Genie sein? wie kann die Phrenologie eine große Zukunft vor sich haben? Der Redner mußte diese allgemeinen Worte der Anerkennung, wenn und soweit sie einen Sinn haben sollten, auch im Einzelnen begründen, ganz wie er auch sein allgemeines Verwerfungsurtheil im Einzelnen zu begründen suchte: er mußte dann die beiderlei Punkte, die der Verwerfung und die der Anerkennung, — so geringes Gewicht er auch auf die letzteren legte, — klar einander gegenüberstellen, scharf gegen einander ab-

grenzen. Das allein war der wissenschaftliche, zur Ueberzeugung führende Weg.

Allein der Mangel an Folgerichtigkeit ist nicht der einzige Vorwurf, welchen ich dem Vortrag des Herrn Dr. B. machen zu müssen glaube. Noch mehr vermißte ich in demselben die Ruhe und Unbefangenheit des Mannes der Wissenschaft. Herr Dr. B. ist nicht sowohl ein Gegner, er ist ein leidenschaftlicher Feind der Phrenologie, und dies macht sein Urtheil befangen. Denn wie? nicht blos die eigentlichen phrenologischen Thatsachen, d. i. die einzelnen Geistesvermögen und ihre Organe, sondern auch alle allgemeinen Sätze der Phrenologie sollen nach Herrn Dr. B. bloße Unwahrheiten sein?

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die phrenologischen Ansichten der Aerzte Deutschlands. Diese Ansichten sind mir in Folge mehrjähriger Wanderungen durch Deutschland in großer Ausdehnung bekannt geworden. Sie bilden eine ununterbrochene Stufenleiter von der schroffsten Verwerfung bis zur völligen Anerkennung. Jede auch nur erdenkbare Ansicht hat da ihre Vertreter. Sehr eigenthümlich ist es, daß nicht blos über das Mehr oder Weniger der Anerkennung die Meinungen getheilt sind, sondern daß auch die im Allgemeinen auf gleicher Stufe stehenden Ansichten sich wieder vielfach im Einzelnen kreuzen. So gilt z. B. dem einen Arzte der Satz, daß die Gestalt des Gehirns im Ganzen aus der äußeren Kopfgestalt erkennbar sei, als ausgemachte, unbestreitbare Wahrheit, während ihm der Satz, daß die Größe des Gehirns seiner Kraft entspreche, als völliger Irrthum erscheint; ein anderer dagegen ist der umgekehrten Ansicht. Für den einen Arzt steht es über allen Zweifel fest, daß das Organ des Geschlechtssinns im kleinen Gehirn liege, der andere hält diese Ansicht für eine ganz irrige. Was die Stimmenzahl betrifft, so werden die äußersten Ansichten, die der gänzlichen Verwerfung und die der gänzlichen Anerkennung, am seltensten gefunden. Bei weitem die größte Mehrzahl der Aerzte möchte sich in der Mittelansicht, welche zuerst von Carus öffentlich ausgesprochen wurde, vereinigen, daß zwar die Einzelorgane auf Irrthum beruhen, daß aber der vordere Theil des Gehirns im

Ganzen den Verstandeskräften, der obere den Gefühlssinnen und der hintere und untere den niederen Sinnen oder Leidenschaften zum Organ diene. Diese Ansicht schließt die Anerkennung der allgemeinen Sätze der Phrenologie in sich, und man ist hierin von Seiten der Aerzte der Phrenologie entgegengekommen; doch erwartet man nun auch, daß diese von ihrer „thörichten" Einseitigkeit, den Einzelorganen, zu jener „vernünftigen" Ansicht zurückkehre.

Bei diesem Stande der ärztlichen Ansichten ist es schwer zu begreifen, wie ein Arzt sich der großen Mehrzahl seiner Genossen in der Weise feindlich gegenüberstellen mag, daß er das, was so viele, und zum Theil hochgestellte Männer, als wahr anerkennen, geradezu irrig nennt. Tiedemann, eine europäische Autorität, hat in seinem berühmten Werk über das Negergehirn den Satz, daß die Größe des Gehirns seiner Kraft entspreche, für so über allen Zweifel feststehend betrachtet, daß er denselben, obgleich sein ganzes Werk darauf ruht, nicht erst zu begründen nöthig hielt. Wie mag nun Herr Dr. B. eben diesen Satz spottend als irrig verwerfen? Daß er es that, erklärt sich nur aus seiner alles Urtheil trübenden Leidenschaftlichkeit. Er bedachte nicht, daß wer zu viel beweist, nichts beweist.

Allein betrachten wir die unbedingte Verwerfung der Phrenologie noch von einer andern Seite. Ist es glaublich, ist es wissenschaftlich wahrscheinlich, so frage ich Herrn Dr. B., daß die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Kopfgestalten so gänzlich zufällig und bedeutungslos sei? Carus hatte vor etwa zwölf Jahren in seinem Werk über Psychologie die Phrenologie, gerade wie es jetzt von Herrn Dr. B. geschieht, gänzlich verworfen und sie mit der Handwahrsagekunst auf gleiche Stufe gestellt. Da führte ihn einst Noel in Dresden in sein schönes phrenologisches Cabinet und zeigte ihm an vielen Kopfabgüssen von Verbrechern, wie deren Kopfgestalt von der gewöhnlichen so übereinstimmend verschieden sei. Da wich die vorgefaßte Meinung vor dem einfachen Blick auf die Naturwahrheit, und Carus schrieb sein Werk über Kraniosкopie, worin er die gute Hälfte der Phrenologie als wahr anerkennt. In Hamburg besuchte ich das Straf-

haus, wo eine große Zahl von Verbrechern, wohl hundert, Mann vor Mann an mir vorübergingen. Obwohl ich dasselbe schon oft gesehen, so ist mir der Anblick immer neu, wie die Köpfe dieser Unglücklichen, im Durchschnitt alle vorn schmal und niedrig, erst zwischen und hinter den Ohren sich zur Breite und Höhe ausdehnen. Wäre Herr Dr. B. zugegen gewesen, ich glaube nicht, daß seine leidenschaftliche Befangenheit der überzeugenden Wahrheit der Thatsachen gegenüber Stand gehalten hätte.

Dies führt mich auf den dritten und letzten, aber auch schwersten Vorwurf, den ich Herrn Dr. B. machen muß, es ist der seiner gänzlichen Unkenntniß der Phrenologie. Wie mag ein Mann, welcher, den Standpunkt der Wissenschaft*) für sich in Anspruch nehmend, gegen die Phrenologie öffentlich auftritt dies so gänzlich unvorbereitet zu thun wagen! Ist nicht die Phrenologie, als die Lehre vom menschlichen Geiste und seinen Organen, jedenfalls die schwierigste, das gründlichste Studium fordernde Naturwissenschaft? Ist es erlaubt, über deren wichtige Sätze sich nur nach eignem Gutdünken eine Erklärung selbst zu machen? Hat nicht Herr Dr. B. Gall ein Genie genannt? mußte er also nicht wenigstens dessen gründliche Erörterungen über die Wissenschaft kennen? Und doch hat Herr Dr. B. nicht nur nicht Gall, sondern nicht einmal Combe oder irgend ein anderes Handbuch über Phrenologie gelesen, sondern er kennt nur — meinen kleinen Leitfaden für meine Vorträge und Einiges, was gegen die Phrenologie geschrieben ist, z. B. von Volkmann. Ich kann dieses, nachdem ich seinen Vortrag gehört, mit vollster Gewißheit aussprechen. Ich konnte nur staunen über den Mangel an Kenntnissen, den der Vortrag in jedem Worte kund that. Der Redner gab seinen Zuhörern, statt ein wahres Bild der

*) Ehe Herr Dr. B. zum Sprechen auftrat, näherte ich mich ihm, begrüßte ihn höflich und äußerte, es gereiche mir zum Vergnügen, daß er über die Phrenologie sprechen werde. Er erwiederte meine Begrüßung durchaus nicht und sagte sehr stolz: er thue das nicht, um mir ein Vergnügen zu machen, sondern der Wissenschaft willen. In diesem Augenblick wußte ich, daß ich einen sehr schwachen Gegner vor mir hatte. Das Wort Wissenschaft war ein Schlagwort in seinem Vortrag.

Phrenologie, nur ein lächerliches, ihr in nichts ähnliches Zerrbild. Ich nenne das die Verleumdung in der Wissenschaft.

Es verringert nicht den schweren Vorwurf gegen Herrn Dr. B., daß diese Unkenntniß der Phrenologie bei allen ihren Gegnern gefunden wird. Ich habe in Deutschland unter so vielen Gegnern der Phrenologie keinen einzigen getroffen, welcher Gall gelesen hatte; es ist mir von einer der größten Universitäten Deutschlands bekannt, daß Gall's Werke, seitdem sie erschienen sind, nicht ein einziges Mal verlangt wurden. Allein es ist immer etwas anderes, blos zu urtheilen, etwas anderes, wie Herr Dr. B., mit seinem Urtheil in öffentlichem Vortrag und im Namen der Wissenschaft aufzutreten.

Eine sehr allgemeine Seite dieser Unkenntniß der Phrenologie ist es, daß man diese Wissenschaft nicht als Geisteslehre, was sie vor Allem ist, sondern nur als Organenlehre zu betrachten pflegt. Die Geisteslehre ist aber namentlich für viele Aerzte ein gar wenig gekanntes Feld. Herr Dr. B. glaubte, daß nach dieser Seite hin ein geistreicher Scherz zum Sieg über die Phrenologie genüge. In meinem kleinen Leitfaden finden sich bei Erklärung des Eigenthumssinns die Worte: „Der Hund bewacht das Haus wie sein Eigenthum; er versteckt seinen Knochen und vertheidigt ihn mit der größten Hartnäckigkeit, während er dagegen im Begriff, etwas zu stehlen, und im Bewußtsein, daß dies nicht sein Eigenthum sei, von einem Kinde vertrieben werden kann". Herr Dr. B. meinte nun, diese Erklärung komme ihm gerade so vor, als wenn man es aus dem Eigenthumssinn des Hundes herleiten wollte, daß er schreit, wenn man ihm auf den Schwanz tritt. Die merkwürdigste und wichtigste Seite des Gall'schen Werkes sind die darin niedergelegten umfassenden Studien des großen Mannes über die menschlichen und thierischen Charaktere. Diese machen das Werk zur anziehendsten und werden es — wenn man es erst kennen wird! — zur gesuchtesten Lectüre machen.

Dieses Beurtheilen und Verwerfen der Phrenologie ohne Sachkenntniß läßt sich etwa mit jener Erscheinung vergleichen, als bei der Entdeckung Galilei's von dem Lauf der Erde um

die Sonne die ganze Gelehrtenwelt*) sich mit einem Schrei dagegen erhob, ohne erst diese Thatsache, weil sie einmal als unsinnig und religionsgefährlich galt, der näheren Kenntnißnahme und Prüfung werth zu achten.

Am Schlusse seines Vortrages verwies der Redner die Zuhörer auf einen Aufsatz von Herrn Dr. Nathan in den Kritischen Blättern der Börsenhalle (Jahrgang 1843), worin „geistreicher und besser, als er es vermocht" derselbe Gegenstand behandelt sei.

Als Herr Dr. B. seinen Vortrag beendigt, erhob ich mich und sprach die Bitte gegen ihn aus, den Vortrag dem Druck zu übergeben; wenn er dieses nicht thun wolle, so werde ich meine Vertheidigung der Phrenologie gegen die von ihm gemachten Angriffe auf die Arbeit des Herrn Dr. Nathan gründen, mit welcher er so entschieden seine Uebereinstimmung erklärt habe. Gegen die Zuhörer äußerte ich, daß Herr Dr. B. die Wissenschaft, über die er gesprochen, nicht kenne, daß vom Standpunkt solcher Nichtkenntniß aus die Phrenologie schon oft angegriffen und vermeintlich „todt gemacht" worden sei, daß ihr aber dieses wenig angehabt, indem sie noch frisch am Leben sei und voraussichtlich auch bleiben werde.

Des folgenden Tages fragte ich bei Herrn Dr. B. schriftlich in Betreff des Druckes seines Vortrags an. Die Antwort war eine verneinende. Ich werde also zur Ergänzung dessen, was ich über den mündlichen Vortrag des Herrn Dr. B. sagte und nur sagen konnte, den Aufsatz des Herrn Dr. Nathan einer etwas mehr ins Einzelne gehenden Beurtheilung unterziehen.

Ehe ich jedoch dazu fortgehe, muß ich der Vollständigkeit der Erzählung wegen noch eines andern Gegners, welcher öffentlich gegen die Phrenologie auftrat, erwähnen. Ein Arzt, welcher den einen Vortrag des Herrn Dr. B. zur Vernichtung der Phrenologie nicht für hinreichend erkannte, kündigte gleich eine ganze Reihe Vorträge gegen diese Lehre an, welche er auch in dem Saal des Gymnasiums vor Hunderten von Zuhörern gehalten hat. Ich war nur bei den beiden ersten gegenwärtig: meine Abreise von Ham-

*) S. Whewell Geschichte der inductiven Wissenschaften.

burg beraubte mich des Vergnügens, welches mir der Besuch dieser Vorträge gewährte. Der Zuhörer hatte die den Geist angenehm beschäftigende Wahl, ob er den Redner wegen seiner gar zu schwachen, ja oft komischen Einwürfe entweder für einen geheimen Anhänger der Phrenologie halten solle, welcher ihr durch ironisches Bekämpfen zu nützen suche, oder aber für einen Mann, welchem bis zu einem fast unbegreiflichen Grad alle Kenntniß der Phrenologie abging. In der Geschichte der Phrenologie z. B. zeigte sich der Herr Redner so bewandert, daß er behauptete, diese Lehre kämpfe schon seit achtzig Jahren um ihre Anerkennung. Auf die Anatomie legte er besonderes Gewicht; er bewies z. B. durch ein vorgezeigtes menschliches Gehirn, daß dasselbe in zwei getrennte Theile, die s. g. Halbkugeln, zerfalle, daß also unmöglich in der Mittellinie des Kopfes, wo gerade die Trennung sei, einfache, unpaarige Organe liegen könnten, wie sie auf den phrenologischen Büsten angeschrieben seien*). Ferner zeigte er den Schädel eines Wasserkopfes von sehr großem Umfang und daneben einen viel kleineren gewöhnlichen Schädel, und bewies daraus, weil der Wasserkopf im Leben viel weniger Verstand gehabt, als der andere, daß die Größe des Kopfes (er sagte nicht einmal: des Gehirns) kein Maßstab der Geisteskraft sein könne. Auch auf dem Felde der Geisteslehre zeigte sich der Herr Redner sehr bewandert. Er sagte, der Unterschied in der Schädelgestalt der verschiedenen Völker und Menschenrassen sei sehr groß, so daß

*) Also eine phrenologische Büste hatte der Redner gesehen! Das erinnerte mich an einen Artikel der „Freien Presse", welchen ich einige Tage früher gelesen (vielleicht war unser Herr Redner der Verfasser), wo Jemand erzählte, er sei früher ein Anhänger der Phrenologie gewesen, nachdem er aber die phrenologische Büste genauer betrachtet, sei er von seiner günstigen Meinung zurückgekommen, denn es seien auch auf der Nasenwurzel Organennummern angeschrieben: da aber dort gar keine Organe liegen könnten, weil, wenn man da hindurchstechen würde, man gar kein Gehirn träfe, so folge daraus u. s. w. Also man fragt nicht nach, was die Nummern auf der Nasenwurzel, auf der Mittellinie des Kopfes bedeuten, sondern man macht sich die Antwort selbst, und wenn diese unvernünftig ausfällt, so ist die Phrenologie unvernünftig!

kein anderer Unterschied in der menschlichen Gestalt ihm gleichkomme, und doch (hört! hört!) — sei bekanntlich der Charakter aller dieser verschiedenen Völker ganz der nämliche. Dergleichen sollte nun einem meist aus Laien bestehenden Zuhörerkreise unter dem Namen der Wissenschaft nicht geboten werden, damit die Zuhörer nicht, statt an wissenschaftlichen Dingen Geschmack zu gewinnen, von der Theilnahme daran zurückgeschreckt werden.

XII.

Dr. Nathan.

Ich bin der Geist, der stets verneint,
Und das mit Recht; denn Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
Mephisto.

Der Tadel, welchen ich gegen den Vortrag des Herrn Dr. B. ausgesprochen, trifft in jeder Beziehung noch mehr die Arbeit des Herrn Dr. Nathan; diese ist noch schroffer, wegwerfender, selbstgefälliger gehalten. Herr Dr. B. nennt den Aufsatz geistreich, bestochen durch die Gesinnungsgleichheit des Verf.: aber Geist in wissenschaftlichen Dingen ist nur da, wo Logik ist. In dem Aufsatze herrscht nur der blinde, unwissenschaftliche Geist der Verneinung. Dabei hat der Verf. in großartigem Beispiele gezeigt, was aus der Phrenologie wird, wenn ein Gegner sie sich nach eignem Gutdünken anfertigt. Er sagt (S. 478): „In der Wissenschaft stand die Phrenologie von vorn herein als Lüge da". Dieses von vorn herein Verurtheilen hat er con amore durchgeführt. Nur Einiges davon.

An vielen Stellen des Aufsatzes behauptet der Verf., die phrenologischen Organe seien „Knochenhöcker", er spricht vom Schaben derselben, um ein Organ zu verkleinern ꝛc. Man kann hier natürlich weder eine Unwissenheit, noch die Absicht, An-

dere zu täuschen, bei ihm voraussetzen. Aber es ist charakteristisch für seine Denkweise, daß er sich darin gefällt, diesen geistlosen Scherz bis zur Ermüdung zu wiederholen.

(S. 477.) „Vielleicht nur als eine Liebhaberei und Curiosität hatte sich Gall eine kleine Reihe von Beobachtungen gesammelt, in welchen, wie er meinte, gewisse äußere Schädelformen mit gewissen Geistesanlagen oder Neigungen zusammenfielen." Diese Worte bedürfen keiner Widerlegung; sie würden schon allein beweisen, daß Herr Dr. Nathan Gall's großes Werk nicht einmal gesehen hat.

Der Verf. nennt es (S. 478) „die Beobachtung eines modernen Phrenologen, daß eine Adlernase Muth bedeute". Also er verwechselt sogar Phrenologie mit Physiognomik, zwei so sehr verschiedene Dinge. (Vergl. den Katechismus der Phrenologie S. 95.)

Der Verf. sagt (ebendas.): „Nicht in Frankreich, auch nicht in London, sondern erst in den Landstädten Englands, so wie in Amerika, wo der Zustand des Unterrichts der kläglichste war, — erst an diesen Heerden der Unwissenheit über Seelenleben schlug die Phrenologie Wurzel". Wie unwahr dieses ist, mögen einige Thatsachen (aus der Zeit, ehe der Verf. seinen Aufsatz schrieb) zeigen. Abernethy sagte: „Ich gestehe, daß ich mich nicht im Stande fühle, irgend gehaltvolle Gründe gegen die Wahrheit der Phrenologie vorzubringen" *). Dr. Conolly, Professor an der Londoner Universität, sagte: „Ich gewahre in der wirklichen oder affectirten Geringschätzung, welche so manche Anatomen und Physiologen gegen die Wissenschaft der Phrenologie blicken lassen, durchaus nichts, was darauf Anspruch machen könnte, philosophisch genannt zu werden **). Andral, eine der höchsten ärztlichen Autoritäten Europas, war Präsident der phrenologischen Gesellschaft zu Paris. Das Medico-Chirurgical Review, das British & Foreign Medical Review und The Lancet, welche unter den englischen medicinischen Zeitschriften mit den ersten Rang einnehmen, erkennen schon lange die Phrenologie als wahr und begründet an.

*) Reflections on Gall and Spurzheim's System, p. 48.

**) On the Indications of Insanity, p. 135.

(S. 478.) „Die Phrenologen theilen die Seele wie das Hirn, oder vielmehr das Hirn wie die Seele; ihre Bildungsgeschichte der Seele ist eine mechanische Zusammensetzung." Der Verf. bringt auch diesen alten unbegründeten Vorwurf, daß die Phrenologen die Seele theilen, ohne zu wissen, wie gründliche und genügende Erörterungen hierüber von den Phrenologen gemacht sind. Der Anatom Arnold, welcher gewiß für ihn eine Autorität ist, sagt (Lehrbuch der Physiologie S. 874): „Obgleich die Seele ein Einiges und Untheilbares ist, so werden die inneren Vorgänge derselben doch nicht durch einen, sondern durch mehre und verschiedene Hirntheile vermittelt. Dieses Bedingtsein der verschiedenen Prozesse des inneren Seelenlebens durch verschiedene Hirntheile kann angenommen werden, ohne daß dadurch, wie mehre Psychologen und Physiologen glaubten, die Einheit der Seele aufgehoben wird; denn auch die Lebenskraft ist ein Ganzes und Einiges und hat gleichwohl nicht ihren Sitz in einem einzelnen Gebilde, sondern tritt überall in besonderen Formen auf, welche auf eine bestimmte Weise zum Leben beitragen".

(S. 479.) „Je nachdem zur nominellen Erklärung der Seelenerscheinungen eine Rubrik: ein Orts-, Sprach-, Wort-, Verehrungssinn ꝛc. erforderlich ist, werden dem Hirn besondere Organe angedichtet." Um das Andichten zu lernen, hätte Gall bei Herrn Dr. Nathan in die Schule gehen müssen. Nein, Gall war Naturforscher in der vollsten Bedeutung des Wortes. Nüchternheit war sein Charakter, und mit der strengsten Folgerichtigkeit und mit eisernem Fleiße hielt er an seinem Wahlspruch fest, tausend und wieder tausend Beobachtungen zur Bestätigung einer jeden phrenologischen Wahrheit zu sammeln. Es bedurfte für ihn immer jahrelangen Forschens, ehe er irgend eine neue Entdeckung (ein neues Organ) als fest erwiesen betrachtete.

Damit findet zugleich seine Erledigung, was der Verf. weiter äußert (ebendas.): „Gall blieb dabei noch einigermaßen in seinem Rechte, so lange er seine Combinationen zwischen gewissen Seelenkräften und gewissen Hirnpartien für Vermuthungen und ihm wahrscheinliche Hypothesen hielt, die der Untersuchung unterworfen werden sollten; seine Jünger aber warfen die hypothe-

tische Natur über Bord, numerirten sich einen Schädel" u. s. w. Wer auch nur Weniges von Gall's Werken kennt, weiß, daß dieser von der Wahrheit seiner Entdeckungen ganz so fest überzeugt war, als Galilei von der Wahrheit, daß die Erde um die Sonne laufe. Man begreift die Keckheit der Feder kaum, welche alle diese Erdichtungen als Wahrheiten niederschreiben konnte. Ich wäre begierig zu hören, woher Herr Dr. Nathan seine Kenntnisse über Geschichte und Wesen der Phrenologie geschöpft zu haben vorgiebt.

Sehr ausführlich verbreitet sich der Verf. über die Geisteslehre der Phrenologie; er spricht von ihrer „Leichtfertigkeit", von der „entsetzlichen Anzahl der phrenologischen Seelenelemente". „Die ältere Empirie", sagt er, „hatte mit dem 7. oder 10. Theil genug." Die Art der Eintheilung selbst ist ihm die „ungereimteste". (S. 487.) „Gerade weil allen Eintheilungen ein bestimmtes Theilungsprincip zum Grunde liegen muß, ist die phrenologische so abstoßend und wahrheitsfeindlich, sie vermengt sehr Verschiedenes und sondert andererseits das Gleichartige." Als Sonderung des Gleichartigen bezeichnet der Verf. z. B. die Trennung des „Kampfsinns" und des „Zerstörungssinns". Er urtheilt natürlich nach dem bloßen Namen der Vermögen, die Bedeutung der Namen kennt er nicht; sonst würde er wissen, daß z. B. eine einseitig starke Entwickelung des „Kampfsinns" zu Muth und Kühnheit führt, des „Zerstörungssinns" zu Grausamkeit, daß also, weil ein Mensch muthig, aber gut und milde, ein anderer grausam, aber feig sein kann, eine Trennung jener beiden Vermögen als in der Natur gegeben vorliegt.

Der Verf. kommt, wie sich erwarten läßt, auch auf die von den Gegnern sehr häufig im Munde geführten „Hinterthüren" der Phrenologie zu sprechen. Er sagt (S. 485 f.): „Die That ist ein Resultat der ganzen Seele und ihrer Einflüsse, und man kann nicht einmal wissen, ob der Knochenhöcker, der bei einem Mörder vorherrscht, zu beschuldigen sei, ob nicht vielmehr die Unthätigkeit der übrigen Seelenkräfte jenem Trieb die Oberhand gab. Folgt ein Mann mit Nr. 6 (Zerstörungstrieb) dem Höcker nicht, wohlan, so wird Nr. 6 von Nr. 10—19 (den höheren

Gefühlen) überwunden: hat er einen Schädel, wo Nr. 10—19 vorherrschen, und mordet, so gingen letztere einen Augenblick zu Bette. Der abgefeimteste Verbrecher wird daher leichter in Verlegenheit kommen, als die Phrenologen: denn obgleich ihre Lehre leichter als Seifenblasen ist, so ist sie gerade wegen ihres ewigen Ausweichungsvermögens unangreifbar. Die wahre Wissenschaft aber verschmäht jede Theorie mit hunderttausend Hinterthüren". Die Wahrheit ist hier diese. Die menschlichen Handlungen können aus einer doppelten Ursache hervorgehen, entweder mehr aus dem Charakter, oder mehr aus den äußeren Verhältnissen. Wenn z. B. ein Mensch stiehlt, so kann er es entweder aus Hang zum Diebstahl, oder aber aus Hunger und Noth thun. Wenn daher ein Phrenolog den Kopf eines Diebes untersucht, so wird er, wenn der Diebstahl aus Hang zum Stehlen begangen ist, diesen Hang in der Organisation ausgesprochen finden, im andern Fall nicht. Also — wohlverstanden! — die Phrenologie hat es nicht mit den bloßen Handlungen als solchen, sondern mit dem Charakter zu thun. Freilich wissen die Gegner dieses nicht, und wenn daher ein Phrenolog über die Handlungen eines Menschen als solche, weil sie nicht sein Gegenstand sind, keine Auskunft giebt, sondern andere Ursachen, als die Gehirnorganisation, in die Erklärung zieht, so beschuldigt man ihn des Entwischens durch eine Hinterthür! Diese Hinterthüren finden sich also nicht an dem wahren Bau der Phrenologie, sondern an den falschen Phantasiebauten ihrer Gegner. Da entspricht eine solche Hinterthür immer einer falschen Vorderseite des Gebäudes. Unser Verf., der im Fehlbauen so Großartiges geleistet, kennt sogar hunderttausend Hinterthüren!

Jedoch lassen wir es genug sein mit diesen Beweisen der Unkenntniß des Verf. im Gebiet der Phrenologie. Sehen wir einmal zu, wie es mit seinen Kenntnissen und Urtheilen auf seinem eignen Felde, dem der Anatomie und Physiologie, bestellt ist, einem Felde, welches der Phrenologie gemeinschaftlich mit diesen Wissenschaften angehört.

(S. 493.) „Was den ersten Satz der Phrenologie, daß das Gehirn das Organ des Geistes sei, betrifft, so wissen es schon

unſere Schüler, daß die peripheriſchen Enden der Nerven mit den Centralenden im Hirn in Beziehung ſtehen, und daß die Peripherie weder für das Central-Organ, noch deshalb für die Seele indifferent ſei, ferner auch, daß der Geiſt den ganzen empfindlichen Organismus durchwohnt und nicht im Hirn abgeſperrt ſei. Auch das Unempfindliche, z. B. die Oberhaut, gehört zu den Organen des Geiſtes" u. ſ. w. Der Verf. weiß alſo nicht, daß das Gehirn das ausſchließliche Organ der bewußten Seelenthätigkeit oder der Geiſtesthätigkeit iſt! Er ſcheint nicht den Unterſchied zwiſchen Geiſt und Seele und ihren Organen, ja ſelbſt nicht die Bedeutung des Wortes Organ zu kennen. Nach ihm würde es unrichtig ſein, das Auge das ausſchließliche Organ des Sehens, die Bewegungsnerven die ausſchließlichen Organe der Bewegung zu nennen, denn auch dieſe Thätigkeiten ſind nicht *abgeſperrt*, wie ja *keine* Einzelthätigkeit im Menſchen. Wenn Tiedemann*) die Geiſteskraft des Negers nach der Maſſe ſeines Gehirns meſſen will, ſo müßte der Verf. dieſes ſchon darum für unvernünftig erklären, weil der Geiſt nicht im Gehirn abgeſperrt ſei.

(S. 494.) „Die Unwahrheit und Unklarheit, die im erſten Satze liegt, iſt indeß nichts gegen die Verworrenheit und Lügenhaftigkeit des zweiten (daß das Gehirn in mehre Organe zerfällt). Vor Allem ſcheint er vom Hirn zu ſprechen, während es darauf ankäme, die Theilbarkeit der Seele zu begründen. Man vergeſſe aber nicht, was man nicht glauben würde, daß nach allen Phrenologen kein anatomiſches Meſſer die Organe zu finden, d. h. die phrenologiſche Theilung des Hirns vorzunehmen im Stande iſt. Wenn aber kein objectiver, anatomiſcher Grund für die Mehrheit der Organe vorhanden iſt, ſo iſt die entſetzliche Willkürlichkeit eingeräumt, mit der jene Mehrheit angenommen

*) Ich nenne hier deswegen Tiedemann vor Andern, weil der Verf. ſelbſt an einer Stelle des Aufſatzes (S. 478) ihn „einen Mann" nennt, „welchen Deutſchland wegen ſeiner Leiſtungen in naturforſchender Anatomie verehrt, und welcher als eine erſte Inſtanz zur Beurtheilung der Lehren der Phrenologie betrachtet werden darf".

wird." Man kann hier zweifeln, ob es wirkliche Unkenntniß oder nur augenblickliche Aufregung (der Zustand des „Entsetzens") ist, was den Verf. so höchst unwissenschaftlich urtheilen und schließen läßt. Weiß er nicht, daß Anatomie und Physiologie ganz verschiedene Dinge sind? daß die Anatomie ebenso wenig den Beweis für alle physiologischen, als die Physiologie den für alle anatomischen Wahrheiten geben kann? Erkennt er nicht ausdrücklich an, daß die Phrenologen die Trennung der Organe nicht auf anatomischem, sondern auf anderem (physiologischem) Wege gefunden haben wollen und beweisen zu können behaupten? Weiß der Verf. vollends nicht — was ihn geradezu schlägt — daß in der thatsächlichen, aber anatomisch auch nicht nachweisbaren Trennung des Rückenmarks in die Nerven der Bewegung und die der Empfindung etwas ganz Aehnliches wie die Gehirntrennung vorliegt? Ich behaupte hier keineswegs, daß in der Organentrennung des Rückenmarks ein directer Beweis für die Organentrennung auch des Gehirns gegeben sei; denn die erstere Trennung könnte vorhanden sein, die letztere nicht: aber soviel behaupte ich gegen den Verf., daß sein auf die Anatomie sich berufender Beweis gegen die Organentrennung des Gehirns schlechthin nichtig ist und als nichtig von ihm hätte erkannt werden müssen. Auf die phrenologischen Beweise selbst für die Organentrennung des Gehirns gehe ich hier nicht ein; ich bemerke nur, daß unter diese Beweise auch die Fälle der Krankheiten und der Verletzungen des Gehirns gehören. Der Verf. sagt zwar (S. 502): „Es ist eine notorische wissenschaftliche Lüge, daß theilweise Verletzungen des Gehirns eine entsprechende theilweise Beeinträchtigung der Geistesvermögen zur Folge haben sollen". Allein wie ließe sich erwarten, daß in des Verf. gründlicher Unkenntniß der Phrenologie sich eine Lücke finden, daß ihm die zahlreichen hierher gehörigen Thatsachen oder nur die Erörterungen Gall's über Flourens' Versuche bekannt sein sollten?

(S. 494.) „Was den dritten Satz der Phrenologie (daß die Größe des Gehirns bei übrigens gleichen Verhältnissen ein Maßstab seiner Kraft sei) anlangt, so kommt er unglaublicher Weise auf die neue Wahrheit hinaus, daß ein Ankertau stärker

sei als ein Hanfdraht. Er ist es übrigens, der die Seele aller Naturforscher erbitterte; denn er hat in der organischen Natur nicht seines Gleichen und nichts, was für ihn spricht. Nehmen wir auch „alle übrigen Verhältnisse" als gleich an, so bleibt dennoch die Größe des Organs bedeutungslos. Wenigstens haben sämmtliche Messungen des Hirns und aller andern Körpertheile als Resultat ergeben, daß die Größe und der Umfang der Theile ebenso bedeutend schwanke, als die Größe und der Umfang der Menschen überhaupt, und daß ein großer, dicker oder langer Finger nicht durch seine Größe auch der gewandtere sei." (Also bis zu Wortverdrehungen läßt sich der falsche Ankläger der Phrenologie herab, indem er hier das Wort „gewandt" dem Worte „stark" unterzuschieben versucht.) „Anderen Männern, als Phrenologen, würde man es zur Schande rechnen, daß sie eine Eigenschaft der Materie oder allenfalls des Fleisches auf die Seele übertragen (als sähe man mit großen Augen besser, als mit kleinen), bei den Phrenologen hingegen muß man sich an den krassesten Mechanismus gewöhnen. Zeigte sich in der Natur freilich, alle Thiere eingeschlossen, um so viel mehr Intelligenz, je größer das Hirn ist, dann wäre der Satz, nach dem Durchmesser oder mit der Elle die Seele zu messen, einigermaßen unerschütterlich." „Wir wollen unsere Widerlegungen aus Achtung vor der Wahrheit nicht weiter fortsetzen; man sieht schon, wie viele naturkundige Umstände bei Beurtheilung der phrenologischen Irrlehre in Betracht kommen und warum diese in Ländern und Individuen, die in natur- und seelenkundigem Unterrichte zurückstehen, am meisten Anklang finden mußte. Nur sei noch bemerkt, daß Vergrößerung des Volumens unserer Organe mit Mangel an Energie weit inniger zusammenhänge, als mit Stärke. So will es die dynamische Natur des Organismus." Fürwahr, wenn es jemals einen unglücklichen Ausleger dessen, was die Natur will, gegeben hat, so ist es der Verf.! Dem letzten Satz z. B. gegenüber, daß die Vergrößerung der Organe mehr ihrer Schwäche entspreche, hört alle Widerlegung auf. Weiß der Verf. übrigens nicht, daß die Größe des ganzen Augenkörpers deswegen nicht ein Maßstab der Stärke der Sehkraft sein kann, weil nicht das Auge als solches, sondern die

Netzhaut, der Sehnerv das Sehen vermittelt? Ist es ferner dem Verf. in der That unbekannt, daß das Hirn der Thiere mit deren höherer Stellung an Größe zunimmt? Tiedemann, des Verf. Autorität, verwendete in seinen Vorträgen über die Anatomie des Gehirns drei volle Stunden auf die Beweisführung, daß das Gehirn das Organ des Geistes sei, und gründete diesen Beweis auf die ausführliche Nachweisung, wie von den niederen Thierclassen zu den höheren, von den Insecten, Fischen, Vögeln, Säugethieren bis zum Menschen, das Gehirn in demselben Maße wie die Intelligenz an Größe zunimmt. Und Tiedemann suchte dabei den Satz, daß die Größe des Gehirns ein Maßstab seiner Kraft sei, nicht einmal zu begründen, sondern er setzte die Wahrheit dieses Satzes als *selbstverständlich* voraus. Und die Aufstellung oder Anerkennung dieses Satzes von Seiten der Phrenologen soll „die Seele aller Naturforscher erbittert" haben!

Der Verf. thut noch einen Schritt aus der (allgemeinen) Physiologie in das Gebiet der Phrenologie. Er sagt (S. 495): „Dieser (zuletzt besprochene) Satz wäre selbst dann noch ganz unanwendbar (in der Phrenologie), wenn er auch als wahr zugegeben würde; denn die „Gleichheit der übrigen Verhältnisse", der Mischung, der Organisation, Uebung, Reizung u. s. w. ist nie zu ermitteln". Ich muß dem Verf. hier die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Unkenntniß der Phrenologie in diesem Punkt mit allen andern Gegnern theilt. Ich habe niemals auch nur *einen* Arzt gefunden — anderer Gegner zu geschweigen — welcher gewußt hätte, worauf es bei dem vorliegenden Satze in der Phrenologie ankommt. Alle, wenn sie auch, wie am häufigsten, den Satz als wahr annahmen, glaubten, dieser könne den Thatsachen der Phrenologie deswegen nicht zur festen Grundlage dienen, weil er ja eine Bedingung — „wenn die übrigen Verhältnisse gleich seien" — einschließe, eine Bedingung, welche nie vorhanden oder nie als vorhanden nachzuweisen sei. Allein hätte man das erste beste Handbuch der Phrenologie nachgelesen, so hätte man daraus ersehen, daß die Organenlehre mit allen ihren Thatsachen nicht auf der Vergleichung *zweier* Gehirne verschiedener Menschen, sondern auf

der Vergleichung der verschiedenen Theile eines und desselben Gehirnes unter sich beruht. Die verschiedenen Theile eines und desselben Gehirnes sind aber in dem Temperament, der Mischung ꝛc. unter sich gleich. Der Phrenolog kann daher mit voller wissenschaftlicher Sicherheit z. B. die Größe des Vorderkopfs eines Menschen mit der des Hinterkopfs vergleichen, und das Urtheil wird im Verhältnisse ganz dasselbe bleiben, ob der Kopf einem Sanguiniker oder Choleriker oder Phlegmatiker angehört.

(S. 495.) „Der vierte Satz der Phrenologie — daß die Schädelgestalt im Ganzen der Gehirngestalt entspricht — ist bemerkenswerth als ein Beispiel von dem, was sich ein Publikum aufbinden läßt, wenn es frech und oft genug behauptet wird. Die sogenannten phrenologischen Hirnorgane sind nichts als Biegungen, Wulstungen, Höcker der Schädelknochen, die theils durch die besondere Entwickelung und Verbindung der einzelnen Schädelknochen, theils durch Muskelansätze, weshalb sich an allen Knochen Höcker vorfinden, bedingt werden." „Die Hirnkapsel, der Schädel, unterscheidet sich bei Einzelnen durch unwesentliche Biegungen und Höcker. Unwahr ist die Lehre, daß das Hirn sich seine Kapsel bilde." „Der Schädel bildet sich nach Gesetzen des Knochensystems, nicht nach denen des Nervensystems; die englische Krankheit, aber nicht die englische Phrenologie hat Gewalt über ihn." Zum Schlusse ist der Verf. noch einmal aus blindem Wahrheitshasse recht tief in den Irrthum hineingerathen, indem sich auch hier seine Unkenntniß der Phrenologie mit derjenigen allgemeiner naturwissenschaftlicher Thatsachen verbindet. Er bemerkt, daß sich der Schädel bei Einzelnen durch „unwesentliche" Biegungen und Höcker unterscheidet, und glaubt mit dieser Wahrheit etwas gegen die Phrenologie gesagt zu haben; er weiß nicht, daß diese „unwesentlichen" Schädelunebenheiten, welche durch die Nähte, durch Muskelansätze ꝛc. entstehen, in der Phrenologie sehr wohl gekannt sind, aber gerade deswegen nur insofern in Betracht kommen, als sie bei der Beurtheilung der Verschiedenheit der Kopfgestalten abgerechnet werden. Sollte es aber dem Verf. wirklich unbekannt sein, daß es außer diesen

„unwesentlichen" Schädelunebenheiten noch andere, sehr wesentliche Verschiedenheiten der Gehirngestalt giebt? Der Verf. braucht nicht auf die verschiedenen Menschenrassen zurückzugehen, er kann, wenn ihm die Beobachtungsgabe nicht ganz fehlt, unter der täglichen Umgebung Verschiedenheiten der Kopfgestalt auffinden, welche um sehr Vieles größer sind, als daß sie mit jenen „unwesentlichen" Schädelunebenheiten verwechselt werden könnten. Von gleicher Unkenntniß in der Physiologie zeigt es, wenn der Verf. behauptet, daß das Gehirn sich nicht seine Kapsel (der Gestalt nach) bilde. Bekanntlich giebt es ein Gehirn, ehe es einen Schädel giebt. Wie kann also die Gestalt des Gehirns, welches vorhanden ist, von der Gestalt des Schädels, welcher nicht vorhanden ist, abhängen? Bekanntlich nimmt Schädel und Gehirn im hohen Alter ab, was unmöglich wäre, wenn die Form des Gehirns von derjenigen des Schädels abhinge. Bei Gehirnkrankheiten, z. B. dem Wasserkopf, wird der Schädel sogar bisweilen zu einer ungewöhnlichen Größe ausgedehnt. Ist diese Ausdehnung auch durch Wulstungen und Knochenhöcker veranlaßt? Wenn eine krankhafte Beschaffenheit des Gehirns eine krankhafte Ausdehnung des Schädels zur Folge hat, so kann doch wohl eine gesunde und natürliche Ausdehnung des Gehirns auch eine gesunde und natürliche Ausdehnung des Schädels zur Folge haben. Mit einem Worte, so gewiß die phrenologischen Organe keine Knochenhöcker sind, so gewiß der Knochen todt (nicht activ) und das Gehirn lebendig ist, so gewiß richtet sich die Gestalt der todten Knochenkapsel nach der Gestalt ihres lebendigen Inhalts, des Gehirns.

Der Schluß des Aufsatzes enthält die Worte: „So sei, liebes Vaterland, hierdurch gewarnt, so weit es in meinen Kräften stand, und hüte dich vor dem Reiz des Wunderbaren und vor aller Wahrsagerei". Mit dem Warnen ist es wie mit dem Tadeln. So wie der Tadel von Jemandem zum Lob gereichen kann, so kann eine Warnung vor der Phrenologie, wie die des Verf., eine Aufmunterung zum Studium dieser Wissenschaft sein.

XIII.

Der Anatom Arnold.

„Ich gewahre in der wirklichen oder affectirten Geringschätzung, welche so manche Anatomen und Physiologen gegen die Wissenschaft der Phrenologie blicken lassen, durchaus nichts, was darauf Anspruch machen könnte, philosophisch genannt zu werden."

Dr. Connolly, Prof. a. d. Universität z. London.

Die Geschichte wird es einst Arnold zum gebührenden Verdienst rechnen, daß er zu einer Zeit, wo so viele andere berühmte Gelehrte Deutschlands die Phrenologie als Irrlehre verwarfen, gerade als Anatom offen und ungescheut als deren Vertheidiger auftrat. Wohl klebt auch Arnold noch Vieles von der Schwäche an, welche die meisten Gelehrten bei der Beurtheilung der Phrenologie darthun: auch er glaubt über diese Wissenschaft abstimmen zu können ohne nähere und namentlich ohne praktische Kenntniß derselben. Allein gerade daß Arnold, ohne Phrenolog zu sein, die Phrenologie im Ganzen als wahr anerkennt, beweist, daß diese Lehre — von ihrer thatsächlichen Wahrheit hier abgesehen — auch so wissenschaftlich wahrscheinlich ist, daß ihre Verwerfung von Seiten vieler Gelehrten keineswegs durch deren Mangel an gründlicher Kenntniß derselben entschuldigt werden kann.

Die sogenannten vier Grundsätze der Phrenologie — 1) das Gehirn ist das Organ des Geistes, 2) die Größe des Gehirns

ist bei gleicher Beschaffenheit ein Maßstab seiner Kraft, 3) die Gestalt des Gehirns ist im Ganzen aus der Kopfgestalt zu erkennen, 4) das Gehirn ist eine Mehrheit von Organen — hat Arnold vollkommen anerkannt.

In Bezug auf den zweiten Satz wirft Arnold (Lehrbuch der Physiologie des Menschen, II, S. 858) der Phrenologie irrthümlich vor, *ohne Einschränkung* behauptet zu haben, daß die Größe des Gehirns ein Maßstab seiner Kraft sei. Wie oft wurde dieser Vorwurf schon von der Phrenologie als unbegründet zurückgewiesen! Nur *bei gleicher Beschaffenheit* ist und kann die Größe des Gehirns ein Maßstab seiner Kraft sein. (Was Arnold über den dritten Satz sagt, s. oben S. 30. Ebenso vom vierten Satz S. 193.)

Seiner Untersuchung über die einzelnen phrenologischen Wahrheiten schickt Arnold die Worte voraus (S. 856): „Wir wollen bei der Auseinandersetzung der inneren Sinne des Menschen angeben, in wieweit diese nach den Erfahrungen der Phrenologen aus gewissen Formen des Schädels zu erkennen sind, da wir es für unstatthaft halten, in einer Erfahrungswissenschaft die Beobachtungen ausgezeichneter Männer, ohne sie widerlegen zu können, für nichtig zu erklären, und da wir überzeugt sind, daß in den Forschungen der Phrenologen (Gall, Spurzheim, Combe u. A.) viele begründete Nachweisungen sich finden.

Eine Folge dieser allgemeinen Anerkennung der phrenologischen Thatsachen von Seiten Arnold's ist es, daß er vor Allem eine richtige Ansicht von den Grundvermögen des Geistes gewonnen hat. So sind ihm z. B. Erkennen, Wollen, Gedächtniß keine verschiedenen Grundkräfte des Geistes, sondern *allgemeine* Geistesthätigkeiten, die nicht durch verschiedene Gehirntheile vermittelt werden können. Er sagt (S. 862): „Alle Thätigkeit des *Willens* kann sich nur auf ein *erkanntes* Object beziehen, und ebenso ist kein *Erkennen* ohne Einfluß des *Willens* möglich. Somit können sich beide auch nicht in besonderen und verschiedenen Formen des Hirns offenbaren". Ebenso sagt er vom Gedächtniß: „Derselbe Theil oder Punkt des Gehirns, durch den eine bestimmte Empfindung und Vor-

stellung, eine Erkenntniß- oder Willensthätigkeit vermittelt wird, hat auch die Kraft, dieselbe zu bewahren und zu wiederholen. Diesem nach wäre es unstatthaft, dem Gedächtniß ein eignes und besonderes Gebilde im Gehirn oder eine bestimmte Abtheilung desselben anzuweisen, wie dies vielfach von Physiologen und Psychologen geschehen ist". Nun aber fährt Arnold gegen die Phrenologie so fort: „So haben mehrere Phrenologen (Gall u. A.) den Sitz des Gedächtnisses in der Orbitalportion der Vorderlappen des großen Gehirns angenommen und hier selbst ein Sprach- und Namengedächtniß unterschieden". Diese sonderbaren Worte Arnold's sind nur aus einer sehr mangelhaften Kenntniß der Phrenologie erklärlich. Denn diese letztere stimmt ja gerade mit der Ansicht Arnold's überein, indem sie das Gedächtniß nicht als ein besonderes, durch einen besondern Gehirntheil vermitteltes Grundvermögen des Geistes anerkennt, sondern in jedem einzelnen Grundvermögen ein Gedächtniß als mit demselben gegeben annimmt. Zum Ueberfluß hier eine Stelle aus Gall: „Ich habe seit mehr als dreißig Jahren gelehrt, daß das Gedächtniß nicht als eine Grundeigenschaft der Seele betrachtet werden kann, da es ein allgemeines Attribut jeder Grundeigenschaft ist; daß es so viele Gedächtnisse geben muß, als es verschiedene Vermögen giebt, und also kein verschiedenes Organ für das Gedächtniß vorhanden sein kann".

Bei der Untersuchung über die verschiedenen Verrichtungen des Gehirns schlägt Arnold einen eigenthümlichen Weg ein, der zugleich das Räthsel erklären hilft, warum die Anatomen im Allgemeinen sich so schwer in die Phrenologie hineinfinden und daher so häufig Gegner dieser Wissenschaft sind. Die Lehre von den Verrichtungen des Gehirns ist nämlich, wie sich versteht, zugleich die Lehre vom Geiste selbst. Gehirnlehre und Geisteslehre fallen im Ergebniß in Eins zusammen. Nun giebt es aber kaum einen größern Gegensatz in wissenschaftlichen Studien, als den zwischen der Erforschung des todten, mit dem Messer zu zerlegenden Körpers und der Erforschung des lebendigen, beweglichen, aus Neigungen, Gefühlen, Verstandeskräften zusammengesetzten Geistes. Es wird ein ganz andersartiges Ta-

lent zu dem einen und zu dem andern Studium erfordert: der größte und talentvollste Anatom kann möglicher Weise nur ein sehr geringes Talent zur Geistesforschung mitbringen, und überdies kann das eine Talent durch Gewohnheit und Vorliebe noch verstärkt, das andere durch Abneigung geschwächt sein. Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß von jeher viele Anatomen schwache Geistesforscher gewesen sind. Und doch *sollen* die Anatomen, seitdem man das Gehirn als das Organ des Geistes erkannt hat, als Gehirnzergliederer zugleich Geistesforscher sein. So sehen wir denn viele Anatomen befangen und schwankend verschiedene verfehlte Wege einschlagen, um mit der Kenntniß des Gehirns die Geisteskenntniß zu verbinden. Johannes Müller z. B. giebt *neben* der Lehre vom Gehirn die Geisteslehre Spinoza's, indem er auf eine wirkliche Vereinigung beider noch gänzlich verzichtet. Andere Anatomen wollen die Lehre von den Verrichtungen der Nerven zugleich zur Lehre von den Verrichtungen des Gehirns machen; sie erklären die sämmtlichen Geistesthätigkeiten für ein Ergebniß des Sehens, Hörens u. s. w. oder auch für ein Ergebniß der Vereinigung von Empfindung und Bewegung, wie wir diese beiden Kräfte in den Nerven der Körperglieder und im Rückenmark kennen. Arnold geht wieder einen andern Weg. Weil er sich im Allgemeinen auf die Phrenologie, d. i. die Naturwissenschaft des Geistes, stützt, so ist seine Ansicht vom Geiste und seinen einzelnen Kräften eine ungleich bestimmtere und der Wahrheit mehr entsprechende, als die aller übrigen Anatomen. Den Geist in seinen mannichfaltigen Kräften erfassend, erkennt er richtig den ganzen Reichthum desselben in den verschiedenen Leidenschaften, Gefühlen, Talenten u. s. w., und sucht die Organe derselben in den verschiedenen Theilen des Gehirns auf. Aber gleich wie um auch durch sein Beispiel zu beweisen, wie schwer es dem Anatomen falle, eine thatsächliche Naturlehre des Geistes, welche es bisher niemals gab, zum ersten Mal in der Phrenologie als vorhanden anzuerkennen, widerruft Arnold durch die That sein vorher ausdrücklich ausgesprochenes Urtheil, daß die Phrenologie eine Erfahrungswissenschaft sei: denn anstatt, wie er *hiernach* hätte thun müssen,

Erfahrung nur durch Erfahrung zu prüfen, denkt er sich, nach Art der Psychologen und abgesehen von der Erfahrung, ein System der Geisteslehre aus und will die Wahrheit der phrenologischen Thatsachen an dem Maßstabe dieses ausgedachten Systems messen. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat eine Anzahl wackerer Männer die Kraft ihres Lebens auf die naturwissenschaftliche Prüfung der phrenologischen Thatsachen, auf die Entdeckung und Bestätigung der einzelnen Gehirnorgane verwendet, und nun unternimmt es Arnold, mehre dieser wissenschaftlichen Ergebnisse, durch Tausende von Einzelfällen begründet, als unrichtig zu verwerfen, nicht weil er sie geprüft und unrichtig gefunden hat, sondern weil sie nicht in sein ausgedachtes System passen.

Lernen wir in kurzer Andeutung Arnold's System und dabei seine Ansichten über einzelne phrenologische Thatsachen kennen. Arnold unterscheidet eine dreifache Hauptrichtung der Geistesthätigkeit des Menschen, jenachdem diese sich entweder auf die Außenwelt, oder auf ein höheres Absolutes, oder auf das geistige Ich bezieht.

1. In der Beziehung des Geistes auf die Außenwelt liegt z. B. der Scharfsinn, vorragend bei tüchtigen praktischen Geschäftsmännern, welche die sich ihnen bietenden Gegenstände schnell und richtig überschauen ꝛc.; er giebt sich meistens in einem Hervortreten des untern Theils der Stirn zu erkennen. „Für diese Annahme sprechen die Erfahrungen der Phrenologen, denn ihnen zufolge finden sich an dieser Stelle der Stirn diejenigen Organe, welche sich auf die Erkenntniß äußerer Gegenstände beziehen, z. B. Gegenstandssinn, Thatsachensinn, Gestaltsinn, Farbensinn, Ortsinn, Zahlensinn ꝛc." Doch tadelt Arnold die Phrenologie wegen der Unterscheidung so vieler Organe, da es „offenbar auffallend" sei, wenn man außer einem Organ für Gegenstände und für Thatsachen noch besondere Organe für die Gestalt, für Zahlen ꝛc. aufstellte. Also hier hört nach Arnold die „Erfahrung der Phrenologen zu sprechen" auf, weil sie etwas „Auffallendes" bringt. Allein wenn das Auffallende ein Merkmal der Unwahrheit wäre, so würde alle Naturwissenschaft

und der Fortschritt in derselben bald ein Ende haben. So Vieles in der Natur, ja alles wesentlich Neue als solches „fällt auf". Die Erfahrung der Phrenologen, daß ein Mensch einen sehr großen Gestaltsinn, aber einen sehr geringen Zahlensinn, oder umgekehrt, haben kann, „spricht thatsächlich dafür", daß z. B. diese beiden Geisteskräfte als in der Natur getrennt erkannt werden müssen.

Ferner gehört hierher der Tiefsinn, oder das Vermögen, gebotene Gegenstände ins Feine und Weite geistig zu analysiren und das Besondere auf allgemeine Sätze zurückzuführen; er giebt sich äußerlich in einer etwas vortretenden Wölbung des obern Theils der Stirn zu erkennen. Die Phrenologen nennen hier das Organ des Vergleichungsvermögens und das des Schlußvermögens. Damit ist aber Arnold nicht ganz zufrieden, „weil das Eigenthümliche und Charakteristische des Tiefsinns nicht vorzugsweise in diesen beiden Organen, sondern auch noch in anderen Eigenschaften begründet ist". Arnold bleibt hier die Erklärung schuldig, in „welchen anderen Eigenschaften noch" der Tiefsinn begründet sei; also fehlt seiner Unzufriedenheit die Begründung, ebenso wie ihr daher die nähere Widerlegung fehlen muß. Uebrigens ist die Phrenologie nicht minder unzufrieden mit dieser Unterscheidung und Erklärung Arnold's von Scharfsinn und Tiefsinn. Der Scharfsinn besteht keineswegs, wie Arnold meint, blos in einer großen Entwickelung der Wahrnehmungssinne (Gegenstandsinn, Gestaltsinn ꝛc.); es giebt wohl einen hierher gehörigen Scharfsinn des Malers, des Naturbeobachters ꝛc., aber es giebt auch einen auf anderer Grundlage beruhenden Scharfsinn des Philosophen, des Schriftstellers; Arnold's ganze obige Unterscheidung und deren Begründung ist daher unrichtig.

Ferner nennt Arnold hier den niedern Kunstsinn, nach ihm das Talent des Mechanikers, Architekten, Zeichners, Bildhauers und Kupferstechers, oder des Malers, Musikers ꝛc. begründend: er ist an einer Breite des untern Theils der Stirn und der vordern Schläfengegend zu erkennen. Arnold zieht hierher aus der Phrenologie den Tonsinn und den „Bautrieb", tadelt aber im letztern Wort die Sylbe „trieb", worin er an

sich ganz Recht hat und sich nur irrt, wenn er meint, das sei Fehler aller Phrenologen. Weder Gall noch Spurzheim, weder Engländer noch Franzosen haben diesen Fehler gemacht, sondern nur in Deutschland wurde bisweilen aus Nachlässigkeit der Bausinn Bautrieb genannt. Sehr sonderbar ist es übrigens, wenn Arnold alle die hier genannten Talente und ihre Organe in Eins zusammenfassen will, da es ihm doch gewiß bekannt ist, daß Jemand ein sehr großes Talent für Malerei (Gestaltsinn, Farbensinn ꝛc.), aber ein sehr geringes für Musik (Tonsinn, Zeitsinn) oder umgekehrt haben kann.

Ferner der „höhere Kunstsinn, stark entwickelt bei großen Dichtern, Rednern und Schriftstellern, giebt sich durch eine beträchtliche Breite des obern Stirntheils zu erkennen". Arnold zieht hierher das phrenologische Organ der Idealität, tadelt aber „die Bezeichnung als offenbar nicht hierher gehörig und unstatthaft". (!)

Die Auffassungs- und Darstellungsgabe des Menschen sprechen sich nach Arnold außerdem „noch durch gewisse Besonderheiten in vielen Fällen aus, wie namentlich in der Gabe des Witzes und im mimischen Talente". Gegen die betreffenden phrenologischen Organe hat Arnold nichts einzuwenden.

2. Die Richtung des Geistes auf ein höheres Absolutes betrifft

das Schöne und Erhabene, ästhetischer Sinn. Arnold zieht hierher abermals das phrenologische Organ der Idealität, und ist hier mit demselben besser zufrieden als oben; (!)

das Gute und Sittliche, ethischer Sinn. Arnold zieht hierher die Organe des Wohlwollens und der Gewissenhaftigkeit, meint aber (vom Standpunkte seines Systems aus), daß die von den Phrenologen angenommenen Bezeichnungen einseitig und ungenügend seien;

das Rechte und Wahre, politischer Sinn. Er begründet nach Arnold sehr verschiedene Dinge, z. B. das Rechts- und Wahrheitsgefühl und zugleich die Klugheit und Vorsicht, zwei Dinge, welche Arnold durch einen einzigen Blick auf die Erfahrung als getrennt hätte erkennen müssen;

das Göttliche und Höchste, religiöser Sinn. Ueber diesen Sinn und sein Organ stimmt Arnold mit den Phrenologen überein.

3. Die das geistige Ich betreffende Hauptrichtung der Geistesthätigkeit begreift den Selbstsinn und den Gemeinsinn unter sich.

Aus dem Vorherrschen des Selbstsinns entspringen nach Arnold nicht nur Stolz, Eitelkeit, Hochmuth, Selbstvertrauen, Selbstzufriedenheit, Anmaßung, Egoismus, sondern auch Festigkeit, Entschlossenheit, Muth; ferner Wißbegierde und Habsucht, Kargheit und Geiz. (!) „Für verschiedene hierher gehörige Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes haben die Phrenologen besondere Organe angenommen, nämlich das der Selbstachtung, das der Beifallsliebe und das des Einheitstriebs.“ Arnold bestreitet diese Annahme nicht. Desto entschiedener aber bestreitet die Phrenologie die Richtigkeit der hier von Arnold gemachten, aller Erfahrung widersprechenden Zusammenfassung getrennter Geistesthätigkeiten.

Der Gemeinsinn stimmt nach Arnold mit den phrenologischen Organen des Anhänglichkeitssinns, der Kinderliebe und auch, wenigstens zum Theil, des Einheitssinns überein.

Nach dem Mitgetheilten ist wohl eine weitere und besondere Nachweisung der Schwäche des ganzen Arnold'schen Systems der Geisteslehre überflüssig. Die ungründliche Art und Weise, mit der Arnold bei der Aufstellung dieses Systems verfahren, zeigt, daß auch er, wenngleich ein großer Anatom, nichts weniger als ein großer Geistesforscher ist. Er wußte überdies, daß vom Alterthum her bis auf unsere Tage Tausende von willkürlichen Systemen der Geisteslehre geschaffen worden sind: durfte er daher an einem von ihm geschaffenen, wenn auch mit Hilfe phrenologischer Ideen weniger luftig gerathenen tausend und ersten System die Wahrheit der Phrenologie prüfen wollen? Warum verläßt Arnold gerade der Phrenologie gegenüber den Boden der naturwissenschaftlichen Erfahrung, welchen er doch selbst ihr zuerkannt, und auf welchem auch er als Anatom steht und seinen Ruhm gewonnen? Nur, so scheint es, um zu zeigen, wie schwer

auch er als Anatom sich in den Gedanken zu finden weiß, daß der menschliche Geist eine Sache innerhalb der Natur, daß also die Phrenologie eine mit der Anatomie ganz ebenbürtige Naturwissenschaft ist.

Ueberdies gereicht Arnold seine so geringe Kenntniß der Phrenologie zum schweren Vorwurf. Er hat, wie sich aus seiner ganzen Darstellung ergiebt, nicht einmal Gall gelesen, sondern er kennt die Phrenologie nur aus irgend einer mangelhaften Darstellung derselben. Nicht minder zu rügen und wahrhaft zu beklagen ist es, daß Arnold nicht selbst, wie er unbedingt mußte, die Phrenologie praktisch geprüft hat. Ein Naturforscher darf in der Darstellung einer Naturwissenschaft von deren Vertretern nicht in der dritten Person sprechen: die Phrenologen glauben, die Phrenologen nehmen an, die Phrenologen haben gefunden. Die Phrenologie beruht entweder auf Täuschung oder auf Wahrheit. Wer, wie Arnold, der letztern Ansicht ist, darf über die Phrenologie nur als Phrenolog sprechen.

Vergessen wir jedoch bei allem Diesen nicht, wie sehr die Phrenologie Arnold zu Dank verpflichtet ist. Nicht nur verdient er rühmliche Anerkennung wegen des geistesfreien Blickes, mit dem er gegenüber so manchen anderen Anatomen die Wahrheit der Phrenologie erkannt hat, sondern diese Erkenntniß ist auch gerade deswegen, weil sie von einem großen Anatomen kommt, von besonders hohem Werth. Es giebt so viele Menschen, die Autoritätsgläubige sind. Die Phrenologie, hört man oft sagen, kann nicht auf Wahrheit beruhen, da ja die Anatomen, denen das erste und nächste Urtheil über sie zustehe, sie verwerfen. Da Arnold an Autorität wohl kaum irgend einem Anatomen nachsteht, so ist durch seine Anerkennung der Phrenologie die gegnerische Autorität der Anatomen gebrochen.

XIV.

Eine Giftmörderin.

Das Licht des Geistes ist ein Quell der Tugend,
Das Laster stammt aus Finsterniß und Nacht.

Der „Zerstörungssinn" im richtigen Maße ist bestimmt, dem Geiste die nöthige Thatkraft zu geben, um alle die Hindernisse, die sich uns im Leben entgegenstellen, aus dem Wege zu räumen, das Böse, das Schlechte zu zerstören. Die höchste Ausartung dieses Vermögens ist die zum Zerstören eines Menschenlebens, zum Morde führende Grausamkeit des Charakters. Nicht jeder Mord geht aus Grausamkeit hervor: allein ein Giftmord ist immer vorbedacht und also mit aus Grausamkeit verübt. Da es die Phrenologie nicht mit den oft mehr durch den Zufall bestimmten Handlungen des Menschen, sondern mit seinem Charakter zu thun hat, so liegt in einem Giftmorde immer ein für die Phrenologie bedeutsames Charakterzeugniß vor. Hier die kurze Geschichte eines solchen Mordes.

Georg Beckenbach, Landmann von Wilhelmsfeld bei Heidelberg, wurde am 10. April 1843 unweit seines Wohnortes mit dem Tode ringend gefunden. Eine Aeußerung, die er am Morgen, sich unwohl fühlend, gethan, daß er eine „böse" Suppe gegessen, auch das Gerücht, daß er mit seiner Frau nicht gut gelebt, veranlaßte die Behörde, die Untersuchung des Leichnams und die Verhaftung der Frau des Verstorbenen anzuordnen. Die

Untersuchung ergab eine unzweifelhafte Arsenikvergiftung, und obgleich die Beckenbach hartnäckig leugnete, so ließen doch die Beweise sie bald als die gewisse Thäterin erscheinen. Ein Zeuge z. B. sagte aus, daß sie ihm einige Zeit zuvor einen Carolin und die Kleider ihres Mannes versprochen habe, wenn er diesen aus der Welt schaffe.

Die Beckenbach (geb. 1815) war eines unter mehren unehelichen Kindern ihrer Mutter. Sie besuchte die Schule von ihrem siebenten Jahre bis zu ihrem Einsegnungstage, lernte aber darin nichts, nicht einmal lesen, was sie selbst „ihrem dummen Kopfe" schuld gab. Innerhalb 12 Jahren gebar sie 5 uneheliche Kinder, das erste schon in ihrem 16. oder 17. Jahre; nur zu den zwei ältesten wußte sie einen Vater zu bezeichnen. Im October 1842 verheirathete sie sich auf Zureden ihrer Mutter mit Beckenbach. Im Verhafte gebar sie ein eheliches Kind. Beckenbach war ein Mann in den besten Jahren, der nicht über seine Frau, sondern über den sie die Herrschaft geübt zu haben scheint. Als er z. B. an seinem Todestage auf dem Wege zur Arbeit sich unwohl fühlte, weigerte er sich, von seinen Begleitern dazu aufgefordert, nach Hause zurückzukehren, aus Furcht, wie er sagte, von seiner Frau mit Vorwürfen wegen seiner Trägheit empfangen zu werden.

Am 3. Juni, fast drei Monate nach ihrer Einkerkerung, wurde die beharrlich leugnende Beckenbach im Gefängnisse belauscht, als sie mit einer andern, dazu aufgestellten Gefangenen über ihre That sprach, wobei sie sich roh scherzend äußerte. Als nun der Untersuchungsrichter eintrat und sie sich gleichsam auf der That ertappt sah, weigerte sie sich nicht weiter, ein Geständniß abzulegen, und that dies in folgender Weise. Sie hatte das Gift (Arsenik, das als Rattengift verkauft ihr zugänglich war) auf den Teller gestreut, aus dem ihr Mann seine Morgensuppe essen sollte. Ehe dieser in der Frühe zur Arbeit ging', schüttete er die Suppe in den Teller, und sie sah im Bette liegend zu, wie er aß.

Als Beweggrund ihrer That gab die Verbrecherin Abneigung, Haß gegen ihren Mann an. Obgleich sie wiederholt vor

dem Richter äußerte, daß sie tausendmal ihre That bereut habe, so zeigte doch Alles, daß dies keine Gemüthsreue war. Wenn die That, ohne an den Tag zu kommen, ihr geglückt wäre, so hätte sie schwerlich Reue darüber gefühlt. Ihre Verstandeskräfte, so schwach sie waren, waren durchaus gesund; an geistiges Irrsein war nicht zu denken: allein in dem ganzen Charakter lag eine schaudervolle Sittenrohheit zu Tage. Es wird in den Acten als sehr merkwürdig bezeichnet, daß sich kein einigermaßen genügender Beweggrund der That ergab.

Werfen wir nun einen Blick auf die Gehirnbildung der Verbrecherin. Der Schädel, durch die Säge geöffnet, zeigt die ungewöhnliche Dicke von durchschnittlich stark 3 Linien. Dennoch laufen die innere und die äußere Knochenfläche mit geringer Abweichung gleich. Nur an den Stellen des Actital und Firmital ist der Knochen bedeutend dünner: selbst an der Schläfengegend behält er die volle Dicke von 3 Linien. Die genommenen Maße des im Ganzen mittelgroßen Kopfes sind diese: der Umfang des Schädels über die Mitte der Stirn und den Hinterkopf 19″ 3‴ (pariser Maß), von Gehörgang zu Gehörgang über die Schädelwölbung 13″ 9‴, der Längendurchmesser des Schädels 6″ 8‴, der Breitedurchmesser über dem Ohre 5″ 6‴, der Durchmesser von Schläfe zu Schläfe 4″ 2‴, von einem Cantal zum andern 5″ 2‴, von Causalital zu Cantal 4″ 3‴ (beide auf der Abbildung S. 216 mit † bezeichnet), von Cantal zu Infantal 3″ 11‴, vom Gehörgang zur Mitte der Stirn 4″ 1‴, vom Gehörgang zu Causalital 3″ 10‴, vom Gehörgang zu Cantal 3″ 1‴, vom Gehörgang zu Infantal 4″ 2‴. (Diese Maße mit dem Tastzirkel genommen.)

Die Größe der einzelnen Organe habe ich so gefunden: Generatal 5*), Infantal 5, Amicatal $3^1/_2$, Oppositat $4^1/_2$, Actital 6**), Secretal 5, Acquisital 4, Cantal 4, Ambital 3 (er-

*) 1 = sehr klein, 2 = klein, 3 = mittelmäßig, 4 = ziemlich groß, 5 = groß, 6 = sehr groß.

**) Diesen Aufsatz schrieb ich i. J. 1843, wo meine phrenologischen Erfahrungen noch zu wenig reich waren: ich würde wohl jetzt das Maß des Actital an diesem Kopfe als $5^1/_2$ bezeichnen.

scheint von außen etwas stärker, als es sich von innen zeigt), Ipsotal 3, Firmital 5, Conscientat $2^1/_2$ (von außen etwas größer, als von innen), Veneratal 2, Speratal $3^1/_2$, Bonital 3; der ganze vordere Gehirnlappen auffallend klein, keins von dessen einzelnen Organen sichtlich vor- oder zurückstehend.

Die That der Beckenbach möchte sich, mit Berücksichtigung ihrer Gehirnbildung, so als in ihrem Geisteszustand begründet erklären lassen. Es liegt sehr nahe, daß sie, so lange an ein völlig zügelloses Leben gewöhnt, bald am Dasein ihres Mannes Anstoß finden, ihn entfernt wünschen, ihn hassen mochte. Jedoch der Haß ist nur ein Gedanke, und der Gedanke des Bösen kann fast einen jeden Menschen beschleichen. Sagt doch der edle Lavater: „Wenn du dir nicht gestehen kannst, daß du die Wurzel aller Laster in deinem Herzen fühlst, so wirst du kein guter, würdiger Menschenbeobachter und Menschenkenner werden". Das Räthselhafte im vorliegenden Fall ist der Schritt vom wünschenden Gedanken zur vollbrachten That. Warum hat von vielen Tausenden, die einen Menschen hassen, denen vielleicht der schwarze Gedanke aufsteigt, den Tod des Gehaßten zu wünschen, die Beckenbach allein die Hand zur schrecklichen Erfüllung ihres Wunsches erhoben? Die Phrenologie kann auf diese Frage, vielleicht in folgender Weise, eine genügende Antwort geben. Während der bessere Mensch, wenn er sich auf einem Gedanken überrascht, welchen augenblicklich unbewachte niedere Neigungen in ihm entstehen ließen, vor sich selbst erschrickt, und die Vermögen des Verstandes und des Gemüths schnell in ihre rechtmäßige Herrschaft wieder eintreten, erweckten in der Beckenbach nicht nur ihre niederen Neigungen, besonders der zügellose Geschlechtstrieb, den Wunsch, sich des Gatten entledigt zu sehen, sondern das sehr große, alle besseren Gefühle beherrschende „Actital" leitete sie sogar zu dem Gedanken an die Ermordung des Gatten und ließ sie dabei ohne Schrecken verweilen. Gleichwohl bedarf es gewöhnlich auch von dem Gedanken eines Mordes zur vollbringenden That eines nicht kleinen Schrittes, dessen Möglichkeit hier darin gegeben war, daß jedes Gegengewicht gegen die überwältigende Herrschaft des „Actital" fehlte, daß alle

edleren Anlagen und Gefühle in bedauernswürdiger Schwäche darniederlagen. Denn oft kann schon durch einen gewissen Grad von Verstand und Nachdenken eine solche That, die immer zugleich eine unverständige ist, verhindert werden. Allein die Verstandeskräfte der Beckenbach waren überaus schwach. Oder es kann neben dem Actital ein einigermaßen kräftiges Bonital die Wagschalen des Gemüths im nöthigen Gleichgewicht erhalten. Aber auch das Bonital war hier nur kümmerlich entwickelt. Oder das lebendige Gefühl der Verehrung, die Scheu vor göttlichen und menschlichen Geboten kann eine solche Unthat verhüten. Allein Veneratal war bei der Verbrecherin bedauerlich klein. Oder endlich die Gewissenhaftigkeit, das Gefühl für Recht und Unrecht kann vor der That des Mordes zurückschaudern lassen. Aber auch Conscientat entbehrte hier aller kräftigen Entwickelung. Firmital dagegen, welches, wenn es schwach gewesen wäre, die That durch Unentschlossenheit wohl nicht hätte zur Ausführung kommen lassen, unterstützte durch seine volle Stärke das Vollbringen der That. Indem also die Veränderung der vorliegenden Charakterbildung in einem einzigen Punkte dieselbe zu einer etwas günstigern hätte gestalten können, vereinigte sich Alles, sie zu einer der ungünstigsten zu machen, die gefunden werden kann, zu einer Charakterbildung, die auch gegen die schrecklichste Unthat keinen Schutz in sich selbst finden konnte. So erklärt es sich denn einestheils, wie die That der Beckenbach in ihrem Charakter ihre nothwendige Bedingung fand, anderntheils, warum ein solcher Charakter glücklicher Weise nur selten im Leben uns begegnet.

Was die Abbildung betrifft, so ist es wohl überflüssig, auf die einzelnen Organe, deren Maße meistens genügend kenntlich sind, besonders aufmerksam zu machen. Ich hebe nur die beiden Punkte hervor. Erstens. Die sehr niedere Wölbung des Oberschädels (oder des Schädeltheils, welcher über der Linie liegt, die man sich durch die † † rings um den Kopf gezogen denkt) ist das ständige Merkmal eines niederen, gemüthlosen Charakters. Das Verhältniß stellt sich für unsern Fall noch bedeutend ungünstiger, wenn man die beträchtliche Dicke des Schädelknochens in Anschlag bringt. Die Höhlung der obern Schädelwölbung ist

von innen betrachtet, besonders an der vordern Gehirnhälfte, außerordentlich gering. Zweitens. Nicht minder bemerkenswerth ist die Kürze des vordern Gehirnlappens, die freilich erst von innen unmittelbar, aber annähernd auch von außen zur Anschauung kommt. Nämlich die Linie a b (Fig. 1) ist vom Mittelpunkte

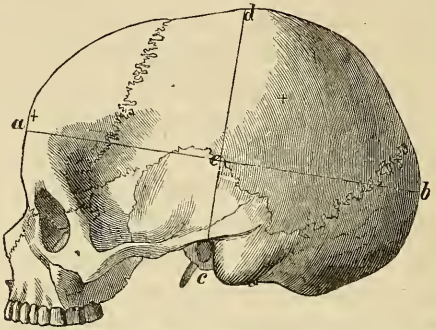


Fig. 1. Der Schädel der Giftmörderin Beckenbach von der Seite.

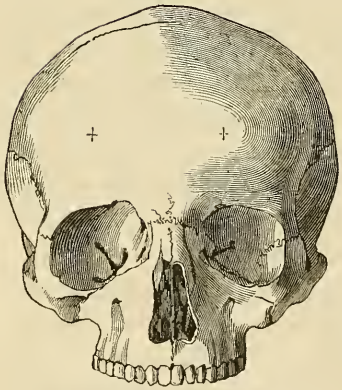


Fig. 2. Derselbe Schädel von vorn.

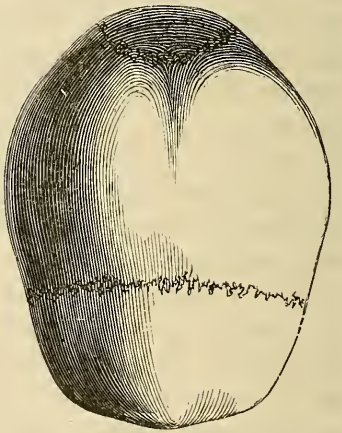


Fig. 3. Derselbe Schädel von oben.

der Stirn bis zum weitest vorstehenden Theil des Hinterkopfes gezogen; zieht man nun senkrecht auf diese Linie und durch die Mitte des Gehörgangs die Linie c d, so zeigt sich der vordere Theil der Linie a b (die Linie a e) kürzer, als der hintere Theil dieser Linie (als die Linie e b), der Vorderkopf kürzer, als der

Hinterkopf. Dieses Verhältniß des Vorder- und Hinterkopfes wird ebenso gewiß nicht bei sehr verständigen, als das vorige der niedern Schädelwölbung nicht bei sehr gemüthvollen Menschen gefunden. Die Verschiedenheit der Länge des vordern Gehirnlappens giebt zugleich Aufschluß über den unbegründeten Einwurf, der oft gegen die Phrenologie gemacht wird, daß „hohe" Stirnen bei wenig verständigen Menschen gefunden werden. Die bloße „Höhe" einer Stirn ist kein Gehirnmaß, so wenig, als die bloße „Breite". Man sollte daher phrenologisch nur von leeren und vollen, oder flachen und gewölbten Stirnen als allgemeinen Gegensätzen sprechen.

Ich habe die Beckenbach im Leben gekannt. Sie war ein starkes, gesundes Bauernweib, sanguinisch-cholerischen Temperaments. Die regelmäßigen Gesichtszüge erschienen auf den ersten Blick nicht unangenehm: doch bei näherem Ansehen bemerkte man einen äußerst rohen Zug um den Mund, besonders aber fiel ein unheimliches, ich möchte beinahe sagen, thierisch wildes Feuer ihres tiefliegenden dunklen Auges auf. Vom Maße ihres Verstandes mag das Folgende Zeugniß geben. Als ich ihr während der phrenologischen Untersuchung sagte, sie sei nicht fromm, das Beten sei nie ihre Sache gewesen, so entgegnete sie: o doch, sie habe das Unser Vater und den Glauben beten können. Als ich ihr bemerkte, ich meine das innere Beten, so erwiederte sie: nein, im „G'müth" habe sie „nicht drei Worte" beten können.

Die Beckenbach wurde am 22. Januar 1844 zu Heidelberg mit dem Schwerte hingerichtet. Die Verbrecherin verdient unser Mitleid; sie war mit einer höchst ungünstigen Geistesanlage zur Welt gekommen, sie war in Verhältnissen herangewachsen, welche sie, statt den Mangel der Anlage durch die Macht des Beispiels und der Erziehung zu verbessern, den Pfad des Lasters betreten und darauf unaufhaltsam fortwandeln ließen. Das Gesetz ist nicht folgerichtig, welches eine Uebelthat, durch fehlerhafte Bildung der Verstandessinne (durch Irrsinn) veranlaßt, unzurechnungsfähig nennt, eine Uebelthat dagegen, durch fehlerhafte Bildung der Gemüthssinne (den schlimmeren Irrsinn) hervorgerufen,

des Mitleids für unwerth hält. Eine Strafe kann nur dann gerecht sein, wenn sie nicht zu dem Unglück des Verbrechens nur blos ein neues Unglück hinzufügt, sondern wenn sie zugleich für den Uebelthäter eine Wohlthat ist, d. h. wenn sie ihn bessert. Daher ist die Todesstrafe, weil sie nur nimmt, ohne zu geben, und weil sie sogar die Möglichkeit der Besserung des Verbrechers ausschließt, doppelt ungerecht. Ueberdies liegt in der Todesstrafe, insofern in ihr gleichsam ein Mord durch einen Mord gesühnt werden soll, etwas sittlich höchst Unheimliches. Es giebt nun zwar Viele, welche die hier ausgesprochene Ansicht theilen, welche aber glauben, daß die Todesstrafe, obgleich an sich eine ungerechte, eine nothwendige sei, um von Verbrechen abzuschrecken. Allein schwerlich möchte dieser Grund haltbar sein. Es könnte vielmehr durch die Todesstrafe leicht das Gegentheil von dem bewirkt werden, was dadurch bewirkt werden soll. Eine Hinrichtung ist etwas Fürchterliches, und das menschliche Gemüth ist besonders für schlimme Eindrücke allzu empfänglich. Aus einer Zahl von 169 Personen, die in England innerhalb einer gewissen Zeit hingerichtet wurden, waren 164 zuvor bei Hinrichtungen gegenwärtig gewesen. Man kann dem Menschen die Grausamkeit anlernen. In dieser Ansicht kann man nur bestärkt werden, wenn man gesehen hat, wie z. B. die Hinrichtung der Beckenbach für viele tausend Menschen ein Fest war, wie Auftritte der Rohheit sich häuften, wie Schwelgereien den Freudentag ausfüllten. Allein wenn wir auch die Frage unentschieden lassen, ob durch eine Hinrichtung mehr ein guter oder mehr ein schlimmer Eindruck hervorgebracht werde, so geht doch wohl der irrende Mensch am sichersten, wenn er den Grundsatz zu dem seinigen macht, daß der Zweck niemals die Mittel heilige.

XV.

Phrenologie und Strafrecht.

Ein Wort über sittliche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit.

Der Mensch ist frei wie der Vogel im Käfig.
Lavater.

Wenn man nach der sittlichen oder Willensfreiheit des Menschen fragt, so fragt man nach der Menschheit des Menschen: denn ohne sittliche Freiheit ist der Mensch ein Thier oder eine Maschine. Man thut immer gut, eine Frage der Wissenschaft von ihrer möglichst praktischen Seite aufzufassen. Die Frage der Willensfreiheit hat ihre praktische Seite im Strafrecht in der Lehre von der Zurechnung. Wenn ein Verbrechen begangen ist, so ist die erste Frage des Rechtsgelehrten, ob der Verbrecher zurechnungsfähig ist, d. i. ob er willensfrei gehandelt hat. In früheren Zeiten setzte die Strafgesetzgebung in allen Fällen vollkommene Willensfreiheit voraus. Daher die Härte und Barbarei der Strafe. In unseren milderen und verständigeren Tagen fing man an, unter andern Fälle der sogenannten Monomanie (des Einzelwahnsinns), z. B. der Mordmonomanie, zu beobachten. Es werden Fälle wie der folgende erzählt. Das Gesicht des Leidenden röthete sich vor dem Anfalle, die Kopfadern schwollen an: derselbe bat, ihm die Hände zu binden. Nachdem der Anfall zwei Tage gedauert hatte, forderte der Leidende selbst auf, seine Fesseln zu lösen, da jetzt die Gefahr vorüber sei. Er habe, fügte er hinzu, während des Anfalls unendlich gelitten, doch danke er Gott, daß er keinen Menschen getödtet habe. Man erkannte

leicht, daß es ungerecht wäre, den Unglücklichen, der, von einer solchen Monomanie befallen, einen Mord begangen, gleich wie wenn er unbedingt Herr seines Willens wäre, zu bestrafen; man setzte also hier ausnahmsweise eine Aufhebung der Willensfreiheit voraus und verfügte Strafloſigkeit aus Unzurechnungsfähigkeit. Allein es ergab sich hier bald eine besondere Schwierigkeit dadurch, daß man in der Annahme von Fällen mangelnder Willensfreiheit kaum eine Grenze zu finden wußte und fast dahin gekommen wäre, die meisten Verbrecher für unzurechnungsfähig und straflos zu erklären. Ein Beispiel ist Friedreich in seinem schönen und berühmt gewordenen Werke über die gerichtliche Geisteskunde. Mit der ganzen Kraft gesunder Lebensansicht kämpft er gegen die starren Formen eines todten Rechts. Dieses Werk allein, gleich einer wackeren That, könnte die Ueberzeugung geben, daß das Strafrecht der Zukunft ein anderes sein werde, als das der Vergangenheit. Gleichwohl aber ist es ihm nicht gelungen, die rechte Weise der Abhilfe, den wahren Weg zum Bessern vorzuzeichnen. Seiner kundigen Menschlichkeit erscheinen die Fälle von aufgehobener Willensfreiheit als äußerst zahlreich. Nicht nur die Mordmonomanie, sondern auch die Stehlmonomanie, der Brandstiftungstrieb, die Sinnestäuschungen (Hallucinationen), die Heimwehkrankheit, die Schwangerschaft, die Trunkenheit, der Affect und die Leidenschaft, der Aberglaube und viele andere Zustände können nach seiner Ansicht die Willensfreiheit aufheben und so Unzurechnungsfähigkeit und Strafloſigkeit begründen. Eben dadurch aber, daß die Lehre von der Zurechnung auf diese Weise folgerichtig durchgeführt ist, — und wenn man sie überhaupt als die richtige anerkennt, muß man sie so durchführen, — hat sie sich als eine unhaltbare und irrige gezeigt. Welche Bürgschaft für den Staat, den Grundsätzen eines so halben und schwankenden Strafrechts zu folgen!

Die Lehre von der Zurechnung ist darum eine irrige, weil sie dem Menschen in dem einen Falle unbedingte Willensfreiheit, in dem andern unbedingte Unfreiheit des Willens zumißt. Die menschliche Willensfreiheit ist niemals eine unbedingte, sondern immer eine mehr oder weniger bedingte. Sonst wäre der

Mensch nicht länger ein Mensch, sondern ein Gott, sonst müßte auch das Kind, auch der Thiermensch unbedingt frei sein. Oder träte das heranwachsende Kind, der herangebildete Thiermensch plötzlich zur unbedingten Freiheit über? Lavater in seiner Physiognomik sagt: „Der Mensch ist frei, wie der Vogel im Käfig. Er hat seinen bestimmten unüberschreitbaren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder hat, wie einen besondern Umriß seines Körpers, so einen bestimmten unveränderlichen Spielraum". Und Gall sagt: „Nicht alle Menschen genießen gleiche sittliche Freiheit, je nach ihrer mehr oder weniger glücklichen Geistesbildung, den äußern Umständen, der Erziehung, Religion und der Kenntniß der Gesetze und Pflichten der Gesellschaft. Die Menschen mit großen Gaben haben die größte, die Blödsinnigen die geringste Freiheit". Vom Kinde zum Manne also, vom Ungebildeten zum Gebildeten, vom Thoren zum Weisen, vom Monomanen zum Leidenschaftslosesten ist eine ununterbrochene, mannichfaltig verschlungene Kette, deren Glieder sich nur durch die stufenweis größere oder geringere Willensfreiheit unterscheiden. An den Endpunkten der Kette findet sich einerseits niemals unbedingte Willensfreiheit, andererseits aber, wie z. B. in der frühesten Kindheit oder in den äußersten Fällen der Monomanie, unbedingte Unfreiheit des Willens.

Die Phrenologie macht diese Wahrheit im Einzelnen und in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit recht anschaulich. Irgend ein Sinn oder eine Sinnesgruppe z. B. kann in richtigem Maße vorhanden und die andern zu stark oder zu schwach, oder irgend ein Sinn kann gesund und andere können krank sein. Nicht blos der Mangel oder die Krankheit der Verstandessinne also, wie man häufig glaubte, thut der Willensfreiheit Eintrag, sondern ebensowohl der Mangel oder die Krankheit der Gemüthssinne, das zu große Maß oder die Krankheit der thierischen Sinne.

Wenn nun alle Vergehen, vom geringsten bis zum schwersten, in einer größern oder geringern Beschränkung der Willensfreiheit ihre Ursache haben, so sind alle Verbrecher geistig Kranke, sie stehen nicht auf der Stufe der sittlichen Kraft und Freiheit, auf der die Mehrzahl der Menschen glücklicher Weise steht. Die

einzige menschlich-praktische Frage kann hier nur die des Hilfebringens, der Heilung sein. Die praktisch ganz leere Frage nach der Zurechnung, und damit auch der Begriff der Rache in der Strafe, muß nothwendig fallen. Dagegen könnte man nun einwenden, es gehöre zur Würde des Gesetzes, daß es gleich wie im Namen eines Höhern das Böse bestrafe. Aber angemaßte Würde ist keine Würde. Der Mensch begeht eine Anmaßung, wenn er die Schuld seines Mitgeschöpfes wägen will. Nur Gott sieht ins Herz, nur das Gewissen straft auf Erden gerecht; ein äußerlich großes Vergehen kann eine kleine, ein äußerlich kleines Vergehen eine große Schuld sein. Oder man könnte eine zu große Milde von diesem Strafgrundsatze fürchten. Aber die Milde ist nicht das Wesen der sittlichen Heilweise. So wie der Schmerz beim Abnehmen eines kranken Gliedes durchs innerste Mark dringt, so können die ausgearteten Triebe und Gewohnheiten, die dem Menschen so fest verbunden und ihm so lieb geworden sind, daß sie ihn zum Verbrecher machten, nur durch die beharrlichste Mühe und unter großen Schmerzen von ihm getrennt werden. Ueberhaupt aber gilt der hier gegen das Strafrecht ausgesprochene Tadel nicht der Praxis. Im Gegentheil, es ist in der letzten Zeit in den meisten Ländern so viel für die Verbesserung der Gefängnisse und die Behandlung der Strafgefangenen geschehen, daß man dessen nur mit hoher Anerkennung gedenken kann, und noch schönere Hoffnungen für die Zukunft darauf gründen darf. Nur die Wissenschaft, die noch immer fest an der Lehre von der Zurechnung hängt, ist hier hinter dem Fortschritt des Lebens zurückgeblieben. Und doch ist es, damit der Segen einer naturgemäßen Behandlung der Strafgefangenen auch auf die Sittlichkeit des ganzen Volkes zurückwirke, nothwendig, schon im Grundsatz laut auszusprechen, daß die Strafe eine Maßregel ist, die den Menschen dann trifft, wenn er von der Stufe der wahren Menschlichkeit herabsinkt, d. h. von der Stufe, auf welcher er über den Thieren dadurch steht, daß ihm von der Natur die edleren Gefühle und die Verstandeskräfte zur Beherrschung seiner niederen Sinne gegeben sind.

XVI.

Phrenologie und Erziehung.

Der Erziehungslehre goldne Körner findet,
Wer der Menschenkunde tiefen Schacht ergründet.

I. Vorerziehung.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

1. Aehnlichkeit zwischen Eltern und Kindern.

Die Aehnlichkeit zwischen Eltern und Kindern ist nicht blos eine körperliche, sondern auch, weil das Gehirn, das Organ des Geistes, ein Theil des Körpers ist, eine geistige. Jedes Kind, obgleich geistig auch Urbild (Original), ist doch zugleich mehr oder weniger das geistige Ebenbild der Eltern, bald mehr des Vaters, bald mehr der Mutter. Man sollte bei der Gattenwahl mehr, als gewöhnlich geschieht, auf die geistige oder Gehirnorganisation Rücksicht nehmen. Wenn eine gute Organisation mit einer ganz niedrigen (wo die niederen, thierischen Sinne bedeutend die höheren überragen) sich verbindet, so ist nicht nur ein Glück der Eltern selbst unmöglich, sondern auch die Kinder werden mehr oder weniger eine niedere Organisation als Erbtheil überkommen.

2. Die Sittlichkeit der Eltern.

Der Einfluß der Geistesbeschaffenheit, ja der zeitweisen Geistesstimmung der Eltern auf die Geistesbeschaffenheit der

Kinder reicht weiter, als man gewöhnlich glaubt, weiter z. B. als daß, wie bekannt, Trunkenheit im Augenblick der Zeugung Blödsinn des Kindes zur Folge hat. Hier einige Fälle der Erfahrung, wie deren viele ähnliche aufgezeichnet sind. Ein Freund theilte mir mit, erzählt Combe, daß er in jüngeren Jahren in einer Gegend gelebt, wo die jungen Männer sehr an starkes Trinken gewöhnt gewesen wären, und daß auch er nur zu häufig an ihren Gelagen Theil genommen. Mehrere seiner Söhne, die zu jener Zeit geboren waren, legten einen großen Hang zum Trunk an den Tag, obwohl sie später in einer höchlich verschiedenen sittlichen Umgebung erzogen wurden; dahingegen neigte keines der Kinder zu jener Leidenschaft, die geboren waren, nachdem er jenen Ort verlassen und eine zweckmäßigere Lebensart angenommen hatte. Ein andrer sehr begabter Mann, erzählt Combe weiter, beschrieb mir die wilden, unbändigen Ausschweifungen, denen er zur Zeit seiner Verheirathung ergeben war, und wünschte sich selbst zu seiner Häuslichkeit und sittlichen Vervollkommnung Glück. Sein ältester Sohn, der in jenen wüsten Tagen geboren war, erwies sich trotz einer streng moralischen Erziehung als der personificirte Vater in seinem damaligen Zustand, und seine jüngeren Kinder waren in demselben Verhältniß sittlicher, je mehr sie sich von der Zeit jener verderblichen Sittenlosigkeit entfernten.

3. Geisteskrankheit der Eltern; Verwandtschaft zwischen ihnen.

Da der Wahnsinn in seinen verschiedenen Gestalten immer auf einer Gehirnkrankheit beruht und so bekanntlich erblich ist, so sollten Solche, deren Eltern geisteskrank waren, oder in deren Familie häufige Fälle von Geisteskrankheit vorkamen, sich der Kinder wegen nicht verheirathen. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß Heirathen zwischen nahen Verwandten von mehr oder minder nachtheiligem Einfluß sowohl auf die körperliche als die geistige Beschaffenheit der Kinder zu sein pflegen. Nicht selten ist Schwachsinn, Taubstummheit ꝛc. der Kinder als Folge beobachtet worden.

II. Ernährung und Wachsthum.

Nieder zur Erde gebeugt und muthlos trauert die Schwäche:
Aber die feurige Kraft jauchzet zum Himmel empor.

1. Die Zeit und das Ziel des Wachsthums.

Der Mensch wächst von der Geburt an ungefähr 18—20 Jahre. Nur diese Zeit des Wachsthums ist vorausbestimmt, nicht ebenso das Ziel desselben, d. h. nicht das Maß der körperlichen und geistigen Kraft. Dieses Maß, verschieden nach der besseren oder minder guten Erziehung, ist mit dem beendigten Wachsthum festgestellt. Was dabei versäumt ist, läßt sich später nicht nachholen oder ersetzen.

2. Der Stoff und die Kraft.

Der Mensch wächst an Stoff und an Kraft. Die Kraft ist an den Stoff gebunden. Wenn der Zergliederer des Leichnams einen Arm zerlegt, so kann er dessen Kraft beurtheilen: theils aus der Masse oder Größe, indem der Arm eines Mannes oder eines Riesen mehr Kraft hat, als der eines Kindes oder eines Zwerges; theils aus der Beschaffenheit, indem ein Arm von festen Muskeln, Knochen ꝛc. stärker ist, als ein Arm von losen Muskeln ꝛc.

3. Körperkraft und Geisteskraft.

Die Kraft des Menschen ist eine mannichfaltige, besteht aus Körper- und Geisteskräften. Die ersteren sind z. B. die Kraft des Verdauens, des Athmens, die Muskelkraft; die letzteren sind die Kräfte des Denkens, des Fühlens, des Wollens.

Die Körperkräfte haben ihren Sitz im ganzen Körper, die Geisteskräfte blos im Gehirn, welches ihr Organ (Werkzeug) ist. Daher ist auch das Maß der Geisteskräfte theils von der Masse (Größe), theils von der Beschaffenheit des Gehirns abhängig.

4. Stoffwechsel. Das Blut.

Der Stoff des Menschen (Muskeln, Gehirn ꝛc.) wechselt beständig. Verbrauchte Theile scheiden sich ab, neue setzen sich an

Jenachdem die neuen Theile die abgeschiedenen (an Masse und Beschaffenheit) mehr oder weniger übertreffen, ist das Wachsen ein mehr oder minder gedeihliches.

Das Ernähren und Wachsen geschieht durch das Blut, welches im Kreislauf durch den Körper fließt, ihm neue Stofftheile zuführt und die verbrauchten aufnimmt und ausscheidet. Das Blut erhält seine Bestandtheile und Eigenschaften theils aus Speise und Trank, theils aus Luft und Licht.

5. Speise und Trank.

Zur guten und reichlichen Blutbildung sei Speise und Trank des Kindes wohlnährend, nicht mager und dürftig: Milch, Brod, reifes Obst, Suppe, Gemüse, Fleisch, bisweilen Wein, Bier, nicht Kaffee, Thee. Milch ist für alle Kinder eine treffliche Nahrung; starke, muskelkräftige Kinder mögen mehr Obst und Gemüse, schwächliche Kinder sollen mehr Fleisch, auch etwas Wein genießen. Zu häufiger oder alleiniger Kartoffelgenuß ist als schwächend nachgewiesen, besonders auch in Bezug auf die Ernährung des Gehirns.

Wie die Nahrung nicht dürftig, so soll sie auch nicht übermäßig sein. Man lasse das Kind nicht den ganzen Tag essen, reize es auch nicht durch Leckereien zur Unmäßigkeit. Man gewöhne es an bestimmte Mahlzeiten und lasse es dann essen, so viel es mag: das Satteſſen schadet nicht.

6. Die Luft; Reinlichkeit.

Nachdem das Blut in seinem Kreislauf die verbrauchten Stoffe in sich aufgenommen, tritt es in den Lungen zur Luft, wirft jene Stoffe aus und empfängt dafür neuen Lebensstoff (Sauerstoff). Der Genuß der freien reinen Luft ist daher die zweite Nahrung für das Kind. Auch bei der besten Speise gedeiht es nicht, wenn es der freien Luft entbehrt. Höchst schädlich ist verdorbene Luft; eine feuchte Wohnung z. B. ist für das Kind eine Art Vergiftung.

Die Luft wirkt nicht nur durch die Lungen auf den Körper ein, sondern auch durch die ganze Hautfläche. Daher hat mangelnde

Reinlichkeit dieselben Folgen, wie mangelnder Luftgenuß: schlechte Ernährung, blasse Haut, schlaffe Muskeln, mangelnde Geistesfrische trotz reichlicher Speise. (Kalte Waschungen, lauwarme Bäder.)

7. Das Sonnenlicht.

Auch das Sonnenlicht und die Sonnenwärme sind als allgemeine Belebungsmittel nothwendig zum körperlichen und geistigen Gedeihen des Kindes. Das Kinderzimmer sei das sonnigste des Hauses. Viele schwächliche und kränkliche Kinder würden gesund und kräftig sein, wenn die kalte, dunkle Wohnung mit einer warmen, sonnigen vertauscht würde. („Wo die Sonne, kein Arzt.")

8. Die geringste Kraft und das stärkste Wachsthum.

Alle diese Regeln des gedeihlichen Wachsthums haben eine desto höhere Geltung, theils je *geringer die Kraft*, theils je *stärker das Wachsthum* des Kindes ist. Die geringste Kraft und das stärkste Wachsthum fallen im früheſten Lebensalter zusammen. Besonders auch das Gehirn wächst bekanntlich im ersten Jahre sehr stark, wogegen die Verdauungskraft am schwächsten ist. Daher kann hier durch schlechte oder schwere Nahrung, mangelnde Reinlichkeit ꝛc. dem Gedeihen des Körpers und des Geistes außerordentlich geschadet werden. Milch sei hier die Hauptnahrung und kann die einzige sein. Schlechte Nahrung ist z. B. rohe Mehlspeise, Mehlbrei und Aehnliches, wodurch der Leib des Kindes aufgetrieben und Gehirn, Lungen, Glieder am gesunden Wachsthum verkürzt werden.

III. Bewegung.

> Betrachte ich des Menschen Gestalt, sagte Friedrich der Große, so scheint er mir mehr zum Beruf des Postillons aufs Pferd, als zum Beruf des Gelehrten an den Schreibtisch geschaffen.

1. Das richtige Maß der Bewegung.

Das Blut in seiner Kreisbewegung muß von der Bewegung des Körpers im richtigen Maße unterstützt werden.

Ist die Körperbewegung gegen die Blutbewegung zu gering, so fließt das Blut nicht rasch und reichlich genug durch den Körper. Die Folge ist, daß die neuen Stofftheile theils nicht reichlich genug zuströmen, theils nur zu losem Gebild sich ansetzen: beides Ursachen geringeren Wachsthums, minderer Kraftsteigerung; dann, daß die verbrauchten Stofftheile nicht vollständig genug abgeschieden werden und theilweise im Körper zurückbleiben: die Ursache der Krankheit.

Ist die Körperbewegung gegen die Blutbewegung zu stark, so werden zu viele Stofftheile verbraucht, und neue können sich nicht reichlich genug ansetzen: die Ursache verkümmerten Wachsthums, verminderter Kraftsteigerung.

Die Körperbewegung soll also so stark sein, daß der Erfahrung zufolge dadurch die möglichste Kraftsteigerung erreicht wird. Die Erfahrung spricht für eine ziemlich *starke* Bewegung.

2. Die Bewegung ein Naturtrieb.

Auch ist die starke Bewegung ein Naturtrieb. Schon das kleine Kind ist den ganzen Tag auf den Füßen, ohne zu ermüden. Den Knaben treibt es, im Freien zu laufen, zu springen, zu klettern. Der Jüngling wendet mit Lust im Turnen seine höchste Kraft auf. Fehlt einem Kinde der Trieb der Körperbewegung, so ist es nicht gesund, und dieser Trieb muß durch Gewöhnung in ihm geweckt werden.

3. Die Bewegung im Verhältniß zur Kraft.

Wenn auch das Kind fast den ganzen Tag bei seinen Spielen geht oder läuft, ohne zu ermüden, so soll es doch in keiner Weise *angestrengt* werden. Der Knabe möge wild toben und seine ganze Kraft versuchen, aber es ist ein Unglück der Armuth oder der Unwissenheit, wenn Knaben zu anstrengender Arbeit angehalten werden. Der Landmann würde es für einen Frevel halten, ein Pferd, ehe es erwachsen ist, zur Arbeit anzustrengen, überzeugt, daß es dadurch verkümmern und vor der Zeit altern würde. Das Capital der Kraft darf nicht, ehe es gesammelt ist, angegriffen und verbraucht werden. Mit dem erreichten Jünglingsalter (nach

der Entwicklung) hat die Zeit der Arbeit begonnen. Die Kraft des Jünglings wird durch die Anstrengung der Arbeit, durch anhaltende und starke Bewegung nicht verringert, sondern erhöht, gestählt.

4. Die nicht ermüdende Bewegung.

Die Bewegung soll während des Tages (im Wachen) fast ununterbrochen sein. Der Schlaf ist die Ruhe und er genügt dafür. Ist aber die Bewegung eine unterbrochene, so soll sie wenigstens eine täglich regelmäßige sein. Nur dann kann sie hinlänglich stark sein, ohne zu ermüden. Nur die nicht-ermüdende Bewegung ist eine kraftsteigernde. Die Aufgabe ist daher, das Kind (den Knaben) immer stärkerer Bewegung fähig zu machen, ohne daß es dadurch ermüdet. Dies kann nur durch die tägliche Regelmäßigkeit der Bewegung geschehen. Höchst zweckwidrig wäre es, langdauernde körperliche Unthätigkeit durch darauffolgende desto anstrengendere Bewegung ausgleichen zu wollen.

5. Die natürliche oder freiwillige Bewegung.

Die praktische Frage, was Ermüdung und was ihr richtiger Maßstab sei, wird am besten durch die Natur selbst beantwortet. Die Bewegung ist soweit eine zweckmäßige, nicht (zu sehr) ermüdende, als sie immer eine natürliche oder freiwillige ist. So wenig daher dem Kinde eine anstrengende Bewegung aufgenöthigt werden soll, so wenig soll es von der Bewegung oder Anstrengung, die es sich selbst auflegt, zurückgehalten werden: es ist vielmehr auf alle Weise zur freiwilligen Bewegung zu veranlassen und zu ermuntern. In dieser Hinsicht kann außerordentlich viel erreicht und ebensoviel versäumt werden. Denn da das Capital der Kraft stufenweis, gleichwie durch Zins vom Zinse, anwächst, da, was heute gewonnen wird, schon morgen zu neuem Gewinn selbst mitarbeitet, so wird die stufenweise Steigerung der Kraft zu einem bedeutend höheren Endziele führen, wenn die Bewegung fortwährend eine hinlänglich starke, als wenn sie eine dürftige ist. Wie groß z. B. ist der Unterschied, ob das Kind

in der freien Natur, oder ob es in einem geschlossenen Raume sich zu bewegen ermuntert ist!

6. Die Bewegung im Verhältniß zur Nahrung.

Da die Bewegung nur die zweite und mittelbare, Nahrung und Luftgenuß die erste und unmittelbare Bedingung der Ernährung und Kraftsteigerung sind, so kann die Bewegung nur insofern ihrem Zweck entsprechen, als vor Allem die Nahrung eine zweckmäßige ist. Ist die Nahrung eine dürftige, so kann auch die Bewegung, wenn ihr nicht Erschöpfung folgen soll, nur eine geringe, und die Kraftsteigerung muß eine sehr verkümmerte sein.

7. Allgemeine Kraft ist auch Geisteskraft.

Da an der allgemeinen Kraft natürlich auch das Gehirn Theil nimmt, so wird in gleichem Maß, wie die allgemeine Kraft (durch Nahrung und Körperbewegung) gesteigert wird, auch die Geisteskraft — d. h. die Kraft des Willens, des Gemüths, die Einbildungskraft, die Kraft der Aufmerksamkeit, das Gedächtniß, die Denkkraft — gesteigert werden. Daher kann z. B. ein Mensch mit kleinerem aber kräftigem Gehirn an Geist und Gemüth höher stehen und mehr leisten, als ein Mensch mit größerem aber minder kräftigem Gehirn. Bekannt ist auch der Zusammenhang der Verdauungskraft mit der Gemüthsstimmung und der Denkkraft.

IV. Die Verschiedenheit der Menschen.

Jeder Mensch hat sein Pfund empfangen, der eine ein größeres, der andere ein kleineres, um damit zu wuchern.

1. Das ungleiche Maß der Kräfte.

Die Körper- und die Geisteskräfte sind von Natur sehr ungleich vertheilt. Nicht nur ist bei dem einen Menschen der Körper im Allgemeinen stark, der Geist schwach, bei dem andern umgekehrt, sondern auch die einzelnen Körper- und Geisteskräfte sind unter sich selbst ungleich stark. Der eine Mensch hat von Geburt

stärkere Glieder, der andere stärkere Lungen ꝛc., der eine ist mehr Gefühls-, der andere mehr Verstandesmensch, der eine hat mehr Talent zu Sprachen, der andere zum Rechnen ꝛc.

2. Ein Mustermensch.

Dieser großen Ungleichheit der menschlichen Körper- und Geisteskräfte entspricht die Verschiedenheit der menschlichen Berufsarten. Der Künstler bedarf anderer Anlagen, als der Gelehrte, der Gelehrte anderer, als der Kaufmann ꝛc. Es kann daher keinen Regel- oder Mustermenschen geben, welchem alle an Körper und Geist gleich sein sollten. Ein solcher Mustermensch, wenn es einen geben könnte, würde in keinem Berufe Großes leisten können.

3. Die Mannichfaltigkeit der Uebung.

Die *Uebung* oder *Bildung* des Körpers und des Geistes kann eine sehr mannichfaltige sein. Man kann schon im Ganzen *entweder* den Körper *oder* den Geist bilden. Und überdies kann sowohl die Körper- als die Geistesbildung in sich selbst so verschieden sein, als die Körpertheile und Geisteskräfte dieses sind. Irgend ein Körpertheil, eine Geisteskraft kann geübt werden, und daneben irgend ein anderer Körpertheil, eine andere Geisteskraft nicht.

4. Die Uebung eine Dienerin der Natur.

Welche Körpertheile oder welche Geisteskräfte sollen geübt werden, oder was soll die Uebung den verschiedenen Naturanlagen gegenüber thun? Dieser Frage wird passend die vorangestellt: was oder wieviel *kann* die Uebung der Naturanlage gegenüber thun?

Die Uebung vermag zwar an und für sich viel, aber doch *weit weniger*, als die Natur selbst. Die Uebung kann nur der Natur dienen, nie über sie herrschen. Die Natur schafft und giebt, die Uebung benutzt nur das Gegebene. Daher kann die Uebung nicht das, was die Natur klein geschaffen, groß machen, und nicht das, was die Natur groß geschaffen, klein. Ein ge-

borener Zwerg kann nicht durch anhaltende Körperübung ein Riese werden, ein geborener Riese nicht durch vernachlässigte Körperübung ein Zwerg; ein von Natur beschränkter Mensch nicht durch Geistesübung ein Genie, ein Genie nicht durch vernachlässigte Uebung ein beschränkter Mensch.

Was soll die Uebung der verschiedenen Naturanlage gegenüber thun? Fassen wir zur Beantwortung dieser Frage zuerst die körperliche Erziehung ins Auge.

V. Die vier Temperamente.

Sie gleichen fast den früher angenommenen vier Elementen: Feuer, Luft, Wasser, Erde.

Die für die Erziehung wichtigste Körperverschiedenheit ist die Temperamentsverschiedenheit. Man nimmt vier Temperamente an: das nervöse, sanguinische, phlegmatische, cholerische.

1) Herrscht das Nervensystem vor, so ist das Temperament das nervöse. Die Kopfhöhle ist verhältnißmäßig größer, als die Brust- und die Bauchhöhle. Dies Temperament ist überdies erkennbar durch feines Haar, zarte Haut, kleine Muskeln, Schnelligkeit der Muskelbewegung, blasse Gesichtsfarbe, feine Züge, oft zarte Gesundheit. Das Nervensystem (Gehirn und Nerven) ist vorzugsweise thätig, die Aeußerungen des Geistes sind lebhaft, die Empfindungen rege, die Bewegungen schnell.

2) Herrschen die Lungen, das Herz und die Blutgefäße vor, so ist das Temperament das sanguinische. Es giebt sich zu erkennen durch eine verhältnißmäßig große Ausdehnung der Brusthöhle, mäßige Fülle des Körpers, ziemliche Festigkeit des Fleisches, hellbraunes oder röthliches Haar, blaue Augen, frische Gesichtsfarbe. Es zeichnet sich durch eine große Thätigkeit der Blutgefäße, einen vollen und raschen Puls, Lust an körperlicher Bewegung und ein lebhaftes Ansehen aus. Auch das Gehirn, der Geist nimmt an der allgemeinen Lebendigkeit Theil.

3) Bei der vorwaltenden Entwicklung der Ernährungsorgane ist das Temperament das phlegmatische. Es ist erkennbar an

einer verhältnißmäßig großen Ausdehnung der Bauchhöhle, einer gerundeten Form des Körpers, Weichheit der fleischigen Theile, hellem Haar, einer schlaffen, blassen Haut. Es ist von matten Lebensäußerungen, mit Schwäche und Langsamkeit im Blutumlauf begleitet.

4) Das cholerische Temperament wird erkannt an schwarzem, hartem Haar, dunklen Augen, bräunlicher Haut, mäßiger Fülle, aber großer Festigkeit des Fleisches, scharfen und ausdrucksvollen Gesichtszügen, stark gezeichneten Umrissen des Körpers. Die Kraft des Körpers und des Gehirns ist groß und ausdauernd.

Diese Temperamente finden sich nicht oft so genau und scharf geschieden in der Natur vor; gewöhnlich sind einige vermischt. In den Mischungen sind jedoch die Grundtemperamente zu unterscheiden und es läßt sich bestimmen, in welchem Maße das eine oder das andere vorhanden ist.

VI. Das Temperament des Kindes.

Kind ist dem Vogel gleich,
Leicht ist sein Blut,
Tage sind freudenreich,
Herz ist voll Muth.

1. Das nervöse Temperament.

Hat das Kind ein nervöses Temperament, d. h. ein großes Gehirn, feine Muskeln ꝛc., so ist der Geist vorherrschend thätig, die Verstandeskräfte und Gefühle erwachen früh, die Fähigkeiten zeigen sich groß. Die Eltern, erfreut über die Lebendigkeit des Geistes und der Gefühle des Kindes, sind versucht, es in seiner einseitigen geistigen Thätigkeit, seinem Eifer zum Lernen gehen zu lassen oder selbst anzuspornen. Allein wenn dies geschieht, so wird bei der übermäßig angeregten Gehirnthätigkeit der noch nicht ausgebildete Körper des Kindes, Lungen, Magen ꝛc. in der Entwicklung zurückbleiben, und so bald in krankhafte Schwäche verfallen. Solche Kinder müssen daher neben ihren geistigen Beschäftigungen zu allen Arten von Körperbewegungen im Freien, zum Turnen ꝛc. beharrlich angehalten werden, sonst geht mit

der natürlichen Harmonie zwischen Geist und Körper nicht nur die Gesundheit und Kraft des Körpers, sondern mit dieser zugleich die des Geistes verloren, da das Gehirn bei der Schwäche des übrigen Körpers nicht gesund und kräftig bleiben kann. Solche Kinder nervösen Temperaments entsprechen daher oft den Erwartungen nicht, die man von ihnen hegte. Das frühere Wunderkind, das junge Genie zeigt sich als Mann mittelmäßigen Geistes — eine Treibhauspflanze, welche schöne Blüthen treibt, aber keine oder geringe Früchte bringt.

2. Die Nervenschwäche.

Mit dem (angeborenen) nervösen Temperamente ist die (angeborene) Nervenschwäche, eine krankhafte Schwächlichkeit des Körpers und des Geistes, nicht zu verwechseln. Kinder nervösen Temperaments sind als solche nicht nervenschwach; im Gegentheil, wenn ihre Körperkraft nicht durch eine fehlerhafte Erziehung verloren gegangen, sie nicht nervenschwach geworden sind, so haben sie, wenn auch sehr regsame, doch starke Nerven, eine zwar zarte, doch elastische, innerlich kräftige Gesundheit. Von Geburt nervenschwache Kinder dagegen sind (nervös-) phlegmatischen Temperaments, sie haben nicht ein großes, sondern ein mittelgroßes oder kleines Gehirn, sie sind schwächlich und kränklich, sie haben die Reizbarkeit, aber nicht die geistige Lebendigkeit der Kinder nervösen Temperaments. Es sind Kinder schwacher, entnervter Eltern, oder Kinder, deren Eltern blutsverwandt sind ꝛc. Durch genügende Körperbewegung ꝛc. kann die körperliche und geistige Gesundheit solcher Kinder — falls nicht entschiedene Gehirnschwäche oder Gehirnkrankheit vorliegt — wesentlich gekräftigt werden.

3. Das sanguinische Temperament.

Hat das Kind ein sanguinisches Temperament, d. h. herrscht die Thätigkeit der Lungen und der Blutgefäße bei ihm vor, so ist dieses die naturgemäße Beschaffenheit, das wahre Temperament des Kindes. Denn das rasch und lebendig strömende Blut bewirkt die möglichst vollkommene und harmonische Ernährung aller Körpertheile, auch mittelbar dadurch, daß ein Kind dieses Tem-

peraments sich gern und viel im Freien bewegt, mit Appetit ißt, gesund schläft. Dieses Temperament führt daher beim Kinde zum Guten, und das Augenmerk der Erziehung muß nicht, wie beim nervösen Temperament, darauf gerichtet sein, es zu mäßigen oder zurückzudrängen, sondern es zu unterstützen, und zu verhüten, daß es nicht zurückgedrängt und verkümmert wird. Wenn z. B. ein solches Kind mehrere Stunden des Tages in der Schule still sitzen soll, so wird das Bedürfniß nach Muskelthätigkeit sich bald mächtig regen. Das Kind kann es mit dem besten Willen nicht unterdrücken. Es wird unruhig und verfällt auf allerlei sogenannte Unarten. Der Lehrer straft dann das Kind. Allein die Bedürfnisse der Natur regen sich trotz der Strafe, denn sie können durch diese nicht beseitigt werden. Man kürze vielmehr die Zeit des Sitzens ab und gebe vor Allem dem Kinde Gelegenheit, neben den geistigen Unterrichtsstunden seine Muskelkraft zu üben. Ist dieses Bedürfniß befriedigt, so wird es ruhig sitzen und — da auch das Gehirn des sanguinischen Kindes seinen Antheil an Thätigkeit fordert — mit Freude sich geistig beschäftigen. Nicht selten geschieht es, daß man mittelst beharrlicher Strafen und besonders durch beharrliche Gewöhnung des Kindes an die sitzende Lebensweise seinen üblen Zweck erreicht. Durch das anhaltende Sitzen leidet die Verdauung, das Kind verliert seine natürliche Lebhaftigkeit und lernt es, die vorgeschriebenen Stunden ruhig zu sein. Die Eltern und Lehrer wünschen sich Glück. Allein sie sollten trauern, dem Kinde an seinem für das spätere Leben so nöthigen Capital an Körper- und Geisteskraft Abbruch gethan zu haben.

4. Das phlegmatische Temperament.

Ist das Kind phlegmatischen Temperaments, so bewegt sich sein Blut langsam und regt weder die Muskeln noch das Gehirn genugsam an. Das Kind hat weder für körperliche noch für geistige Thätigkeit Vorliebe, und sein Verlangen ist besonders, zu essen, zu trinken und Ruhe zu genießen. Dieses Temperament, wenn es sich beim Kinde entschieden ausgesprochen findet, ist ein Zeichen körperlicher und geistiger Schwäche. Dennoch

glauben viele Erzieher, auch diese Naturanlage durch Strafen beseitigen zu können, als ob dieselben Strafen ganz entgegengesetzte Wirkungen herbeiführen, das sanguinische Kind beruhigen und das phlegmatische beleben könnten. Es ist vielmehr auf Verminderung des phlegmatischen Temperaments und Erweckung der nervösen und sanguinischen Temperamentsbestandtheile hinzuwirken. Dieses kann dadurch geschehen, daß man solche Kinder in die Gesellschaft lebhafter Kinder bringt und daß man sie nicht mit Gewalt zum langen Sitzen und Lernen anhält, wodurch das Uebel nur vermehrt werden muß, sondern daß man die Stunden des geistigen Unterrichts möglichst abkürzt und besonders durch alle Arten von Körperübungen die Lebenskraft und Lebensthätigkeit zu steigern sucht, wodurch nach und nach auch der Geist lebendiger und thätiger werden wird. Ueberhaupt reift der Geist bei solchen Kindern später und wird später zur Thätigkeit geschickt. Oft sind daher diese Kinder, wenn nur die Gesundheit gewahrt bleibt, als Männer tüchtiger, als sie als Kinder zu sein erwarten ließen.

5. Das cholerische Temperament.

Das cholerische Temperament wird bei Kindern seltener gefunden, und wenn es gefunden wird, so führt es als solches weniger auf Abwege und bedarf weniger einer besonderen Berücksichtigung. Es ist das Temperament der Kraft und der Ausdauer. Vereinigt es sich jedoch mit vorragenden niederen Sinnen, so trägt es zur Heftigkeit und Hartnäckigkeit der Leidenschaften bei (des Jähzorns, der Streitsucht ꝛc.). In diesen Fällen ist auf die Mäßigung des cholerischen Temperaments, besonders durch die geeigneten Nahrungsmittel, Bedacht zu nehmen. Die Nahrung sei milde, nicht reizend: Obst, Gemüse, wenig Fleisch, keine Gewürze, keinen Wein, körperliche Uebungen.

Obgleich, wie schon gesagt, selten eines der genannten Temperamente — mit Ausnahme des sanguinischen — beim Kinde rein für sich gefunden wird, so lassen sich doch die Bestandtheile der Mischungen erkennen und danach die gegebenen Regeln der Erziehung abmessen.

VII. Ein Erziehungsfehler unserer Zeit.

Göttlich harmonisch gebaut ist der Menschenleib: siehe, die Turnkunst
Giebt dem harmonischen Leib auch die harmonische Kraft.

1. Mangelhafte Körperübung.

Bei allen Temperamenten des Kindes sind, wie wir gesehen haben, körperliche Uebungen an ihrer Stelle, als das beste Mittel, dasjenige Gleichgewicht unter den Körperkräften zu erhalten oder herzustellen, bei welchem allein die körperliche und geistige Gesundheit bestehen kann. Gleichwohl wird bekanntlich gegen diese Forderung der Erziehung viel und oft gefehlt. Daher zum Theil die Verweichlichung (Nervenschwäche) der heutigen Geschlechter. Alle tüchtigen Aerzte drängen seit lange auf geringere geistige Anstrengung und vermehrte Körperübung bei der Erziehung. Meistens vergebens! Woher dieses Nichtbeachten der besseren Einsicht?

2. Das Gesetz der Kraftsteigerung.

Viele Erzieher suchen die Gesetze der Erziehung nicht da, wo sie allein zu suchen sind: in den Naturgesetzen. Das erste Naturgesetz der Erziehung ist die Steigerung, das zweite die Bildung (Uebung) der Körper- und Geisteskraft des Kindes. Allein anders meinen viele Erzieher. Die Natur, meinen sie, gebe das Eine, die Kraft, der Erzieher das Andere, die Bildung; die Natur habe ihre Aufgabe, der Erzieher die seinige. So fassen sie nur ihre vermeintlich einseitige Aufgabe ins Auge und sehen das erste und große Gesetz der Erziehung, das Gesetz der Kraftsteigerung, als für sie nicht vorhanden an.

3. Die Gehirnlehre.

Viele Erzieher kennen nicht das Wechselverhältniß zwischen Körper und Geist, sind Fremdlinge in der Gehirnlehre: sie wollen den Geist, den Charakter, das Gemüth ꝛc. des Kindes bilden, ohne an deren Werkzeug, das Gehirn, und an die Gesetze seiner Thätigkeit zu denken. Sie wissen nicht, daß die Kraft und Ge-

sundheit des Körpers zugleich (durch das Gehirn) die Kraft und Gesundheit des Geistes, des Charakters, des Gemüths ꝛc. ist.

4. Der Mann, das Weib im Kinde.

Viele Erzieher haben bei der Erziehung des Kindes nicht genug den Mann, das Weib im Auge. Der Mann braucht im Leben Geist, Charakter, Thatkraft, Ausdauer. Alles dieses erhält das Kind nicht dadurch, daß es den größten Theil des Tages geistig angestrengt in den Schulzimmern zubringt. Durch die vorzeitige Ueberanstrengung des Geistes wird dessen Kraft gebrochen, durch das Auswendiglernen geht die Frische und Selbstständigkeit der Denkkraft, des Charakters verloren. Der Buchstabe tödtet den Geist, das todte Wissen hindert die That.

Das Mädchen bedarf als einstige Mutter neuer Geschlechter der Körperkraft und Gesundheit eben so sehr, als der Mann, und doch werden die zarten Kinder von 8, 10, 12 Jahren einen großen Theil des Tages geistig angestrengt in den Schulzimmern eingeschlossen. Erholung und Körperbewegung ist halbstunden- oder viertelstundenweis zugemessen, statt daß in diesem Alter die Körperbewegung die Hauptsache sein und der geistige Unterricht nur wenige Zeit in Anspruch nehmen sollte.

5. Augenblickliches Wohlbefinden und nachhaltige Kraft.

Viele Erzieher wissen zwischen augenblicklichem Wohlbefinden und nachhaltiger Kraft nicht zu unterscheiden. Das Capital der Kraft ist in der Regel in jedem Menschen so groß, daß dadurch wenigstens in der Jugend trotz vieler schädlichen Einwirkungen das körperliche Wohlbefinden erhalten bleibt. Wenn daher bei der jetzt üblichen Erziehungsweise der Knabe, das Mädchen, der Jüngling, die Jungfrau nicht erkranken, ja von blühendem Aussehen sind, so hält sich der Erzieher leicht der Unschädlichkeit dieser Erziehungsweise versichert; er bedenkt nicht, wie groß der Unterschied ist zwischen dem Maß der Körper- und Geisteskraft, welches der Zögling blos erreicht hat, und zwischen dem Maß, welches er bei einer möglichst zweckmäßigen Erziehung hätte erreichen können; wie schnell und bald das sehr verkümmerte Capital der

Kraft erschöpft sein wird, statt daß das erreichte volle Capital die Gesundheit und das Glück des Mannes, des Weibes auf die ganze Lebenszeit begründet hätte.

6. Die Masse der Kenntnisse.

Die Anforderungen des Lebens an die Kenntnisse des Menschen sind in neuerer Zeit hoch gesteigert: die Masse des zu Lernenden ist sehr groß. Es könnte scheinen, als ob der Lehrer, wenn er diesen Anforderungen entsprechen wolle, auch gegen seine bessere Ueberzeugung genöthigt sei, das Kind geistig allzusehr anzustrengen. Im Gegentheil! Die Schädlichkeit der geistigen Ueberanstrengung des Kindes besteht ja nicht blos in der Schwächung der Körperkraft, sondern damit zugleich auch in der Schwächung der Geisteskraft. Der Erzieher wird daher gerade darum, weil die Masse der vom Leben geforderten Kenntnisse so groß ist, diese Schwächung verhüten. Er wird den Geist des Kindes nicht durch den Buchstaben tödten, er wird das Kind nicht lehren, was der Mann, das Weib vergessen muß, wird es nicht Jahre lang zum Auswendiglernen von Gegenständen anhalten, welche sich zum Auswendiglernen nicht eignen, er wird endlich und hauptsächlich mit dem geistigen Unterricht auch die entsprechende Körperübung verbinden.

7. Hoffnung auf Besserung.

Ist wohl zu hoffen, daß der traurige Uebelstand ein Ende finden wird? Ja, denn die Wissenschaft vom Menschen schreitet mächtig fort; auch die Phrenologie, der Mittelpunkt der Menschenlehre, geht der allgemeinen Verbreitung entgegen. Bald wird daher die Erziehungslehre als das, was sie ist, als ein praktischer Theil der Naturlehre des Menschen, allgemein erkannt sein. Dieser besseren Einsicht wird unmittelbar die bessere That, die harmonischere Erziehung des Menschen folgen.

8. Das Turnen.

Diese Hoffnung wird noch dadurch unterstützt, daß ein mächtiges Mittel der zweckmäßigsten Körperübung gekannt ist: das

Turnen. Das Turnen beruht, wie die ganze Erziehungslehre, auf der Idee der Harmonie der Menschennatur, und ist so eine große Hälfte der Erziehung. Es war bisher, wo es nicht einmal täglicher Unterricht war, fast nur ein Spiel oder ein Scherz: es wird einst eine große, heilige Sache sein.

VIII. Körperkraft und Geisteskraft.

Auf daß mit Bestem Bestes sich vermähle,
Wohn' im gesunden Leibe die gesunde Seele.

1. Ungleichheit im Maß der beiden Kräfte.

Die Menschen sind weit ungleicher unter sich an (gesunder) Geisteskraft, als an (gesunder) Körperkraft. Von zwei (geistig gesunden) Menschen kann der eine sehr viel mehr Geist haben, als der andere, während der Unterschied in der (gesunden) Körperkraft lange nicht so groß sein kann. Der Geist eines Menschen kann sehr schwach und dabei immer noch gesund, immer noch für einen sehr engen Berufskreis ausreichend sein, die Körperkraft dagegen kann nicht unter ein gewisses Mittelmaß herabsinken, ohne daß Kränklichkeit oder Krankheit davon die nothwendige Folge ist.

2. Berufsverschiedenheit.

Die Erziehung soll die Körperkraft und die Geisteskraft gleichmäßig oder harmonisch, also in dem Grade zu entwickeln suchen, als immer die angeborene Anlage der beiden Kräfte es zuläßt. Diese für die Erziehung des Kindes und des Knaben geltende Regel behält ihre unbedingte Geltung nur bis zu dem Zeitpunkte der Berufswahl. Je nach der Berufsverschiedenheit wird bei dem einen Menschen die Körperkraft, bei dem andern die Geisteskraft mehr geübt und entwickelt. Da aber die Regel immer ihre allgemeine Geltung behält, so ist es eine Aufgabe der Erziehung des Jünglings — und eine Lebensaufgabe des Menschen überhaupt — die durch den Beruf verkürzte Kraftübung möglichst neben oder trotz dem Beruf zu pflegen.

3. Die Berufswahl (im Allgemeinen).

Bei der Berufswahl im Allgemeinen kommt weit mehr das Maß der Geisteskraft, als das der Körperkraft in Betracht. Jeder gesunde Mensch besitzt in der Regel von Geburt die zu irgend welchem Beruf nöthige Körperkraft. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ein körperlich schwächliches Kind zu einem Berufe, mit welchem eine sitzende Lebensweise verbunden sei, bestimmt werden müsse. Es bedarf im Gegentheil zu einem solchen Beruf, damit dabei die Gesundheit erhalten bleibe, einer größeren Körper- und Nervenkraft, während ein schwächlicher Körper durch eine etwas starke Bewegung gekräftigt wird. Ein vierzehnjähriger schwächlicher Knabe wollte einen körperlich sehr anstrengenden Beruf wählen. Die besorgte Mutter hielt dies nicht für thunlich, gab aber auf die Zustimmung eines verständigen Arztes endlich dem Wunsche nach. Der Knabe, den vollen Tag über körperlich hart angestrengt, klagte einen Monat lang über heftige Schmerzen im Rücken und in den Gliedern: allein damit war die Schwierigkeit überwunden. Nach zwei Jahren waren die schwachen Glieder stark geworden, die Brust hatte sich ausgedehnt, der junge Mann war blühend und kräftig. Auch jene Schmerzen wären zu vermeiden gewesen, wenn der Knabe zuvor durch Turnübungen gekräftigt gewesen wäre.

IX. Die Geisteskräfte und ihre Organe.

Je höher ein Geschöpf steht, desto reicher die Gliederung des Organismus. Der Mensch ist das höchststehende, also auch — körperlich und geistig — meistgegliederte Wesen.

1. Die äußeren und die inneren Sinne.

Die angeborene Stärkeverschiedenheit der einzelnen Geisteskräfte unter sich ist sehr groß und für die Erziehung von der höchsten Bedeutung. Der Mensch hat äußere und innere Sinne.

Die ersteren sind die sogenannten fünf Sinne des Sehens, Hörens ꝛc. Die letzteren s. oben S. 6.

2. Die Organe der äußeren und der inneren Sinne.

Die Organe der äußeren Sinne sind: das Auge mit dem Sehnerven, das Ohr mit dem Hörnerven ꝛc. und die Gefühls- oder Empfindungsnerven im ganzen Körper.

Die Organe der inneren Sinne sind im Gehirn vereinigt. Das Gehirn besteht aus Nervenfasern, welche von der untersten mittelsten Stelle aus, da wo das Gehirn mit dem Rückenmark zusammenhängt, fächerförmig nach dem Umkreis hin ausstrahlen, so daß das Gehirn etwa mit der Blume des Blumenkohls, und die einzelnen Organe der inneren Sinne mit den Aestchen (das Rückenmark mit dem Stengel) dieser Pflanze verglichen werden können. Die Organe der niederen Sinne sind die Gehirnästchen am Unter- und Hinterkopf, die Organe der Gemüthssinne die am Oberkopf, die Organe der Verstandessinne die an der Stirne.

3. Trennungen.

Wie die äußeren Sinne von den inneren getrennt sind, so sind nicht nur die einzelnen äußeren, sondern auch die einzelnen inneren Sinne unter sich selbst getrennt. Die Trennung der Organe der äußeren Sinne von den Organen der inneren (die Trennung des Sehnervs, des Hörnervs ꝛc. vom Gehirn) liegt vor Augen; ebenso die Trennung des Sehnervs, des Hörnervs ꝛc. unter sich. Weniger augenfällig ist die Trennung der Organe der inneren Sinne, der Gehirnästchen, unter sich, weshalb diese Trennung lange unbekannt bleiben konnte. Doch ist diese Trennung der Organe der inneren Sinne unter sich aus der verschiedenen Größe derselben zu erkennen. Bei einem Menschen kann dieses, bei einem andern jenes Organ (Gehirnästchen) gegen die übrigen sehr groß oder sehr klein sein.

4. Die Stärkeverschiedenheit der Geisteskräfte.

Wegen der allseitigen Trennung der sämmtlichen Sinne kann die Stärkeverschiedenheit der Geisteskräfte von mehrfacher Art

sein. Sie kann zuerst eine allgemeine sein zwischen den äußeren und den inneren Sinnen: starke äußere Sinne neben schwachen inneren (neben wenig Geist), starke innere Sinne (viel Geist) neben schwachen äußeren. Ebenso können wieder sowohl die äußeren als die inneren Sinne unter sich selbst von sehr ungleicher Stärke sein. Doch ist diese Ungleichheit bei den äußeren Sinnen weit geringer, als bei den inneren. Im gesunden Zustand sieht, hört ꝛc. der Mensch ungefähr gleich gut: denn die Stärke der äußeren Sinne kann nicht unter ein Mittelmaß herabsinken, ohne daß diese krank sind. Dagegen ist die Stärkeverschiedenheit der inneren Sinne unter sich — der einzelnen Triebe, Neigungen, Talente — auch bei vollkommener geistiger Gesundheit eine sehr bedeutende.

X. Die inneren Sinne.

Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich,
Voll Uebermuth und Demuth, starr und weich,
Von Sinnen wild und stets damit im Streit,
Verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleid,
Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh',
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu —
O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag,
Der allen deinen Zwiespalt sühnen mag!
Geibel.

1. Die Charakterverschiedenheit im Allgemeinen.

Die angeborene Stärkeverschiedenheit der inneren Sinne unter sich ist sehr groß; sie liegt der unendlich großen Charakterverschiedenheit der Menschen zum Grunde.

Diese Charakterverschiedenheit kann, je nach der verschiedenen Stärke der drei Classen der inneren Sinne, schon eine allgemeine sein. Sind die „niederen Sinne" bei einem Menschen vorragend stark, so ist derselbe ein leidenschaftlicher Mensch; bei dem Vorwalten der „Gemüthssinne" ist er ein Gemüths-, bei dem der „Verstandessinne" ein Verstandesmensch. Jedoch diese allgemeine Unterscheidung der Charaktere hat wenig praktischen Werth, weil das Vorwalten einer ganzen Classe der Sinne

selten oder nie gefunden wird. Wenn ein Mensch einige Talente hat, so hat er darum nicht alle, wenn er eine Leidenschaft hat, so hat er darum nicht auch eine andere.

2. Die Charakterverschiedenheit im Einzelnen.

Um die Aufgabe der Erziehung gegenüber der Stärkeverschiedenheit der einzelnen inneren Sinne wohl zu verstehen, ist es nöthig, daß wir diese Verschiedenheit etwas näher ins Auge fassen. Wir wollen nur von der äußersten, sehr starken und sehr schwachen Entwicklung der Sinne sprechen, obwohl natürlich in den meisten Fällen die Entwicklung eine mittlere ist.

I. „Niedere Sinne." Bei sehr starkem Infantal ist der Mensch ein großer Kinderfreund, bei sehr schwachem hat er keine Vorliebe für Kinder.

Ein sehr starkes Amicatal macht sehr warm und treu in der Freundschaft, ein sehr schwaches macht kalt, abgeschlossen.

Ein sehr starkes Oppositat macht sehr muthig, kühn, kampflustig, bei schwachem fehlt die Widerstandskraft gegen Gefahr und Angriff, der physische Muth.

Actital giebt die Kraft und den Trieb zum Handeln, zum Wirken und Schaffen, also auch zum Verändern, zum Zerstören, und begründet so zugleich die Heftigkeit des Charakters. Denn Kraft des Handelns in der Ruhe ist in der Aufregung Heftigkeit des Handelns, Zorn, auch Haß. Der thatkräftige Mensch wird leicht heftig, haßt lebhaft (das Schlechte und Böse). Ist Actital vorwaltend, besonders vor den „Gemüthssinnen", so führt es zu niederer, thierischer, wilder Thätigkeit, d. h. zu allgemeinem Trieb zu zerstören, zu allgemeinem Haß, auch des Guten und Edlen. Der Sinn kann dann sogar, wenn Bonital sehr schwach ist, Trieb der Zerstörung des Lebens, Trieb zu tödten, Grausamkeit werden. Ist Actital gegen die übrigen, besonders die „Gemüthssinne", sehr schwach, so ist Mangel an Kraft, Ruhe und Gleichmuth, Sanftmuth, Geduld, Schwäche aus Gutheit davon die Folge.

Ein sehr starkes Secretal begründet Verschlossenheit, Verstellung, ein sehr schwaches zu große Offenheit.

Ein sehr starkes Acquisital macht sehr sparsam, habsüchtig, geizig, ein sehr schwaches gleichgiltig gegen Geld und Gut, zur Verschwendung geneigt.

Ein sehr starkes Cautal macht furchtsam, ängstlich, ein sehr schwaches unvorsichtig, übereilt, leichtsinnig.

II. „Gemüthssinne." Aus sehr starkem Ipsotal entspringt Hochmuth, Anmaßung, Herrschsucht, aus sehr schwachem Unselbstständigkeit, Selbsterniedrigung.

Ambital begründet sehr stark: Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht; sehr schwach: Gleichgiltigkeit gegen das Urtheil Anderer über uns.

Firmital führt sehr stark zu Eigensinn, Halsstarrigkeit, sehr schwach zu Wankelmuth, Unentschlossenheit.

Conscientat kann sehr stark zu unbilliger Gerechtigkeit, sehr schwach zu Unredlichkeit, Gewissenlosigkeit führen.

Veneratal, sehr stark, begründet blinde Demuth, blinde Frömmigkeit; sehr schwach: Unehrerbietigkeit, Gleichgiltigkeit gegen Religion.

Speratal führt sehr stark zu überschwänglichem Hoffen, zum Bauen von Luftschlössern, sehr schwach zu Hoffnungslosigkeit, Trostlosigkeit.

Bonital führt sehr stark zu selbstvergessender Herzensgüte, sehr schwach zu Theilnahmslosigkeit, Gefühllosigkeit.

Miraculital begründet sehr stark Neuerungssucht, Wundersucht, Leichtgläubigkeit, sehr schwach blinde Abneigung gegen Neues, Kleben am Alten.

Idealital führt sehr stark zu Schwärmerei, Begeisterung für Schönes und Ideales, sehr schwach zu allzunüchternem Wesen, zu Verachtung des Schönen und Idealen.

III. „Verstandessinne." Die Folgen der sehr starken oder sehr schwachen Entwicklung der Verstandessinne sind die einzelnen Arten einerseits des Genies — für Malerei, Musik, Mechanik, Mathematik ꝛc. —, andrerseits der gänzlichen Talentlosigkeit.

XI. Die inneren Sinne und der Charakter.

Der Mensch ist schwer zu ergründen, aber unergründlich, wie man gemeint hat, ist er nicht.

1. Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Sinne.

Die inneren Sinne sind theils einander ähnlich, theils einander entgegengesetzt. Die ähnlichen unterstützen, die unähnlichen bekämpfen sich. So unterstützen sich z. B. Infantal und Bonital, Amicatal und Bonital, Secretal und Cautal, Oppositat und Ipsotal. Es bekämpfen sich z. B. Acquisital und Idealität, Amicatal und Ipsotal, Oppositat und Veneratal, Ipsotal und Veneratal. Ein *Charakterzug* ist daher nicht die Thätigkeit eines einzelnen Sinnes, sondern das Ergebniß der *Zusammenwirkung* mehrerer sich entweder unterstützender oder bekämpfender Sinne. Wenn z. B. in einem Menschen Ipsotal stark und Veneratal schwach ist, so wird in ihm der Charakterzug des Stolzes von anderer Art sein, als wenn neben starkem Ipsotal auch Veneratal stark wäre.

2. Die inneren Sinne im Verhältniß zum Temperament und zur Gesundheit.

Die Kenntniß der Stärke der inneren Sinne giebt nicht einen vollständigen Aufschluß über den Charakter. Außer dieser Stärke kommt vor allem das *Temperament* in Betracht. Ein Sanguiniker ist in gewisser Hinsicht ein geistig anderer Mensch, als ein Phlegmatiker. Allein die *gegenseitige Stärke* der einzelnen Sinne bleibt bei jedem Temperament gleich: denn dieses ist immer ein *allgemeines*, ist das gleiche in dem ganzen Gehirn, also in Bezug auf alle inneren Sinne. Wenn daher in einem Menschen z. B. das Malertalent vor dem Musiktalent vorragt, so bleibt *dieses Vorragen* ganz das gleiche, ob der Mensch ein Choleriker oder ein Phlegmatiker ist. Wohl aber wird der Mensch mit seinem Talent mehr wirken und leisten, wenn er ein Choleriker, als wenn er ein Phlegmatiker ist.

Aehnliches wie von dem Temperament gilt von der Gesund-

heit. Krankheit und Kränklichkeit kann sehr bedeutend auf den Charakter einwirken.

3. Wahnsinn und Blödsinn.

So sehr groß auch die Stärkeverschiedenheit der Sinne, von der wir hier gesprochen, schon ist, so begnügt sich doch die Natur damit noch nicht, sondern sie giebt bisweilen einen Sinn theils in krankhafter Ausartung (Fälle des Irrsinns oder Wahnsinns), theils bis zu einer Schwäche herab, welche Verkrüppelung ist (die Fälle des Schwachsinns oder Blödsinns). Wegen der Trennung der Sinne kann sowohl der Wahnsinn als der Schwachsinn ein theilweiser sein. Ein Mensch kann geisteskrank in der einen Beziehung und bei gesunden Sinnen in der andern, schwachsinnig in der einen, talentvoll in der andern Beziehung sein. Natürlich giebt es auch einen allgemeinen Wahnsinn, einen allgemeinen Schwachsinn.

XII. Die Frage, was Tugend sei.

Jeder Mensch *weiß*, was gut und böse ist, aber es zu *sagen* (zu erklären, zu begründen) haben manche Philosophen und Theologen vergebens versucht.

1. Der Zweck der Erziehung.

Was ist die Aufgabe der Erziehung gegenüber der großen Stärkeverschiedenheit der inneren Sinne? Um diese Frage gründlich zu beantworten, müssen wir auf die Frage nach dem Zweck der Erziehung zurückgehen. Die Frage wird im Leben auf verschiedene Weise beantwortet werden. Die Mutter in der Liebe zu ihrem Kinde wünscht, daß es sich einst des Lebens freue, sie würde es zur Freude, zum Glück erziehen wollen; der zu erziehende Mensch selbst würde wohl ebendieselbe Antwort geben; der Sittenlehrer wird die Sittlichkeit, die Tugend, der Religionslehrer die Religiosität, die Gottseligkeit als den Zweck der Erziehung nennen. Jedoch wir wollen auf die Verschiedenheit dieser

Ansichten nicht zu viel Gewicht legen, wir wollen annehmen, daß jene verschiedenen Zwecke im Grunde in Eins zusammenfallen: wir wollen die Sittlichkeit oder die Tugend als den Zweck der Erziehung betrachten, indem wir voraussetzen, daß mit diesem Zweck zugleich die übrigen, Freude, Glück, Gottseligkeit, erreicht seien.

2. Tugend und Untugend zugleich.

Die Aufgabe der Erziehung ist also: die zur Sittlichkeit, zur Tugend führende Entwicklung der einzelnen Sinne anzustreben, und die zur Untugend führende Entwicklung zu verhüten. Allein die Frage, *welche* Entwicklung der Sinne zur Tugend und welche zur Untugend führe, läßt eine bestimmte Beantwortung nicht zu, denn sowohl die *starke* als die *schwache* Entwicklung eines jeden Sinnes ist für den Zweck, für welchen sie geschaffen ist, gut oder führt zur Tugend. Da aber dieser Zweck bald vorliegt, bald nicht, so führt sowohl die starke als die schwache Entwicklung *bald* zur Tugend, *bald* zur Untugend, ist *bald* ein Vorzug, *bald* ein Fehler des Charakters. Zum Beispiel: ein starkes Oppositat ist da ein Vorzug des Charakters, wo es zu kämpfen und zu streiten gilt, da ein Fehler, wo Nachgiebigkeit und Friedensliebe am Platze, so wie ein schwaches Oppositat in jenem Fall ein Fehler, in diesem ein Vorzug ist; ein starkes Secretal ist da ein Vorzug, wo die Verhältnisse Zurückhaltung und Verschwiegenheit, da ein Fehler, wo sie Offenheit fordern; ein starkes Ipsotal ist da ein Vorzug, wo der Mensch Stolz und Herrschertalent bedarf, da ein Fehler, wo er sich fügen und unterwerfen soll; ein starkes Bonital ist da ein Vorzug, wo Güte und Milde, da ein Fehler, wo rücksichtslose Strenge geübt werden muß. Mit einem Worte: weder die starke noch die schwache Entwicklung eines Sinnes führt unbedingt zum Guten oder zum Schlimmen, sondern sie kann nach den Verhältnissen, nach Ort und Zeit, zu dem Einen und zu dem Andern führen.

Wenn aber auf diese Weise nicht bestimmt werden kann, was ein Vorzug und ein Fehler des Charakters, was Tugend und was Untugend sei, auf welche andere Weise kann es bestimmt werden?

XIII. Antwort auf die Frage, was Tugend sei.

Wenn du das große Spiel der Welt gesehen,
So kehrst du reicher in dich selbst zurück:
Denn wer den Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.
Schiller.

1. Der Mensch die kleine Welt.

Man hat den Menschen die kleine Welt genannt. Er ist dieses im vollen Sinne des Wortes. So wie sein Körper die Elemente der ihn umgebenden Körperwelt in sich vereinigt, so ist sein Geist nichts anderes, als gleichsam der geistige Spiegel oder die Wiederholung der Außenwelt. Die äußeren Sinne entsprechen den materiellen Dingen und Kräften selbst, die Sehkraft dem Lichte, die Hörkraft dem Schalle ꝛc. Die inneren Sinne entsprechen den verschiedenen Verhältnissen oder Lagen oder Beziehungen in der Außenwelt. Infantal entspricht dem Verhältniß des Menschen zur Kinderwelt, Oppositat den Angriffen des Lebens, Acquisital dem Eigenthum, Cautal der Lage der Gefahr; die Verstandessinne entsprechen den Beziehungen der Dinge nach Raum, Zeit, Gestalt, Farbe, Zahl ꝛc. Mit einem Worte, nach allen Richtungen wiederholt sich die Außenwelt im Menschen, die große Welt in der kleinen. Es giebt keine Beziehung, kein Verhältniß der Außenwelt, welches sich nicht im menschlichen Geist wiederholte, so wie es andererseits keinen inneren Sinn giebt, der nicht eine Wiederholung oder Spiegelung der Außenwelt wäre.

2. Der Mensch in Harmonie mit sich selbst.

Wie die Außenwelt in sich selbst ein harmonisches Ganzes ist, so ist es auch der Mensch, als Bild der Außenwelt, in körperlicher wie in geistiger Hinsicht. Die inneren Sinne sind unter sich aufs Schönste in Ordnung und Gleichgewicht gestellt: dem Ipsotal z. B. steht das Amicatal zur Seite, dem Oppositat das Cautal, dem Secretal, dem Acquisital das Conscientat, dem Veneratal das Ipsotal, dem Miraculital das Causalital, der kalten Denkkraft die „Gemüthssinne“ mit ihrer Wärme und Begeisterung.

Kurz, nicht minder als der Körperbau des Menschen, zeigt die Gliederung seiner inneren Sinne eine wundervolle Einheit und Harmonie.

3. Der Mensch im Zwiespalt mit sich selbst.

Die Harmonie des Menschen mit der Außenwelt und mit sich selbst besteht jedoch nur insofern, als wir den Menschen als Gegenstand oder im Bilde, d. i. im Zustand der Ruhe betrachten. Die Ruhe ist aber nicht der Zustand des Menschen, sondern das Leben, welches die Unruhe ist. In dem Leben liegt daher die Möglichkeit der Abweichung von der vollkommenen Harmonie, welche Welt und Mensch, diese im Bilde oder im Zustand der Ruhe gedacht, zeigen. Das Leben wird stufenweis ein höheres im Krystall, in der Pflanze, im Thier, im Menschen. Das Leben des Menschen ist das höchste, ist ein geistiges Leben. In diesem höchsten, geistigen Leben ist auch die Möglichkeit der Abweichung von der allgemeinen Harmonie am größten und insofern ist das Leben des Menschen vielmehr das Gegentheil dieser Harmonie, ein beständiger Zwiespalt und Kampf mit der Außenwelt und mit sich selbst.

4. Die Tugend.

Allein trotz dieses Zwiespaltes des Menschen mit sich selbst steht das Leben des Menschen in der Harmonie nicht niedriger, als das Leben der übrigen Natur, trotz dieses Zwiespaltes hat das Leben des Menschen keinen Rückschritt, sondern sogar einen Fortschritt in der Harmonie gemacht. Denn im Leben des Menschen ist in einer höheren Weise die Welt wieder zu der Harmonie, von welcher sie im Zustand der Ruhe ausgegangen, zurückgekehrt. Im Leben des Menschen hat sich die Harmonie der Ruhe in eine lebendige, geistige Harmonie verwandelt, die Harmonie ist eine begriffene, eine erstrebte, eine Harmonie der That geworden. Diese Harmonie der That, das selbstbewußte, gelungene Streben des Menschen nach der Harmonie mit sich selbst ist das, was wir Tugend nennen. Derjenige Mensch ist tugendhaft, dessen Handlungen nicht durch einen

(gerade angeregten) einzelnen Sinn — das Acquisital oder das Idealital oder das Ipsotal oder das Bonital ꝛc. — sondern durch die sämmtlichen Sinne in ihrer Harmonie — durch das Amicatal und das Idealital und das Ipsotal und das Bonital und die Denkkräfte ꝛc. — bestimmt und geregelt werden. Dieses harmonische Gleichgewicht in der Thätigkeit der Sinne ist es auch, was dem Menschen die Herrschaft über sich selbst, was ihm die sittliche Freiheit giebt. Wenn daher die Aufgabe der Erziehung (wie die Aufgabe des irdischen Daseins des Menschen) in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Tugend ist, so ist in der Sprache der Naturwissenschaft (der Phrenologie) diese Aufgabe die, daß der Mensch zur höchstmöglichen Harmonie mit sich selbst, zur höchstmöglichen sittlichen Freiheit herangebildet werde.

XIV. Das Maß der sittlichen Freiheit.

Kampf ist das ganze Menschenleben,
Denn ohne Kampf kein ird'sches Streben.

1. Die Stufen dieses Maßes.

Das Maß der sittlichen Freiheit des Menschen steht mit seiner allgemeinen Geistesentwicklung im Verhältniß. Die Freiheit des Menschen im Mutterschoße ist die der Pflanze, die Freiheit des neugeborenen Kindes die des Thieres; erst nach und nach erwacht die menschliche oder sittliche Freiheit, sie steigt stufenweis mit der allgemeinen Bildung des Geistes (des Charakters, Gemüths, Verstandes), und erreicht die gleiche Höhe mit dieser. Es giebt erwachsene Menschen, deren Geistesbildung kaum über die des Kindes hinaufreicht, ihre sittliche Freiheit steht auf der niedersten Stufe. Die geistig höchstgebildeten Menschen haben die größte, die geistig wenigstgebildeten die geringste Freiheit.

2. Die sittliche Freiheit keine unbedingte.

Die sittliche Freiheit ist natürlich niemals, auch nicht beim geistig höchstgebildeten Menschen, eine unbedingte oder unbeschränkte,

und soll es nicht sein. Wäre sie es, so hätte der Kampf des Menschen aufgehört und so sein Streben: der Mensch wäre kein Mensch mehr, sondern ein Engel oder ein Gott. Der sittliche Kampf des Menschen ist ein endloser und soll es sein.

3. Die Ungleichheit der Stärke der Sinne.

In den meisten Fällen sind die sittlichen Schwächen schon in der Ungleichheit der Stärke der Sinne begründet. Bald z. B., bei sehr starkem Oppositat, ist der Mensch streitsüchtig und hat beständig gegen diesen Fehler auf der Hut zu sein, oder, bei sehr schwachem Oppositat, fehlt ihm da, wo es gilt, der nöthige Muth; bald, bei sehr starkem oder schwachem Secretal, hat der Mensch gegen zu große Verschlossenheit oder gegen zu große Offenheit, bei sehr starkem oder sehr schwachem Ipsotal hat er gegen Selbstüberhebung über Andere oder gegen Mangel an Selbstvertrauen einen immerwiederkehrenden, endlosen Kampf mit sich selbst zu bestehen.

4. Die Gleichmäßigkeit der Sinne.

Wenn andererseits die Stärke der Sinne eine mehr *gleichmäßige* ist, so kann es nicht fehlen, daß der Mensch vermöge seines Berufs oder seiner Stellung im Leben diesen oder jenen Sinn entweder *stärker* oder *schwächer* besitzen sollte, und auf diese Weise mit sich oder der Außenwelt in Zwiespalt geräth. Denn jeder Beruf, jede Sonderstellung im Leben ist wesentlich einseitig und fordert nicht ein gleiches Maß aller Sinne, sondern eine vorragende Entwicklung entweder dieser oder jener Neigungen, Talente ꝛc.

5. Der Wechsel der Verhältnisse.

Aber auch angenommen, die Geistesbildung des Menschen stimmte mit seinen Lebensverhältnissen, wie sie jetzt sind, vollkommen überein, so *wechseln* doch die Verhältnisse: sie wechseln oft im Großen und wechseln jeden Augenblick im Kleinen, so daß eine jetzt mit allen Verhältnissen im Einklang stehende Geistesbildung im nächsten Augenblick mit sich oder der Außenwelt in Kampf gerathen kann. Daher ist auch das Maß der sittlichen

Freiheit, welches ein Mensch erreicht hat, niemals genau zu bestimmen. Ein Mensch, welcher z. B. als Soldat im Kriege in seiner Pflichterfüllung sittlich hoch steht, wird vielleicht im Familienleben große Charakterfehler zeigen, und umgekehrt. Daher auch die mangelhafte sittliche Selbstkenntniß der meisten Menschen. Wer hätte im wechselvollen Leben nicht Handlungen begangen, die er von sich nicht erwartet, sich nicht zugetraut hätte!

6. Ob Hilfe in dem Kampfe.

Aus dem schweren Kampfe selbst erklärt sich auch die eigenthümliche Erscheinung, daß nicht selten die Menschen, durch das endlose Ringen und Kämpfen fast zur Verzweiflung gebracht, dasselbe dadurch auf ein geringeres Maß zu beschränken suchten, daß sie sich einer göttlichen oder menschlichen Autorität blind unterwarfen und so dieser einen Theil ihrer Freiheit, ihrer Verantwortlichkeit für ihr Handeln zu übertragen hofften. Vergebliches Hoffen! Wohl darf und soll der Mensch sich jeder Autorität als solcher unterwerfen, aber nicht blind, nicht so, daß er auch nur den kleinsten Theil seiner sittlichen Freiheit an sie verlöre: er behält diese, auch wider seinen Willen, ganz und voll. Denn wenn der Mensch auch nicht, wie oft geschieht, zwischen zwei oder mehreren einander widerstreitenden Autoritäten selbst zu wählen hat, so widerstreiten sich doch oft die Auslegungen der Gebote einer und derselben Autorität, und der Mensch muß unter diesen Auslegungen wählen: jede Wahl aber ist ein Kampf, ein sittlich freier Kampf.

XV. Die fördernde Erziehung.

Der Böse ist der Fürst der Finsterniß genannt:
Von je ist Geisteslicht als Tugendquell erkannt.

Wenn die Aufgabe der Erziehung die ist, daß der Mensch zur möglichsten Harmonie mit sich selbst, zum höchsten Maß der sittlichen Freiheit herangebildet werde, welche praktische Regeln ergeben sich aus dieser Erziehungsaufgabe?

Erste allgemeine Regel. Vor Allem sollen die inneren Sinne in ihrer Gesammtheit, in ihrem harmonischen Zusammenwirken zum möglichst höchsten Maß der Entwickelung gebracht werden, damit der Mensch dem Kampf der sittlichen Freiheit so wohl als möglich ausgerüstet entgegengehe. Die Erziehung soll also eine möglichst allseitig fördernde, entwickelnde, nicht eine hemmende, beschränkende sein. Diese Regel ist besonders in unserer Zeit von großem Gewicht: denn die heutige Menschenwelt hat durch die Naturwissenschaften, die Eisenbahnen, die Gewerbsthätigkeit, die Zeitungen und Volksbücher ꝛc. eine außerordentlich große Umwandlung erfahren und ist noch in dieser begriffen: sie ist die Zeit der Aufklärung. Man hat darüber gestritten und kann streiten, ob die Menschen durch diese Aufklärung, wie sie beschaffen ist, sittlicher geworden sind, oder nicht. Die richtige Antwort auf diese Frage möchte die sein, daß die heutige Menschheit in manchen Beziehungen Fortschritte, in manchen andern Rückschritte in der Sittlichkeit gemacht hat. (Z. B. Fortschritte in der allgemeinen Menschlichkeit, Rückschritte in der sittlichen Einfachheit und Genügsamkeit, durch die gesteigerte Zerstreuungs- und Vergnügungssucht.) Allein wenn wir auch diese Frage unentschieden lassen, oder wenn wir sogar einen allgemeinen Rückschritt der heutigen Menschheit in der Sittlichkeit annehmen wollten, so folgt daraus für die Erziehung keineswegs, — was manche Erzieher daraus haben folgern wollen, — daß die Erziehung eine hemmende, beschränkende sein solle, damit die Menschheit von der falschen Aufklärung wieder zu der früheren Sittlichkeit zurückgeführt werde. Nichts weniger! Nicht deswegen sind ja die Menschen jetzt (in einigen Beziehungen) weniger sittlich, weil die Erziehung eine allzu aufklärende geworden, zu schnell oder zu weit vorgeschritten, sondern im Gegentheil, weil die Erziehung gegen die mächtig fortschreitende Vielseitigkeit des Lebens zu weit zurückgeblieben, weil die Aufklärung keine genügende ist. Die neue Zeit ist der Menschheit gleichsam über den Kopf gewachsen: diese unterliegt nur allzuoft in dem sittlichen Kampfe mit ihr, weil sie dafür nicht gerüstet genug ist, weil das große Leben die Menschen unvorbereitet und unreif aus der Hand der

einseitigen, mangelhaften Erziehung empfängt. Die Forderungen unserer Zeit an die Erziehung sind daher groß und dringend und unter diesen Forderungen ist die erste die, daß die Erziehung eine wahrhaft aufklärende, d. h. eine möglichst vielseitige, fördernde, entwickelnde sei. Erst dann wird die Aufklärung der Zeit, wie sie ihrem Wesen nach soll, auch eine allgemeine Steigerung der sittlichen Freiheit der Menschen werden.

XVI. Die Erziehung zur Menschlichkeit.

Deine Naturen, o Mensch, sind zwei: des Thiers und des Menschen; Einer nur ist dein Beruf: stets sei und überall Mensch.

1. Der Lebensberuf des Menschen.

Eine zweite allgemeine Regel, welche sich aus der von uns erkannten Erziehungsaufgabe ergiebt, ist die, daß die höheren menschlichen Sinne des Menschen zur Herrschaft über die niederen thierischen befähigt werden sollen. Obgleich nämlich die Verhältnisse, in welchen der zu erziehende Mensch einst leben wird, oder sein ihm vom Schicksal bestimmter Lebensberuf, theils uns nicht bekannt, theils dem Wechsel unterworfen sind, so sind doch in einer Beziehung die Lebensverhältnisse, der Lebensberuf des Menschen uns ebenso bestimmt bekannt, als von allem Wechsel ausgeschlossen: es ist der Lebensberuf des Menschen, Mensch zu sein. Der Mensch ist aber dadurch ein Mensch, ein sittlich freies Wesen, daß er neben den niederen thierischen Sinnen die höheren menschlichen Sinne besitzt, und das Maß seiner sittlichen Freiheit steht mit der Kraft im Verhältniß, womit seine höheren menschlichen Sinne seine niederen thierischen leiten und beherrschen.

2. Das niedere und das höhere Leben.

Das Leben des Menschen ist theils ein niederes, thierisches, theils ein höheres, menschliches. Ein niederes ist es immer, ein höheres ist es nicht immer. Denn die niederen Sinne des Menschen werden jedenfalls und immer durch das Leben angeregt

und geübt. Durch Tausende immerwiederkehrender Begegnisse des täglichen Lebens wird der Mensch zum Widerstandleisten und Kämpfen, zum Schaffen oder Zerstören, zum Verheimlichen, zum Erwerben ꝛc. angeregt, darin geübt. Die höheren Sinne dagegen, die Gewissenhaftigkeit, die Verehrung oder Religiosität, das Wohlwollen ꝛc. können wohl, aber sie müssen nicht vom Leben angeregt und geübt werden: sie werden es dann, wenn das umgebende Leben ein höheres und sie werden es nicht, wenn dasselbe ein niederes ist. Viele Menschen leben weniger ein höheres, menschliches, mehr ein niederes sittlich unfreies Leben. Wenn daher das zu erziehende Kind mit Menschen dieser Art zusammenlebt, so werden seine höheren Sinne nicht angeregt und geübt.

3. Das erziehende Leben.

Hieraus ergiebt sich selbstverständlich die Aufgabe, das Kind mit sittlich möglichst hochstehenden Menschen zusammenleben, oder, was dasselbe ist, von ihnen erziehen zu lassen. Denn das erziehende Leben und die eigentliche Erziehung sind eines und dasselbe. Es giebt keine andere Erziehung, als das erziehende Leben, und es giebt kein Leben, welches für den zu erziehenden Menschen nicht Erziehung ist. Jeder Mensch, ob er dieses will oder nicht, jedes Kind, ob es dieses weiß oder nicht, ist für seinen zu erziehenden Mitmenschen ein Erzieher. Dieses erziehende Leben kann entweder ein zufälliges, oder ein für den Zweck gewähltes sein, welches letztere dann Erziehung genannt wird. An sich ist es ganz gleichgiltig, ob die Erziehung von der einen oder der andern Art sei. Oft kann die zufällige Erziehung eine gute, die (unweise) gewählte eine schlechte sein.

4. Die geistige Geburtsverschiedenheit der Kinder.

Die Erziehung darf, wie sich versteht, mehr dem Zufall überlassen bleiben, oder muß mehr eine weise gewählte sein, je nach der angeborenen Geistesbeschaffenheit des zu erziehenden Kindes. Ein Kind, bei welchem die sämmtlichen höheren Sinne von Geburt in vorragendem, die sämmtlichen niederen in untergeordnetem

Maße vorhanden sind, wird fast bei jeder Erziehung, fast unter jeder Umgebung zu einem sittlich hoch oder ziemlich hochstehenden Menschen heranwachsen. Es giebt solche besonders günstige Geistesbildungen, solche unter fast allen Verhältnissen sich selbst erziehende Kinder, aber sie sind selten. Kinder, deren Geistesbildung eine gemischte genannt werden kann, wo im Ganzen die höheren Sinne vor den niederen vorragen, aber einer oder der andere der ersteren sehr schwach, einer oder der andere der letzteren sehr stark ist, sind mit Sorgfalt, durch weise Wahl der Umgebung zu erziehen. Die Schwäche eines einzigen der höheren Sinne, die vorragende Stärke eines einzigen der niederen kann den Menschen auf der Stufenleiter der sittlichen Freiheit um viele Stufen herabziehen. Ist die Geistesbildung des Kindes eine entschieden ungünstige, indem die niederen Sinne im Ganzen vor den höheren vorragen, so ist die Erziehung von der frühesten Kindheit an mit der höchsten Sorgfalt zu überwachen, damit der Mensch wenigstens die Stufe der sittlichen Freiheit erreiche, daß er ein Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein nicht unwerth befunden werde. Keines Menschen angeborene Geistesbildung ist eine so niedere, daß er nicht wenigstens bis zu diesem Maß der sittlichen Freiheit erzogen werden könnte. Wohl ist der eine Mensch von Geburt menschlicher, sittlich höher stehend, der andere thierischer, sittlich niederer stehend, aber doch giebt es keine geborenen, sondern nur gewordene, erzogene schlechte Menschen, Verbrecher.

XVII. Die Leidenschaft.

Leidenschaft
Leiden schafft,
Thatenkraft
Freuden schafft.

1. Was ist Leidenschaft?

Eine dritte allgemeine Regel endlich, welche sich aus unserer Erziehungsaufgabe ergiebt, ist die, daß die Erziehung dem Entstehen von Leidenschaften im Menschen entgegenwirken

und vorbeugen soll. Der Mensch ist zur Thätigkeit geschaffen, die sämmtlichen Sinne sind nur insofern Geisteskräfte, als sie thätig sind. Die sittliche Freiheit des Menschen beruht auf der freien, ungehemmten Thätigkeit seiner sämmtlichen Geisteskräfte. Die Leidenschaft dagegen ist, wie schon das Wort andeutet, das Gegentheil der Thätigkeit, ist ein Zustand des Leidens. Die Leidenschaft ist derjenige Zustand des menschlichen Geistes, wo nicht mehr die sämmtlichen Geisteskräfte in Harmonie zusammenwirken, sondern wo eine oder einige dieser Kräfte durch ihre maßlose Thätigkeit alle übrigen überwältigen und beherrschen. Der Zustand der Leidenschaft ist daher das Gegentheil der sittlichen Freiheit.

2. Die Verschiedenheit der Leidenschaften.

Da jede Geisteskraft zu maßloser Thätigkeit ausarten kann, so giebt es so viele und im Wesen verschiedene Leidenschaften, als Geisteskräfte. Doch bezeichnet die Sprache nicht alles das, was äußerste Thätigkeit einer Geisteskraft ist, mit dem Worte Leidenschaft. Gewöhnlich wird nur die äußerste Thätigkeit der meisten niederen Sinne und einiger „Gemüthssinne" (des Ipsotal und Ambital) Leidenschaft genannt. Man sagt: die Leidenschaft der Geschlechtsliebe, der Streitsucht, der Zerstörungssucht oder der Heftigkeit, der Habsucht oder des Geizes, des Stolzes oder Hochmuths, der Gefallsucht oder des Ehrgeizes. Aber man spricht nicht von der Leidenschaft des Rechtsgefühls oder der Gewissenhaftigkeit, der Verehrung oder Religiosität, der Hoffnung, des Wohlwollens, der Idealität. Von der überwältigenden Thätigkeit dieser höheren Sinne gebraucht man gewöhnlich die Worte: Begeisterung, Schwärmerei ꝛc. Eben so selten wird das Wort Leidenschaft von der höchsten Thätigkeit der Verstandessinne oder Talente gebraucht; man spricht hier vielmehr von Genie, Phantasie, z. B. des Malers, Musikers, Rechners, Mechanikers ꝛc.

3. Einfache und zusammengesetzte Leidenschaften.

Die Leidenschaft kann eine einfache oder zusammengesetzte sein, jenachdem ein oder einige Sinne durch ihre übermäßige

Thätigkeit die übrigen bewältigen. Die Streitsucht kann aus übermäßiger Thätigkeit des Oppositat allein, oder des Oppositat und Ipsotat (Rechthaberei), oder des Oppositat und Firmitat (Eigensinn) hervorgehen. Der Geiz kann auf der übermäßigen Thätigkeit des Acquisitat allein, oder zugleich des Cautat beruhen. Der Neid ist zusammengesetzt aus der das Bonitat überwältigenden Thätigkeit des Ipsotat (Egoismus) und zugleich der des Acquisitat, des Ambitat ꝛc. — jenachdem Geld und Gut oder Ruhm und Anerkennung der Gegenstand des Neides ist. Ebenso ist die Eifersucht (eine andere Form des Neides) eine verschiedene, jenachdem sie eine Eifersucht der Geschlechtsliebe, der Freundschaft ꝛc. ist. Auch die übermäßige Thätigkeit derjenigen Sinne, welche sonst nicht Leidenschaft heißt, wird dann so genannt, wenn zu dieser Thätigkeit noch die eines oder einiger niederen Sinne hinzukommt. So kann man z. B. von einer Leidenschaft der Religiosität sprechen, wenn mit einer übermäßigen Thätigkeit des Veneratat noch die des Oppositat oder die des Actitat sich verbindet.

4. Was heißt Leidenschaft?

Es ist keine Unfolgerichtigkeit der Sprache, daß die übermäßige Thätigkeit nur *einiger* Sinne, hauptsächlich der niederen, Leidenschaft *genannt* wird. Das Wesen der Leidenschaft ist die Beeinträchtigung der sittlichen Freiheit. Diese Beeinträchtigung ist aber bei den verschiedenen Sinnen verschieden, sie ist sehr bedeutend bei den niederen Sinnen und findet nicht statt oder ist weit geringer bei den Gemüths- und den Verstandessinnen. Das Wort Leidenschaft wird daher nicht einseitig von der Thätigkeit der niederen Sinne *als solcher* gebraucht, sondern ganz allgemein von der Thätigkeit *aller* Sinne, wenn und soweit dadurch die sittliche Freiheit beeinträchtigt ist. So wird das Wort Leidenschaft von der Thätigkeit der thierischen Sinne bei den Thieren selbst niemals gebraucht, weil bei den Thieren von sittlicher Freiheit nicht die Rede sein kann. Andererseits wird das Wort ganz ebensowohl von den Gemüths- oder Verstandessinnen dann gebraucht, wenn durch deren überwältigende Thätigkeit die sittliche Freiheit gefährdet erscheint. Man spricht nicht wohl von einer

Leidenschaft der Gewissenhaftigkeit, der Religiosität, des Wohlwollens ꝛc., weil diese Geistesthätigkeiten innerhalb der sittlichen Freiheit sehr groß sein können. Wenn aber z. B. die Wohlthätigkeit eines Menschen Maß und Vernunft überschreitet, so kann man von ihm sagen, sie sei bei ihm eine Leidenschaft. Man spricht beim Maler, beim Musiker ꝛc. nicht von einer Leidenschaft der Malerei, der Musik, weil die äußerste Thätigkeit dieser Sinne in den entsprechenden Berufsarten sogar eine geforderte ist: allein man kann z. B. vom Kaufmann sagen, er treibe mit Leidenschaft die Malerei, wenn und sobald er dadurch seine Pflichterfüllung, seinen Beruf als Kaufmann vernachlässigt.

5. Beherrschte Leidenschaft ist keine Leidenschaft.

Eine Leidenschaft als solche ist niemals angeboren, sondern erworben und anerzogen. Wohl kann durch ein angebornes großes Maß eines Sinnes die Anlage zu einer Leidenschaft angeboren sein, aber es ist die Aufgabe der Erziehung, und es steht in ihrer Macht, zu verhüten, daß diese Anlage zur Leidenschaft werde. Sehr oft ist das größte Maß und die stärkste Thätigkeit eines (niederen) Sinnes vorhanden, ohne daß darum diese Thätigkeit die aller übrigen Sinne überwältigt und beherrscht, d. i. ohne daß sie Leidenschaft ist. Denn nicht schon das, wie sich versteht, ist Leidenschaft, daß ein starker Sinn zu starker Thätigkeit bei entsprechender Veranlassung augenblicklich angeregt wird, — diese Anregung ist naturgemäß und findet immer statt —, sondern erst das ist Leidenschaft, wenn der Mensch durch eine solche Anregung zu Handlungen veranlaßt oder in dauernde Gemüthsstimmungen versetzt wird, welche mit seinen Gesammtsinnen in ihrer Harmonie (mit seinen höheren Denkkräften und Gemüthssinnen) im Widerspruch stehen. Wer seine Streitlust, seine Begierde zu haben, seinen Stolz ꝛc. — seien auch diese Thätigkeiten noch so mächtig — beherrscht und sie in den richtigen, vernünftigen Schranken hält, bei dem ist die Leidenschaft der Streitsucht, der Habsucht, des Hochmuths nicht vorhanden.

XVIII. Erziehungsmittel gegen die Leidenschaft.

Das Erste und Letzte am Menschen ist Thätigkeit.
Goethe.

1. Gesundheit und Körperkraft.

Um der Entstehung von Leidenschaften vorzubeugen, hat die Erziehung vor Allem auf die Gesundheit und Kraft des Körpers (des Gehirns) Bedacht zu nehmen. In einem körperlich gesunden und kräftigen Menschen bildet sich viel weniger leicht eine Leidenschaft aus, als in einem körperlich schwächlichen und reizbaren. Denn wie der kränkliche Körper als solcher leicht den schädlichen Eindrücken unterliegt, leicht erkrankt, so der Körper als Geistesorgan, das Gehirn. Wohl ist die Leidenschaft noch keine Geistes- (oder Gehirn-) Krankheit (kein Irr- oder Wahnsinn), aber sie nähert sich dieser, sie ist Geisteskränklichkeit. Die Krankheit, das Leiden des Geistes, die einem Fieber oder einer Entzündung zu vergleichende auflodernde Thätigkeit eines Einzelsinnes, stellt sich bei jeder Veranlassung ein. Man hat daher die Leidenschaft einen vorübergehenden (acuten) Wahnsinn genannt. Daher ist auch die Leidenschaft dann doppelt gefährlich und verderblich, wenn auch sie ihrerseits, wie z. B. die Leidenschaft des Generatal, die Gesundheit und Kraft des Körpers untergräbt. Als allgemeines Vorbeugungsmittel gegen die Leidenschaft, oder als Heilmittel stellt sich aus diesen Gründen die möglichst umfassende Uebung und Stärkung des Körpers, oder, um das hauptsächlichste Mittel dieser Uebung und Stärkung zu nennen, das Turnen dar. Die Herrschaft des Menschen über seinen Körper und die über seinen Geist sind, weil das Geistesorgan ein Theil des Körpers ist, im Wesen nicht getrennt. Beide fallen auch im innersten Gefühl des Menschen in Eins zusammen. In gleichem Maße daher, wie durch das Turnen das Bewußtsein der Herrschaft des Menschen über seinen Körper, so wird dadurch das Bewußtsein seiner Herrschaft über seinen Geist gesteigert. Hier finden Schiller's Worte eine Stelle:

Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.

Da die umfassendste und vollendetste Sättigung der Kraft im Turnen erreicht wird, so ist dieses das erste und mächtigste Mittel der Selbstbeherrschung, der sittlichen Freiheit. Die Anmuth, von welcher Schiller spricht, ist eben die Anmuth des Maßes und der Harmonie im Menschen nach innen und außen, die Anmuth der Sitte in der vollsten Bedeutung des Wortes.

2. Die Arbeit.

Ein weiteres Verhütungs- oder Heilmittel der Leidenschaft ist die Gewöhnung des Menschen zur geregelten Thätigkeit, zur Arbeit. Wie nach dem wahren Worte die Unthätigkeit, der Müßiggang, der Laster und Leidenschaften Anfang ist, so ist die Arbeit die Bedingung oder die Grundlage der sittlichen Freiheit, der Harmonie des Menschen mit sich und der Außenwelt. Die ganze Welt ist eine lebendige, ununterbrochen thätige, und auch der Mensch, weil er lebt, ist zur Thätigkeit geschaffen, genöthigt. Diese nothwendige Thätigkeit des Menschen ist entweder eine höhere (menschliche) oder eine niedere (thierische). Die höhere geregelte Thätigkeit, in welcher alle Sinne des Menschen harmonisch zusammenwirken, ist Arbeit; die niedere ungeregelte Thätigkeit, wo die Harmonie aller Sinne des Menschen fehlt, ist die Thätigkeit der Leidenschaften, der Laster. (Die leidenschaftslose Trägheit, wenn sie gefunden wird, ist Krankheit, geistiger Tod, und in dieser Weise das Gegentheil der Harmonie des Menschen mit der lebendigen Außenwelt.) Nur in der Arbeit und durch sie kann sich der Mensch in Harmonie mit sich selbst und der Außenwelt, kann er sich als Mensch an seiner Stelle, in seiner Würde fühlen nur in der Arbeit erfreut sich der Mensch seines Menschenthums, seiner sittlichen Freiheit, so wie er andrerseits in der Leidenschaft sich seiner Menschenstellung unwürdig fühlt. Man kann daher die Arbeit die That der sittlichen Freiheit oder die thatsächliche sittliche Freiheit nennen. Es versteht sich, daß hier unter dem Worte Arbeit die menschlich lebendige, „freiwillige" Arbeit (die Thätigkeit des „freien Willens") verstanden ist. Die Sklavenarbeit *als solche* ist für den Sklaven eine todte Arbeit, seine sittliche Freiheit ist ihm durch dieselbe nicht

bethätigt, sondern, so weit es möglich ist, verkürzt, genommen.

3. Die Bildung.

Endlich ist als wichtiges Verhütungsmittel der Leidenschaften die geistige Bildung zu nennen. Schon die Geschichte der Verbrechen und der Verbrecher zeigt, daß, je ungebildeter und unwissender der Mensch ist, je mehr er sich dem Geisteszustande des Thieres nähert, er desto leichter seinen vorherrschenden Sinnen unterliegt. Da jedoch eine umfassendere Geistesbildung den meisten Menschen nicht zu Theil werden kann, so fragt es sich, welche Geistesbildung als Schutzmittel gegen die Leidenschaften vor allem oder wenigstens gefordert werde, welche für diesen Zweck die wichtigste sei. Die erste Stelle aber nimmt hier in jeder Beziehung die Phrenologie ein, schon weil sie das allgemeinste Bildungsmittel ist. Sie giebt dem Menschen nicht nur über sich selbst Licht, sondern als Mittel- und Vereinigungspunkt der gesammten Naturwissenschaft (als Körper- und als Geisteslehre) erweitert sie seinen Blick nach allen Richtungen hin. Dabei ist sie in ihrer naturgeschichtlichen Anschaulichkeit so leicht verständlich, auch der gewöhnlichsten Fassungskraft zugänglich. Wer daher immer die Menschenkenntniß und Selbstkenntniß besitzt, wie die Phrenologie in ihren umfassenden Charakterbildern sie lehrt, ist nicht länger „ungebildet", seien auch seine übrigen Kenntnisse noch so unbedeutend. Allein noch ungleich wichtiger ist diese Lehre dadurch, daß sie selbst unmittelbar praktische Sittenlehre ist. Die Menschennatur oder das Menschenthum ist nichts anderes, wie wir gesehen haben, als die Sittlichkeit, die sittliche Freiheit. Indem also die Phrenologie dem Menschen im Einzelnen zeigt und nachweist, durch welche Sinne, — Conscientat, Veneratal, Bonitat ꝛc. — er Mensch, sittlich frei, ist, sich über das unfreie Thier erhebt, so spricht sie ihm eben dadurch das Gebot aus, immer weiter auf dieser Stufenleiter der Menschlichkeit, der sittlichen Freiheit, emporzusteigen, immer höher über das Thier sich zu erheben. Dieses Naturgebot der Sittlichkeit, dieser Unterricht der Phrenologie in der sittlichen Freiheit, — in der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit, der Religiosität, der Menschenliebe ꝛc. —

ist von desto größerer Wirksamkeit, als er zugleich in der Lebendigkeit und dem Reichthum der naturgeschichtlichen Thatsachen dem Menschen sein eigenes sittliches Bild wie im Spiegel zeigt, den Menschen unwiderstehlich zur Selbstprüfung und Selbstkenntniß führt. Wenn bisher so viele Menschen, besonders solche, denen andere Bildungsmittel fehlten, ohne Selbstkenntniß und Selbstprüfung nur ein äußeres Leben führten, kaum jemals einen Blick in ihr eigenes Innere warfen, und wenn die hauptsächlichste Ursache der Laster, Leidenschaften, Verbrechen, dieses sich selbst nicht kennende, sittlich gedankenlose Dasein ist, so wird man leicht die Ueberzeugung theilen, daß der Unterricht in der Phrenologie, als einer anschaulichen und thatsächlichen Sittenlehre, wenn er erst ein allgemeiner geworden, die Menschheit auf eine bisher nicht geahnte Stufe der sittlichen Bildung, der sittlichen Freiheit erheben wird.

XIX. Das Glück.

Glück ist Zufriedenheit allein,
Denn es muß in dir selber sein.

Wir haben oben angenommen, daß die verschiedenen möglichen Zwecke der Erziehung — Freude, Glück, Sittlichkeit oder Tugend, Religiosität — sowohl unter sich, als mit dem von der Phrenologie erkannten Erziehungszweck: Harmonie des Menschen mit sich und mit der Außenwelt, in Eins zusammenfallen. Prüfen wir kurz diese Annahme. Was ist Glück? Im Wesen nichts Aeußerliches. Ein Mensch kann alle äußeren Güter der Welt besitzen und unglücklich sein. Das Glück ist wesentlich etwas Innerliches: es ist die Zufriedenheit. Dieses Wort kommt von Friede: die Zufriedenheit ist der Friede, die Harmonie des Menschen mit sich und der Außenwelt, dasselbe, was wir auch als Sittlichkeit oder Tugend erkannt haben. Der Mensch ist der glücklichste, zufriedenste, sittlich freieste, welcher sich der vollkommensten geistigen Gesundheit erfreut, welcher einen klaren Ver-

stand hat, das Richtige zu erkennen, ein warmes Gemüth, das Gute, Edle, Schöne zu fühlen, eine frische Thatkraft, um stets nach seiner Erkenntniß und seinem Gefühl zu handeln. Unglücklich, mit sich unzufrieden, sittlich unfrei ist jener geistig Kränkliche, welchem entweder die gesunde Einsicht fehlt, oder das warme Gemüth, oder die Thatkraft des richtigen Handelns. Und gerade dieses wahre, innere Glück, diese geistige Gesundheit wird dem Menschen hauptsächlich durch die Erziehung entweder zu Theil oder nicht zu Theil. Wohl giebt es auch ein äußeres Glück, welches in der Erfüllung der menschlichen Wünsche von Seiten des Schicksals besteht. Aber dieses Glück ist überall ein unvollkommenes und wechselndes: überall hat das Schicksal dafür gesorgt, daß die Erde nicht der Himmel sei. Die Aufgabe für den Menschen ist eben, daß er trotz der Unvollkommenheiten des äußeren Glückes sein wahres Glück in sich selbst trage, in sich und mit sich zufrieden sei. Auch das erste und vorzüglichste äußere Glück, daß der Mensch in seinem menschlichen Beruf an seiner Stelle sei, daß er sich nach allen Richtungen seines Geistes und Herzens ausleben könne (s. meinen „Katechismus der Phrenologie", 6. Aufl. § 71), dieses äußere Glück kann der Mensch am leichtesten durch das innere, durch die geistige Gesundheit und Tüchtigkeit erringen.

XX. Die Religiosität.

Mit dir selbst in Frieden
Und mit deinem Gott —
Ist dein Glück hienieden,
Ist's im sel'gen Tod.

1. Glaube oder Rechtschaffenheit?

Was ist Religiosität? Diese Frage wird oft durch zwei einander entgegengesetzte Ansichten beantwortet. Nach der einen (ultra-orthodoxen) Ansicht kann der Mensch nur allein durch den Glauben, d. i. durch die wahre Andacht und Gottesverehrung, durch das geistige Sichhingeben, Sichzueigengeben an die Gottheit

wahrhaft religiös sein. Diese Ansicht behauptet wohl auch, damit der Glaube, die wahre Andacht im Menschen recht lebendig werde, müsse dieser alle übrigen geistigen Regungen in sich tödten; um Gott zu leben, müsse der Mensch der Welt sterben. Nach der zweiten (ultra-rationalistischen) Ansicht bedarf es zur Religiosität nicht dieses Glaubens, sondern nur der Rechtschaffenheit; der Mensch ist religiös, behauptet diese Ansicht, wenn er nach Gottes Geboten handelt, wenn er Recht thut.

2. Der Glaube und die Rechtschaffenheit.

Wie einseitig sind oft die Menschen in ihrer Streitlust! Wie muß man oft die einfachsten Wahrheiten in der Mitte zwischen zwei streitigen Gegensätzen suchen! Wie leicht war es, zu erkennen, daß keine dieser einseitigen Ansichten die wahre sei, sondern daß nur beide in ihrer Vereinigung die Wahrheit bilden! Der Schöpfer hat dem Menschen den Sinn der Religiosität und neben diesem auch andere Sinne gegeben. Kann es sein Wille sein, daß der Mensch entweder jenen Sinn allein, oder daß er diese Sinne allein gebrauche? Nein, jener Sinn und diese sollen beide im Menschen thätig sein; dies um so mehr, da die beiderlei Sinne sich nicht nur nicht widersprechen, sondern sich vielmehr ergänzen und unterstützen. Es wäre sehr schwer, ja unmöglich, den Sinn der Religiosität in seiner Thätigkeit von den übrigen Sinnen zu trennen. Man denke sich in die Seele eines Menschen, welcher alle übrigen menschlichen Gefühle in sich tödten und *nur* religiös, *nur* andächtig sein wollte. Fürwahr, das wäre eine gezwungene, eine unnatürliche, gleichsam eine todte Religiosität. Die Religiosität des Menschen dagegen, welcher religiös und *auch* Mensch ist, wird von allen übrigen menschlichen Gefühlen noch gehoben, sie ist eine freudige, eine lebendige, sie ist die wahre Religiosität. Andrerseits kann der Mensch ebenso wenig blos durch Rechtschaffenheit religiös sein. Wenn auch alle übrigen Sinne in ihm thätig, alle übrigen Tugenden in ihm lebendig sind, und es fehlt ihm die Thätigkeit des Sinnes der Religiosität, die wahre Andacht, der Blick nach oben, so fehlt ihm eine wesentliche menschliche Tugend und er ist nicht ganz tugendhaft, nicht religiös.

Auch die Religiosität also besteht in der Harmonie der menschlichen Geistesthätigkeit, eben darin, worin das Glück und die Tugend besteht. (Näheres hierüber s. in meiner Schrift: „Die Ungöttlichkeit des Papstthums und die Kirche der Zukunft" S. 74 ff.)

XXI. Gesetze der Geistesthätigkeit.

Bist du, Erzieher, doch oft ein Bild des hinkenden Boten:
Siehe du kommst, aber, ach! wieder und wieder zu spät.

1. Die beiden Schaffer der Geistesthätigkeit.

Wir haben gesehen, daß der Mensch, wie körperlich, so geistig, die kleine Welt ist, daß die einzelnen inneren Sinne nichts anderes sind, als Wiederholungen oder Spiegelungen der verschiedenen Verhältnisse der großen Außenwelt in der kleinen Innenwelt des Menschengeistes. Jede Thätigkeit eines inneren Sinnes ist also das Ergebniß zweier Schaffer (Factoren), eines bestimmten Verhältnisses der Außenwelt, und der diesem Verhältniß entsprechenden Geisteskraft. Aehnlich so wie bei den äußeren Sinnen. Wie die Thätigkeit des Sehens das Ergebniß des Lichtes außerhalb und der Sehkraft innerhalb des menschlichen Geistes ist, so wird z. B. die Thätigkeit des Oppositat angeregt durch einen Angriff auf die Person oder das Interesse des Menschen, die Thätigkeit des Acquisitat durch die dem Besitz sich darbietenden Werthsachen, die des Cautat durch eine entstehende Gefahr, die des Idealitat durch schöne oder erhabene Dinge oder Handlungen, die des Formitat durch Formen, die des Musicatat durch Musik ꝛc. Diese beiderlei Schaffer reizen sich immer, suchen und finden sich immer; jedoch so sehr sie stets im Wesen (qualitativ) übereinstimmen, so selten ist dies in der Stärke (quantitativ) der Fall. Bei den äußeren Sinnen zwar entsprechen sich gewöhnlich die beiden Schaffer, z. B. Licht und Sehkraft, in der Stärke. Bei den inneren Sinnen dagegen ist bald der äußere Schaffer stärker, als der innere, z. B. der Angriff stärker, als Oppositat, bald der innere stärker als der äußere, Oppositat stärker, als der

Angriff, so daß etwa der Mensch einen Angriff nicht abwartet, sondern selbst angreift. Aus dieser Ungleichheit der beiderlei Schaffer in der Stärke geht, wie wir wissen, das geistige Leben und Streben, der sittliche Kampf des Menschen hervor.

2. Die getrennte Thätigkeit der inneren Sinne.

Als eine wesentliche Eigenschaft der inneren Sinne (wie der äußeren) haben wir deren Trennung und Selbstständigkeit kennen gelernt. Diese Trennung liegt nicht nur der unter sich verschiedenen Stärke der inneren Sinne bei den einzelnen Menschen, also der menschlichen Charakterverschiedenheit zum Grunde, sondern auch der unter sich getrennten Thätigkeit der einzelnen Sinne bei einem und demselben Menschen. So wie die Sehkraft (bei geschlossenem Auge) ruhen und die Hörkraft in Thätigkeit sein kann, oder umgekehrt, so kann bei einem Menschen jeder einzelne Sinn in Thätigkeit und daneben jeder andere in Ruhe sein. Daher die gewöhnliche Erscheinung, daß ein und derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten verschiedenartig geistig thätig sein, gut und böse, vernünftig und leidenschaftlich, menschlich edel und thierisch niedrig handeln kann. Ein Mensch z. B., dessen Actital durch eine Beleidigung auflodert, kann die niedrigsten Ausbrüche des Zornes zeigen, und derselbe Mensch kann zu einer anderen Zeit, indem sein Wohlwollen und Mitleid durch das Unglück eines Mitmenschen angeregt wird, Thaten des Edelmuths und der Uneigennützigkeit thun. Dies sind, wie wir sehen, klar verständliche Geistesthätigkeiten, nicht, wie man so lange ohne die Kenntniß der wahren Natur des menschlichen Geistes meinte, unerklärte und unerklärbare Widersprüche des menschlichen Herzens: dieses so wenig, als wenn der Mensch ohne zu sehen hört, oder wenn er bei ruhendem Fuße die Hand, oder bei ruhender Hand den Fuß bewegt.

3. Die getrennte Entwicklung der inneren Sinne.

Der Wechselreiz, das gegenseitige Sichsuchen und Sichfinden der beiderlei Schaffer der geistigen Thätigkeit des Menschen beginnt natürlich mit dessen Geburt, jedoch nicht gleichmäßig bei

allen Geisteskräften zugleich. Denn die Trennung und Selbstständigkeit der einzelnen inneren Sinne macht sich auch dadurch geltend, daß nicht alle zugleich erwachen oder gleich schnell sich entwickeln. Die niederen, thierischen Sinne kommen früher als die höheren, menschlichen zur Entwicklung. Nutrital, das Gefühl des Bedürfnisses von Speise und Trank, tritt gleich bei der Geburt in voller Thätigkeit auf. Allmälig kommen, einer nach dem andern, die übrigen niederen Sinne zur Entwicklung: Actital (beim Kinde noch „Zerstörungssinn", Sinn der Heftigkeit), Opposital, Amicatal ꝛc.; ebenso — zugleich mit den äußeren Sinnen — Realital, Formital, Factital ꝛc. Etwas später oder langsamer entwickeln sich die Gemüthssinne; noch später und noch langsamer die höheren Denkkräfte (Comparital und Causalital).

4. Die frühe Erziehung.

Hiernach beginnt die geistige Erziehung des Menschen mit dessen Geburt und erreicht sehr bald, schon innerhalb des ersten Lebensjahres, ihre volle und hohe Bedeutung. Wenn auch einige Sinne, wie die höheren Denkkräfte, so frühe noch wenig in der Entwicklung vorgeschritten sind, und an der Geistesthätigkeit nur geringen Antheil nehmen, so sind doch die meisten übrigen Sinne schon sehr thätig und bildsam, ja früher bildsamer, als später. Denn eben weil die Erziehung eine Bildung, die noch nicht ist, schaffen soll, so ist die frühe, die *erste* Erziehung, die wahre. Der Geist (Charakter, Gemüth) kann eine richtige Bildung nicht erst dann erhalten, wenn er schon eine unrichtige erhalten hat, das Kind kann nicht erst dann erzogen werden, wenn es schon verzogen ist. Ueberdies wirken natürlich, je jünger der Geist und sein Organ ist, die äußeren Reize desto mächtiger auf die inneren Sinne ein. Auch trägt das viel *raschere* Heranbilden des Geistes und Wachsen des Gehirns in früher Jugend zur Wichtigkeit der frühen Erziehung bei. In den *reie* drsten Lebensjahren entfaltet sich oder wächst der Geist wohl ebensoviel (was Charakter und Gemüth, nicht was die höheren Denkkräfte betrifft), als in der ganzen übrigen Jugend. Daher können scheinbar unbedeutende Verhältnisse oder Thatsachen hier mächtiger bildend

auf den Geist einwirken, als viel bedeutendere in späteren Jahren.

5. Die allseitige Erziehung.

Da die einzelnen inneren Sinne unter sich getrennt sind, so daß einige thätig sein oder geübt werden können, während andere ruhen und der Uebung entbehren, so löst sich die allgemeine geistige Erziehung gleichsam in so viele einzelne Erziehungen oder Uebungen auf, als es selbstständige innere Sinne giebt. Es ist daher die erste und unerläßlichste Forderung an den Erzieher, daß er, um keine jener Uebungen zu vernachlässigen, um nicht einseitig in der Erziehung zu sein, die inneren Sinne des Menschen kenne. Der Hauptgrund, warum die bisherige Erziehung oft eine so mangelhafte war, ist, daß die Phrenologie, die Lehre von den inneren Sinnen, eine neue Wissenschaft, den meisten Erziehern bisher fremd geblieben war. So lange man von einer Selbstständigkeit der einzelnen Sinne nichts wußte und nur eine einfache Kraft als im menschlichen Geiste vorhanden annahm, so glaubte man und mußte man glauben, daß die Bildung des Verstandes und des Gemüthes im Grunde Eins und dasselbe sei, daß daher der Mensch nur vermittelst seines Verstandes erzogen werden könne und müsse, und vernachlässigte so die Uebung und Bildung der Gemüthssinne oft fast gänzlich. Dieselbe Ansicht war zugleich eine Ursache des großen Irrthums mehr, daß man die hohe Wichtigkeit der frühen und frühesten Erziehung verkannte, da, wie man meinte, das kleine Kind noch nicht den nöthigen Verstand zur Erziehung habe. Ein anderer ähnlicher, ebenso oft gefundener Irrthum ist der, daß man glaubt, der ganze Geist des Menschen bestehe nur aus den äußeren Sinnesthätigkeiten oder gehe nur aus diesen hervor. Von diesem Gesichtspunkte aus ist man zwar auf die frühe Erziehung bedacht, aber man bildet nur die äußeren Sinne und dadurch die ihnen entsprechenden Verstandessinne aus, und die wichtige Bildung des Charakters und des Gemüths bleibt auch hier vernachlässigt.

XXII. Die Handlung.

Selbst ist der Mann! — denn selbst ist die That und selbst ist die Tugend.
Was du zu lehren das Kind? Fragst du noch? — lehr' es das Selbst!

1. Die Selbsterziehung.

Die Menschennatur des Menschen, von welcher die Erziehung nichts wegnehmen und zu welcher sie nichts hinzuthun kann, soll durch sie die möglichst vollständige Entwicklung erhalten. Diese Entwicklung geschieht durch die möglichst zweckmäßige Thätigkeit (Uebung) der sämmtlichen Geisteskräfte. Alle geistige Thätigkeit hat, wie wir wissen, zwei Schaffer, die Einwirkung der Außenwelt auf die Sinne, und die Gegenwirkung der Sinne auf diese Einwirkung. Die Einwirkung ist das Mittel, welches dem Erzieher zu Gebote steht, um die Gegenwirkung, seinen Zweck, hervorzurufen. Die ganze Erziehung selbst besteht in dieser Gegenwirkung. Wir können, um uns diese wichtige Wahrheit noch besser zu veranschaulichen, die Erziehung mit der Heilung vergleichen. Wie unmittelbar nicht der Arzt, nicht die Arznei heilt, sondern die Lebenskraft selbst, indem sie, durch die Arznei angeregt, in Gegenwirkung gegen die Krankheit tritt, so erzieht unmittelbar nicht der Erzieher, nicht die Einwirkung der Außenwelt, sondern der Geist sich selbst, indem er der Einwirkung entgegentritt.

2. Die Gesammtwirkung der Geisteskräfte.

Die Sinnesthätigkeit ist doppelter Art. Die inneren Sinne sind theils nach außen, nach den äußeren Einwirkungen hin thätig, theils nach innen, indem jeder Sinn in seiner Thätigkeit auf die ihm verwandten Sinne einwirkt, und diese wieder auf die Einwirkung zurückwirken. Da der menschliche Geist ein lebendiges und harmonisches Ganzes ist und sein soll, so soll jeder Sinn möglichst wenig abgeschlossen für sich, sondern er soll möglichst in Verbindung und in Harmonie mit den übrigen Sinnen thätig sein. Diese naturgemäße Gesammtwirkung der Geisteskräfte ist das, was wir Handlung nennen. (Dieses Wort in

der weitesten Bedeutung genommen, wonach auch jede zum Abschluß gekommene Geistesstimmung oder Gesinnung Handlung ist.)

3. Die Handlung ist Mittel und Zweck.

Da die harmonische und naturgemäße Thätigkeit oder Uebung der sämmtlichen Geisteskräfte nur im Handeln besteht, so ist das einzige Mittel der Erziehung, das Kind *sich im Handeln üben zu lassen*. Und die Handlung ist nicht nur das einzige *Mittel* der Erziehung, sondern auch der einzige Zweck, das einzige Ziel derselben. Denn dieses Ziel besteht, wie wir wissen, eben in der harmonischen Thätigkeit aller Sinne. Die Erziehungslehre läßt sich daher in diese zwei Worte zusammenfassen: der Zweck der Erziehung ist, daß der Mensch richtig (d. i. naturgemäß oder harmonisch oder sittlich frei) handeln lerne; das einzige Mittel zu diesem Zweck ist, daß der zu erziehende Mensch sich in diesem richtigen Handeln übe.

4. Einseitige Erziehung.

Die ausgesprochene Wahrheit ist so klar, daß sie sich von selbst zu verstehen scheint. Allein man erkennt und befolgt allgemein die in dieser Wahrheit für die Erziehung gegebene Vorschrift nur in gewissen *einzelnen* Beziehungen. Um z. B. dem Kinde die Kunst des Schreibens oder des Singens zu lehren, läßt man es sich in diesen Künsten üben; man weiß, daß dies das einzige Mittel ist, dieselben zu erlernen. Wohl macht das Kind anfangs viele Fehler, aber man hält diese, wie sie es sind, für unvermeidlich: denn damit das Kind irgend eine Kraft gebrauchen lerne, muß es erst diese Kraft durch den Gebrauch kennen lernen, sie in seine Gewalt bekommen. Die gemachten Fehler sind nichts anderes, als noch ungeregelte Thätigkeiten dieser Kraft: dieselbe bleibt entweder hinter dem erforderten Maß der Thätigkeit zurück, oder, gewöhnlicher, die noch ungezügelte, lebendige Kraft überschreitet dieses Maß und schwankt überdies allenthalben seitwärts von der Regel ab. Die Striche sind zu stark und ungleich, die Töne roh, unsicher ꝛc. Allein diese richtige Erkenntniß in gewissen einzelnen Punkten der Erziehung erstreckte sich nicht

auf das große Ganze, die Hauptsache der Erziehung. Die Erziehung war gewöhnlich eine einseitige und mußte es sein, weil man die verschiedenen einzelnen Geisteskräfte nicht kannte, also ihre allseitige oder Gesammtwirkung nicht ins Auge fassen konnte. Weil man z. B. Verstand, Charakter, Gemüth für zuletzt Eins und dasselbe hielt, so meinte man, den Charakter, das Gemüth schon durch und mit dem Verstand zu bilden. Die Erziehung glich so — da die Verstandessinne sich zu den übrigen Sinnen etwa verhalten wie die Theorie zur Praxis — der Ausbildung eines Künstlers, welchem man die Theorie, aber nicht die Praxis seiner Kunst gelehrt, eines Malers z. B., welchem man aufs beste gesagt und gezeigt, wie man malen müsse, vor dessen Augen man die Farben gemischt, welchem man den Stift und den Pinsel in die Hand gegeben und die Hand geführt hätte, ohne daß dieser jemals selbst und selbstständig sich im Malen versuchte. Welch ein Künstler! Wenn er selbst seine Kunst zu üben beginnt, welche große und kindische Fehler wird er in der Zusammensetzung, in den Formenverhältnissen, in der Farbenmischung machen!

5. Wissen und Können.

Wenn man einem Menschen die große Kunst des Lebens, die Kunst zu handeln, in der beschriebenen Weise gelehrt, ist es ein Wunder, wenn er trotz alles Wissens, wie er handeln soll, doch die Kunst zu handeln nicht versteht! wenn er trotzdem, daß sein Fuß, so lange er geführt wurde, niemals strauchelte, dann, wenn er allein gehen soll, allenthalben und gerade an den gefährlichsten Stellen anstößt und vom rechten Wege abirrt? Man kann daher den Fortschritt von der bisherigen einseitigen Erziehung, hervorgegangen aus der mangelhaften Kenntniß der menschlichen Geistesnatur, zu der umfassenden oder allseitigen Erziehung, wie sie als ein praktischer Theil der Phrenologie sich darstellt, unter andern als einen Fortschritt vom (einseitigen) Wissen zum (allseitigen) Können bezeichnen. Die bisherige Erziehung war eine Erziehung zum Wissen, die Erziehung der Zukunft wird eine Erziehung zum Können sein. Das Wissen aber

ist Wenig, das Können ist Viel, — das Wissen ist dem Menschen von Anderen gelehrt, ist geliehenes Gut, das Können ist vom Menschen selbst gelernt, sein Eigenthum, — das Wissen ist der Diener, das Können der Herr, — das Wissen ist Schwäche, das Können Stärke, — das Wissen kann das Laster sein, nur das Können ist die Tugend, — das Wissen kann der Tod sein, nur das Können ist das Leben.

XXIII. Die Freiheit der Handlung.

Das Kind mag immer kindisch handeln,
So kindisch, wie das Kind es kann:
So wird das Kind zum Mann sich wandeln, —
Ein rechtes Kind, ein rechter Mann.

1. Die eigene Erfahrung.

Die Uebung in der Kunst zu handeln, der schwierigsten unter allen Künsten, muß auch am frühesten beginnen. Die Geisteskraft — wie die Körperkraft — muß früh sich „sättigen", damit sie früh zum Maß, zur Harmonie, zur „Anmuth" zurückkehre. Die Geistesthätigkeit des Kindes sei daher von ihrem ersten Erwachen an nach allen Seiten hin möglichst frei, unbeschränkt: man lasse das Kind selbst handeln, gebiete oder verbiete ihm so wenig als möglich, wenn nicht ein besonderer und dringender Grund für das Gegentheil spricht. Ist eine Leitung nöthig, so lasse man sie das Kind nicht fühlen, es *glaube*, selbstständig zu handeln. Wohl handelt das Kind kindisch thöricht, aber soll es männlich weise handeln? Ist nicht die eigene Erfahrung die beste, ja die einzige wahre Lehrmeisterin des Lebens? Man nehme doch dem Kinde nicht diese Lehrmeisterin, zumal da sie vom Kinde keinen, vom Jüngling, vom Manne einen allzu hohen Lehrpreis fordert. Die Unbesonnenheiten und Thorheiten des Kindes sind unschädlich, weil sie natürlich sind, weil diese Jahre die Lehrjahre in der Kunst des Kraftgebrauchens, des Handelns sind. Hat aber der Jüngling, der Mann diese Kunst noch nicht erlernt, bedarf es für ihn zur Selbst- und Lebenskenntniß, zur Sättigung

und Regelung der Kraft erst noch der unbesonnenen und thörichten Handlungen, welche ins Kindes- und Knabenalter gehören, so hängen sich hieran schwere und üble Folgen, ungerechnet, daß die versäumte Lehrzeit kaum nachgeholt, die Kunst des selbstständigen Handelns nur schwer noch vom Manne erlernt wird.

2. Der Charakter.

Noch ein anderer Grund kommt hinzu. Je größer die Kraft des Geistes, des Charakters ist, desto mehr macht sie sich schon beim Kinde, nach Sättigung drängend, auf naturgemäße, kindische Weise, in Handlungen der Unbesonnenheit und des Muthwillens geltend — trotz zahlreicher Gebote und Verbote, ja zum Theil gerade in Folge derselben. (Ipsotal, Oppositat.) Durch solche Gebote und Verbote wird daher das Kind veranlaßt, seine an sich harmlosen Handlungen für unerlaubt, für böse zu halten, und wird so seines kostbarsten sittlichen Gutes, seines reinen Gewissens, schon früh beraubt. Diesem Verlust folgen unmittelbar andere nach. Das Kind sucht seine Handlungen zu verbergen: seine Aufrichtigkeit, seine Wahrhaftigkeit gehen verloren. Es muß bestraft, wiederholt bestraft werden, und es schwindet mit der steigenden Furcht vor dem Erzieher die Liebe, das Vertrauen zu ihm ꝛc. So nimmt die ganze Geistesthätigkeit die falsche Richtung, sie wird eine niedere, statt eine höhere zu werden. Es ist der Zweck der Erziehung, daß die niederen Sinne, Oppositat, Actitat, Secretat ꝛc., welche durch ihre vorragende Entwicklung beim Kinde der kindischen Kraft und Thätigkeit zum Grund liegen, so früh als möglich unter die Leitung der höheren Sinne, Conscientat, Veneratat, Bonitat ꝛc., treten. Und dies geschieht, wenn das Kind offen und frei, in Freude und Liebe, in Unschuld und Vertrauen seine kindische Kraft zu handeln unter den Augen des Erziehers versucht, welcher gleichsam die Thätigkeit der höheren Sinne beim Kinde, soweit diese noch fehlt, ersetzt und vertritt, und so das Kind durch die ungeregelte, unverstandene zur geregelten, verstandenen Kraft, zur freien Sitte, hinleitet. Anders bei jener hemmenden Erziehungsweise des Gebietens und Verbietens, Verweisens und Strafens. Hier geht zugleich mit dem

Zweck der Erziehung auch die Möglichkeit der nothwendigen Aufsicht über die Handlungen des Kindes verloren. Und so werden nicht selten gerade die tüchtigsten Geister, deren sprudelnde Kraft bei einer richtigen Leitung den Vorzug und das Glück des Menschen begründet hätte, durch eine falsche Erziehung gebeugt, mißleitet, verderbt. Ist im andern Fall der Geist des Kindes ein minder kräftiger, so wird durch die gedachte Erziehungsweise die Selbstständigkeit schon im Kinde oder im Knaben erdrückt, deren Erwachen gehindert; es tritt niemals, weder früher noch später, eine Zeit der selbstständigen Kraftäußerung, ein Bedürfniß der Kraftsättigung ein, eben weil die Kraft fehlt. Die Folge ist die gleiche: Schwäche, Unselbstständigkeit, Mangel an Thatkraft. Fürwahr, eine höhere, sittliche Kraft thäte der Menschheit noth, besonders in unserer Zeit, da mit der so weit vorgeschrittenen Bildung des Verstandes keineswegs auch die sittliche Bildung gleichen Schritt gehalten. Der Charakter ist's, der allenthalben fehlt. Man blicke ins Leben: nicht schlecht, nicht böse sind die Menschen, sie sind es nicht und sind es nie gewesen, aber sie sind schwach, unselbstständig. Sie wollen nicht das Schlechte, das Niedrige, aber sie geben ihm nach, weil sie darüber zu herrschen nicht die Kraft haben. Untugend, Laster, Sünde — es ist Schwäche!

XXIV. Die Bildung des Gemüths.

Wer die Liebe des Kindes durch Liebe geweckt,
Der hat der Erziehung Geheimniß entdeckt.

1. Die vielfache Erziehung.

Die menschliche Geistesthätigkeit ist immer eine mehr oder weniger *allgemeine*, insofern jede Einwirkung der Außenwelt auch nur auf einen *einzelnen* Sinn nicht blos diesen zur Gegenwirkung anregt, sondern durch die Wechselwirkung dieses Sinnes mit den ihm verwandten den Geist im Allgemeinen in Thätigkeit bringt. Dieser allgemeinen Geistesthätigkeit gegenüber ist auch die Aufgabe der Erziehung eine allgemeine, es ist diejenige, von welcher wir bisher gesprochen. Allein die Geistesthätigkeit ist auch insofern eine besondere oder einzelne, als ein

einzelner Sinn durch die Einwirkung der Außenwelt unmittelbar und vorzugsweise zur Thätigkeit kommt. In Bezug auf diese Einzelthätigkeit des Geistes ist auch die Aufgabe des Erziehers eine einzelne oder besondere, d. i. eine so vielfache als es einzelne Sinne giebt. Man kann, wie wir oben gethan, die Sinne in drei Classen eintheilen, wornach die Aufgabe des Erziehers im Ganzen eine dreifache wäre. Allein da wir von einer besonderen Betrachtung der niederen Sinne hier absehen können, so ist die Aufgabe der Erziehung im Ganzen eine zweifache: die Bildung der Gemüthssinne und die der Verstandessinne. Diese Trennung ist schon der Sprache geläufig, indem man die erstere Bildung Erziehung (in engerer Bedeutung), die letztere Unterricht zu nennen pflegt.

2. Wohlwollen.

Das Kind wird theils von seinem Erzieher (von Vater, Mutter, Lehrer), theils von seinen Spielgenossen, andern Kindern, erzogen. Vor Allem wecke der Erzieher selbst die Gemüthssinne des Kindes zur Thätigkeit. Der Erzieher sei wohlwollend, gut gegen das Kind, er liebe das Kind: die Liebe ist die Seele der Erziehung. Liebe schafft Liebe, Güte macht gut. Der Erzieher kann nicht zu liebevoll, zu gütig gegen das Kind sein. Der Mensch entbehrt für sein ganzes Leben viel, wenn er als Kind die innige, tiefe Liebe der Mutter entbehrt hat. Christus hat an die Spitze seiner Lehre das Gebot der Liebe gestellt. Welche Fehler auch unserer Zeit schuld gegeben werden können, die Menschheit ist gütiger, menschlicher geworden, als sie war. Wie viel aber hier noch zu thun übrig bleibt, zeigen die schönen und edlen Bemühungen zur Verhütung von Thierquälerei.

3. Festigkeit.

Der Erzieher sei fest, entschieden, sicher in seinem Benehmen gegen das Kind. So wenig er auch gebiete oder verbiete, wenn das Gebot oder Verbot gegeben ist, sei es unwiderruflich. Ohne Gehorsam ist jede Erziehung unmöglich. Und der Gehorsam muß ein unbedingter sein, denn ein bedingter Gehorsam ist kein Ge-

horsam. Abgesehen davon, daß vernünftige Festigkeit fest macht, so wird auch dem Kinde der Gehorsam sehr erleichtert, wenn es diesen als einen unbedingten kennt, wenn es nicht mit sich erst zu Rath zu gehen versucht ist, ob es gehorchen oder nicht gehorchen soll. So viele Erzieher, besonders Mütter, obwohl im Uebrigen voll Gemüth und Verstand, machen sich das Erziehen und dem Kinde das Erzogenwerden nur dadurch schwer, daß sie nicht fest zu sein wissen. Dieser in ihrer Allgemeinheit nicht naturgemäßen Schwäche liegt theils die irrige Ansicht zum Grunde, daß die gute Erziehung in möglichst vielem Gebieten und Verbieten bestehe (statt umgekehrt), wodurch eine feste Durchführung der Gebote und Verbote unmöglich werden muß, theils der Irrthum, daß die Erziehung erst mit dem voll entwickelten Verstande des Kindes beginne, wodurch man es versäumt, früh genug gegen das Kind fest zu sein, und später natürlich das Versäumte nicht nachholen, das Verdorbene nicht leicht gut machen kann. Was von dem Gebieten oder Verbieten, dasselbe gilt auch vom Drohen. Eine Drohung ist ein Gesetz. Man drohe dem Kind so wenig als möglich, aber die ausgesprochene Drohung muß unnachsichtlich Folge erhalten.

4. Gewissenhaftigkeit.

Der Erzieher sei gewissenhaft, d. i. wahr und gerecht gegen das Kind. Der Erzieher sei wahr gegen das Kind, wenn er wünscht, daß dieses wahr gegen ihn sei. Die häufigen Täuschungen, die sich manche Erzieher (Erzieherinnen) gegen das Kind zum Zweck der Leitung desselben erlauben, sind sehr verwerflich. Das Kind versteht wohl Anfangs die Täuschung nicht, aber es fühlt sie, und schon dieses Gefühl genügt, um dem Kinde das Täuschen anzulernen. Nicht einmal im Scherze sollte man dem Kinde die Unwahrheit sagen: das Kind lernt im Scherze dasselbe thun und thut es im Ernste. Der Erzieher sei gerecht gegen das Kind: Unrecht erbittert, empört schon das Kind; der Erzieher vermeide daher auch den Schein des Unrechts, er begünstige nicht das eine Kind vor dem andern, er halte dem Kinde sein Versprechen, er belohne und bestrafe nach Verdienst. Belohnungen, nicht zu häufig

gegeben, entsprechen dem Zweck der Erziehung besser und sind wirksamer als Strafen. Da die Strafe, ein Mittel, die Stimme des kindlichen Gewissens zu verstärken, ein dem Kinde zugefügtes Uebel ist, so darf sie nur selten, nur in der Noth in Anwendung kommen. In den meisten Fällen, besonders wenn nicht ein verzogenes Kind erst erzogen werden soll, genügen die mildesten Strafen. Der Erzieher hat das Höchste erreicht, wenn schon sein Unwille zur Strafe genügt. Zu häufige oder zu strenge Strafen drücken das Gemüth des Kindes nieder, schwächen daher die Thätigkeit der Gemüthssinne, statt sie zu verstärken. Zu häufige oder zu strenge Strafen sind zu vielen oder zu starken Arzneien zu vergleichen: diese machen den Körper, jene den Geist nur kränker. Die Fälle sind so häufig, daß Kinder durch eine harte Erziehung widerspenstig, boshaft, heimtückisch geworden sind. Wie könnte der Druck anders als niederdrücken!

5. Verehrung.

Indem der Erzieher liebevoll, fest, wahr, gerecht gegen das Kind ist, so bildet er, wie er soll, für das Kind den Gegenstand der Verehrung. Die Eltern sollen dem Kinde nicht sagen müssen, daß es seine Pflicht sei, sie zu ehren: auch erwecken Worte nicht das Gefühl, weil sie kein Gefühl sind. An die Verehrung gegen die Eltern reiht sich beim Kinde die Verehrung gegen Gott, den Vater Aller, an. Besonders auch hier wecke man das Gefühl durch das Gefühl, vermeide bloße Worte. Bei passenden Veranlassungen stimme man das Herz des Kindes zur Verehrung gegen den Vater im Himmel. Man spreche des Morgens und des Abends aus der Seele des Kindes mit ihm einige Worte des Gebetes, des Dankes, der Bitte. Es ist nicht gut, das Kind ein Gebet, wenn auch noch so kurz, auswendig lernen und sagen zu lassen. Das Kind mag der Mutter einige Worte nachsprechen oder blos zuhören, bis es selbst aus dem Herzen einige Worte sprechen lernt.

6. Hoffnung.

Auch die Anregung und Thätigkeit des Sinnes der Hoffnung, der Heiterkeit des Gemüths ist für die Erziehung wichtig. Wir

haben oben gesehen, daß Glück, Freude, Tugend eins und dasselbe sind. So wie nun die Thätigkeit der höheren Sinne zur Heiterkeit, zur Freude stimmt, wie Gutheit froh macht, so regt ihrerseits die Freude jene Sinne zur Thätigkeit an, so macht die Freude gut. Man trage daher Sorge für die Freude des Kindes, für die Heiterkeit seines Gemüths. Ein Kind, das immer froh ist, wird nicht leicht ein böser Mensch werden.

7. Nachahmung.

Von großer Wichtigkeit für die Erziehung ist der Nachahmungssinn, welcher beim Kinde sehr früh erwacht und die hier besprochene Regel der Erziehung, — die Sinne durch deren thätige Anregung zu entwickeln, — noch ganz besonders und wesentlich unterstützt. Weit früher, als das Kind durch den Verstand zu unterscheiden vermag, was gut und böse, edel und niedrig, tugendhaft und lasterhaft ist, lernt es durch den blinden Sinn der Nachahmung fühlen und denken und handeln, wie sein Erzieher, seine Umgebung fühlt und denkt und handelt.

XXV. Die Erziehung des Kindes durch das Kind.

— Ein Kind ist göttlicher Natur;
Das Höchste, Herrlichste begreift's am Leichtesten:
Frühzeitig ehr' es. Halt' es wie den Engel.
Leopold Schefer.

1. Die Nothwendigkeit der geselligen Erziehung.

Das Kind wird theils von seinem Erzieher, theils von seiner übrigen Umgebung, von seinen Alters- und Spielgenossen, erzogen. Unter diesen Erziehungen ist die letztere die wichtigere, da nöthigenfalls wohl jene, aber nicht diese entbehrt werden kann. Es wäre einem Erzieher unmöglich, ein Kind *allein* gut zu erziehen, während man andererseits von Eltern, welche, durch Berufsgeschäfte verhindert, um die Erziehung ihrer zahlreichen, aber doch

wohlgerathenen Kinder sich nur wenig kümmerten, nicht selten das wahre Wort aussprechen hört, nur das erste Kind bedürfe der Erziehung, die anderen erzögen sich selbst. Die Nothwendigkeit, daß das Kind in Gesellschaft mit andern Kindern lebe, ist darin begründet, daß das Wesen der Erziehung in der Uebung zum Handeln besteht. Das Kind soll durch Uebung lernen, einst unter seinen Mitmenschen richtig, d. h. in allen Beziehungen menschlich würdig — sittlich frei — zu handeln. Diese Uebung aber würde dem Kinde, wenn es allein wäre, fehlen; fast keiner seiner Sinne könnte sich ausleben, sich sättigen; die praktische Selbstkenntniß und Menschenkenntniß ginge für das Kind verloren. Ein Kind, welches allein erzogen würde, würde zum Alleinsein erzogen werden, was eben im vollsten Widerspruch mit dem Zweck der Erziehung stünde. Das Zusammenleben mehrerer Kinder ist daher eine Grundbedingung der guten Erziehung. Je zahlreicher die Kinder und je verschiedeneren Charakters sie sind, desto besser. Wenn daher in einer Familie zu wenig Kinder ähnlichen Alters sind, so sollen sich mehrere Familien vereinigen, ihre Kinder täglich einige Stunden — am besten im Freien — zusammen sein, zusammen spielen zu lassen.

2. Die zweierlei Neigungen.

Die Aufgabe des Erziehers, welcher die spielenden Kinder beaufsichtigt, ergiebt sich nach dem bisher Gesagten von selbst. Das Kind hat zweierlei Neigungen, niedere und höhere. Es hat die Neigung zu streiten, heftig zu sein und zu zerstören, versteckt und hinterlistig zu sein, die Dinge ausschließlich sich anzueignen, stolz und abstoßend zu sein ꝛc. Aber es hat auch die Neigung, fügsam und ehrerbietig zu sein, gerecht und wahr zu sein, gut, liebevoll, mittheilend zu sein, das Edle und Schöne zu lieben ꝛc. Würde das Kind, oder würden alle Kinder nur jenen ersteren Neigungen folgen, so wären sie einer Zahl kleiner wilder Thiere ähnlich, es würde kein allgemeines Zusammenleben, sondern eine allgemeine Trennung, ein Kriegen und Streiten aller gegen alle stattfinden. Folgen aber die Kinder den letzteren, höheren Nei-

gungen, so gleichen sie Menschen, edlen Menschen, welche in geselliger Vereinigung zusammen leben, welche sich achten und lieben, gerecht und wahr gegen einander sind, Freud und Leid in Liebe und Friede mit einander theilen, — alle mit allen und jeder mit sich selbst in Harmonie. Sollte es schwer sein, die Kinder auf den letzteren Weg zu leiten? Nein, sie lernen ja bald erkennen, daß dieser Weg zugleich der des Glückes, der Freude ist. Kinder lernen leicht, menschlich — fügsam und gerecht und wahr und liebevoll — gegen einander sein und handeln, weil sie in diesen Gesinnungen und Handlungen ihre eigene Freude finden lernen. Die Kinder sind gern gut, weil sie gern froh sind, weil sie zwischen Tugend und Glück einen Unterschied, der nicht ist, nicht kennen. Wohl verschwinden andererseits die niederen Neigungen des Kindes nicht und sollen nicht verschwinden, aber das Kind lernt es, sie mit den höheren Neigungen in Einklang zu bringen, ihnen unterzuordnen. Das Kind darf und soll streiten, aber für das Gute und Rechte, es darf und soll verheimlichen, aber in edler Absicht, z. B. um Anderen eine frohe Ueberraschung zu bereiten, es darf und soll Eigenthum besitzen, aber nicht fremdes beeinträchtigen, es darf und soll stolz und abstoßend sein, aber gegen das Niedrige und Schlechte ꝛc. Wohl ist es eine edle und hohe Kunst, das Gleichgewicht, die Harmonie unter allen diesen mannichfaltigen Neigungen zu finden und zu halten; aber weil die Kunst eine *menschliche* ist, so wird deren Erlernen dem Menschen nicht allzu schwer. Doch *lernen* muß der Mensch diese Kunst, durch frühe eigene Uebung lernen. Der Erzieher halte unverrückt im Auge, daß er dem Kinde diese Kunst nicht unmittelbar lehren, daß er ihm nur Anleitung geben kann, sie selbst zu lernen.

XXVI. Die Bildung des Verstandes oder der Unterricht.

Nenne des Erziehers, nenne mir des Lehrers hohe Pflichten,
Daß wir mit Gesetzes Schärfe der Berufe Wettstreit schlichten.
Der Erzieher und der Lehrer haben nur die eine Pflicht,
Der Berufe inn're Einheit durch die That zu trennen nicht.

1. Unterschied zwischen Erziehung und Unterricht.

Der Unterschied zwischen den Gemüthssinnen und den Verstandessinnen ist in Bezug auf die Erziehungsfrage kein wesentlicher. Die Gemüthssinne können gewissermaßen auch Verstandessinne, die Verstandessinne auch Gemüthssinne, also die Erziehung kann gewissermaßen auch Unterricht, der Unterricht auch Erziehung genannt werden. Denn indem z. B. das Kind durch das Beispiel und die Anregung seiner Umgebung wohlwollend, religiös, gewissenhaft ꝛc. zu sein lernt, so erhält es damit zugleich einen Unterricht, es lernt die betreffenden Verhältnisse, seine eigenen Gefühle und deren Aeußerungen kennen. Andrerseits ist z. B. Realital (das unter Anderm die Neigung begründet, Sammlungen von Sachen anzulegen) gewissermaßen ein Gefühl für Sachen; oder es kann Musicatal ein Gefühl für Töne, für Musik genannt werden, auch abgesehen davon, daß dieser Sinn die Gemüthssinne zur Thätigkeit anregt. In Bezug auf den Zweck der Erziehung findet vollends zwischen der Bildung der Gemüthssinne und der Verstandessinne gar kein Unterschied statt. Denn dieser Zweck ist, wie wir wissen, eben die harmonische Thätigkeit der sämmtlichen vereinigten Sinne, als Grundlage der sittlichen Freiheit des Menschen. Die sittliche Freiheit wäre ebensowenig möglich, wenn der Mensch außer den niederen Sinnen blos die Verstandessinne hätte und ihm die Wärme des Gemüths fehlte, als wenn er blos die Gemüthssinne besäße und das Licht der Verstandessinne entbehrte. Es war einer der Mängel der bisherigen Erziehung, daß die wesentliche Einheit des Zweckes von Erziehung und Unterricht nur zu häufig verkannt wurde oder unbeachtet blieb.

2. Realital.

In Bezug auf die Uebung oder Entwicklung der Verstandessinne ist es — wie bei den Gemüthssinnen — die Aufgabe des

Erziehers oder Lehrers, dem Erwachen der einzelnen Sinne zu folgen und für die naturgemäße Thätigkeit derselben, gleichsam für ihre Nahrung und Sättigung, Gelegenheit und Veranlassung zu geben. Einer der wichtigsten und beim Kinde am frühesten erwachenden Verstandessinne ist Realital, die hauptsächlichste Grundlage der Beobachtungsgabe. So wichtig dieser Sinn ist, so groß ist der Reichthum an Stoff, der sich dem Erzieher zur Anregung des Sinnes darbietet oder aufdrängt. In der ersten Zeit sind die Thiere die anziehendsten Gegenstände für das Kind: man gebe ihm daher früh Gelegenheit, viele und verschiedene Thiere zu sehen, mache es auf deren Körpertheile, Bewegungen, Stimme ꝛc. aufmerksam; ein Hund, ein Pferd, eine Fliege geben reichen Stoff, um die Beobachtungsgabe schon des ganz kleinen Kindes zu beschäftigen. Bald dienen auch leblose Gegenstände, Blumen, Steine ꝛc., zur Nahrung für das Realital des Kindes. Auch in geistiger Beziehung ist daher der Aufenthalt des Kindes in der freien Natur vorzugsweise anregend und nützlich.

3. Formital, Constructal, Factital, Musicatal, Numeratal.

Formital wird beim Kinde zum Theil schon durch Realital angeregt, indem die verschiedenen Gegenstände auch verschiedene Gestalten dem Kinde zur Anschauung bringen. Bald jedoch kann man das Kind die Gestalt als solche erkennen lassen, die Kugel, den Würfel ꝛc. in hölzernen Formen zum Zusammensetzen und Bauen, wodurch zugleich Constructal geübt wird, welches durch die Erweckung der Selbstthätigkeit des Kindes so Vieles zu dessen geistiger Regsamkeit beiträgt. Factital erwacht sehr früh beim Kinde: Dinge und Sachen genügen ihm nicht, es will auch mit Ereignissen unterhalten sein, es will Thatsächliches erleben: doch ist das Alltäglichste, was geschieht, für das Kind eine interessante Thatsache. Später sind Erzählungen ein vortreffliches Mittel, dem Sinne Nahrung zu geben. Musicatal ist ein wichtiges Mittel für die Erziehung und schon früh beim Kinde anzuregen, theils durch Musik, welche es hört, theils durch kleine Lieder, die es in Gesellschaft mit seinen Gespielen singt. Numeratal ist dadurch anzuregen, daß man dem Kinde Dinge zum

Zählen giebt und es praktisch durch Zuzählen und Abzählen der Dinge in das Rechnen einführt.

4. Verbotal.

Auf die Anregung des Verbotal beim Kinde braucht nicht sowohl hingewiesen, als von dessen zu starker oder einseitiger Anstrengung abgemahnt zu werden. Nicht das ist ein Mißbrauch des Verbotal, daß die Mutter zu dem Kinde spricht, ehe es die Worte versteht. Denn theils spricht die Mutter nicht die Worte zu dem Kinde, sondern die Gefühle durch den Ton der Worte, und die Gefühle versteht das Kind; theils muß das Kind die Worte, ehe es sie versteht, verstehen *lernen*. Sondern das ist ein Mißbrauch des Wortsinns, daß das Kind Worte auswendig lernen, d. h. gebrauchen soll, welche es nicht oder nur halb versteht, oder an deren Bedeutung es während des Lernens nicht *denkt*. Verbotal muß immer zugleich mit den übrigen Sinnen thätig sein, da es nur allein zur Bezeichnung der Thätigkeit dieser Sinne dient. Das Kind werde daher nie zum Gebrauch von Worten veranlaßt, ohne daß es deren Bedeutung, d. h. deren bestimmte Beziehung zu irgend welchen anderen Sinnen, kennt und sich ihrer bewußt ist. Man will durch das Auswendiglernen das Gedächtniß, das Wortgedächtniß üben; allein das wahre Wortgedächtniß wird durch das Auswendiglernen nur beeinträchtigt. Das wahre Wortgedächtniß besteht darin, daß uns die Worte leicht und sicher zu Gebot stehen, wenn wir sie zum Sprechen, d. h. um die Thätigkeit unserer übrigen Sinne zu bezeichnen, brauchen. Dieses Wortgedächtniß kann aber nur darunter leiden, wenn die Worte *auswendig gelernt*, d. h. außer thätiger Verbindung mit unseren Gefühls- und Verstandessinnen gebraucht werden. Die wahre Uebung des Wortsinnes, des Wortgedächtnisses besteht daher darin, daß wir das Kind über eine Sache, über ein Ereigniß, über ein Gefühl in ihm sprechen, uns von ihm etwas beschreiben, etwas erzählen lassen. Die Worte dienen *zum* Sprechen: daher muß auch der Wortsinn, das Wortgedächtniß *durch* das Sprechen geübt werden. Kurz, das Wort-

lernen, wie jedes andere Lernen, darf kein „Auswendiglernen", sondern muß ein „Inwendiglernen" sein.

5. Comparital und Causalital.

Obwohl diese beiden Sinne bei dem Kinde später zur Ausbildung kommen, so beginnt doch deren Entwicklung früh genug und ist daher vom Erzieher wohl zu berücksichtigen. Man veranlasse das Kind, die Dinge, die Gestalten, die Ereignisse, die Worte ꝛc. mit einander zu vergleichen, ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten aufzufinden, nach dem Grund und der Ursache der Dinge, der Ereignisse ꝛc. zu fragen. Der aber ist der wahre Lehrer, welcher dem Kinde auch die Antworten auf dessen Fragen abzufragen weiß.

XXVII. Das Maß des Unterrichts.

Nicht zu wenig, nicht zu viel
Führt am besten an das Ziel.

1. Die Uebung im Verhältniß zur Kraft.

Die Anregung der Verstandessinne, der Unterricht, muß der natürlichen Kraft der Sinne entsprechen, darf weder zu schwach, noch zu stark sein. Gewöhnlich ist die Anregung zu schwach, geschieht für die geistige Entwicklung des Kindes zu wenig, indem der Lehrer die große Mannichfaltigkeit der Verstandessinne nicht berücksichtigt. Manches schöne Talent geht nur deswegen verloren, weil man an dessen Anregung und Entwicklung nicht einmal denkt. Allein nicht selten ist auch die Anregung zu stark, wird die geistige Entwicklung des Kindes dadurch, daß zu viel oder daß Einseitiges dafür geschieht, verkümmert. Wenn das Kind natürliches Talent zeigt, so will man dieses möglichst pflegen, und überschüttet, übersättigt das Kind mit geistiger Nahrung, besonders da gewöhnlich ein Einzeltalent, — das der Musik, des Rechnens, des Wortsinnes ꝛc. — gepflegt werden soll.

2. Das lebendige Wissen.

Die Frage, welches das richtige Maß der geistigen Anregung sei, steht in genauer Beziehung zu der Wahrheit, daß der einzige Zweck und das einzige Mittel des Unterrichts, — gleichwie der Erziehung, — das *Handeln* des Kindes ist. Das Kind soll die vom Lehrer erhaltenen Kenntnisse einst im Leben *gebrauchen*. Diese Kunst des Gebrauchens kann aber das Kind nur dadurch lernen, daß es sich darin übt, eine Uebung, welche so früh beginnen muß, als der Unterricht selbst, eine Uebung, welche der Unterricht selbst ist. Wie der Erzieher das Kind nicht unmittelbar erzieht, so unterrichtet es der Lehrer nicht unmittelbar, sondern das Kind unterrichtet sich selbst, indem die Anregung der Verstandessinne in Wechselwirkung mit den übrigen Sinnen tritt und eine harmonische Thätigkeit der sämmtlichen Sinne, des ganzen Geistes, hervorruft, d. h. indem das Wissen lebendig in dem Kinde wird, sein Herz erwärmt, — indem das Wissen in ihm zum Können wird. Hieraus ergiebt sich das richtige Maß der geistigen Anregung des Kindes von selbst. Die Anregung irgend welcher Verstandessinne ist so lange eine naturgemäße, gedeihliche, als sie ein geistiges Handeln des Kindes zur Folge hat, d. h. als das Kind die Anregung verarbeitet, gleichsam die geistige Nahrung verdaut. Dies wird leicht daraus erkannt, daß der Geist des Kindes der Anregung mit Lust entgegenkommt, sie lebendig aufnimmt, von der Nahrung mehr begehrt. Und nur bis zur Sättigung, nicht bis zur Uebersättigung darf die Anregung fortgesetzt, darf die Nahrung gereicht werden. Dabei lege man nicht den Maßstab der Geisteskraft des Erwachsenen an die Geisteskraft des Kindes: diese ist sehr viel geringer, für anhaltende Thätigkeit viel weniger geeignet.

3. Der Wechsel des Unterrichts.

Bei der gebotenen großen Vorsicht in der gedachten Beziehung kommt Eines dem Lehrer sehr zu statten, daß nämlich der Verstandessinne, deren aller naturgemäße Anregung seine Aufgabe ist, so *viele* sind: so daß schon der nothwendigen Allseitigkeit

des Unterrichts wegen ein häufiger Wechsel in der Anregung derselben stattfinden muß. Bei diesem Wechsel wird natürlich eine Erschöpfung oder Uebersättigung eines Einzelsinnes nicht so leicht stattfinden. Wenn man dem Kinde kurze Zeit Sachen (Thiere, Mineralien ꝛc.) vorgezeigt und erklärt hat, mag es mit frischer Lust singen, oder wenn es gerechnet, oder dem Lehrer etwas erzählt oder eine Erzählung gehört hat, mag es gern etwas zusammensetzen, eine Handarbeit machen ꝛc. Uebrigens verlangt, wie sich versteht, die Körperbewegung beim Kinde immer die erste Berücksichtigung. Körperliche Uebungen oder geistige Anregungen, die mit körperlichen Uebungen verbunden sind, sollen daher bei dem Wechsel am häufigsten in der Reihe sein.

4. Die Gewöhnung zur Arbeit.

Die geistige Selbstthätigkeit des Kindes, das lebendige Selbstlernen im Gegensatz zum todten Gelehrtwerden ist noch aus dem besondern Grunde höchst wichtig, weil darin zugleich eine Anleitung des Kindes zur Arbeitsamkeit liegt. Wir wissen, welchen Werth für den Menschen die Arbeit hat: sie ist gleichsam die thatsächliche sittliche Freiheit. Was aber für den Erwachsenen die Arbeit, ist für das Kind die kindliche Thätigkeit, bestehe sie im Spielen oder in irgend welchem körperlichen oder geistigen Thun. So lange das Kind thätig ist, ist es gut, froh, glücklich. Ist es ohne Thätigkeit, so wird es unzufrieden, „unartig", unglücklich. Weil das Thätigsein des Kindes seine Arbeit ist, und weil das Arbeiten ein Können ist, welches durch Uebung erlernt werden muß, so erziehen wir das Kind zur Arbeitsamkeit oder unterrichten es im Arbeiten, indem wir für seine fortwährende Thätigkeit Sorge tragen.

XXVIII. Fröbel's Kindergarten.

Stört das Kindlein nicht in seinem süßen Traume,
Sich mit Allem Eins zu fühlen in dem Weltenraume.
Wenn's den Arm entgegenstreckt dem Sonnenlicht,
Wenn es keine Schranke kennt,
Die es von dem Himmel trennt,
In dem sel'gen Traume stört das Kindlein nicht.

1. Die Kindergärtnerin.

Indem ich von der Erziehung, besonders der frühen Erziehung spreche, wie sie als der praktische Theil der Phrenologie sich darstellt, darf ich Fröbel in seinem Kindergarten zu erwähnen nicht unterlassen. Ich erlaube mir, ein von einer Kindergärtnerin veröffentlichtes Blatt „Friedrich Fröbel's Kindergärten" (gedruckt in Meiningen und unterzeichnet: „K . . . l. D. Sch."), welches den Geist der Fröbel'schen Erziehungsweise sehr gut andeutet, hier wiederzugeben.

„— — Wir werden in unserem ganzen Benehmen gegenüber den Kindern von dem Gedanken geleitet, daß nur gute Kräfte in den Menschen niedergelegt sind, in deren Zusammenwirken seine Bestimmung ruht: daß die in die Erscheinung tretenden Fehler und Gebrechen nur die Folge einer einseitigen Entwicklung sind. So erkenne ich in der sogenannten Ungezogenheit, dem ausgearteten Uebermuth, nur einen Ueberschuß einer Kraft; schon das Wort bezeichnet es: Uebermuth. Die physische Kraft ist der geistigen überwachsen, man gebe ihr eine gute Richtung und Gedanken. Zugleich rufe ich gern eine entwickelte gute Eigenschaft in dem Kinde mir zu Hilfe auf gegen seine Fehler, vorzüglich aber den eigenen guten Willen, indem ich das Gute lebendig in ihm mache. So gelang es mir in Kurzem, einen äußerst wilden, unbändigen Knaben, dem eine ruhige Beschäftigung oder ein geordnetes Spiel eine Unmöglichkeit schien, zu bändigen. Sein treues, leicht sich färbendes Gesicht verrieth mir bald ein zu weckendes Rechts- oder Ehrgefühl in ihm. Ich stellte ihn an mir zu helfen, Recht und Ordnung herzustellen, indem ich ihm zeigte, wie ihre Abwesenheit das Ganze störe; ich ließ ihn die im

Garten sich verfliegenden Kinder herbeiholen, oder mit Sorge tragen, daß sie an ihren Plätzen blieben, vorzüglich durch eigenes gutes Beispiel: daß die Beschäftigungsmittel rein gehalten und gut aus- und eingepackt wurden; ich ließ ihn beim Kommen und beim Fortgehen vorausgehen, mit dem Auftrage, als Vorbild guten Betragens zu dienen, und es war wunderbar, wie plötzlich das ganze Wesen dieses Knaben gezügelt war. Mit wahrhafter Begeisterung hielt er sich im Zaume, und diese Begeisterung übertrug er zugleich auf mich; meinen Augen lauschte er wirklich ab, was ich von ihm wünschte. Ich bin öfters gefragt worden, welcher Zauber die Kinder so rasch an mich fessele und sie zum Gehorsam zwinge, ohne daß ich sie in Furcht und Strenge halte? Mein unerschütterlicher Glaube an das Gute in ihnen ist es! und indem ich es ihnen zum eigenen Gefühl und zur Erscheinung bringe, werden sie mir dankbar und liebreich."

„Ein einziger Knabe machte mir wirklich einen Monat Sorge: er schien förmlich Freude daran zu finden, andere Kinder zu quälen; er stach und kniff sie heimlich, wenn sie ganz ruhig und unbekümmert da saßen. Dabei war ihm wie ein böses Gewissen ins Gesicht geschrieben, und mir ging er möglichst aus dem Wege. Natürlich konnte ich solche Uebelthaten an andern Kindern nicht ohne Vorwürfe hingehen lassen, ich wußte aber wohl, daß diese nur die andern Kinder beschützten, aber den häßlichen Trieb in ihm nicht aufhoben, nur sein verstecktes Wesen noch begünstigten. Ich suchte mir baldigst über die Ursache seines Wesens klar zu werden. Ich bemerkte, daß er für sein Alter sehr unentwickelt, geistig ganz zurückgeblieben war; die Körperkraft hatte sich auch einseitig entwickelt und wirkte nun ohne Gemüth und ohne Verstand; die Strafen aber, die sein Wesen ihm zugezogen, hatten ihm nur Hinterlist gelehrt. Meine Aufgabe war nun, sein Gemüth zu erwärmen und Verstand in ihm zu erwecken, ich zog ihn in meine Nähe, ich heftete mein Auge auf ihn, wenn ich etwas erklärte; wenn ich Bilder herumzeigte, wies ich sie ihm zuerst, ich fragte ihn zuerst bei den Bewegungsspielen, ob er mit unter den Darstellenden sein wolle; das gab ihm, der wahrscheinlich schon lange nur an Strafen und Zurücksetzung gewöhnt war, den Ein-

druck einer Bevorzugung von meiner Seite und frischte zugleich immer seine Aufmerksamkeit an. Es währte nicht lange, daß er mich nicht mehr mied, sondern mich innigst liebte, und indem sein Gemüth warm wurde und zugleich Interesse in ihm rege, hörten von selbst jene kleinen Bosheiten auf. Sein Gesicht klärte sich förmlich auf."

„Ich hatte noch ein kleines Mädchen mit einem häßlichen Ausdruck im Gesichtchen: es war der einer entschieden rohen Sinnlichkeit; dabei war sie heftig, leidenschaftlich in allen Aeußerungen und zeigte für jeden Gegenstand entweder eine ungebändigte Neigung oder Abneigung. Auf das Essen hatte sie eine wahrhaft wilde Gier; wenn ihr das Frühstücken einfiel und es wurde ihr noch verweigert, wollte sie sich oder ein anderes Kind beißen. Ihr Wesen war durch eine sehr lebendige und ungezügelte Phantasie veranlaßt, und es galt, diese in eine angemessene Bahn zu lenken, indem künstlerische Elemente in ihr geweckt wurden; ich fand und regte besonders Lust und Talent zum Bauen in ihr an, wie zu ähnlichen kleinen Beschäftigungen; sie wird später mit Geschick zeichnen. Vorzüglich suchte ich sie zu eigenen Erfindungen aufzumuntern, indem ich zugleich den Schönheitssinn in ihr anregte. So wurde ihre Phantasie gebildet und gefesselt, indem sie doch zugleich den Raum gewann, sich frisch auszuleben. Die Entwicklung der geordneten Productionskraft und des ästhetischen Gefühls ist der Weg zum moralischen Menschen. Das kleine Mädchen wurde gesitteter in ihrem ganzen Wesen und auch ihre Züge gewannen einen edleren Ausdruck. Auch bei einem Knaben habe ich Rohheit, wenn auch in anderer Form, durch künstlerische Einwirkungen bezwungen. Er fand nur Vergnügen im Schreien und Toben; ich bemühte mich, auch in ihm das ästhetische Gefühl zu wecken, durch Gesang, durch Bauen, symmetrische Figuren u. s. w., indem ich ihn überall auf das Schöne aufmerksam machte, und so währte es nicht lange, daß ihm das Schreien und alles rohe Durcheinander zuwider wurde. Und zur Anregung der einen Kinder dienen die Darstellungen der andern: das von einem Kinde Geleistete wirkt am lebendigsten wieder auf ein Kind. So gelingt es mir immer mehr, bei einem sehr gedankenlosen Knaben, indem

ich bei allen Beschäftigungen seine Aufmerksamkeit auf die phantasiereichsten Kinder lenke, Phantasie in ihm selbst zu wecken. Zugleich litt er an Vertrauen zu sich selbst; aber das Beispiel an andern Kindern, daß sie etwas leisten können, giebt ihm mehr Muth und Willenskraft."

„Es haben nur ein Paar Fälle stattgefunden, wo ich mit wirklicher Strenge verfahren bin. Ein noch ziemlich kleiner Knabe, energisch in seinen Formen, in allen Bewegungen, ging immerfort seinen eigenen Weg im Kindergarten, keine unserer Beschäftigungen rührte ihn; ich richtete aber auch keine unmittelbare Aufforderung an ihn, bis er Zeit gehabt hatte, sich zu gewöhnen und sein Widerstand Eigensinn wurde. Da hielt ich ihn einmal bei einer besonderen Widersetzlichkeit so lange in einer Ecke gefangen, bis er sich bereit erklärte, zu thun, was ich von ihm verlangte, was erst nach unzähligen abschläglichen Antworten geschah. Von diesem Augenblick an hat dieser Knabe nie wieder eine Spur von Ungehorsam gezeigt, er ist der eifrigste von allen, und noch dazu liebt er mich unbeschreiblich seit jener Scene. Solche Charaktere gewinnt man nur, indem man sich stärker zeigt, als sie selbst sind; aber man hüte sich, zu früh, wenn ihr Widerstand noch in ihrer ursprünglichen Natur begründet ist, mit Strenge einzuschreiten: dann wird man nie einen wohlthätigen Einfluß auf sie üben, denn sie haben den Eindruck einer Ungerechtigkeit empfangen. Ein andrer Fall, wo ich Strenge anwenden mußte, war bei einem Knaben ganz entgegengesetzter Art; es war eine entschiedene Künstlernatur, der es so schwer wird, mit ihrer reichen Phantasie sich an Gesetz und Ordnung zu knüpfen. Ich überließ ihn erst einige Zeit seinen eigenen Ideen und es war wirklich reizend, ihn in seiner ganzen Unmittelbarkeit anzuschauen: er nimmt gern an Spielen Theil, die irgend eine künstlerische Form haben, aber unwillkürlich trifft er überall Abänderungen, es ist ihm gar nicht möglich, sich ganz in fremden Gedanken zu bewegen, er muß überall eigene hinzufügen, die fremden dienen ihm nur zur Unterhaltung, nur zur Anregung eigner. Hier lasse ich ihn stets gewähren: doch seine Freiheit muß genau ihre Grenzen haben: da nämlich, wo den Gehorsam nicht Gedanken ersetzen, sondern Laune und

Eigenwille eintritt. Ich wartete aber wohl ab, bis ich der Liebe dieses Kindes ganz sicher war, ehe ich mit Strenge gegen seine Launen einschritt: indem er mich aber liebte, war er auch von meiner Liebe noch in der Strenge überzeugt, und so fühlte er dabei keine rauhe Hand."

„Ich führe die Kinder auch selbst, so weit ihre Einsicht reicht, mit ein in das Verständniß eines für das andere, ich zeige ihnen die Schwäche des einen und lasse sie in ihrem Gefühle Milde mit mir üben, und zeige ihnen die Kräfte anderer und lasse sie meine Ansprüche mit erkennen. Auch wehre ich ihnen nicht, wie es gewöhnlich in den Schulen der Fall ist, daß eines das andere unterstütze, sondern fordere sie dazu auf; die ganze Welt besteht ja aus den Unterstützungen, die Einer dem Andern leistet: sie fordern sich aber selbst auf, auf eigenen Füßen zu stehen, und nehmen gegenseitig Antheil an ihren Leistungen. So regen sie sich zur Thätigkeit an. Indem fast Alles gemeinschaftliche Angelegenheit wird, verbreitet sich über den Kindergarten immer mehr Gemüthlichkeit, und sie ist großentheils mit der Zauber, den er über die Kinder übt. Es ist wunderbar zu schauen, welche Veränderung in das freie Spiel der Kinder tritt. Im Anfange, in ihrer freien Zeit, toben sie nur wüst und vereinzelt umher, jedes eigener Laune folgend; bald aber kommen Gedanken in ihre Spiele und sie vereinigen sich, sie geben den Egoismus auf, um zu einem Ganzen zu gelangen. Wie der Egoismus den Kindern überhaupt bei dieser Gemeinsamkeit verschwindet, davon habe ich schöne Beispiele erlebt, wie denn von Tag zu Tag mehr sittliches Streben in ihnen rege wird. So giebt es auch keine Verheimlichung eines Vergehens bei uns, indem keine Furcht die Kleinen irgend mir fern hält; sie kommen und klagen mir es gleichsam, wenn sie etwas begangen, damit ihnen das Herz wieder leicht werde, indem ich es ihnen verzeihe und ihnen Muth zu sich selbst zurückgebe, indem ich für die Zukunft an ihren guten Willen appellire. Es ist wirklich rührend, wie schon nach einigen Tagen die Kinder mir am Morgen mit der freudigen Versicherung entgegenkommen: sie wollen gut sein. Alle Talente, alle Bildung gelten mir nirgends als Zweck, sondern als Mittel zur Sittlich-

keit. Dieses Gefühl athmet auch in meinen Kindern, und mit jedem Tage singen sie ihr kleines frommes Morgenlied mit mehr Andacht, mit sichtlicherer Erhebung. Es taucht zuweilen das Vorurtheil auf, der Kindergarten sei atheistischer Natur. Man muß nur die Kinder ihr Morgenlied singen hören und man wird den Irrthum erkennen. Uebrigens, ist ein Kindergarten auch äußerlich nach Fr. Fröbel's Vorschrift ausgestattet, so schmückt ihn das bekannte Bild, wo Christus die Kinder um sich versammelt mit dem Spruche: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes"."

2. Fröbel und die Phrenologie.

In den vorstehenden Zügen hat die Verfasserin den Geist einer wahren Erziehung gezeichnet. Man könnte oft glauben, Fröbel müsse die Phrenologie gekannt haben, was nicht so war. Fröbel hat mit genialem Blick die Einheit von Erziehung und Unterricht erkannt und durch seine Beschäftigungen und Spiele ins Leben geführt. Jeder Erzieher sollte Kenntniß von dieser Sache nehmen. Ein Kindergarten kann natürlich jede Familie sein, wo eine Zahl von Kindern auf vernünftige Weise erzogen wird. Da Fröbel die Phrenologie nicht kannte, so verfiel er in einige Einseitigkeiten. So ist z. B. Veneratal als der Sinn des religiösen Gefühls von ihm gar nicht beachtet, was vielfach getadelt ist. Unsere Verfasserin meint zwar, das Kind singe mit Andacht sein Morgenlied; allein das Singen ist für das Kind nur eine allgemeine Gefühlsanregung: für das besondere Gefühl der Andacht aber bedarf es auch eines besonderen Zeichens oder Ausdrucks, etwa täglich einiger kurzen Worte der Andacht aus den Herzen der Kinder gesprochen: denn viel soll nicht und darf nicht gegeben werden. Das Formital und Constructal hat Fröbel verhältnißmäßig zu viel, das Realital zu wenig berücksichtigt. Das Kind braucht zur geistigen Nahrung zuerst die Dinge selbst in ihrer großen Mannichfaltigkeit, dann erst die Formen und das Schaffen mit den Dingen. Es müssen in einem Kindergarten passende Dinge aller Art gesammelt sein: jeden Tag müssen die Kinder etwas ihnen Interessantes sehen und erklärt bekommen.

Die Sache des Kindergartens wird sehr gefördert werden, wenn man sich endlich von der blinden Nachfolge Fröbel's frei macht.

XXIX. Zur Gehirnlehre.

Welt und Menschen beherrscht, o Gewohnheit, dein Zepter: — nur Einer,
Nur der Erzieher allein übet Gewalt über dich.

1. Die Bewegung des Gehirns.

Wir haben gesehen, wie genau die Geisteskraft (die Kraft des Verstandes, des Gemüths, die Willenskraft ꝛc.) durch das Gehirn mit der allgemeinen Körperkraft zusammenhängt. Alles daher, was wir zuletzt ausführlich über die Bildung des Charakters, des Gemüths, des Verstandes beim Kinde gesagt, steht in der engsten Beziehung zur allgemeinen Kraft und Gesundheit des Körpers. Die Frage liegt hier nahe und wird oft gestellt, ob, wenn der Geist durch die Erziehung einen veränderten Einfluß erfährt, auch das Gehirn ein diesem Einfluß entsprechendes Wachsthum zeige? Ja: denn das Gehirn als Theil des Körpers unterliegt allen körperlichen Gesetzen. Daß die Uebung des Gehirns in einer Bewegung desselben besteht, versteht sich von selbst: im Gehirn ist eine Bewegung, indem wir wollen oder fühlen oder denken, wie im Auge beim Sehen, im Ohr beim Hören eine Bewegung ist. Man hat bei Schädelverletzungen, wenn das Gehirn bloß lag, Beobachtungen über diese Bewegung gemacht. Wenn der Kranke schlief oder ruhig war, so zeigte das Gehirn keine besondere Bewegung: war er aber geistig aufgeregt, so sah man eine gewisse besondere Bewegung des Gehirns. Wenn wir angestrengt nachdenken, so fühlen wir — wenn wir auf uns aufmerksam sind — daß dieses Nachdenken im Vorderkopf an der oberen Stirne geschieht, wir fühlen dabei uns körperlich warm werden, das Blut uns nach dem Kopfe strömen. Daß aber diese Bewegung des Gehirns, welche eine größere Blutzuströmung zur Folge hat, auch eine stärkere Ernährung, ein stärkeres Wachsthum desselben zur Folge haben wird und muß, ergiebt sich von

selbst. Man hat wohl gemeint, das Gehirn könne des harten Schädelknochens wegen nicht wachsen, sich nicht ausdehnen. Aber da ja auch der Schädel wächst, da der des Mannes größer ist, als der des Kindes, so wird er etwas mehr oder weniger wachsen, jenachdem das Gehirn mehr oder weniger wächst.

2. Die Gewohnheit.

Die Uebung oder Bewegung des Gehirns unterstützt nicht blos in der eben betrachteten Weise Ernährung und Wachsthum, und ist folglich eine Bedingung der Kraftsteigerung, sondern die Uebung oder Bewegung hat auch einen Werth für sich, indem sie die Bedingung der (körperlichen und geistigen) Bildung ist, oder, wie man sagen kann, indem die Bildung in der Uebung besteht, Uebung und Bildung Eins sind. Wenn wir eine körperliche Bewegung zum erstenmal machen, so kostet uns dieselbe vielleicht einige Anstrengung; wiederholen wir sie, so wird sie leichter und leichter, bis sie bei lange fortgesetzter Wiederholung fast ohne alle Anstrengung geschehen, fast zur unwillkürlichen werden kann. Beim Klavierspiel z. B. bedarf es zwar einestheils der Kraft als solcher, aber anderntheils vorzüglich auch der Uebung oder der Bildung der Kraft. Vom Geiste gilt ganz dasselbe. Es bedarf zu allen geistigen Thätigkeiten vor allem der Kraft, aber diese Kraft wird desto mehr leisten, je mehr sie durch Wiederholung der Thätigkeit geübt, gebildet ist. Diese Uebung oder Bildung nennen wir auch Gewohnheit. Die bekannte und viel berufene, aber doch für die Erziehung lange nicht genug benutzte Macht der Gewohnheit ist nichts anderes, als die Macht der Uebung oder der Bildung. Die ganze Erziehung beruht daher neben der Kraftsteigerung auf der Gewohnheit. Wie das Laster, so ist die Tugend, und sie soll eine Gewohnheit sein. Das Gesetz der Gewohnheit ist, wie aus dem Gesagten erhellt, daß jedes (körperliche und geistige) Thun das folgende gleiche Thun erleichtert, und das folgende entgegengesetzte oder andersartige Thun erschwert. In diesen Worten ist die Macht und die Pflicht des Erziehers ausgesprochen. Wenn man erziehen will, so erziehe man früh. Man überlasse nicht das erste Thun der Leitung des Zufalls,

denn diese Leitung könnte eine falsche sein, und eine spätere richtige Leitung könnte schwer oder auch unmöglich werden.

3. Die Organenlehre.

Die Phrenologie als Organenlehre ist in mehreren Beziehungen für die Erziehung von hoher Wichtigkeit. 1) Nicht wenige Kinder haben von Geburt eine mehr oder minder ungünstige Organisation, d. h. ein oder einige niedere Sinne sind bei ihnen vorragend stark und so die Anlage zu dieser oder jener Leidenschaft vorhanden. Hier ist es wichtig, diese Anlage früh genug zu kennen, um mit aller Aufmerksamkeit der Ausbildung der Leidenschaften vorbeugen zu können. 2) Viele Kinder haben eine zwar nicht ungünstige, aber mehr oder minder eigenthümliche Organisation, so daß ihr Charakter vom Erzieher nur schwer und oft unrichtig verstanden wird, was dann leicht zu einer fehlerhaften Behandlung des Kindes führt. So kann z. B. das, was man beim Kinde „Eigensinn" zu nennen pflegt, aus großem Firmital, oder großem Ipsotal, oder großem Conscientat, oder großem Oppositat, oder geringem Veneratal ꝛc. hervorgehen und wird so in dem einen oder dem andern Falle die eine oder die andere Behandlung des Kindes fordern. Ueberhaupt wird in allen Fällen die gründliche Kenntniß des Charakters des Kindes für die Erziehung große Erleichterung gewähren. 3) Für den Unterricht schon des Kindes, und noch mehr für den des Knaben und des Jünglings, also für die Berufswahl, ist es nothwendig zu wissen, ob mehr eine gleichmäßige oder, wie nicht selten, eine mehr einseitige Organisation vorliegt, d. h. ob die besondere Stärke einiger Neigungen oder Talente das Kind vorzugsweise zu einem bestimmten Ruf befähigt, oder zu einem bestimmten Beruf unfähig macht.

Da in allen entschieden ausgesprochenen, also in allen praktisch wichtigen Fällen die Organenlehre über die geistige Richtung des Kindes wissenschaftlich sichere Auskunft giebt, so wird der Segen, der hieraus für die Erziehung in allen den genannten Beziehungen hervorgeht, groß und vielseitig sein.

XXX. Zur Geisteslehre.

Bunt ist des Wünschens und des Hoffens Spiel
In reger Menschengeister buntem Leben;
Eins ist zuletzt der Geister einig Ziel,
Nach oben ist's, wohin sie alle streben.

Dem, was wir bisher über die Erziehung des kleinen Kindes gesagt, möge noch Weniges über die Erziehung — die Entwicklung der inneren Sinne — mehr des reiferen Kindes folgen.

Ein gewisser niederer Sinn erwacht bekanntlich bei den Kindern, bei welchen er sehr stark ist, oft ungewöhnlich früh. Hier ist die größte Sorgfalt, und früh genug anzuwenden, um für das Kind Unglück zu verhüten. Unablässige Beschäftigung des Kindes, körperliche Bewegung, wenig Morgenschlaf, keine reizenden, erhitzenden Speisen und Getränke — Behütung vor schlimmer Gesellschaft.

Dem Oppositat, welches sich beim Knaben früh geltend zu machen pflegt, wehre man nicht allzusehr: der Knabe möge sich bisweilen raufen. Mehr als Oppositat bedarf Actital der erziehenden Leitung beim Knaben, da diese Leitung von Natur gewöhnlich etwas spät eintritt. Der Knabe ist zerstörungssüchtig, auch grausam, z. B. gegen Schmetterlinge. Daher soll der Knabe nicht solche Sammlungen anlegen. Bei gutgearteten Charakteren bedarf es hier nur eines Wortes der Vernunft und der Menschlichkeit. Die richtige Leitung des Actital ist sehr gut dadurch bezeichnet, daß dieser Sinn im Wesen Thätigkeitssinn ist. Zerstören und Schaffen ist in Bezug auf den dazu führenden Naturtrieb Eins und dasselbe. Das unvernünftige Kind zerstört, der vernünftige Mann schafft. Wenn das Kind nicht den Muthwillen des Zerstörens hat, so wird der Mann der Kraft des Schaffens entbehren. Das Kind muß aber nicht zerstören, es muß nur thätig sein. Wenn das Kind seine Kraft recht früh an richtig geleiteter Thätigkeit sättigen lernt, desto besser.

Um das Acquisital beim Kinde sich entwickeln, sich „sättigen" zu lassen, gebe man ihm frühzeitig Geld in die Hände. Mit dem Gelde richtig umzugehen, ist eine Kunst, welche der Mensch lernen muß. Die Erfahrung zeigt, daß wenn erwachsene junge Leute

plötzlich diese Kunst, ohne sie gelernt zu haben, üben sollen, sie oft darin schlecht bestehen.

Wenn Cautal von Natur sehr groß ist, so tritt es beim Kind oft als (unbestimmte) Furcht auf. Auch das schon ältere, verständigere Kind fürchtet sich z. B. im Dunkeln zu sein ꝛc., ohne daß eine falsch geleitete Phantasie (durch Ammenmärchen ꝛc.) die Ursache hiervon ist. Man schreite hier nicht gewaltsam ein: diese Furcht verliert sich später von selbst. Ist Cautal bei einem Kinde sehr schwach, so halte man dasselbe, wo es sein kann, nicht von seinen Uebereilungen ab, sondern lasse es selbst deren Folgen erfahren.

Ipsotal ist die Grundlage der Selbstständigkeit. Der Mensch ist im Leben Das, was er selbst aus sich schafft, er ist sein eigener Schöpfer. Schon das Kind muß dieses Selbstschaffen, dieses Ringen nach seiner richtigen Stellung üben. Und nur das Thätigsein, das Können giebt dem Menschen das richtige Selbstgefühl, welches sich selbst achtet, ohne Andere, die auch selbstständige Glieder in der großen Kette der menschlichen Thätigkeit sind, zu verachten. Das Selbstgefühl des bloßen Wissens ist oft ein falsches, wird oft Eigendünkel.

Ambital, der Ehrgeiz des Kindes, erhält von manchen Eltern vorzugsweise eine Richtung nach Außen; das Kind wird angeleitet, im äußern Schein, in schönen Kleidern, in wohlgesetzten Worten, in einer richtigen Verbeugung ꝛc. sein Lob zu suchen und zu finden. Andere Eltern weisen das Kind mehr auf den inneren, wahren Werth des Menschen hin, auf das Lob der edlen Gesinnungen und Handlungen. Da Ambital eine große Rolle im Geistesleben des Menschen spielt, so ist es wichtig, welche Richtung es beim Kinde erhält.

Conscientat ist als Vertreter der Harmonie der sämmtlichen Sinne die höchste und zugleich die geringste menschliche Tugend. Man lehre das Kind, in allen Beziehungen wenigstens gewissenhaft zu sein, seinen Pflichten der Gerechtigkeit nachzukommen. Es giebt sogenannte gute Menschen, deren Gutheit wenig sittlichen Werth hat und nur Schwäche ist, weil sie nicht einmal gerecht zu sein wissen.

Veneratal ist ein Sinn der Gemüthswelt, ein Gefühl. Gefühl kann nur durch Gefühl angeregt werden, und hier vor Allem gilt das Wort, daß nur das zum Herzen spricht, was vom Herzen kommt. Nur der Erzieher daher, in welchem selbst das religiöse Gefühl lebendig ist, kann dasselbe beim Kinde anregen und ausbilden. Bisweilen suchen Religionslehrer das ihnen fehlende religiöse Gefühl durch eine andere, falsche Wärme zu ersetzen. Zwei Fehler werden in dieser Hinsicht oft begangen. Einige Religionslehrer bringen den Sinn der Religiosität nicht mit den übrigen höheren Sinnen, mit Bonital, Conscientat, den Denkkräften ꝛc., sondern mit niederen Sinnen, mit Oppositat, Actital ꝛc., in Verbindung, indem sie mit Eifer gewisse besondere, von ihnen für wahr gehaltene Lehrsätze als die unbedingt richtigen, und gewisse besondere andere, von Andern für wahr gehaltene Sätze als verfolgungs- und vernichtungswürdig darstellen. Dadurch wird die Religion, welche den Menschen zur höchsten Menschlichkeit — vor Allem zur Liebe, wie Christus sagt, — emporheben soll, zur niederen, den Menschen abwärts ziehenden Leidenschaft verkehrt. Andere Religionslehrer glauben das ihnen fehlende religiöse Gefühl dadurch zu ersetzen oder zu heben, daß sie bei sich selbst und ihren Schülern den Verstand, weil dieser ja das religiöse Gefühl beeinträchtige, auf das allergeringste Maß zu beschränken, oder wohl ganz zu unterdrücken suchen. Damit ist aber, da das religiöse Gefühl natürlich etwas anderes ist, als die Verneinung des Verstandes, nichts gewonnen, sondern nur noch mehr verloren. Wohl ist eine Religion ohne Gefühl nichtig und werthlos, aber eine Religion ohne Gefühl und ohne Verstand ist weniger als dieses, kann etwas sehr Schlimmes werden. Der Lehrer der Religion steht an Christi Stelle: er lehre, wie jener gelehrt, er lehre so, als ob noch Niemand dessen Lehre kenne und er zuerst der Menschheit das Evangelium verkünden solle. Der Zauber, wodurch dieses die geistig höchststehenden Völker der Erde sich gewann und noch alle Völker gewinnen wird, ist, daß es mit allen Gemüthssinnen und Verstandessinnen des Menschen so schön zusammenstimmt, daß es die Religion der höchsten und schönsten Menschlichkeit ist. Der Lehrer der Religion lehre dieses

Christenthum und seine Schüler werden ihn segnen und ihm nachfolgen. Er bleibe ferne jenem sogenannten Christenthum, nach welchem die Menschen, wenn sie ihm nachlebten und nicht glücklicher Weise besser wären, als die Lehre selbst, sich gegenseitig verachten und hassen, in vernichtendem Zwiespalt und Kampf ihr irdisches Dasein hinbringen würden.

Idealital wird häufig bei der Erziehung nicht so, wie es sollte, beachtet. Manche wackere Menschen schätzen wohl die Tüchtigkeit und den Edelmuth eines Charakters, aber sie verachten das Schöne, das Ideale in Kunst und Wissenschaft als unnütz, als unpraktisch. Dies ist ein Widerspruch. Ein schönes Bild z. B., ein schönes Gedicht, eine schöne Musik — und eine schöne That sind sich sehr nahe verwandt, entspringen zum Theil einer und derselben geistigen Quelle. Es ist daher für die allgemeine Sittlichkeit des Kindes von großem Werth, wenn es in einer schönen, gefälligen äußeren Umgebung heranwächst. Ein Zeichen, wie sehr z. B. der deutsche Volkscharakter in der neueren Zeit im Allgemeinen sich gehoben, ist der allgemeine Fortschritt, den der Geschmack, der Sinn für das Schöne gemacht hat. Die Gedichte Schiller's, des Vertreters der Idealität unter den Dichtern, finden sich in jedem Hause.

Imitatal ist, wie schon früher angedeutet, für die Erziehung von besonderem Gewicht. Manche Erzieher pflegen den Kindern gleichsam Predigten darüber zu halten, wie sie handeln, was sie thun und was sie lassen müßten. Dies ist nicht gut. Die Nachahmung, das lebendige Beispiel erzieht weit mehr, als das todte Wort. Wenn Eltern wollen, daß das Kind gute Lehren empfange, so dürfen sie nur selbst so handeln, wie sie das Kind handeln lehren wollen: es bedarf dann der Predigten nicht. Handeln sie nicht so, so nützen die Predigten nicht und führen nur zu einem gewissen Scheinwesen.

Realital hat nicht blos, wie früher angedeutet, beim kleinen Kinde, sondern es behält durch die ganze Jugend seine vorzügliche Berechtigung für die Erziehung oder den Unterricht. Aller Unterricht muß zuletzt auf diesen Sinn sich gründen, muß ein gegenständlicher (objectiver) sein. Das Denken (das Vergleichen und

Schließen) des Menschen wäre werthlos, wenn es ein blos subjectives (ein leeres philosophisches) wäre, wenn ihm der Gegenstand fehlte. Die Vereinigung aller Gegenstände ist die Natur. Alle Wissenschaft ist daher Naturwissenschaft. Die Wissenschaft steht heutzutage hauptsächlich deswegen gegen früher so hoch, weil sie zur Erkenntniß ihrer selbst gekommen, weil sie selbstbewußt Naturwissenschaft geworden ist. Der vollkommenste Gegenstand, das vollkommenste Einzelwesen in der Natur ist der Mensch. Der Mensch als die kleine Welt vereinigt in sich alle Gegenstände der Natur und bildet so die Einheit und die Spitze aller Wissenschaft. Was hier von der Wissenschaft gesagt ist, gilt auch von dem Unterricht, welcher nichts anderes ist, als eine Einführung des Kindes, des Knaben, des Jünglings in die Wissenschaft. Aller Unterricht ist zuletzt ein naturwissenschaftlicher. Von den niederen und einzelnen Naturgegenständen ausgehend und dadurch zum Verständniß der höheren und der vereinigten vorbereitend, schreitet der Unterricht, alle Dinge unter sich selbst und mit dem Mittelpunkt in Verbindung bringend, diesem seinem Mittelpunkt und seiner Spitze — der Menschenlehre — zu. Weil das Wesen der Menschennatur die sittliche Freiheit, die Sittlichkeit ist, so fällt in der Menschenlehre — d. i. in der Sittenlehre oder Tugendlehre — der Unterricht mit der Erziehung in Eins zusammen. Bisher ist bekanntlich von jeher ein großer Streit über den höchsten Grundsatz des Unterrichts geführt, sind viele und verschiedene sogenannte Schulpläne aufgestellt worden, indem einige Lehrer den gegenständlichen oder naturwissenschaftlichen, andere den menschlichen oder menschlich bildenden Unterricht mehr hervorhoben. Durch die Phrenologie ist dieser aus Einseitigkeit hervorgegangene und zu Einseitigkeiten führende Streit für immer beseitigt.

Formital wird am besten durch das Zeichnen geübt. Dieses sei hauptsächlich und gleich von Anfang an ein Zeichnen nach der Natur und gehe vom Einfachen zum Zusammengesetzen fort: Krystall, Pflanze, Thier, Mensch. Auch die Gestalten der Kunstgegenstände lassen sich bekanntlich auf die Formen der niederen oder höheren Naturgegenstände zurückführen. Das Zeichnen hat in unserer Zeit der objectiven Wissenschaften eine weit größere Bedeutung als früher erhalten.

Locatal wird hauptsächlich durch den Unterricht in der Erdbeschreibung geübt und gebildet. Dieser Unterricht muß mit dem Nächsten und Einfachsten beginnen. Der Schüler zeichne die Grundfläche des Zimmers, in welchem er sich befindet, des Hauses, des Hofs und Gartens, der Stadt, der Umgegend, so weit er kann. Hieran reiht sich, was andere gesehen und gezeichnet haben, an, die Karte des Bezirks, des Landes, des Erdtheils, der Erde, und hieran die Karte unseres Sonnensystems und des Fixsternhimmels. Mit dem Unterricht in der Erdbeschreibung wird am besten, vor sehr großen und umfassenden Landkarten, der erzählende Unterricht in der Geschichte verbunden.

Die Uebung des Numeratal ist einfacher, als oft geglaubt wird. Alles Rechnen ist Zählen, entweder Zuzählen oder Abzählen. Vermehren ist mehrfaches Zuzählen, Theilen ist mehrfaches Abzählen. Das Kind (der Knabe, Jüngling) lerne, um ein vollkommener Rechner zu werden, vollkommen zählen. Das Zählen beginnt mit dem einfachen Zählen (dem Zählen mit der einfachen Zahl) und steigt nach und nach in dem zusammengesetzten Zählen (in dem Zählen mit zusammengesetzten oder Massenzahlen) höher und höher auf. Das Kind zählt zuerst einfach: 1, 2, 3, 4 . . . bis 100 und zurück. Dann folgt das zusammengesetzte Zählen: 2, 4, 6 . . . . bis 100 und zurück. Und so fort: 3, 6, 9 . . . ., 4, 8, 12 . . . ., 5, 10, 15 . . . ., 10, 20, 30 . . . ., je bis 100 und zurück. Ist dieses Zählen dem Kinde, dem Knaben geläufig, so geht man zu den größeren Massenzahlen fort: 11, 22, 33 . . . ., 12, 24, 36 . . . ., 13, 26, 39 . . . . u. s. w., zuerst bis 200 oder 300 und endlich bis 1000 und zurück. Der Schüler hat das Höchste erreicht, wenn er von jeder Zahl (unter 1000) sogleich zu bestimmen weiß, in welcher Zählreihe sie liegt: er wird dann im Rechnen Außerordentliches leisten. Erreicht er auch, bei geringerem angeborenen Talent, nicht diese höchste, sondern nur eine mittlere Stufe in der Kunst des Zählens, so bleibt der Gewinn dieser Unterrichtsweise immer ein sehr großer für das praktische Rechnen. Denn nur hierdurch wird das sonst todte und trockene Zählen und Rechnen im Geiste lebendig. Das sogenannte Einmaleins darf das Kind nicht „auswendig“ lernen, denn eben dies mit noch

manchem Anderen in der gewöhnlichen Rechenkunst ist ein todtes Lernen.

Was wir oben über die Uebung des Verbotal beim Kinde gesagt, gilt auch von der späteren Jugend. Gleich wie ein Bleigewicht hing fast an allem bisherigen Unterricht die einseitige und unrichtige Uebung des Wortsinns, „das Auswendiglernen". Man kann in dieser Beziehung die bisherige Erziehungs- und Unterrichtsweise eine doppelt einseitige nennen. Nicht nur wurde die selbstständige Uebung der Gemüthssinne zu Gunsten der einseitigen Uebung der Verstandessinne vernachlässigt (nicht nur war die Erziehung eine Erziehung zum Wissen statt zum Können), sondern die Uebung der meisten Verstandessinne selbst wurde zu Gunsten der einseitigen Uebung des Wortsinns versäumt. Also bestand die Erziehung mit sammt dem Unterricht in vielen Beziehungen in der unrichtigen Uebung des Wortsinns. Von der Religion bis zu den Regeln der Grammatik herab wurde fast Alles „auswendig" gelernt! Natürlich wurde hierbei nichts anderes mehr versäumt, als eben der wahre und richtige Wortunterricht, das „Inwendiglernen" der Worte. Zum Zwecke dieses überaus wichtigen Unterrichts müssen vom Kindheits- bis zum vollendeten Jünglingsalter umfassende und vielseitige Uebungen im Sprechen stattfinden. Der Schüler muß über die verschiedensten Gegenstände und auf die verschiedenste Weise frei sprechen, theils indem ihm Zeit gegeben wird, seinen Gegenstand zu überdenken, theils indem er sofort über seine Aufgabe zu sprechen hat. Damit wird für ältere Schüler zweckmäßig der Unterricht in der Schnellschrift (Stenographie) verbunden. Was das Erlernen der fremden Sprachen betrifft, so muß natürlich auch dieses ein „Inwendiglernen" sein, d. i. der Wortsinn muß in lebendiger Verbindung mit den übrigen Verstandessinnen geübt, die Sprache muß im Gebrauche derselben erlernt werden. Der Satz besteht aus dem Subject (Realital), dem sich das Prädicat in Factital, Tempital, Locatal ꝛc. anreiht. Der Sprachunterricht kann und soll sogleich mit diesem Gebrauchen der Sprache beginnen. Wir besitzen seit einiger Zeit Lehrbücher in diesem Geiste geschrieben, wie z. B. das vortreffliche kleine Buch von Ahn zum Erlernen des Französischen.

Constructal sollte allgemeiner, als gewöhnlich geschieht, geübt werden. Es wäre schön, wenn jeder Jüngling neben seinem sonstigen Beruf ein Handwerk lernte. Dies würde auch zur allgemeineren Anerkennung der Arbeit beitragen. Unsere Zeit kränkelt an der falschen Eitelkeit, daß man sich in gewissen Kreisen der Arbeit um Geld schämt. Und doch ist das Geld das Mittel zur Geltung, zur Selbstständigkeit, also zur Sittlichkeit. Besonders die weibliche Welt trifft dieser Vorwurf. Nicht blos der Jüngling, auch die Jungfrau soll arbeiten, für Geld arbeiten, um selbstständig zu sein. Wir sehen so oft nur ein Tändeln der Jungfrau und ein Abwarten der Selbstständigkeit durch eine Verbindung. Wohl ist die Verbindung die eine Lebensaufgabe der Jungfrau, aber die andere gleichgeltende ist die Arbeit. Und gerade die Erfüllung dieser letzteren Aufgabe führt am leichtesten zur Erfüllung der ersteren. Der Mensch soll nicht müßig auf das Glück warten: dieses ist dem Fleiße hold.

Im Comparital und Causalital kehrt der Unterricht, indem er Alles umfaßt und zusammenfaßt, indem das Subject zugleich Object, das Object Subject wird, zu sich selbst zurück; der Unterricht wird sich als solcher selbstbewußt; der Verstand vereinigt sich mit dem Gefühl und wird zur Vernunft. Der letzte Ring in dem großen Kreise der Harmonie schließt sich ab: die Wissenschaft wird zur Philosophie.

Schlußwort.

Die vorstehende Darstellung der Erziehungslehre als eines praktischen oder angewandten Theils der Phrenologie ist insofern eine mangelhafte, als ich so oft, wohl zur Ermüdung des Lesers, auf die Einheit der ganzen Erziehung und aller ihrer Zwecke hingewiesen habe, — und doch nicht oft genug! Nie habe ich so lebhaft wie hier gefühlt, wie viel vor dem Schriftsteller der bildende Künstler voraus hat. Dieser giebt die Einheit seines Gegenstandes auch in einem Bilde, er sagt gleichsam Alles auf einmal. Dem Schriftsteller wird die Darstellung seines Gegenstandes desto schwerer, je größer die Einheit desselben ist, je weniger er bei

jedem einzelnen Punkte auf dessen innere Einheit mit jedem andern einzelnen Punkte hinweisen kann. Die Harmonie des Menschen mit sich und der Außenwelt, — die Menschlichkeit, das Menschenthum, — die geistige Gesundheit, — die Bildung des Geistes und des Herzens, — die sittliche Freiheit, — die Sittlichkeit, Tugend, — die Vernünftigkeit, — die Selbstbeherrschung, — die Zufriedenheit, — die Arbeitsamkeit, der Fleiß, — die Selbstständigkeit, — die Freude, das Glück, — die Religiosität, — alle diese Ziele, nach welchen der junge Erdenbürger an der Hand des Erziehers wandert, sind ein Ziel und auf einem Wege zu erreichen.

XVII.

Praktischer Unterricht in der Phrenologie.

Kühn und groß ist der Mensch: er mißt am Gewölbe des Himmels
Und am Gewölbe des Haupts die unermeßliche Welt.

1.

Die praktische Phrenologie oder die Organenlehre ist im Ganzen nicht ein schwieriges, sondern ein leichtes und überdies ein sehr lohnendes und genußreiches Studium. Auch ist sie einem Jeden, der nur einiges Beobachtungstalent besitzt, zugänglich, und man muß nicht, wie z. B. bei der Physiognomik, ein besonderes Genie dafür besitzen, um darin Tüchtiges zu leisten. Ebenso wenig braucht man dazu Gelehrter von Fach, Philosoph, Mediciner u. s. w. zu sein. So wie wir Musik erlernen, ohne Musiker von Fach zu sein, so können Gelehrte und Ungelehrte, Männer und Frauen — mit geringeren Opfern an Zeit und Mühe, als das Spielen eines musikalischen Instruments erfordert — die praktische Phrenologie mit den dazu nöthigen medicinischen und psychologischen Kenntnissen erlernen, und der Genuß und der praktische Nutzen dieses Wissens ist, auch ohne daß es sich zur Meisterschaft erhebt, ein sehr großer.

Der Unterricht in der praktischen Phrenologie kann nicht passender als mit den Worten eingeleitet werden, daß die Phrenologie das nicht ist, für was man sie gewöhnlich hält, nämlich nicht die Kunst, aus der Erforschung der Kopfgestalt den ganzen

Charakter des Menschen nach allen einzelnen Zügen wissenschaftlich sicher zu bestimmen. Die Phrenologie kann dies aus mehreren Gründen nicht sein, unter Anderm deswegen nicht, weil die Hirnschale kleine Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten in der Dicke zeigt, welche die genaue Größe der einzelnen Gehirnorgane zu erkennen verhindern.

Wenn aber, so möchten hier Manche einwerfen, der Phrenologie diese wissenschaftliche Sicherheit im genauen Bestimmen der Charakterzüge fehlt, so fehlt ihr damit die echte Wissenschaftlichkeit und ihr Urtheil ist gesprochen. Diese Lehre ist dann eine geistreiche Spielerei, wie etwa die Physiognomik, welche auch wohl vieles Wahre, aber nichts wissenschaftlich Feststehendes enthält. Der wahre Naturforscher, der Mann der strengen Wissenschaft, ist daher in seinem Rechte, wenn er der Phrenologie keinen Geschmack abgewinnen kann und sie aus dem Bereiche seiner Forschungen ausschließt.

Allein dieses Urtheil beruht auf einem Fehlschlusse. Die Phrenologie besitzt vielmehr den Charakter der strengen Wissenschaftlichkeit, so wie jede andere Naturwissenschaft, wie z. B. die Chemie oder die Physik. Denn die Phrenologie vermag zwar nicht die *ganz genaue* Größe der einzelnen Gehirntheile oder Organe aus der äußern Kopfgestalt zu erkennen, aber sie vermag mit vollkommener mathematischer, also wissenschaftlicher Sicherheit ein *großes* Gehirnorgan von einem *kleinen* zu unterscheiden. Nur mit der Erforschung *solcher* Gehirnorgane aber hat es die Phrenologie als Wissenschaft zu thun, um so mehr, da alle entschiedenen Charakterzüge des Menschen auf der starken oder schwachen Entwicklung der Grundkräfte des Geistes und seiner Organe beruhen.

Die Wahrheit, daß ein großes Gehirnorgan von einem kleinen wissenschaftlich sicher unterschieden werden kann, findet eine nähere Begründung und Nachweisung darin, daß die Ungleichheit und Verschiedenheit in der Dicke der Hirnschale nur höchst unbedeutend ist und gar nicht im Verhältniß steht zu der großen Verschiedenheit der menschlichen Gehirn- oder Kopfgestalten. Die erstere Verschiedenheit beträgt nur etwa den zehnten Theil der

letztern, nur eine halbe bis anderthalb Linien, während die letztere einen halben bis zu zwei und drei Zoll beträgt. Ein Kopf kann an der Stelle irgend eines Organs um einen, zwei, ja drei Zoll stärker entwickelt sein, als ein anderer an derselben Stelle. In solchen Fällen ist es nicht möglich, daß man sich über die Stärke eines Gehirntheils im Wesentlichen täuscht, wenn sich auch dessen Größe nicht mathematisch genau erkennen läßt. Dieselbe Unvollkommenheit der praktischen Kunst im Verhältniß zur Wissenschaft findet sich bekanntlich bei allen Naturwissenschaften, wie z. B. bei der Chemie. Wenn ein Mineralwasser chemisch untersucht wird, so findet der Forscher die Stoffe, welche in Menge sich darin befinden, mit voller wissenschaftlicher Sicherheit auf, aber er weiß das genaue Maß jedes Stoffes nicht mathematisch, sondern nur annähernd anzugeben.

2.

Die Schwierigkeiten, welche für die praktische Phrenologie in der Ungleichheit der Dicke der Hirnschale liegen, können noch bedeutend dadurch verringert werden, daß man die Stellen der Hirnschale kennen lernt, wo sich solche Ungleichheiten zu finden pflegen, und daß man dann diese Ungleichheiten des Schädelknochens bei der Beurtheilung der Größe eines Gehirnorgans abrechnet. Werfen wir hier einen Blick auf die Bildungsgeschichte des Schädels.

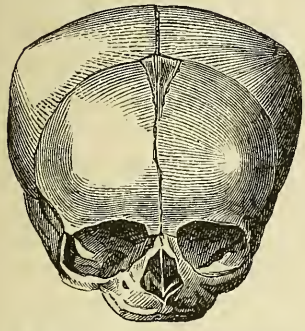
Beim werdenden Menschen ist das Gehirn in seiner Masse und seiner Gestalt schon ganz vorhanden, ehe erst der Schädelknochen sich zu bilden und es zu überwachsen beginnt. Diese Bildung des Knochens geht von einigen bestimmten Punkten aus: an jedem derselben fängt Knochenmasse an sich abzusetzen und wächst dann von da an rings strahlenförmig fort, so wie etwa an einer Fensterscheibe die Feuchtigkeit strahlenförmig gefriert. Dadurch entstehen sehr dünne Knochenplatten, die man mit Schuppen vergleichen kann und die an ihrem Mittelpunkte etwas stärker an Masse sind, als an der übrigen Fläche. Diese Knochenschuppen bedecken endlich das ganze Gehirn, ohne jedoch irgendwo sich über einander zu schieben, sondern jede Schuppe grenzt nur

an die andere an, ja dies nicht überall, denn an einigen Stellen bleiben zwischen den Knochenschuppen leere, von Knochenmasse unbedeckte Räume, welche Fontanellen heißen. Die größte Fontanelle findet sich auf der Mitte des Oberkopfs, da wo vier Knochenschuppen an einander grenzen.

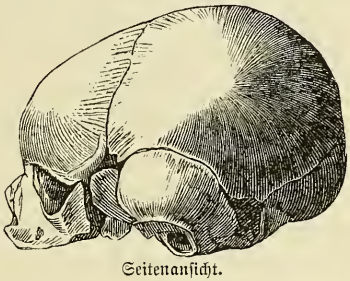
Der Knochenansatzpunkte, also der Knochenschuppen, sind (was die obere Bedeckung des Gehirns betrifft und abgesehen von den Gesichtsknochen und den Knochen an der untern Fläche des Gehirns) im Ganzen sieben. Zwei Schuppen heißen Stirnbeine; ihre Mittel- oder Knochenansatzpunkte sind auf der obern Stirn rechts und links bei Causalital, da, wo man bei vielen Menschen die sogenannten Stirnhöcker bemerkt. Zwei andere Schuppen, die größten von allen, heißen Seitenwandbeine, und deren Mittelpunkte liegen über und hinter dem Ohr am höchsten und hintersten Theile der Seitenfläche des Kopfs bei Cautal. Wenn das Kopfhaar nicht die Beobachtung hinderte, so würde man bei vielen Menschen hier eine noch bedeutendere Knochenerhöhung, als die Stirnhöcker sind, bemerken. Zwei weitere kleinere Knochenschuppen, die sogenannten Schläfenbeine, liegen an dem untern Seitentheil des Kopfs vom Auge zum Ohr. Die siebente und letzte Schuppe, das Hinterhauptbein, hat ihren Mittelpunkt am untersten Theile des Hinterkopfs gerade auf der Grenze zwischen Kopf und Hals, zwischen Infantal und Generatal. Dieser Verknöcherungspunkt ist weitaus der stärkste von allen; fast jeder Mensch kann hier an seinem Kopfe eine bohnengroße oder oft noch größere Knochenerhöhung bemerken. Da diese Stelle der ungefähre Mittelpunkt des Hinterhauptbeins ist, so folgt, daß dieses noch zum Theil die untere Fläche des Gehirns (nämlich das sogenannte kleine Gehirn) umschließt.

Zur Zeit der Geburt des Menschen, wo die Schädelknochen die hier beschriebene Beschaffenheit haben, ist die Kopfgestalt noch keine feste, sondern noch von äußeren Einflüssen abhängig. Man hört oft die Ansicht aussprechen, daß es in der Macht der Hebamme stehe, dem Kopfe des Kindes fürs ganze Leben diese oder jene Gestalt zu geben. Nein, noch weit gewaltsamer, als es die Hebamme vermöchte, wirkt die Geburt selbst auf die Kopfgestalt

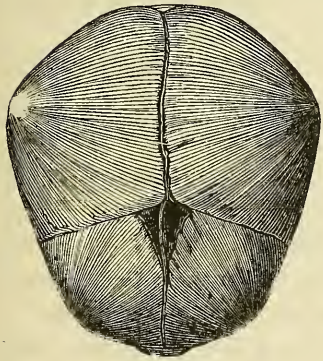
ein, aber selbst diese Einwirkung (welcher das Drücken des Kopfs von Seiten der Hebamme nur entgegenwirken soll) ist nur eine kurz vorübergehende, und gewöhnlich schon nach wenigen Wochen nimmt der Kopf (mit dem Gehirn) auch ohne alle äußere Beihülfe die Gestalt wieder an, welche er vor der Geburt hatte. Das lebendige und schnell wachsende Gehirn bildet sich sehr bald



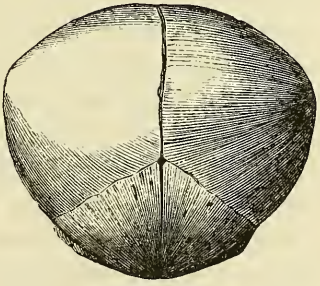
Schädel eines neugeborenen Kindes: Vordere Ansicht.



Seitenansicht.



Ansicht von Oben.



Hinteransicht.

den todten und noch unfesten Knochen in der Gestalt an, wie es sich denselben vor der Geburt angebildet hatte.

Die Knochenschuppen wachsen sehr bald ganz zusammen, indem auch die Fontanellen sich schließen (mit Ausnahme der großen, welche längere Zeit offen bleibt). Die an einander grenzenden Knochenschuppen verwachsen an den Rändern zu einer

einzigen, das ganze Gehirn bedeckenden Knochenschale. Die Verwachsungsstellen heißen Nähte, welche (mit Ausnahme der Naht zwischen den beiden Stirnbeinschuppen) immer am Knochen sichtbar bleiben und das Aussehen einer feingezackten unregelmäßigen Verzahnung haben. Solcher Nähte giebt es hauptsächlich drei: die Kranznaht, welche das Stirnbein mit den Seitenwandbeinen verbindet, sie läuft quer über den Oberkopf, nicht ganz in der Mitte, sondern etwas nach vorn zu zwischen Bonital und Veneratal; ferner die Lambdanaht, die Verbindungsnaht zwischen dem Hinterhauptbein und den Seitenwandbeinen; endlich die Pfeilnaht zwischen den beiden Seitenwandbeinen auf der Mittellinie des Oberkopfes, sie reicht von der Kranznaht zur Lambdanaht und geht mitten über Veneratal, Firmital, Ipsotal und Concentratal. Die Nähte bilden schmale, kaum einen kleinen Finger breite, bald mehr, bald weniger aufgeworfene Wülste oder Erhöhungen des Knochens, welche über die Stärke der darunter liegenden Gehirntheile täuschen könnten, indem man, durch jene Wülste veranlaßt, entweder die darunter liegenden Organe für größer, oder aber die unmittelbar daneben liegenden für vergleichungsweis kleiner halten könnte, als sie sind.

Die genaue Kenntniß sowohl der Knochenansatzpunkte, als der Nähte ist auch darum von Wichtigkeit, weil sie sehr die Kenntniß der Stelle der einzelnen Organe erleichtert.

Obgleich wir nun aber diese Ungleichmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale an den verschiedenen Stellen des Kopfs kennen gelernt haben und uns also schon durch diese Kenntniß vor großen Fehlern in der Beurtheilung der Gehirngestalt zu hüten wissen, so kann doch für die praktische Phrenologie nicht eindringlich genug die Wahrheit wiederholt werden, daß wir nur dann, wenn ein Gehirntheil oder Organ entweder groß oder klein erscheint, eine sichere und streng wissenschaftliche Vergleichung jenes Gehirntheils einerseits und des entsprechenden Geistesvermögens andererseits zu ziehen im Stande sind.

3.

Um bei dem ersten Studium der Phrenologie den streng wissenschaftlichen Weg zu gehen, dürfen wir hier eigentlich noch nicht von Organen sprechen, oder wir müssen uns wenigstens die auf einem Schlusse beruhende Bedeutung des gebrauchten Wortes Organ klar vor Augen stellen. Denn der phrenologische Satz, daß ein gewisser Gehirntheil das Organ eines gewissen Geistesvermögens sei, enthält schon einen Schluß aus der Thatsache; die einfache Thatsache ist: in allen Fällen ohne Ausnahme, wo ein bestimmter Gehirntheil groß ist, wird ein bestimmtes Geistesvermögen stark gefunden, und ebenso, wo jener Gehirntheil klein ist, zeigt sich jenes Vermögen schwach.

Es versteht sich von selbst, daß da, wo es sich von zu erwerbenden Kenntnissen handelt, nur das Wissen, nicht das Glauben gelten kann. Wer blos der Behauptung der Phrenologen glaubt, daß der obige Satz Wahrheit enthalte, dessen Glaube hat wenig oder gar keinen Werth, denn der Glaubende könnte später ebensowohl der Behauptung der Gegner der Phrenologie glauben, daß jener Satz ein Irrthum sei. Daher ist eine der ersten Bedingungen zum erfolgreichen Studium der Phrenologie, daß wir allen Glauben an deren Wahrheit zu Hause lassen und nur das eifrige und nüchterne Bestreben zu wissen mitbringen, d. i. zu wissen, ob jene ausnahmslose Uebereinstimmung zwischen der Gehirngestalt und der Geistesentwicklung stattfindet oder nicht.

Zur Beobachtung genügt hier bisweilen schon das Auge. Denn weil nur die Fälle der entschiedenen Entwicklungen eines Gehirntheils Geltung haben, so wird oft schon das bloße Betrachten eines Kopfes mit schwachem Haarwuchs uns erkennen lassen, ob eine Kopfstelle stark oder schwach entwickelt ist. Allein theils weil oft die Fülle des Haares der Beobachtung des Auges im Wege ist, theils weil wir so genau und gründlich, als immer möglich, bei der wissenschaftlichen Erforschung einer Thatsache zu Werke gehen müssen, so ist, wenn wir uns von der Entwicklung

einer behaarten Stelle des Kopfes unterrichten wollen, das Betasten desselben unerläßlich.

Hierbei sind besonders zwei eben so einfache als wichtige Regeln zu beobachten, an deren Nichtkenntniß häufig schon das Studium der praktischen Phrenologie gescheitert ist. Das Betasten geschieht erstens nicht, wie man gewöhnlich glaubt, mit den Spitzen der ausgestreckten Finger, sondern die vier Finger der Hand werden lose zusammengelegt und durch das weiche und satte Aufdrücken der ganzen inneren Fingerflächen und das vielfältige Hin- und Herbewegen derselben sucht man durch das Haar hindurch eine Anschauung von der Kopfgestalt zu gewinnen. Zweitens muß, wie sich versteht, da die ganze Untersuchung nur auf der Vergleichung der einzelnen Kopfstellen unter sich beruht, nicht blos die eine Kopfstelle, deren Entwicklung wir kennen lernen wollen, sondern zugleich alle ringsum gelegenen betastet werden.

Da die Phrenologie Naturwissenschaft ist, so zerfällt sie für das praktische Studium in ihre einzelnen Thatsachen, d. i. in die als erwiesen betrachteten Organe. Für den Anfänger liegt nun eine Schwierigkeit in der großen Zahl der Organe. Wo soll man mit dem Studium beginnen, zumal wenn man die leichter und die schwieriger zu erkennenden Organe nicht zu unterscheiden weiß? Wir wollen hier drei der in ihrer Entwicklung leicht zu unterscheidenden Organe, Veneratal, Cautal und Ipsotal, etwas näher ins Auge fassen, um mit ihnen das praktische Studium der Phrenologie beginnen zu können. Wie überall, so ist auch hier nur der Anfang schwer. Wer an der Unterscheidung dieser drei Organe sein Urtheil geübt, hat weitaus die größten Schwierigkeiten des Studiums der praktischen Phrenologie überwunden.

4.

Veneratal liegt unmittelbar hinter der Kranznaht, gerade unter der sogenannten großen Fontanelle *auf der Mitte des Oberkopfes*. Das Organ könnte dann, wenn die *davor* liegende Wulst der Kranznaht stark ist, wegen der hier alsdann gefundenen scheinbaren Vertiefung für kleiner gehalten werden,

als es ist, ein Irrthum, der natürlich leicht vermieden werden kann. Eine weitere Vorsicht ist in Bezug auf die Pfeilnaht nöthig. Die Wulst dieser Naht (wenn vorhanden) ist sehr leicht durch ihre Schmalheit von der starken Entwicklung des Organs

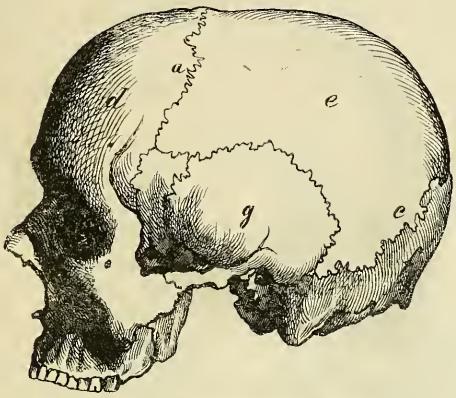


Fig. 1. Mittelgroßes Veneratal.

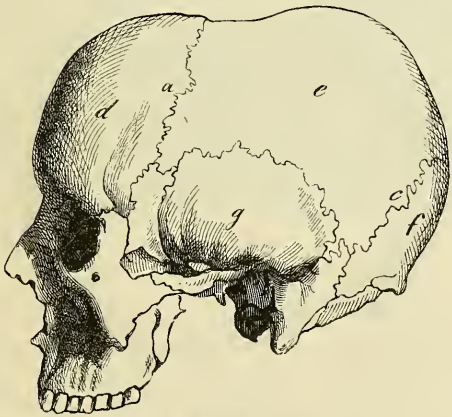


Fig. 2. Kleines Veneratal.

oder vielmehr der beiden Organe, welche zusammen die volle Breite zweier Finger haben, zu unterscheiden. Am gewöhnlichsten aber ist die Wulst dieser Naht an der fraglichen Stelle gar nicht vorhanden und überhaupt der Knochen (aus Ursache der ge-

wesenen Fontanelle) oft ziemlich dünn, in welchem Falle bisweilen die beiden fraglichen Organe getrennt wahrgenommen werden können, zwischen welchen dann, weil sie nicht fest an einander liegen, eine kleine schmale Rinne oder Vertiefung gefunden

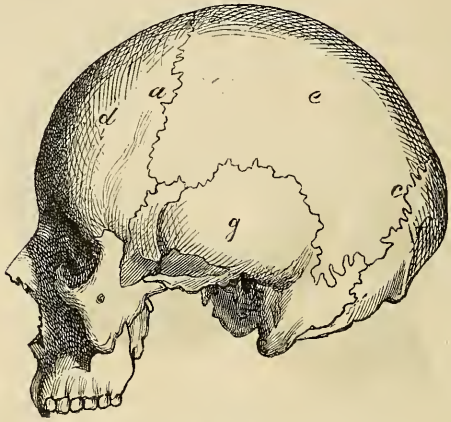


Fig. 3. Großes Veneratal.

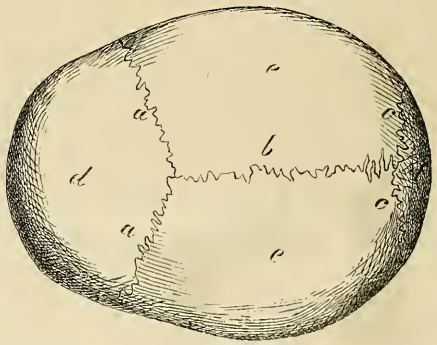


Fig. 4.
a. Kranznaht. b. Pfeilnaht. c. Lambdanaht. d. Stirnbein. e. Seitenwandbein. f. Hinterhauptbein. (g. Schläfenbein.)

wird, die natürlich für die Beurtheilung der Größe des Organs so wenig Bedeutung hat, als im andern Falle die an derselben Stelle hinlaufende, durch die schmale Wulst der Pfeilnaht gebildete Erhöhung.

Diese Schilderung giebt nun aber und kann noch keine wirkliche Kenntniß des Organs geben, sondern nur die Anleitung, sich diese durch eigene Anschauung zu erwerben. Man glaubt oft fälschlich, kein Talent für phrenologische Untersuchungen zu haben, wenn man beim ersten Anfang eine Kopfstelle gar nicht zu beurtheilen, sie weder stark, noch schwach entwickelt zu nennen weiß. Allein erst wenn man durch Anschauung eine Vergleichung gewonnen, d. i. wenn man eine Kopfstelle

Großes Veneratal: Friedrich Gottlob Klopstock.

bei einigen Köpfen stark, bei anderen schwach entwickelt gefunden hat, erst dann und nicht eher kann man möglicher Weise ein Urtheil über deren Entwicklung besitzen.

Was das Veneratal selbst betrifft, so ist darüber dem Anfänger, welcher ausführlichere Werke nicht zur Hand hat*),

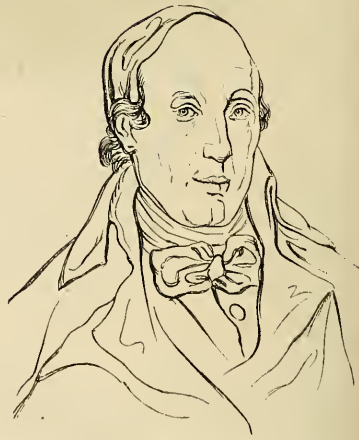
*) Der „Katechismus der Phrenologie" ist hier nicht ausreichend; aber als ein Werkchen, welches besonders durch die Menge der Beispiele dem Anfänger wohl ganz genügen wird, darf ich meine „Phrenologischen Frauenbilder" nennen.

Constantin der Große. Veneratal groß.

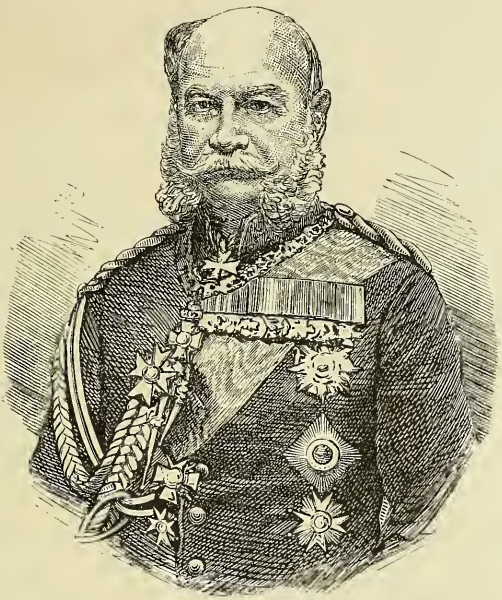
Gustav Adolph. Veneratal groß.

Spinoza. Veneratal klein.

Stephan der Heilige. Veneratal groß.



Seiler. Veneratal groß.



Kaiser Wilhelm.

Veneratal groß.

wenigstens das Folgende zu wissen nöthig. Ist Veneratal sehr stark, so äußert sich dies schon in der frühen Jugend. Das Kind ist alsdann leicht zu erziehen, folgsam und fügsam, was bisweilen, bei sehr schwachem Selbstgefühl, bis zu großer Schüchternheit steigt. Bisweilen äußert sich das starke Veneratal auch schon beim Kinde als religiöses Gefühl: das Kind von 8, 10, 12 Jahren liebt es zu beten, die Kirche zu besuchen, auch ohne durch Erziehung oder Beispiel dazu angeleitet zu sein. Bei schwachem Sinn im Gegentheil zeigt das Kind einen Mangel an Ehrerbietung gegen Eltern und Lehrer, gegen das Alter, es ist unfügsam, eigensinnig, widerspenstig, was bisweilen bis zur Frechheit geht. Bei Knaben, welche wegen nicht zu zügelnder Widerspenstigkeit gegen die Lehrer aus den Schulanstalten entfernt werden, ist immer Veneratal schwach. Jedoch oft schlagen solche Kinder später zum Guten um, werden tüchtige und wackere Menschen, dies nämlich dann, wenn die übrige Organisation eine günstige ist.

Bei den Erwachsenen entspringt aus einer starken Entwicklung des Sinnes alles Das, was man Pietät nennt, dieses Wort in der umfassendsten Bedeutung genommen. Also Sinn für Autorität in Sachen des Wissens und des Lebens, z. B. in politischer Hinsicht die conservative, legitimistische, absolutistische Gesinnung, welcher eine Herrschaft nicht leicht stark genug zu sein, Majestät genug zu haben scheint. (Autorität, nicht Majorität!) Dann ist der Sinn insbesondere die Grundlage der religiösen Gesinnung. Doch ist die Religiosität der Phrenologie nur allein die innere Frömmigkeit des Gemüths, die lebendige Gottgläubigkeit des Herzens. Dagegen giebt es eine andere, auch oft sogenannte Religiosität, welche nicht aus unserem Sinn hervorgeht, nämlich die äußere Gottgläubigkeit des Verstandes, das Fürwahrhalten besonderer bestimmter Religionslehren (die Rechtgläubigkeit). Doch fallen diese beiden Arten der Religiosität aus nahe liegenden Gründen sehr oft zusammen. Bei schwachem Veneratal finden sich in den genannten Beziehungen die entgegengesetzten Züge: die Pietät, der Sinn für Autorität fehlt nach allen Seiten hin; in der Politik ist der Charakter ein ultraliberaler,

radicaler, welchem leicht jede wirkliche Herrschaft zu streng, jede nothwendige Beschränkung der Freiheit zu drückend scheint, welcher vergißt, daß die größte Aristokratin die Natur selbst ist, und daß in der natürlichen Ungleichheit und Unterordnung der Menschen ein Vorbild für die politische liegt. In religiöser Hinsicht gehört der Charakter zu denen, welche die Religion für etwas Ueberflüssiges und Entbehrliches halten, oder welche, wenn sie auch das Wort beibehalten wollen, doch die Sache verwerfen, d. i. die Religion in allgemeine Sittlichkeit auflösen oder umwandeln möchten.

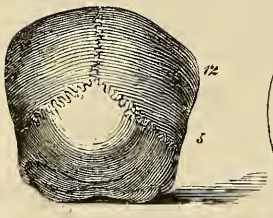
Das bisher über die Charakterbeschaffenheit bei starkem oder bei schwachem Veneratal Gesagte hat nur dann unbedingte Geltung, wenn in der Organisation nicht noch andere entschiedene Züge sich finden, welche auf jenen Charakterzug einwirken. Nicht als ob dieser Zug dadurch aufgehoben würde, nein, er bleibt vorhanden und als vorhanden nachzuweisen, aber er tritt dann in Gesellschaft sogenannter Widersprüche auf. Solche auf das Veneratal einwirkende Sinne sind z. B. Ipsotal und Oppositat, und in Bezug auf die Religion die Verstandessinne. Ist neben starkem Veneratal auch Ipsotal und Oppositat stark, so machen sich diese Sinne neben jenem vollständig geltend. Der Mensch ist dann von Charakter demüthig und stolz, fügsam und widerspenstig zugleich. Ein Kind dieser Art z. B. ist leicht oder schwer zu erziehen; leicht, wenn man es versteht, durch Güte und Verstand das Veneratal anzuregen, schwer, wenn man durch unverständige Härte und Ungerechtigkeit Ipsotal und Oppositat zur Thätigkeit aufruft. In Bezug auf die Religion kommen mit dem Veneratal oft die Verstandessinne, wenn sie stark sind, in Widerstreit: nicht wenige Menschen sind im Herzen gläubig, im Verstand ungläubig.

Sehr häufig werden neben einem starken Veneratal andere ihm nicht unmittelbar, aber mittelbar widerstreitende Sinne stark gefunden, z. B. Generatal, Secretal, Acquisital, Ambital ꝛc. Ein Mensch kann z. B. sehr religiös, gottgläubig sein und daneben irgend welche große Charakterfehler haben, sinnlich, falsch, geizig ꝛc. sein. In diesen Fällen pflegt man die Menschen ge-

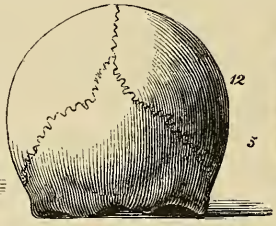
wöhnlich für religiöse Heuchler zu halten, allein meistens mit Unrecht.

5.

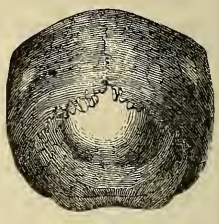
Auch das Cautal gehört zu den Organen*), welche ziemlich leicht, sowohl was die Stelle betrifft, als in der Größe oder Kleinheit zu erkennen sind. Die Stelle des Organs ist gerade unter dem Knochenansatzpunkte oder Knochenhöcker des Seitenwandbeins. Ist das Organ klein, so ist der Kopf, wenn wir ihn auf seiner obern Fläche mit den Fingern spannend überfassen, hier so schmal oder wohl noch schmäler, als vorn hinter der Stirn,



Großes Cautal (12).



Kleines Cautal.


Mittleres Cautal.

und es ist an dieser Stelle keine Erhöhung, oft nicht einmal die des Knochenhöckers, wenn dieser sehr unbedeutend ist, zu erkennen, so daß für diesen Fall die genaue Stelle des Organs für den Anfänger schwer zu bestimmen ist. In diesem Fall ist aber zugleich ausgesprochen, daß das Organ klein ist.

Ist das Organ sehr groß, so ist der Kopf an der bezeichneten Stelle sehr breit, so daß oft eine große Hand dazu gehört, ihn hier zu überspannen. Zugleich ragt das Organ über den unterhalb liegenden Theil des Kopfes (Oppositat) hervor, so daß der Durchmesser des Kopfes zwischen den beiden Cautal größer ist, als der Durchmesser am Oppositat. Der Knochenhöcker, auch wenn er bedeutend ist, ist theils an Umfang viel zu klein, theils nicht so die unteren Organe überragend, als daß er nicht sehr leicht von dem Organe zu unterscheiden wäre.

*) Die wissenschaftlichen Namen der Sinne werden auch als Organennamen gebraucht.

Wenn das Organ mittelmäßig groß ist, d. h. wenn der Kopf an der bezeichneten Stelle weder sehr breit, noch sehr schmal erscheint, und weder die beschriebene Fläche, noch die große Hervorragung, sondern nur eine mäßige Wölbung zeigt, so kann sich der Anfänger am leichtesten durch den hinzukommenden Knochenhöcker über das Maß des Organs täuschen lassen und es für größer halten, als es ist. Das sicherste Unterscheidungsmerkmal ist die Kleinheit des Umfangs, welchen der bloße Knochenhöcker hat.

Im Unterschiede von Veneratal, bei welchem die Untersuchung am besten vermittelst einer, der rechten, Hand gemacht wird, geschieht die Untersuchung bei Cautal am leichtesten so, daß der Untersuchende hinter die auf einem Stuhle sitzende Person tritt und mit beiden Händen die Gestalt des Kopfes an der fraglichen Stelle an der rechten und linken Seite zu gleicher Zeit — unter genauer Beachtung der oben gedachten doppelten Regel — sich zur Anschauung bringt.

Ueber das Cautal selbst bedarf es kaum weiterer Erläuterungen. Der Sinn kann durch die Worte: Vorsicht, Sorglichkeit, Behutsamkeit, Bedachtsamkeit, Umsicht bezeichnet werden, aus welchen Worten, wenn wir sie in Gedanken zusammenfassen, ziemlich klar der Begriff des Sinnes hervorgeht. Andere Sinne, welche neben diesem in Frage kommen, sind hauptsächlich Ipsotal und Secretal, jenes dem Cautal entgegentretend, dieses es unterstützend. Ist neben großem Cautal auch Ipsotal groß, so artet jenes nie in zu große Bedachtsamkeit oder Unentschlossenheit aus, sondern der Charakter ist einerseits ebenso behutsam und umsichtig, als andererseits entschieden und selbstvertrauend. Ist im Gegentheil neben mittelmäßigem oder kleinem Cautal das Ipsotal sehr klein, so entsteht ein Zweifeln und Sorgen, eine Unsicherheit des Handelns, welche oberflächlich betrachtet und irrthümlich aus einem großen Cautal abgeleitet werden zu müssen scheinen könnte. Großes Cautal neben kleinem Ipsotal macht sich desto entschiedener in jeder Weise in seiner Stärke, kleines Cautal neben großem Ipsotal desto entschiedener in seiner Schwäche geltend.

Das umgekehrte Verhältniß wie zwischen Cautal und Ipsotal

findet zwischen Cautal und Secretal statt. Großes Cautal wird von großem Secretal noch bedeutend unterstützt, kleines Cautal kann von großem Secretal, oberflächlich betrachtet, fast ganz ersetzt zu werden scheinen. Kleines Cautal tritt neben kleinem Secretal desto entschiedener in seiner Schwäche hervor, u. s. w.

Bei Cautal kommt in hohem Grade noch das Temperament oder die Gesundheit in Frage. Krankhafte Beschaffenheit der Unterleibsorgane, auch geschwächte, entnervte Gesundheit überhaupt giebt sehr häufig dem Charakter eine Färbung der Schwäche, des Schwankens, der Unentschiedenheit, welche mit einer starken Entwicklung des Cautal verwechselt werden könnte.

Das Ipsotal liegt (s. den phrenolog. Kopf S. 7) an der Stelle des sogenannten Haarwirbels auf der Mittellinie des Kopfes unter der Pfeilnaht, da wo der Oberkopf in den Hinterkopf abfällt. Es hat etwa die Breite zweier Finger. Ist es sehr groß, so stellt es sich als eine länglich ovale, stark hervortretende Wölbung dar, die von oben nach unten jene Stelle einnimmt. Ist es sehr klein und besonders das zu beiden Seiten liegende Organ der Beifallsliebe groß, so zeigt die Stelle eine Vertiefung, in die man einen oder zwei Finger legen kann. Wenn übrigens der Schädelknochen, wie nicht selten, sehr dünn ist, so erkennt man, besonders bei starker Entwicklung des Organs, leicht die beiden Theile desselben (oder die beiden Organe) durch eine schmale Rinne von einander getrennt. Die Betastung des Kopfes geschieht bei diesem Organ vermittelst der rechten Hand, welche nicht senkrecht, sondern wagrecht quer über das Organ aufgelegt wird. Eine allgemeine praktische Regel, die hauptsächlich auch bei diesem Organe nicht übersehen werden darf, ist noch die, daß der zu betastende Kopf in möglichst natürlicher, gerader Stellung, weder vorwärts noch rückwärts geneigt, gehalten wird.

Was das Ipsotal selbst betrifft, so sind Selbstachtung, Selbstvertrauen, Selbstgenügsamkeit, Stolz, Neigung zum Herrschen einige Worte ähnlicher Bedeutung, welche alle in den Thätigkeitskreis des Sinnes fallen und für den richtigen Begriff desselben zusammenzufassen sind. Als auf Ipsotal einwirkend ist vorzugsweise Veneratal zu nennen, wie schon oben bemerkt ist.

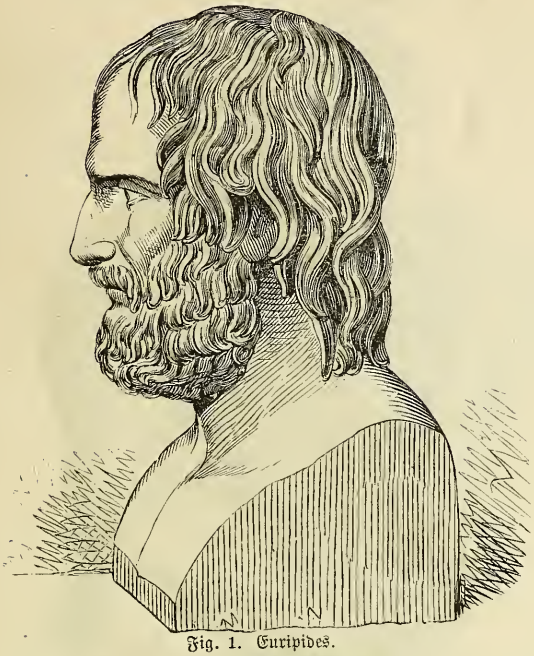


Fig. 1. Euripides.

Fig. 2. Großer Geschlechtssinn.

Fig. 3. Schlechte Kopfbildung.

Obgleich Gemälde und Zeichnungen von Köpfen ein vergleichungsweise schwacher Ersatz für die Beobachtung der Kopfgestalten lebender Menschen sind, so füge ich doch vorstehendem Aufsatze zur Veranschaulichung einiger Unterschiede der Kopfgestalten hier wenige Abbildungen bei.

Fig. 1—4. Diese vier Köpfe sind in der Gestalt so sprechend als möglich. Kaum möchte es eine ungünstigere Bildung geben können, als die Fig. 3, und kaum eine günstigere, als die Fig. 1 (Euripides). Dort sind die thierischen Sinne sehr groß und zugleich die Gemüthssinne bis zum Zustand des Schwachsinns klein; die Bildung Fig. 2 ist eine günstige, mit Ausnahme des zu großen Generatal: alle Gedanken, alle Gefühle werden hier von diesem einen Sinne beherrscht. Das sehr große Selbstgefühl Fig. 4 tritt in Gesellschaft so schwacher Denkkräfte und Gefühle

Fig. 4. Großes Selbstgefühl.

auf, daß es zum leeren, lächerlichen Eigendünkel wird. In Fig. 1 ist das Selbstgefühl auch ziemlich groß, aber in solcher Verbindung ist es nur verständiger und edler Stolz.

Fig. 5—7. Der junge Mann mit der zurückweichenden Unterstirn (5) ist das Gegentheil eines guten, sicheren, leichten Beobachters; er sieht nicht, d. i. er beobachtet nicht die Dinge, selbst wenn sie vor ihm sind, sein körperliches Auge mag noch so gut sein. Er wäre verloren für einen Naturforscher oder Arzt, für einen Künstler, einen Geometer, einen Militär u. s. w. Aehnliches gilt von der Stirn Voltaire's (Fig. 6), nur daß hier zu-

Fig. 5. Starkes und ſchwaches Wahrnehmungsvermögen.

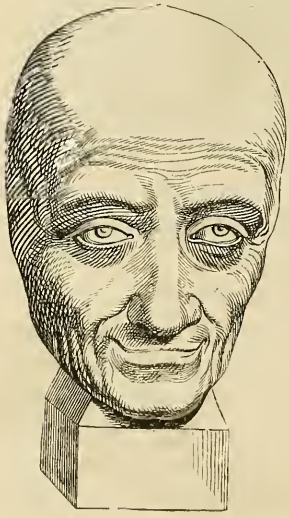


Fig. 6. Kopf des Dichters Voltaire.

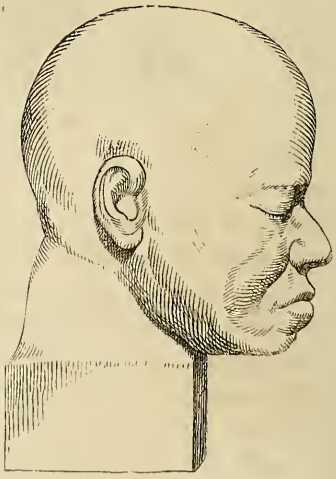


Fig. 7. Kopf des Negers Euſtache.

gleich die ganz ausnehmend volle Oberstirn in Frage kommt. Diese umfaßt Comparital, Causalital, Comicatal und Idealital (Nr. 34, 35, 20, 19 der phrenologischen Organe). Voltaire hat durch seinen umfassenden Geist, seinen Witz, seine Dichtungen ein halbes Jahrhundert lang die Literatur Europas beherrscht; während dagegen seinen Geschichtswerken als solchen, auch seiner Henriade der Mangel an Gegenständlichkeit (Objectivität), hervorgegangen aus der Schwäche seines Factital und Realital (Nr. 30, 22), mit Recht vorgeworfen wird. Der Kopf des Negers Eustache (Fig. 7) ist für die Entwicklung der Gemüthssinne, besonders des Wohlwollens (Nr. 13), einer der schönsten, die man kennt. Eustache erhielt vom französischen Institut im Jahre 1832 den Tugendpreis und ist dadurch vielfach bekannt geworden. Während der Sklavenstreitigkeiten auf St. Domingo waren seine uneigennützigen Bemühungen für seinen Herrn grenzenlos. Durch seine Geschicklichkeit, seine Ergebenheit und seinen Muth wurde dieser mit mehr als vierhundert anderen Weißen vor Niedermetzelung bewahrt, und sein Vermögen mehrmals gerettet. Allen Gewinn, den Eustache aus seinen Beschäftigungen gezogen, und alle Ge-

Fig. 8. Lavater.

Fig. 9. Sokrates.

schenke, die er zu Paris erhielt, verwendete er zur Unterstützung Unglücklicher.

Fig. 8 u. 9. Lavater und Sokrates. In Beiden ist Veneratal groß, die Mitte des Oberkopfes hoch und voll, und so in Beiden die entschieden religiöse Richtung. In Sokrates das Comparital (der vergleichende Scharfsinn) sehr groß, und Sokrates war, von seinem Gemüthsleben abgesehen, nur groß durch seinen vergleichenden Scharfsinn, während bei Lavater die Größe dieses Scharfsinns, sowie des Organs fehlt. Bei Lavater die stark entwickelte, vorragende Unterstirn, die Größe der Wahrnehmungsvermögen, welche ihn zum Naturbeobachter machten, während wir in Sokrates bei den verhältnißmäßig schwach entwickelten Wahrnehmungsvermögen diese Geistesrichtung nicht finden.

XVIII.

Phrenologie und bildende Kunst.

Künstler, du malst die Natur: o schaue dem herrlichen Weibe,
Ehe das Bild du beginnst, tief in die Seele hinein.

1. Phrenologie und Physiognomik.

Die Aufgabe der bildenden Kunst ist, die Natur darzustellen. Das Wesen der Natur ist ihre Mannichfaltigkeit in der Einheit, ihre Harmonie; es giebt keinen Widerspruch in der Natur zwischen Aeußerem und Innerem, zwischen Geist und Form. Da dem darstellenden Künstler nur die eine Seite der Natur, die Form, zu Gebote steht, um das Ganze, auch den Geist, wiederzugeben, so ist seine große und unendlich schwierige Aufgabe die, nicht in Widerspruch zu fallen zwischen Dem, was er giebt, der Form, und Dem, was er geben will, dem Geist. Je höher der Künstler steht, je genialer er ist, desto mehr wird in seinen Schöpfungen das Gegebene dem Gedachten, die Form dem Geiste entsprechen. Denn das Genie des Künstlers ist eben nichts anderes, als das Erfassen der Harmonie in der Natur, das Erkennen der ewigen Uebereinstimmung zwischen Geist und Form.

Die Kunst ist oder soll eine selbstbewußte sein, sie steht desto höher, je mehr sie dieses ist. Die erste Frage der Kunst ist daher, ob es eine Wissenschaft von der Harmonie in der

Natur gebe? Beschränken wir jedoch diese umfassende Frage hier auf ein kleineres Gebiet, auf die Frage nach der Wissenschaft von der Harmonie zwischen dem Innern und dem Aeußern des Menschen. Eine solche Wissenschaft würde die den Menschen darstellende Kunst auf feste Regeln gründen, sie würde das Genie des Künstlers, welches ja niemals ein vollkommenes ist, vor Irrthümern und Fehlgriffen schützen.

Als eine solche Wissenschaft galt bisher die Physiognomik, über deren Wahrheit oder Werth jedoch bekanntlich die Meinungen getheilt sind. Einige sind der Ansicht, die Physiognomik gebe vollständigen Aufschluß über die Harmonie zwischen dem Innern und dem Aeußern des Menschen, sie lehre also einerseits den Charakter jedes Menschen aus seinem Aeußern (Gesicht, Körperform ꝛc.) erkennen, andererseits gebe sie dem Künstler feste Regeln darüber, welche Formen für die Darstellung dieses oder jenes bestimmten Charakters zu wählen seien. Andere, dieser Ansicht widersprechend, legen der Physiognomik keinen oder fast keinen Werth bei, weder in der einen, noch in der andern jener beiden Beziehungen. Diese die Physiognomik verwerfende Ansicht mag wohl von Künstlern selbst kaum jemals getheilt worden sein. Denn da der Künstler, um den Geist darzustellen, nichts als die Form hat, so könnte es keine darstellende Kunst geben, wenn es kein Verständniß der Harmonie zwischen Geist und Form gäbe. Gleichwohl waren von jeher auch die Künstler selbst über den Werth der Physiognomik insofern getheilter Meinung, als es sich fragt, ob diese Lehre eine Wissenschaft von der Harmonie zwischen Geist und Form sei, d. i. ob feste Regeln und Gesetze dieser Harmonie aufgefunden und nachgewiesen seien, eine Frage, welche von Einigen bejaht, von Anderen verneint wurde.

Dieser Streit ist so zu entscheiden. Die Frage, ob es ein Verständniß der Harmonie zwischen Geist und Form gebe, ist schlechthin zu bejahen; dem Zweifelnden würde jede wahre Kunstschöpfung den Zweifel lösen müssen. Die andere Frage aber, ob es eine Wissenschaft dieses Verhältnisses gebe, ist ebenso entschieden zu verneinen. Oder mit anderen Worten: die Physiognomik, weil sie durchaus wahr ist, sollte wohl eine

Wissenschaft sein, aber sie ist es nicht, ihre Wahrheiten sollten auf Regeln und Gesetze zurückgeführt sein, aber bis jetzt wenigstens ist dies nicht geschehen. Wir können dieses Verhältniß, wenn wir wollen, durch andere ähnliche, z. B. durch das der menschlichen Geisteslehre (Psychologie) veranschaulichen. Wohl giebt es ein Verständniß der Thätigkeitsgesetze des menschlichen Geistes: denn wie weit haben es oft geniale Menschen in der Kenntniß des menschlichen Herzens gebracht! Aber feste Regeln und Gesetze, um dieses Verständniß nachzuweisen und zu lehren, gab es bisher nicht, d. i. die menschliche Geisteslehre, — wie schon ihre nur von Widersprüchen der Forscher berichtende Geschichte zeigt, — war bisher keine Wissenschaft. So sind die Lehren von den Grundstoffen und von den Kräften der Körperwelt (die Chemie und die Physik), nachdem sie auch lange Zeit keine Wissenschaften gewesen, es erst in der neuern Zeit geworden. Die Wissenschaft, das Höchste, was der Menschengeist erreichen kann, ist immer das späte Ergebniß langen und mühevollen Strebens.

Jedoch warum war die Physiognomik bisher keine Wissenschaft, was oder wieviel fehlte ihr dazu? In jeder Lehre ist (nach dem bekannten Worte) soviel Gewißheit oder Wissenschaft, als Mathematik. In der Physiognomik nun fehlte bisher das mathematische Element, da man noch keine Größenverhältnisse in den Formen als bestimmend oder bedeutsam für die Bezeichnung des Charakters aufgefunden hatte. So kann z. B. ein Mensch von großem oder von kleinem Körperbau ganz ohne Unterschied wenig oder viel Geist besitzen; ebenso kann, im Einzelnen, eine große oder eine kleine, eine so oder so geformte Nase, ein großer oder ein kleiner Mund, ein rundes oder ein breites Kinn ꝛc. bei diesem oder bei dem entgegengesetzten Zuge des Gemüths, der Neigungen, der Talente ꝛc. gefunden werden. Der Charakter des Menschen giebt sich also nicht in dem Größenverhältnisse der Formen kund, sondern in einem gewissen geistigen Ausdrucke, der zwar vom Talent oder vom Gefühl leicht wahrzunehmen und zu verstehen ist, der aber nicht in Gesetzen und Regeln wissenschaftlich nachgewiesen werden kann. Das

Gesagte erleidet jedoch die folgende kleine Beschränkung oder Ausnahme.

Der menschliche Charakter beruht theils auf dem Maße der verschiedenen einzelnen Grundkräfte des Geistes (der Triebe, der Gefühle, der Verstandeskräfte ꝛc.), theils auf dem Temperament oder der allgemeinen Körperbeschaffenheit. Jene erstere Grundlage des Charakters ist die ungleich wichtigere, denn nur sie giebt Aufschluß über den besondern eigentlichen Charakter, während das Temperament nur die allgemeine (schnelle, langsame, kräftige ꝛc.) Thätigkeitsweise der sämmtlichen Charakterzüge ausspricht. Wir wissen daher vergleichsweise sehr wenig von einem Menschen, wenn wir nur sein Temperament kennen; denn ein Sanguiniker z. B. kann wenig, ein Phlegmatiker viel Geist besitzen, von zwei Sanguinikern kann der eine ein großes Talent für Sprachen, der andere für Mechanik haben; von zwei Cholerikern oder von zwei Phlegmatikern ꝛc. kann der eine geizig, der andere verschwenderisch, der eine muthig, der andere feig, der eine offen, der andere versteckt, der eine poetischen, der andere prosaischen Gemüths sein ꝛc. Insoweit nun der Charakter des Menschen auf seinem Temperamente oder seiner allgemeinen Körperbeschaffenheit beruht, besitzt die Physiognomik für ihr Urtheil allerdings eine wissenschaftliche, weil mathematische, auf Größenverhältnissen beruhende Grundlage. Bei dem Phlegmatiker z. B. findet sich eine Fülle und Rundung des Körpers und seiner Theile, volle oder hängende Wangen, stumpfe Nase, gerundetes Kinn ꝛc., bei dem Choleriker sind die Umrisse des Körpers scharf gezeichnet, magere Wangen und Kinn, spitze oder scharfgeschnittene Nase ꝛc.

Wenn nun die Physiognomik in ihrer ungleich wichtigsten Beziehung, in der zum eigentlichen Charakter des Menschen, die wissenschaftliche Grundlage bisher entbehrt hat, dürfen wir wohl hoffen, daß sie diese noch erhalten werde? Ja, diese Hoffnung ist sogar schon erfüllt. So lange die menschliche Geisteslehre keine Wissenschaft war, so lange konnte natürlich die Physiognomik, welche als Lehre der Harmonie zwischen Geist und Form hauptsächlich auf der Geisteslehre beruht, keine Wissen-

schaft sein. Nun ist aber die Geisteslehre in unserer Zeit in der Phrenologie zur Wissenschaft geworden, und wie dadurch alle diejenigen Lehren, welche den Menschen zum Gegenstande haben, die lang entbehrte wissenschaftliche Grundlage erhielten, so auch die Physiognomik. Die Phrenologie ist eine doppelte Wissenschaft, sie ist Geisteslehre und Organenlehre, indem sie erstens die Grundkräfte des menschlichen Geistes, zweitens die Gehirnorgane dieser Grundkräfte nachgewiesen hat. In dieser zweiten Eigenschaft, als die Lehre von den Gehirnorganen der menschlichen Geisteskräfte, bildet die Phrenologie die wissenschaftliche Grundlage der Physiognomik.

Der (gegenseitigen) Stärke der einzelnen Geisteskräfte nämlich entspricht die (gegenseitige) Größe ihrer Gehirnorgane. Die Gestalt des Gehirns, des Gesammtganzen der Geistesorgane, ist daher je nach dem gegenseitig verschiedenen Maße der Organe eine höchst mannichfaltige, sowohl was die Gruppen der Organe (die Stirn, den Oberkopf, den Hinterkopf), als was die einzelnen Organe (die besonderen Stellen jener Kopftheile) betrifft. So wie die Stirn, welche die Organe der Verstandeskräfte oder Talente umschließt, gegen den übrigen Kopf entweder im Allgemeinen groß oder klein, voll oder flach sein kann, so können auch bestimmte einzelne Theile der Stirn, die Stellen bestimmter Geistesorgane, entweder stark vorragen oder stark zurücktreten. Ebenso beim Oberkopf, dem Sitze der Organe der höheren oder Gemüthssinne, und beim Unter- und Hinterkopfe, dem Sitze der Organe der niederen oder thierischen Sinne. Die Gestalt des Gehirns beherrscht jedoch auf diese Weise nur die Gestalt der Stirn und des über und hinter ihr liegenden Kopfes, nicht die Gestalt des Gesichts unterhalb der Stirn, und noch weniger natürlich die Gestalt des übrigen Körpers. Das Gebiet der Phrenologie als Organenlehre reicht daher nicht so weit, als das der Physiognomik, und wenn die erstere der letztern zur wissenschaftlichen Grundlage dienen soll, so kann diese Grundlage sich nur auf das gemeinschaftliche Gebiet der beiden Lehren, also nur auf einen Theil des Gebiets der Physiognomik erstrecken.

Gleichwohl ist diese Grundlage, weil eine wissenschaftliche, für die Physiognomik von unendlichem Werthe; sie würde es sein, wenn das an sich sehr große Gebiet der Phrenologie auch um vieles kleiner wäre. Denn es ist werthvoller, *eine* Wahrheit fest und bestimmt, als unzählige nur halb, d. i. gar nicht zu wissen; *eine* Thatsache ist gewichtiger, als tausend der wahrscheinlichsten, vom Genie gezogenen Schlüsse. Die Phrenologie ist aber gegen die Physiognomik, was das Wissen gegen das Glauben, die Thatsache gegen das Schließen ist. Während die ganze Physiognomik *ohne* die Phrenologie nur eine Zeichenlehre oder Zeichendeutekunst ist, deren Wahrheiten vom Genie oder vom Gefühl erfaßt werden müssen, die nicht wissenschaftlich nachgewiesen und nicht gelehrt werden können, die endlich der Täuschung unterliegen, so fragt die Phrenologie nicht nach bloßen Zeichen, sie urtheilt über die Sache, die Organe selbst, ihre Wahrheiten also, weil auf Größenverhältnisse gegründet, können wissenschaftlich nachgewiesen, leicht und allgemein aufgefaßt, also allgemein *gelehrt* werden, sie sind endlich nicht der Täuschung unterworfen. Bei diesen Andeutungen ist übrigens die Wahrheit als bekannt vorausgesetzt, daß nur dann, wenn ein Organ groß oder klein ist, ein wissenschaftliches Urtheil darüber gegeben werden kann; was aber gleichwohl nicht ein Mangel der Wissenschaft ist, da Das, was wir im Leben Charakterzug nennen, was uns an Jemandem auffällt, was ihn vor Anderen auszeichnet, eben auf solcher entschiedener Stärke oder Schwäche einzelner seiner Geisteskräfte beruht.

Seit es eine bildende Kunst giebt, waren die Künstler, weil sie Physiognomiker waren, *unbewußte Phrenologen*. Wir finden allenthalben geistreiche Männer mit voller Stirn, Gemüthsmenschen mit hohem Oberkopfe, leidenschaftliche Menschen mit breitem Unterkopfe dargestellt. Die Griechen gaben ihrem Zeus eine stark gewölbte Oberstirn, ihrem Herkules eine flache Oberstirn, aber einen starken Unterkopf und Nacken u. s. w. Doch es bedarf für eine Wahrheit, für welche jedes Bild Zeugniß giebt, der einzelnen Beispiele nicht. Aber eben weil die hierbei befolgten Gesetze nur unbewußte waren, so sehen wir auch

sehr viele Fehler dagegen begangen, die meisten von mittelmäßigen, aber einzelne auch von großen Künstlern.

Die unbewußte Kunst kann als solche nur eine allgemeine sein. Die starke oder schwache Entwicklung der Stirn, des Ober-

Fig. 1. G. Winckelmann, große Denkkräfte und große Idealität.

kopfes, des Unterkopfes, sind allgemeine Merkmale von starken oder schwachen Denkkräften, Gefühlen, Leidenschaften. Der Charakter des Menschen ist aber selten oder nie ein allgemeiner, vielmehr

gewöhnlich ein besonderer. Ein Mann kann geistreich in der einen Beziehung und geistlos in der andern sein, er ist ein großer Feldherr, aber ein schlechter Dichter, er ist Maler, aber nicht Musiker u. s. w. Ebenso mit den Gefühlen und Leidenschaften. Es kann Jemand ein starkes Gefühl für Schönheit und für Kunst, aber ein schwaches für Religiosität und Frömmigkeit haben, Jemand kann leidenschaftlich in der Geschlechtsliebe, aber unempfindlich für Ehre sein u. s. w. Also die Stirn des Feldherrn ist

Fig. 2. Jakob Böhme, großer Sinn der Verehrung oder Religiosität.

anders gestaltet, als die des Dichters, der Hinterkopf des Ehrgeizigen anders, als der des Sinnlichen u. s. w. In dieser Beziehung wird aber unendlich häufig von den Künstlern gegen die Natur gefehlt, nicht allzuselten auch von großen Meistern. Es möchte fast scheinen, als ob die phrenologischen Kenntnisse auch bei vielen deutschen Künstlern Eingang gefunden hätten, denn während von manchen derselben in der fraglichen Beziehung noch häufiger gefehlt wird, müssen wir bei anderen ein fast immer glückliches Treffen des Richtigen bewundern.

Manche Künstler unserer Tage hegen die Ansicht, die phrenologischen Regeln, wenn sie auch auf Wahrheit begründet seien, hätten für die Kunst nur untergeordneten Werth; ein Bild, meinen sie, könne vortrefflich sein trotz vieler „phrenologischer" Fehler; es könne sich den Beifall und die Anerkennung aller Anderen erwerben, ganz unabhängig von dem Beifalle der Phrenologen. Allein dies ist ein großer und sonderbarer Irrthum. Ein Bild verliert durch einen „phrenologischen" Fehler in den

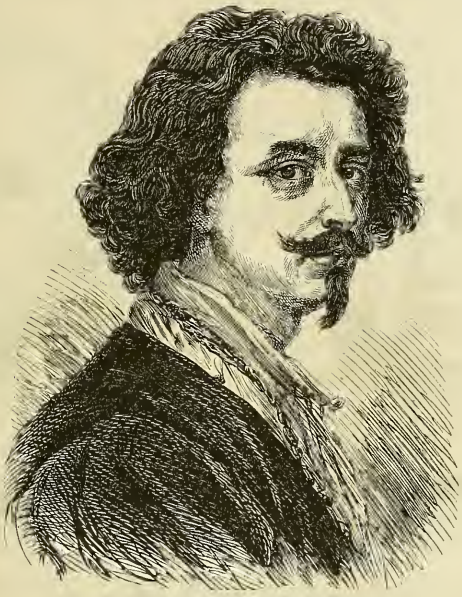


Fig. 3. Van Dyck, große Beobachtungsgabe.

Augen des Nichtphrenologen ganz genau ebensoviel, als in den Augen des Phrenologen; der Unterschied ist nur, daß der Phrenolog sich über sein ungünstiges Urtheil Rechenschaft zu geben weiß, der Nichtphrenolog nicht. Denn alle Menschen sind ja Physiognomiker und also, da der Kopf so gut zur Physiognomie gehört wie das Gesicht, zugleich unbewußte Phrenologen. Die (bewußte) Phrenologie verhält sich daher zur längst gekannten und geübten Physiognomik des Kopfes nur wie die Theorie zur Praxis, wie

die Erklärung zur Sache. Wenn z. B. ein Künstler einen denkenden Mann mit flacher, eingedrückter Oberstirn darstellen wollte, so könnte dies ihm trotz alles in den übrigen Gesichtszügen ausgesprochenen Geistes nicht gelingen; das Bild würde Den, der nicht weiß, daß die Organe der Denkkräfte an der obern Stirn liegen, gerade so wenig ansprechen, als Den, der es weiß. So kann der Künstler den Feldherrn, den Maler nur darstellen mit voller und offner Unterstirn, den Mann des Idealen, den Dichter mit oben an den Schläfen vollem Seitenkopfe, den reli-

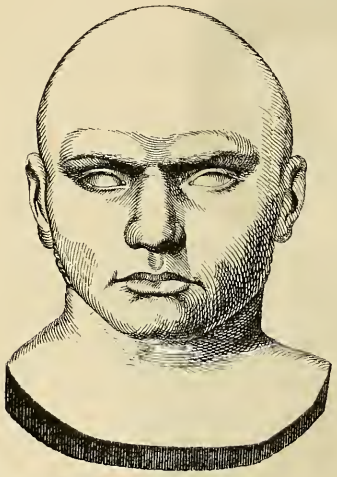


Fig. 4. M., Mörder, großer Zerstörungssinn, kleine Idealität.

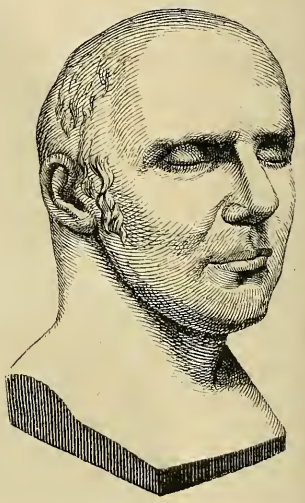


Fig. 5. D., wenig Charakterfestigkeit.

giösen, frommen Menschen mit in der Mitte hohem Oberkopfe, den festen Charakter mit von vorn nach hinten ansteigendem Oberkopfe, den Stolzen mit an der Stelle des Wirbels ausgewölbtem Hinterkopfe, den Jähzornigen und den Grausamen mit zwischen den Ohren vollem und breitem Kopfe u. s. w. Begeht der Künstler irgendwie in der Gestalt des Kopfes einen Fehler, so verliert sein Werk gerade so viel, als der Fehler beträgt, an Wirkung und allgemeiner Anerkennung; sind andererseits diese Verhältnisse richtig beobachtet, so ist damit schon die halbe Wirkung erreicht.

So Vieles die Phrenologie schon an sich dem Künstler bietet, so wird doch dessen Werth noch wesentlich dadurch erhöht, daß sich an das Gegebene, als an den wissenschaftlichen Mittelpunkt, vieles Andere anreihen und so in wissenschaftlichen Zusammenhang bringen läßt. Ein schönes Beispiel ist die Lehre von der Mimik oder Geberdensprache der Körperbewegungen, welche bekanntlich durch die Phrenologie bereits ihre vollkommene wissenschaftliche Begründung erhalten hat. So sind ferner schon Versuche gemacht, und sie werden immer mehr gelingen, mit der Kenntniß der Grundkräfte des Geistes und ihrer Organe die Wahrnehmungen über die ihnen entsprechenden beweglichen Züge des Gesichts in erklärende Verbindung zu bringen. Auf diesem Wege kann also auch die Physiognomik des Gesichts selbst — als die Lehre von den beweglichen oder aus beweglichen zu festen gewordenen Gesichtszügen — zur Wissenschaft werden. Es ist in der Wissenschaft wie im Leben; nur der Anfang ist schwer: wenn einmal der Grund angewiesen und das feste Fundament gelegt ist, so läßt sich darauf bald das ganze Gebäude aufführen. Man glaube übrigens nicht, daß schon in der Lehre von den Temperamenten als einem, wie oben angedeutet, wissenschaftlichen Elemente der Physiognomik ein solcher Anfangs- oder Mittelpunkt für die Wissenschaft vorhanden gewesen sei. Die Erfahrung hat das Gegentheil gezeigt und es konnte nicht anders sein. Denn die Geistes- oder Charakterlehre, weit entfernt, durch die Lehre von den Temperamenten aufgeklärt zu werden, wurde durch dieselbe auf einen falschen Weg geführt und so nur noch mehr verwirrt. Denn man wollte bekanntlich die Charaktere selbst auf die Temperamente zurückführen. Also auch die Lehre von den Temperamenten hat vielmehr ihrerseits aus der Phrenologie durch die richtige Abgrenzung ihres Gebiets einen bedeutenden Gewinn gezogen.

Die ungleich wichtigste Hälfte der Phrenologie ist ihre *Geisteslehre*, — *auch sogar für den Künstler*. Denn des Künstlers *erstes* Wissensfeld ist das des Geistes, erst das zweite darauf gegründete das der Form. Wenn wir den Geist, der uns aus einem Bilde anspricht, am höchsten stellen; wenn

eine gewisse schwächliche Familienähnlichkeit sich in den Zügen aller Figuren manches Künstlers wiederfindet; wenn in der bildenden Kunst, wie beim Dichter und Romanschreiber, die Darstellung vollendeter Charaktere den Meister macht: so ist durch dieses Alles der Künstler auf das Studium der Geisteslehre, der Phrenologie, hingewiesen, welche als die Lehre von den sämmtlichen Grundkräften des Geistes ihm die unendlich reiche Mannichfaltigkeit und Fülle der menschlichen Charaktere erschließt.

Die wenigen zur Veranschaulichung des Obigen gegebenen Abbildungen bedürfen keiner nähern Erklärung. Es würde dem Künstler nicht leicht gelingen, einen gedankenlosen und gemeinen Menschen mit dem Kopfe von Fig. 1 vermittelst irgend welcher Züge des Untergesichtes darzustellen, oder einen unmoralischen, irreligiösen Menschen mit dem Kopfe von Fig. 2, oder einen Menschen von mangelhafter Beobachtungsgabe mit dem Kopfe von Fig. 3, oder einen guten, sanftmüthigen und idealen Menschen mit dem Kopfe von Fig. 4, oder endlich einen charakterfesten Mann mit dem Kopfe von Fig. 5: wogegen jene Charakterzüge auch bei gleichgültiger Gesichtsphysiognomie uns schon aus der Physiognomie des Kopfes entgegensprechen würden.

---

2. Die Physiognomik des Kopfes*).

Die Physiognomik ist die Kunst, aus der Körperbeschaffenheit des Menschen seine Geistesbeschaffenheit zu erkennen. Der ganze Körper bestimmt diese Erkenntniß. Der geistig hochstehende Mensch hat z. B. eine ganz andere Hand, als der

*) Obgleich dieser kleine Aufsatz nur das im vorigen Aufsatz Enthaltene in einem Beispiele etwas näher ausführt, so gebe ich ihn doch hier unverändert, wie er zuerst unabhängig von dem ersteren Aufsatz geschrieben ist.

geistig niederstehende. Allein am meisten maßgebend ist hierbei das Gesicht des Menschen, Auge, Mund, Nase, Stirn ꝛc. Die Physiognomik ist so eine Zeichendeutekunst: sie schließt aus Zeichen auf die Sache. Diese Schlüsse sind nicht mathematischer, oder wissenschaftlicher Natur, da sie sich nicht auf ein Größenmaß gründen. Nur der geistige Ausdruck bestimmt das physiognomische Urtheil, ein Ausdruck, welcher leicht täuscht, weil er nur gefühlt werden kann. Da auch dieses Gefühl Dem, welcher es nicht hat, nicht gegeben werden kann, so kann die Physiognomik nicht gelehrt werden. Aus Lavater's trefflichem Werk über Physiognomik hat wohl Niemand praktische Physiognomik gelernt; wogegen sehr Viele ohne alle Lehre und Anleitung große Physiognomiker und Menschenkenner sind. Sogar Kinder haben oft ein sehr richtiges physiognomisches Gefühl oder Urtheil.

Das Gesagte erleidet jedoch eine Ausnahme. Das physiognomische Urtheil über einen Körpertheil gründet sich nicht blos auf den geistigen Ausdruck, sondern auch auf das Größenverhältniß desselben. Dieser Körpertheil ist der Kopf des Menschen mit der Stirn ohne das übrige Gesicht, d. i. der Theil des Kopfes, welcher unmittelbar das Gehirn umschließt. Während daher z. B. ein geistreicher Mensch eine kleine, ein geistloser eine große Nase ꝛc. haben kann, so wird ein Mann von sehr vielfassendem Geiste immer und ohne Ausnahme eine volle, ausgewölbte Stirn (ein großes Vordergehirn) haben; ebenso wird ein Mensch, der eine sehr flache und enge Stirn (ein sehr kleines Vordergehirn) hat, immer und ohne Ausnahme geistlos sein. (Blödsinn aus Kleinheit des Vordergehirns. S. Katechismus der Phrenologie S. 48.)

Die Erklärung dieses physiognomischen Unterschiedes zwischen dem Kopf und den übrigen Gesichts- und Körpertheilen liegt nahe. Das Gehirn ist das Organ des Geistes. Während daher die Physiognomik in Bezug auf alle übrigen Körpertheile eine bloße Zeichendeutekunst ist, welche auf eine Sache aus gewissen außer ihr liegenden Zeichen schließt, so hat es die Physiognomik des Kopfes nicht mit bloßen Zeichen, sondern mit den Organen des Geistes und insofern mit der Sache selbst zu thun. Da

Alexander v. Humboldt.

Humboldt mit Vitellius' Stirn.

Vitellius.

Vitellius mit Humboldt's Stirn.

die Größe des Gehirns und seiner einzelnen Theile der Stärke des Geistes und seiner einzelnen Kräfte entspricht, so hat dadurch die Physiognomik des Kopfes jene volle mathematische oder wissenschaftliche Sicherheit und Mittheilbarkeit, welche ihr in Bezug auf alle übrigen Körpertheile fehlt.

Die Physiognomik des Kopfes hat in dieser Weise eine doppelte Grundlage, theils, wie die übrige Physiognomik, das bloße unverstandene, nichtwissenschaftliche Gefühl, theils die klar verstandene wissenschaftliche Erkenntniß. Die Physiognomik des Kopfes erhielt diese letztere Grundlage erst in unserer Zeit dadurch, daß sie mit der erst ins Leben getretenen Wissenschaft der Phrenologie — in einer ihrer Hälften, der Organenlehre — in Eins zusammenfällt, und so mit ihr zur Wissenschaft geworden ist. Die beiden Grundlagen der Physiognomik des Kopfes, die des Gefühls und die der Wissenschaft, stimmen natürlich, da es nur eine Wahrheit giebt, unter sich völlig überein. Zur Veranschaulichung möge uns ein Beispiel dienen.

Wenn der Künstler z. B. das Bild Alexander's v. Humboldt, als eines Mannes von vielfassendem Geiste, ohne es zu kennen, darstellen sollte, so würde er dem Bilde eine große, volle Stirn geben; oder wenn wir das wirkliche Bild Humboldt's, gleich wie von uns nicht gekannt, physiognomisch beurtheilen sollten, so würden wir diesem Kopfe einen vielfassenden Geist zuschreiben. Ebenso würde der Künstler das Bild des römischen Kaisers Vitellius, eines bekannten Schlemmers und rohen Menschen, aus der Phantasie mit niederem und breitem Kopfe darstellen, und der Physiognom würde in dem wirklichen Bilde eben diesen Charakter ausgesprochen finden. Alle diese Urtheile könnten bloße Urtheile des Gefühls ohne alle wissenschaftliche Erkenntniß sein. Kommt diese Erkenntniß zu jenem Gefühle hinzu, so bekräftigt und erklärt sie dasselbe dadurch, daß sie die Gehirntheile der Oberstirn als die Organe der Denkkräfte, die Theile des untern Gehirns als die Organe der niederen oder thierischen Sinne des Menschen nachweist ꝛc.

In der Physiognomik des Kopfes steht natürlich die wissenschaftliche Erkenntniß in jeder Hinsicht an Werth weit höher als die bloße Gefühlserkenntniß. Die letztere ist vielfachen Täuschun-

gen unterworfen, die erstere als solche nicht. Die letztere ist gewöhnlich nur eine unbestimmte oder allgemeine, die erstere giebt Aufschluß über die besonderen bestimmten Charakterzüge. Auch hat die wissenschaftliche Erkenntniß die früher ganz verkannte hohe Bedeutung der Physiognomik des Kopfes selbst ins richtige Licht gestellt. Man glaubte bisher, getäuscht durch die Unklarheit des bloßen Gefühls, das physiognomische Urtheil gründe sich viel weniger auf den Kopf und die Stirn, als auf die übrigen Gesichtszüge, Auge, Mund, Nase ꝛc. Wechseln wir, um die Einseitigkeit dieser Ansicht darzuthun, die Stirnen der beiden Männer, während die übrigen Gesichtszüge dieselben bleiben. Die beiden Charaktere sind dadurch mehr als zur Hälfte geändert.

Noch sei wenigstens eines von den häufigen Mißverständnissen über diese neue Sache hier erwähnt. Die Phrenologie, meint man oft, urtheile nur über die allgemeine Größe des Kopfes, d. i. sie vergleiche die allgemeine Größe eines Kopfes mit der eines andern. Keineswegs: die Phrenologie vergleicht vor Allem die verschiedenen Theile eines und desselben Kopfes unter sich. Die beiden Köpfe (Gehirne) von Humboldt und Vitellius können ganz die gleiche allgemeine Größe haben, aber der Unterschied der beiden Charaktere ist und bleibt derselbe sehr große: bei Humboldt ragen die höheren Sinne stark über die niederen vor, bei Vitellius umgekehrt. Der Humboldt mit Vitellius' Stirn ist ein Mann von geringeren Denkkräften und zugleich schwächeren niederen Sinnen, der Vitellius mit Humboldt's Stirn ein Mann von stärkeren niederen Sinnen und zugleich größeren Denkkräften.

3. Ein Wort über Geberdensprache.

Die Phrenologie bildet als Organenlehre auch die Grundlage der Mimik oder Geberdensprache. Während die Wortsprache, größtentheils das Ergebniß zufälliger Wahl, tausendfältig verschieden ist, so ist dagegen die Geberdensprache, weil sie auf der menschlichen Gehirnbildung beruht, bei allen Menschen und allen Völkern der Erde wesentlich eine und dieselbe. Das Gesetz der

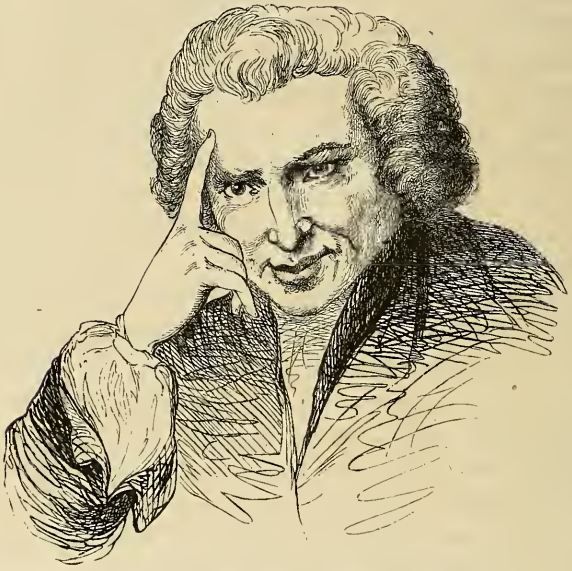


Fig. 1. Geberdensprache des Scherzes oder Witzes.

Geberdensprache ist ebenso einfach als klar. Wenn irgend ein Sinn und sein Organ besonders thätig ist, so nimmt der Kopf eine Bewegung nach der Richtung hin, wo das Organ seine Stelle hat, und oft ist dies von einer entsprechenden Körperbewegung begleitet. Auf diesem Gesetze z. B. beruht es, wenn wir bei einem freundlichen Gruß mit dem Kopfe nicken, oder wenn wir bei einer Regung des Stolzes den Kopf zurück-

Fig. 2. Geberdensprache der Idealität.

werfen, oder wenn wir in Verlegenheit oder im Zweifel mit den Schultern zucken oder mit der Hand hinterm Ohr „——", oder wenn wir beim Besinnen auf ein Wort mit den Fingern die Augen drücken u. s. w. Hier einige Bilder zur Veranschau-

Fig. 3. Geberdensprache der Sorglichkeit.

lichung dieser Geberdensprache. Die Bilder sind durch sich selbst verständlich. In Fig. 3 wird die Stelle des Organs der Sorglichkeit mit den Fingern berührt; in Fig. 4 nähern sich dieses

Fig. 4. Geberdensprache der Sorglichkeit und der Festigkeit.

Organ und die Schulter einander. Von der Geberdensprache des Kunstsinns (Fig. 8) sagt Gall: „Bei der Anregung des Organs (der beiden Organe) des Kunstsinns werden der Kopf und der Körper bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt, und machen eine ähnliche Bewegung, wie ein Vogel,

Fig. 5. Geberdensprache der Kinderliebe.

der eine Sache betrachtet, bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge, oder ein Hund, der lauscht, und bald mit dem linken, bald mit dem rechten Ohr horcht. Man betrachte eine

Fig. 6. Geberdensprache der Beifallsliebe.

Modearbeiterin, welche einen Hut macht; nie wird sie, um zu beurtheilen, ob er gut gelingt, ihn gerade vor sich hinstellen, sondern stets schief und den Kopf schief nach vorn neigen; sie betrachtet ihn wechselweise bald von der einen, bald von der andern Seite; sie nähert ihn bald dem rechten, bald dem linken Organ. Sonst würde sie ihn gerade vor sich halten und mit

Fig. 7. Geberdensprache des Gegenstandssinns.

beiden Augen zugleich ansehen. Wenn ein Bildhauer seine Werke aufmerksam ansieht, steht er etwas schief; mit der linken Hand unterstützt er den Ellbogen des rechten Arms, und mit dem Ausdruck des Nachdenkens setzt er zwei Finger der Hand gerade auf das Organ des Kunstsinns. Sein Kopf ist schief zur Seite geneigt. Ermüdet er in dieser Stellung, so nimmt er dieselbe

Fig. 8. Geberdensprache des Kunst- oder Bausinns.

von der andern Seite an. An dem Grabe von Piranesi sieht man eine Statue eines nachdenkenden Künstlers gerade in derselben Stellung."

XIX.

Bildergallerie.

Köpfe viel und mancherlei,
Unterschied ist groß dabei.

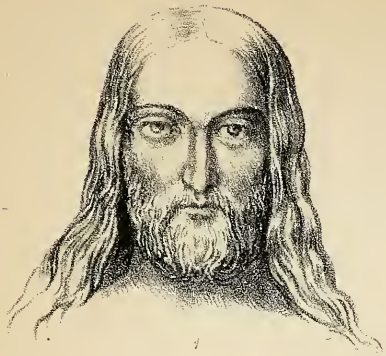
1.

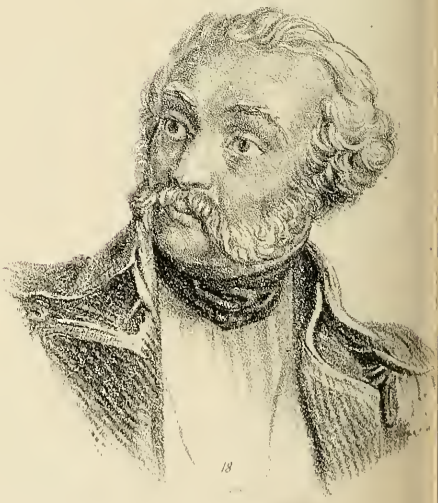
Eine Steindrucktafel mit 24 Köpfen,

gezeichnet von Moritz Rugendas.

Die Verschiedenheit der menschlichen Kopfformen ist mindestens so groß, als die der Gesichtsformen. Wir haben unser Auge nicht so in der Beobachtung jener geübt, besonders weil uns nur im Gesichte das Leben entgegenspricht, wogegen die Kopfgestalt starr, leblos erscheint. Ein Hinderniß ist hier auch das Haar. Doch so groß ist die Verschiedenheit der Kopfformen, daß das Haar ihre Beobachtung nicht schlechthin hindert. Ich kenne einen Engländer, der ein tüchtiger Phrenolog war, obgleich er niemals einen Kopf betastete, sondern nur dann über ein Organ ein Urtheil gab, wenn es durch das Haar oder trotz seiner als entschieden groß oder klein zu erkennen war.

Noch beschränkter wird unser Urtheil sein, wenn wir aus der bloßen Zeichnung eines Kopfes über seine Organenentwicklung urtheilen, besonders auch weil uns hier nur eine Seite des Kopfes vorliegt, also eine Hälfte der Vergleichung wegfällt. Dennoch wird auch hier, eben wegen der so großen Verschiedenheit der Formen, unser Urtheil sehr oft ein sicheres und entschiedenes sein können.



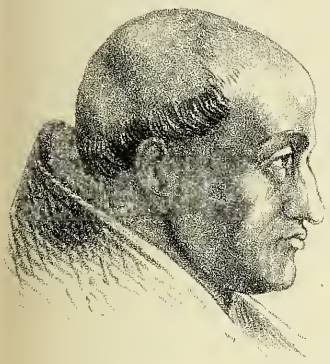


1. Christus.
9. Machiavelli.
17. Goethe.

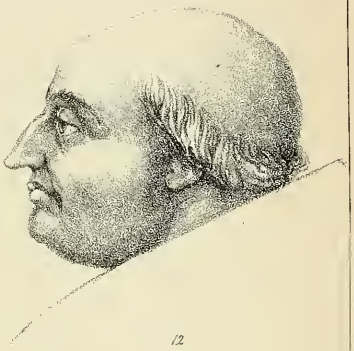
2. Madonna.
10. Michel Angelo.
18. General Custine.

3

4



11



12

19

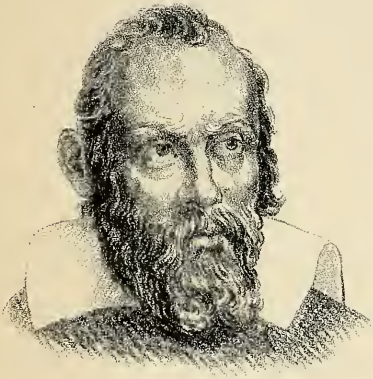
20

3. Herkules.
11. Papst Hadrian.
19. Bn. M...l.

4. Ceres.
12. Papst Alexander VI.
20. Feuerländer.

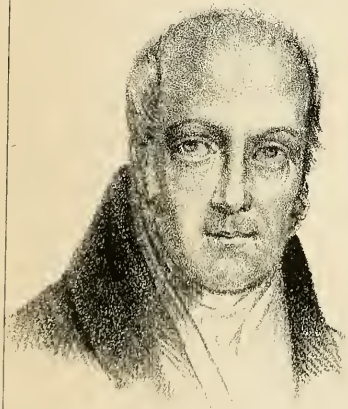
5

6



13

14

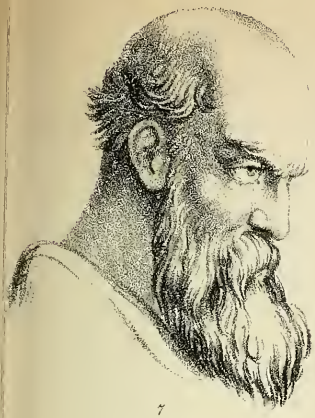


21

22

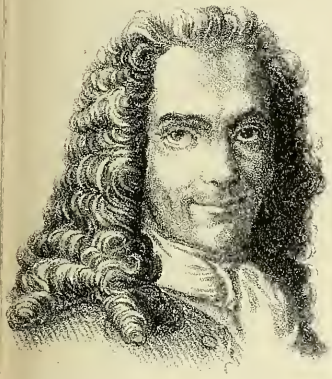
5. Nero.
13. Galilei.
21. W. v. Humboldt.

6. Sokrates.
14. Gustav Adolph.
22. Max Baier.



7

8



15

16.

23

24.

7. Sct. Hieronymus.
8. Mönch.
15. Voltaire.
16. Katharina II.
23. Giftmischerin. Gottfried.
24. Pestalozzi.

Mein verehrter Freund Rugendas hat die Güte gehabt, auf meine Bitte eine Reihe Köpfe auf der beiliegenden Tafel zusammenzustellen, auf die der Leser mit mir einen Blick werfen möge.

Christus und die Madonna (1. 2.), edle, schöngebildete Köpfe; die Stirne bei 1. vielfassender. Christus und Herkules (3.), Geistes- und Gemüthsgröße und Körperstärke. Christus und Nero (5.), jener Kopf hoch und schmal, dieser niedrig und breit. Christus und Machiavelli (9.), der Lehrer der himmlischen Weisheit und der der irdischen.

Herkules mit starkem Nacken, großem Geschlechtssinn, aber die übrigen Sinne schwach, sowohl Kinderliebe und Anhänglichkeit, als die höheren Gefühlssinne; unter den Verstandessinnen das Beobachtungsvermögen gut, die Denkkräfte sehr mittelmäßig; das ganze Gehirn sichtbar klein. Herkules und Sokrates (6.).

Ceres (4.) mit größeren Gemüthssinnen als Herkules, ebenso Anhänglichkeit und Kinderliebe groß; das kleine Gehirn, obgleich theilweise durch das Haar verdeckt, als klein zu erkennen.

Nero mit durch den Zerstörungssinn auseinandergetriebenen Ohren und mit auch von vorn zu erkennendem großen Geschlechtssinn. Nero und Galilei (13.), Nero und W. v. Humboldt (21.).

Bei Sokrates das Vergleichungsvermögen — bekanntlich seine Stärke — besonders groß. Alle Köpfe, die wir von Sokrates besitzen, so verschieden sie in einzelnen kleinen Zügen sein mögen, kommen in diesem großen Zuge unter sich überein.

Der heilige Hieronymus (7.) und ein Mönch (8.). Bei Beiden das Organ der Verehrung ziemlich stark; daneben bei Jenem große, bei Diesem kleine Denkkräfte.

Bei Machiavell neben mittelmäßigem Beobachtungsvermögen große Denkkraft, besonders Schlußvermögen, großer Thatsachensinn, großer Sinn für Neues oder Wunderbares, mittelmäßiges Wohlwollen, großer Verheimlichungssinn. Machiavell und Michel Angelo (10.), und Galilei, — und Goethe (17.), — und Custine (18.), und W. v. Humboldt.

Michel Angelo's Stirne ist der Goethe's ähnlich; sehr gute und sehr harmonisch entwickelte Beobachtungs- und Denkvermögen, daneben ausgesprochene Idealität.

In den Köpfen der beiden Päpste Alexander VI. (12.) und Hadrian (11.) könnte ein Nichtphrenolog vielleicht den sehr großen Unterschied so lange übersehen, als er nicht auf die Stellung des Ohres aufmerksam ist. Wie groß ist die Verschiedenheit des Vorder- und des Hintergehirns in den beiden Köpfen! Hadrian wurde als Papst gewählt, um die durch Alexander der Sittlichkeit geschlagenen Wunden zu heilen. Beim Letzteren ist besonders der Geschlechtssinn ungewöhnlich groß. Bei Hadrian sind sowohl die Verstandessinne als die Festigkeit groß: er hat Willen und Kraft, der Reformation entgegen zu treten, ohne Fanatismus zu zeigen.

Wie Alexander's VI. mächtiger Kopf nur zur Sinnlichkeit bestimmt scheint, so der Galilei's nur zur Forschung, Vergleichung, Prüfung.

In Gustav Adolph (14.) ist der Feldherr — in dem großen Beobachtungsvermögen, — der Glaubensheld — in dem großen Sinn der Verehrung, — der Herrscher und Eroberer — in dem großen Selbstgefühl — vereinigt. Er war zum Herrschen über die Menschen und zur frommen Unterwerfung unter die Gottheit gleich befähigt. Um hier das Organ des Sinnes der Verehrung als groß zu erkennen, muß man sich den Kopf, der etwas zurückliegt, mehr vorwärts geneigt denken.

Der folgende Kopf (15.) soll der Voltaire's sein, ist es aber nicht, indem hier Rugendas nach einem unrichtigen Original gezeichnet hat. Hier ist der untere Theil der Stirne — über den Augenbrauen — breit und voll, überhaupt das Gesicht groß, der obere Stirntheil viel schwächer. Bei Voltaire war es umgekehrt. (S. unten ein Bild Voltaire's, das ziemlich richtig ist.) Diesen einen Kopf ausgenommen, sind wohl alle übrigen der Tafel ziemlich wahrheitgetreu. Ich bemerke hier beiläufig, daß durch diese Köpfe natürlich kein Beweis für die Wahrheit der phrenologischen Organe gegeben sein soll. Dieser Beweis ließe sich durch hundert oder tausend dem Leser vorgelegte Kopfzeichnungen — wenn auch alle ganz wahrheitgetreu und phrenologisch übereinstimmend wären — ebenso wenig führen, als durch einen einzigen: denn neben diesen tausend übereinstimmenden Fällen könnten

ebenso viele nicht übereinstimmende liegen. Der Zweck dieser Zusammenstellung ist lediglich der, die thatsächliche große Verschiedenheit der Organenentwicklungen zu veranschaulichen.

Der Kopf der Kaiserin Catharina (16.) ist belehrend durch die Stirnform. Bekanntlich giebt es sehr hohe Stirnen bei geistlosen Menschen, aber in solchen Fällen ist die Stirne immer flach, d. i. der vordere Gehirnlappen kurz, also klein. Stirnen wie die vorliegende dagegen werden nie an geistlosen Menschen gefunden, sie sind nicht hoch, könnten vielleicht eher für niedrig gelten, zeigen aber durch ihre Auswölbung, daß sie einen (von der Gehirnmitte nach vorn gemessen) langen, also großen vorderen Gehirnlappen bergen.

Goethe's Kopfbildung ist eine sehr schöne. Alle Verstandessinne sind besonders kräftig und harmonisch entwickelt. Das Organ der Idealität kommt an Größe den Verstandesorganen gleich, überragt aber mit ihnen die übrigen, etwas geringer gegebenen Gefühlssinne. Goethe war ein ruhiger Verstandesmensch, befähigt, das Höchste zu denken und zu erkennen, nicht hingerissen, aber ruhig das Ideale erfassend, das Schönste in sich aufnehmend, näher dem Christus, als dem Macchiavell, aber wie dieser kalt auf seine Zeit schauend.

Custine (18.), der General en Chef der Rheinarmee, ist, was die Verstandessinne betrifft, zum Feldherrn geboren durch die Größe seiner Beobachtungssinne. Er hat diese Stirnform gemein mit vielen talentvollen Generalen Napoleon's, die nicht, wie dieser selbst, zugleich Staatsmann waren. Custine und Sokrates, — und Macchiavell, — und Michel Angelo, — und Goethe, — und W. v. Humboldt, — und Pestalozzi (24.).

„Der Diplomat Bn. M...l (19.) war ein heller Kopf, ohne ein großer Geist zu sein. Das Selbstgefühl machte sich in ihm sehr bemerklich, und seine Beifallsliebe veranlaßte ihn, selbst auf seine Aehnlichkeit mit Joseph Napoleon hinzudeuten. Bei den Frauen wußte er sich sehr wohl geltend zu machen."

„Der Patagone oder vielmehr Feuerländer (20.) ist gleichgiltig gegen die Frauen; Selbstachtung und Beifallsliebe würde man vergebens bei ihm suchen, er hat überhaupt von allen Sinnen

nur das Erkenntnißvermögen soviel ausgebildet, daß er sein Leben zu fristen versteht." Er steht an Geist überhaupt so niedrig, als der Mensch, ohne blödsinnig zu sein, stehen kann.

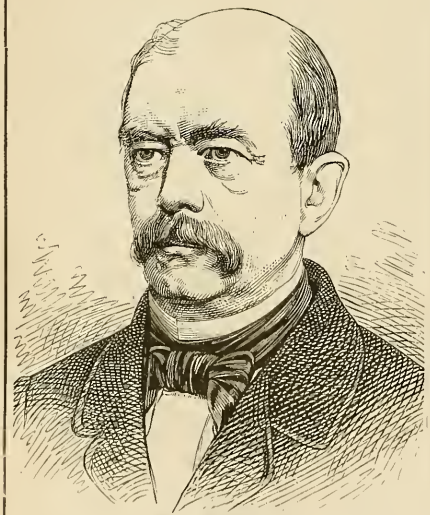
Wilhelm v. Humboldt, Staatsmann, Humanist, Sprachforscher. Die beiden an Talenten so reichen Brüder Humboldt zeigen auch eine entsprechende besonders volle Stirnbildung. Die Gemüthssinne scheinen bei Wilhelm in den Organen fast noch mehr als bei Alexander entwickelt. Groß ist bei Wilhelm, sehr viel kleiner bei Alexander der Sprach- oder Wortsinn. Alexander mit der gewaltigen Oberstirne ist der Weltbetrachter in der ganzen weitumfassenden Hälfte der menschlichen Außenwelt.

Alexander v. Humboldt.

„Der Leiermann oder Zitherspieler Max Baier (22.), eine von jenen gemeinen Naturen, die es im Guten wie im Schlechten nicht weiter bringen, als zur Abgeschmacktheit; sie sind im Soldaten-, im Jägerstande gemein und in der dienenden Classe häufig. Dieser hier ist ein gefeierter Kumpan unter denselben; er ist guter Gesellschafter, lustiger Bruder, er spielt die Zither mit einer gewissen

1. Napoleon III.

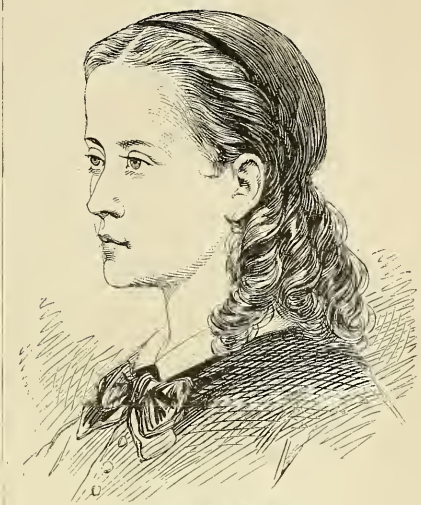
2. Neger.



3. Bismarck.

4. Robert Müller.

5. Ludwig II. von Bayern.



6. Minna Schmidt.

7. Moltke.

8. Vischer.

Virtuosität, singt und jodelt, spielt Komödie. Er bringt seine Zeit mit Jagen und Kartenspielen, mit Dirnen und Trinken zu. Er ist wanderungslustig ohne Wißbegierde, üppig und sinnlich, ohne der Leidenschaft fähig zu sein, eitel ohne Selbstgefühl, keck und doch feig. Er ist nicht so schlimm organisirt, daß zu erwarten wäre, daß ein Bösewicht aus ihm würde, aber nicht gut genug, um etwas Tüchtiges in der Gesellschaft zu werden. Die Erziehung fruchtet nicht viel an diesem Kopfe, er ist leer. Unsere Gebirgsbauern, unsere Rekruten zeigen solche Organisationen sehr häufig. Der Umfang des Schädels geht selten über 20 Zoll."

Die Giftmörderin Gottfried von Bremen (23.) und Pestalozzi sind Gegensätze, wie sie kaum schroffer aufgefunden werden könnten. Die phrenologisch höchst merkwürdige Kopfgestalt der Gottfried läßt sich in der Zeichnung kaum zur Hälfte erkennen. Man denke sich den niederen Vorderkopf auch ganz besonders schmal und nach hinten zu beim Organ des Zerstörungssinnes über den Ohren zu ungewöhnlicher Fülle und Breite sich ausdehnend. Und daneben der schöne Kopf Pestalozzi's, des Menschenfreundes, des Jugendfreundes und Lehrers!

2.

Eine Tafel mit acht Köpfen.

Das Gehirn (der Kopf) vieler Menschen hat nur eine mittlere oder Durchschnittsgestalt: es zeigt weder an dieser, noch an jener Stelle eine besonders starke oder besonders schwache Entwicklung. Ebenso ist der Charakter vieler Menschen ein mittlerer oder durchschnittlicher: sie zeichnen sich weder durch die Stärke, noch durch die Schwäche einer Neigung, eines Talentes aus. Wenn es nur solche Menschen gäbe, so wäre es natürlich nicht möglich, die Größe oder Kleinheit einzelner Gehirntheile mit der Stärke oder Schwäche einzelner Charakterzüge zu vergleichen, und es würde eine auf dieser Vergleichung beruhende Gehirnlehre, eine Phrenologie, nicht geben können. Allein wir können uns durch

einen aufmerksamen Blick in's Leben leicht überzeugen, daß es viele Menschen giebt, deren Gehirn in der Größe seiner Theile einen sehr bedeutenden Unterschied zeigt, und deren Charakter auch sehr ausgesprochene Züge hat. Wenn nun die Größe und die Kleinheit eines bestimmten Gehirntheils mit der Stärke und Schwäche eines bestimmten Charakterzugs immer und ausnahmslos in Tausenden beobachteter Einzelfälle zusammentrifft, so sind wir genöthigt zu schließen, daß jener Gehirntheil mit jenem Charakterzug in Beziehung steht, oder, wie die Wissenschaft sich ausdrückt, daß jener Gehirntheil das „Organ" jenes Charakterzugs oder jener Geisteskraft ist.

Wir wollen für Diejenigen, welche den großen Unterschied der menschlichen Kopf- oder Gehirngestalten bisher weniger beachtet haben, hier einige Beispiele dieses Unterschiedes vorführen, und zugleich die Bedeutung dieses Unterschiedes, wie die Phrenologie sie kennen lehrt, andeuten.

Der Kopf Napoleon's III. (1.) zeigt, soweit das Bild es erkennen läßt, eine allgemein starke Entwicklung. Er ist an den unteren Theilen (um die Ohren) breit, ebenso ist die Stirne breit und voll. Kraft und Klugheit, Verstand und Phantasie lassen sich in der Organbildung erkennen. (Näheres über den Kopf Napoleon's III., auch im Vergleich zu demjenigen Napoleon's I., s. in meinen „Phrenologischen Reisebildern".)

Wenn auch einige Gelehrte vom theoretischen Standpunkt aus den Negern (2.) die gleichen geistigen Anlagen wie der weißen Rasse zusprechen wollen, so stimmen doch alle Diejenigen, welche die Neger aus eigener Anschauung kennen, darin überein, daß dieselben geistig unter der weißen Rasse stehen. Uebereinstimmend damit zeigt die Stirne der Neger durchschnittlich eine mangelhafte Entwicklung: sie ist flach und schmal. Wohl zeichnen sich einzelne unter den Negern durch größere Geistesgaben aus, aber bei diesen ist auch die Stirne besser entwickelt. Vom theoretischen Standpunkt aus behaupten zu wollen, daß die Neger und die Weißen oder daß die Völker überhaupt sich geistig gleichständen, ist dasselbe, als wenn einzelne Philosophen die geistige Gleichheit aller Menschen behauptet haben. Die Natur, welche überall nicht Gleich-

heit, sondern Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit liebt, sollte in ihrer höchsten Schöpfung, dem menschlichen Geiste, Einförmigkeit gewollt haben? Sind ja schon die Kinder derselben Familie verschieden geistig begabt.

Bismarck (3.), der erste Mann Deutschlands, vielleicht der heutigen Welt, giebt uns Gelegenheit, dem Leser eine wichtige Wahrheit zur Anschauung zu bringen, daß nämlich die geistige Größe oder Leistungsfähigkeit eines Menschen als solche nicht ein Gegenstand des phrenologischen Urtheils ist. Wenn Bismarck sich phrenologisch beurtheilen ließe (unerkannt und mit verhülltem Gesicht), so könnte der Phrenolog, da das Gehirn Bismarck's ein entschieden großes ist, nur von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der geistigen Größe des Beurtheilten sprechen, ein Urtheil, welches kein phrenologisches, sondern ein allgemein anthropologisches und darum ein so unbestimmtes ist, weil neben der Quantität des Gehirns noch dessen Qualität, die wir nicht genau kennen, in Frage kommt. Wenn ein großes Gehirn ein phlegmatisches ist, so wird der Geist, der es bewohnt, sich nicht als ein großer zeigen können. Umgekehrt jedoch, wenn ein Gehirn klein ist, so kann der Phrenolog wie jeder Anthropolog mit Bestimmtheit sagen, daß er keinen geistig großen Mann, keinen Mann mit großer geistiger Leistungsfähigkeit vor sich habe. Allem diesem gegenüber nun betrifft das bestimmte phrenologische Urtheil immer nur den Charakter des Menschen oder das, wodurch der Mensch, — er mag viel oder wenig sein, viel oder wenig leisten, — anders ist, Anderes leistet, als Andere. Und in dieser Beziehung können wir denn auch über Bismarck phrenologisch urtheilen, obgleich die unvollkommene Kenntniß, welche ein bloßes Bild von einem Kopfe giebt, uns eine sichere Vergleichung nur mit andern wesentlich unähnlichen erlaubt, z. B. mit dem Neger (2.), Robert Müller (4.), Minna Schmidt (6.). Der Kopf Napoleon's III. scheint an der Seite um die Ohren breiter, der Bismarck's schmäler: „Verheimlichungssinn" und „Vorsicht oder Sorglichkeit" bei Napoleon III. stärker als bei Bismarck. Jedenfalls ist der Kopf Bismarck's an und für sich (die Gehirntheile unter sich selbst verglichen) gegen die

Breite lang und am Scheitel hoch. „Festigkeit“ und „Selbstgefühl“ sind stärker als „Vorsicht oder Sorglichkeit“. Bismarck ist kühn und furchtlos, sehr fest, sehr selbstvertrauend, etwas herrisch, etwas rücksichtslos.

Jetzt (seit 1870) ist Bismarck wohl von allen Deutschen (allen Nichtrömlingen) verehrt und bewundert. Früher aber war dies bekanntlich anders, da stellten ihn die Einen sehr hoch, liebten und bewunderten ihn, die Andern haßten ihn. Ich habe damals (1867) bei einer Gelegenheit gesagt, daß sich diese beiderlei Urtheile über Bismarck phrenologisch vereinigen oder versöhnen ließen, nämlich in dieser Weise. Jeder entschiedene Charakterzug — jede sehr starke oder sehr schwache Entwicklung eines Sinnes — ist ein Vorzug und ein Fehler des Charakters zugleich, oder ist in der einen Beziehung ein Vorzug, in der andern ein Fehler. Z. B.: ein starkes „Selbstgefühl“ ist ein Vorzug, wo die Umstände Selbstvertrauen und sicheres Auftreten, es ist ein Fehler, wo sie Bescheidenheit und Unterwürfigkeit fordern; ein starker „Verheimlichungssinn“ ist ein Vorzug, wenn der Mensch verschwiegen und zurückhaltend, ein Fehler, wenn er gerade und offen sein soll; ein starker „Thätigkeitssinn“ („Zerstörungssinn“), wie bei Robert Müller (4.), ist ein Vorzug, insofern er große Thatkraft, ein Fehler, insofern er Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit begründet. Als mir einmal die Gattin Müller's, welcher durch seine außerordentliche Thätigkeit ein bedeutendes Vermögen erworben, über seine maßlose Heftigkeit klagte, sagte ich ihr, sie könne ihren Mann ruhig und sanftmüthig haben, wenn sie auf seine große Arbeitskraft verzichte. Die Dame, welche eine kleine Leidenschaft für das Geld hat, erwiederte mir lächelnd, sie wolle ihren Mann so behalten, wie er sei. In gleicher Weise sind Bismarck's Charakterzüge auch seine Charakterfehler, und umgekehrt. Durch sein hohes Talent und durch seinen unbeugsamen, rücksichtslosen Muth, — welcher mit seinem rücksichtslosen Herrschen aus derselben Quelle stammt, — hat er die Einheit Deutschlands geschaffen. Dies erkennt man denn auch jetzt, wie gesagt, allgemein an, und läßt sich seine vermeintlichen Fehler, welche keine sind, gefallen.

Robert Müller (4.), Fabrikant, zeigt eine sehr starke Ent-

wicklung des „Thätigkeitssinnes“ (die Breite des Kopfes über den Ohren) und eine sehr schwache des Sinnes der „Idealität“ (die Schmalheit des Vorderkopfes an der Stirnseite). Müller war ein äußerst wilder Knabe, nur wenn er ausgetollt hatte, konnte er vernünftig und gehorsam sein. Dem Manne ist jetzt ununterbrochene Thätigkeit Bedürfniß, er kennt fast keine Ermüdung und leistet in angestrengter Arbeit Unglaubliches; er ist unglücklich und launisch, wenn er unthätig sein muß. Er ist sehr ungeduldig, nichts geht ihm rasch genug; was er thut, soll biegen oder brechen, und bisweilen bricht es. Er ist sehr heftig und zum Jähzorn geneigt. Man kann nicht sagen, daß er böse *ist*, denn er kann sehr gut sein, aber er *wird* allzuoft böse. Dabei ist er äußerst nüchtern und praktisch, seine ganze geistige Thätigkeit ist, ohne daß ihn irgend andere Gedanken abziehen, auf seine Berufsgeschäfte gerichtet; Poesie und Kunst sind ihm unbegreifliche Dinge, welche er äußerlich anerkennt, weil er dies Andere thun sieht, innerlich aber gründlich verachtet. Doch ist er nicht geizig, er lebt, wie er es seiner Stellung schuldig zu sein glaubt, und läßt seine Kinder, deren eine sehr große Zahl ist, möglichst gründlich unterrichten, weil er die Einsicht hat, daß neben Fleiß und Thätigkeit die Bildung der Weg zum Reichthum ist.

Beim König von Bayern (5.) ist die obere Stirne stark entwickelt, etwas stärker als die untere; der König ist mehr subjectiv als objectiv, er denkt mehr, als er beobachtet. Vor Allem aber zeigt „Idealität“ (an den oberen Schläfen) eine ungewöhnlich starke Entwicklung. Der Sinn für Ideales ist ein Hauptzug im Charakter des Königs und wird es darum durch's ganze Leben bleiben. Der König wird sich glücklich fühlen und schwärmen in seinen Ideen für alles Gute, Edle, Schöne, doppelt glücklich als Fürst, da er so Vieles zur Verwirklichung seiner Ideen zu thun vermag; unglücklich dadurch, daß er im Vergleich zu seinen idealen Wünschen und Hoffnungen wenig in der Wirklichkeit erreichen wird. Er wird das Schlechte, Niedrige, Gemeine der Menschen niemals begreifen und doch einen beständigen Kampf dagegen zu führen haben. Er wird zu den bevorzugten Sterblichen gehören, welche immer, bis ins späte Alter, jung bleiben.

Ich führe Minna Schmidt (6.), ein artiges junges Mädchen, in unsere Gesellschaft ein, um über die Stirne ein Wort zu sagen, über deren Beurtheilung viel Unklarheit herrscht. Es kommt bei der Stirne vor Allem weniger darauf an, ob sie hoch oder niedrig, als ob sie voll oder flach ist, d. h. ob sie viel oder wenig Gehirn umschließt. Wir müssen zu diesem Zwecke die Stirne von der Seite betrachten. Der Stirnraum reicht (von vorn nach rückwärts gemessen) bis zum Ende der Augenbrauenbogen an den unteren Schläfen. Wenn wir vom Ende des linken Augenbrauenbogens bis zum Ende des rechten eine Linie (in Gedanken oder mit einer Schnur) im Bogen über die Stirne ziehen, so schließt dieser bald sehr gewölbte, bald sehr flache Bogen einen größeren oder einen geringeren Stirnraum ein. Die Stirne Minna's ist hoch, so hoch, als die Vischer's (8.), aber gegen diese auf die bezeichnete Weise gemessen, flach oder klein. Minna ist nicht ohne alle Begabung, sie hat in der Schule leicht auswendig gelernt, wenn sie auch nicht alles Gelernte verstanden; sie plaudert gern und viel, über Alles und über Nichts, und man hört ihr eine Zeit lang mit Vergnügen zu; sie gilt unter ihren Freundinnen für recht klug, und hat alle die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche von ihr als Hausfrau werden gefordert werden, unschwer erlernt. Allein von tieferem oder gründlichem Denken, oder von dem, was man Geist nennt, ist nichts bei ihr zu finden. Wenn Robert Müller und Minna eine Vorlesung Vischer's über die Theorie des Schönen anhörten, so würde Jener nöthigenfalls, wenn er wollte, die Worte der Vorlesung verstehen können, wenn er auch den Werth des Gesagten nicht zu begreifen vermöchte; Minna aber würde nicht einmal den Sinn der Worte zu fassen fähig sein.

Moltke (7.) zeigt bei stark gewölbter Stirne, also im Allgemeinen starken Denkkräften, besonders auch einen starken „Zusammensetzungssinn". (Die Breite und Fülle des vorderen Seitenkopfes an den unteren Schläfen, unmittelbar unter „Idealität".) Die geistige Thätigkeit des „Zusammensetzens" oder „Zusammenstellens" liegt ebensowohl dem Anfertigen des Planes eines Feldzugs, als dem Anfertigen des Planes eines Bauwerkes zu Grunde.

Doch werden zur ersteren Thätigkeit, weil es sich dabei z. B. um die Berechnung von Ursache und Wirkung handelt, zugleich starke höhere Denkkräfte erfordert.

Bei Vischer (8.) zeigen die „höheren Denkkräfte" („Vergleichungsvermögen" und „Schlußvermögen") zusammen mit „Idealität" eine sehr starke Entwicklung. Auch die Organe der unteren Stirne (der „Beobachtungssinne") scheinen im Ganzen ziemlich stark entwickelt. (Unsicherheit in der Beurtheilung der unteren Stirne Erwachsener durch die Stirnhöhle ꝛc.) Jedenfalls schwach ist bei Vischer im Vergleich zu den (höheren) Denkkräften der „Wortsinn". (Das tiefliegende Auge.) Wenn Vischer Redner ist, so ist er es durch die Kraft und Fülle der Gedanken, nicht durch die Suade des Wortes. Dies im Gegensatz zu Minna Schmidt, bei welcher schwache Denkkräfte und starker Wortsinn. — Denjenigen, welche von der „Höhe" oder „Niedrigkeit" einer Stirne als dem Maßstab ihrer Größe oder Kleinheit zu sprechen lieben, giebt die Phrenologie unter der Bedingung hierzu die Erlaubniß, daß sie sich den zu beurtheilenden Kopf mit der Rückseite nach abwärts, mit der Stirne nach aufwärts (die Person auf dem Rücken liegend) vorstellen. Die untere Fläche (der Fuß) des Stirnberges fällt dann mit dem Ende der Augenbrauenbogen an den Schläfen zusammen, und die Höhe dieses Berges giebt (neben dem Umfang am Fuße und am Gipfel) einen richtigen Maßstab seiner Größe. Der Stirnberg Vischer's in dieser Weise gemessen zeigt eine große Höhe und einen großen Umfang.

Der Leser wird die Verschiedenheit der Gehirn- oder Kopfgestalten in diesen Beispielen zum Theil sehr bedeutend finden. Er wird den Vorwurf, welcher den Männern der „Wissenschaft" aus der Nichtbeachtung aller Verschiedenheiten der Gehirngestalt gemacht wird, als wohlbegründet erkennen. Was die Bedeutung dieser Verschiedenheiten betrifft, so ist der Leser zu der Frage berechtigt, ob die phrenologische Uebereinstimmung zwischen Kopfgestalt und Charakter, welche wir in unseren wenigen Beispielen wahrnehmen, immer, in allen Fällen gefunden wird? Diese Frage ist, da es von Naturgesetzen keine Ausnahmen geben kann, unbedingt zu bejahen. So wie es keinen Menschen giebt, welcher

ohne Augen sieht, so kann es z. B. keinen Menschen geben, welcher mit kleinem Vordergehirn ein großer Denker ist. Jedoch ich ersuche den Leser, meiner Behauptung der ausnahmslosen Wahrheit der phrenologischen Thatsachen nicht ohne Weiteres Glauben zu schenken, sondern sie zuvor durch einen Blick ins Leben zu prüfen. Die Ueberzeugung von der Wahrheit oder Unwahrheit dieser Thatsachen ist leicht zu gewinnen. Denn eben weil die Phrenologie die ausnahmslose Wahrheit ihrer Thatsachen behauptet, so würde die Nachweisung einer einzigen Ausnahme zur Widerlegung der Behauptung genügen. Die Phrenologie nennt z. B. die Gehirntheile an der Stirne die Organe des Denkens. Würde nur ein einziger Fall nachgewiesen, wo ein Mensch mit kleiner Stirne (wie 2. oder 6.) ein großer Denker wäre (wie 8.), so wäre damit festgestellt, daß die Gehirntheile an der Stirne nicht die Organe des Denkens sind, und mit der Irrigkeit dieser einen Behauptung der Phrenologie wäre natürlich so gut als die Irrigkeit aller dargethan. Dasselbe wäre, wenn der Gehirntheil an den oberen Schläfen (Organ der „Idealität") in einem einzigen Falle klein (wie bei 4.) gefunden würde, wo der Charakterzug der „Idealität" stark ist, oder wenn er groß (wie bei 5.) gefunden würde, wo jener Zug schwach ist, u. s. w.

3.

Zwanzig Kopfumrisse.

(Aus der „Gartenlaube".)

Das wissenschaftlich interessanteste und wichtigste, aber zugleich unglücklichste Begegniß meines ganzen Lebens darf ich in der neuen Auflage des vorliegenden Buches mitzutheilen nicht unterlassen. In einem schweren Kampfe um die Phrenologie bin ich schmachvoll unterlegen, weil ich von den Waffen keine Ahnung hatte und haben konnte, die mein Gegner gegen mich in Anwendung brachte. Der Vorgang zeigt zugleich, wie ein wissenschaftlicher Gegner der Phrenologie, wenn er sich von deren Wahrheit

überzeugt hat, ein erbitterter und bösartiger Feind derselben werden kann.

Während meines Aufenthalts in Dresden vor jetzt zehn Jahren erhielt ich das folgende Schreiben vom Herausgeber der Gartenlaube. „Geehrter Herr! Ich erlaube mir, Ihnen in dem inliegenden Abdrucke die mir von auswärts mitgetheilten Schädelumrisse einer Reihe von Männern mit der ganz ergebenen Bitte zu übersenden, dieselben phrenologisch begutachten und mir dann gestatten zu wollen, den Befund Ihrer Untersuchung in meiner Gartenlaube veröffentlichen zu dürfen. Das Honorar für diese Begutachtung stelle ich natürlich ganz Ihrem eigenen Ermessen anheim, und bemerke nur noch, daß Sie durch Abgabe Ihres Urtheils in keiner Weise irgend in unangenehme Collisionen kommen werden, und daß die Schädelconturen, wie mir auf das Bestimmteste versichert wird, durch ganz authentisches Maßnehmen gewonnen worden sind. In jedem Falle haben Sie wohl die Gewogenheit, mir, wenn irgend möglich, umgehend Anzeige zu machen, ob Sie meinem Wunsche zu entsprechen geneigt sind, und genehmigen ꝛc. Leipzig, 15. Dec. 1863. Ernst Keil."

Dieser Brief mußte mich sehr überraschen, da ich ja Professor Bock als entschiedenen Gegner der Phrenologie kannte. Es handelte sich hier offenbar um eine *thatsächliche Prüfung* dieser Wissenschaft, und die Aufgabe, von Gegnern gestellt, war eine Schlinge, um darin die Phrenologie zu fangen. Trotzdem war ich sogleich entschlossen, die Aufgabe auf alle Fälle anzunehmen; nur zweifelte ich, ob es mir bei der außerordentlichen Beschränktheit der Aufgabe gelingen werde, für die Gartenlaube klar und populär genug zu sein. Ich bat daher Herrn Keil im Interesse seiner Leser, von den Herren womöglich zu dieser *einen* Linie noch die Linie über den Oberkopf (die Seitenansicht des Kopfes) hinzufügen zu lassen; doch würde ich auch schon über die vorliegende eine Linie ein Urtheil abgeben, da gerade diese große Schwierigkeit der Aufgabe einen besonderen Reiz für mich habe. Ich stellte an Herrn Keil keine weiteren Fragen, obgleich meine Lage der Schlinge gegenüber eine sehr unheimliche war. Vor allem: *wie* waren die Umrisse genommen, und *wie genau*

waren sie? Herr Keil hatte von „ganz authentischem Maßnehmen“ gesprochen. Ich mußte ihm darin vertrauen, da ich es für unmöglich hielt, daß er sich vor seinen Lesern durch eine Unwahrheit in diesem wesentlichsten Punkte bloßstellen könne. Aehnlich verhielt es sich mit der Frage nach dem Umfang meiner Arbeit. Herr Keil hatte mir darüber keine Andeutung gemacht. Es verstand sich ja von selbst, daß ich soviel über die Bedeutung der Kopfumrisse sagte, als ich zu sagen wußte, je mehr, desto besser. Ein Aufsatz mit 20 Charakterschildermigen konnte nicht ganz kurz sein. So fügte ich meiner bejahenden Antwort an Herrn Keil außer der gedachten Bitte keine weiteren Vorbehalte oder Anfragen hinzu.

Herr Keil erwiederte mir: „Wohl kann ich begreifen, daß es seine Schwierigkeit hat, nach den Ihnen mitgetheilten Kopfumrissen phrenologische Gutachten abzugeben; allein da mir die Sache sehr am Herzen liegt, so erlaube ich mir, Sie zu bitten, mir unter allen Umständen und sobald als thunlich Ihre Urtheile zukommen lassen zu wollen. Mit dem Ersuchen um gleichzeitige gewogentliche Feststellung Ihres Honorars habe ich die Ehre ꝛc. Leipzig 19. Dec. 1863. Ernst Keil.“

Also Herrn Keil „lag die Sache sehr am Herzen“! Diese Aeußerung verdoppelte meinen Eifer. Ich fand indessen die Schwierigkeit größer, als ich anfangs gedacht, besonders auch was die *populäre* Auffassung und Darstellung des Ganzen betraf. Etwa acht Tage brachte ich damit zu, die Arbeit zu beginnen und das Begonnene wieder zu verwerfen. Endlich glaubte ich den Weg gefunden zu haben, der mir ganz genügte, und der mich auch an allen Schlingen vorüber ans Ziel führen mußte. Die Arbeit wurde mir lieb, was ich für ein gutes Zeichen hielt. Herr Keil fragte (4. Januar 1864) ungeduldig nach dem versprochenen Aufsatze; ich bat ihn, sich noch 8—10 Tage zu gedulden. Diese Zeit schien ihm ungewöhnlich lang, er begann zu fürchten, wie er mir wieder schrieb, daß ich eine *theoretische* wissenschaftliche Abhandlung über Phrenologie ausarbeite, was er doch nicht wünsche. „Vielmehr,“ sind seine Worte, „geht meine Absicht lediglich dahin, eine auf die Phrenologie basirte *Begut-*

achtung der speciell hier vorliegenden und Ihnen in Holzschnitt mitgetheilten, genau aufgenommenen Kopfformen zu erhalten." Ich erwiederte ihm, daß mir eine theoretische Abhandlung über die Phrenologie vielleicht zwei Tage kosten würde, nicht vier Wochen; ich versprach ihm, daß er besonders auch mit der Einheit meines Aufsatzes, bei dem ich mich streng an meine praktische Aufgabe gehalten, zufrieden sein solle.

Endlich konnte ich den fertigen Aufsatz Herrn Keil einsenden. Ich schrieb ihm, daß jedes Wort auf die Wage gelegt sei, und daß keines ohne mich geändert werden dürfe. Ich ersuchte ihn, wenn er Aenderungen wünsche, um Nachricht, damit ich nach Leipzig komme und die Sache mit ihm bespreche. Als seine Antwort einige Tage auf sich warten ließ, bat ich ihn, mich nicht durch längere Ungewißheit zu benachtheiligen, da ich um des Aufsatzes willen alle übrigen Pläne und Schritte hintangesetzt, z. B. einen bereits angekündigten Cursus von Vorlesungen nicht gehalten hätte.

Herrn Keil's Antwort kam: er sandte mir den Aufsatz zurück und schrieb: „Sie haben sich der Erfüllung meiner neulichen Bitte mit einem Aufwand von Scharfsinn und Mühe unterzogen, die ich auf das Dankbarste anerkennen muß, allein was ich nach einer Ihrer früheren Andeutungen befürchten zu müssen glaubte und Ihnen schon vorbeugend aussprach, ist eingetroffen: Ihr Aufsatz, dessen Werth ich nicht im Mindesten bestreite, ist für meine Zwecke mindestens um dreimal zu umfänglich ausgefallen. Wie ich Ihnen von Anfang an [von Hrn. Keil unterstrichen] mittheilte und in einem späteren Schreiben ausdrücklich wiederholte [von Hrn. Keil unterstrichen], wünschte ich nur einen Artikel zu erhalten, der in einer Nummer meiner Gartenlaube zum Abschluß gebracht werden könnte, mithin nicht länger, als höchstens 5 Spalten sein dürfte, Ihr Manuscript aber würde mindestens durch drei Nummern fortlaufen müssen. Aus diesem Grunde sehe ich mich zu meinem Bedauern in der Lage, Ihnen in der Anlage Ihre Arbeit mit dem angelegentlichen Ersuchen wieder zuzustellen, dieselbe auf das erwähnte Maß von etwa 5 Spalten reduciren zu wollen. — Wenn Sie eine solche Umformung als unthunlich von der Hand weisen zu müssen glaubten,

so wäre ich leider in die Nothwendigkeit versetzt, auf die ganze Sache zu verzichten. — Haben Sie mithin die Gewogenheit, die gegebenen Verhältnisse zu berücksichtigen, in jedem Falle aber mich zu benachrichtigen, ob ich auf eine Gewährung meiner Bitte zu rechnen habe oder nicht."

Ich war aufs Unangenehmste überrascht über diesen Brief und über die Unwahrheiten, die er enthielt, da ich ja im Besitz der Briefe des Hrn. Keil war. Als ich (wie oben erzählt) soviel länger, als er erwartete, an dem Aufsatz arbeitete, und er mir seine Befürchtung aussprach, daß ich mir theoretische Abschweifungen erlauben möchte, hätte es so nahe gelegen, mir von der Länge des Aufsatzes zu sprechen, wenn Hr. Keil einen Wunsch in dieser Beziehung gehabt hätte, aber er sprach einen solchen Wunsch nicht aus, weil er ihn nicht hatte, und ihn der Natur der Sache nach nicht wohl haben konnte. Jemehr ich über die Kopfumrisse sagte, desto leichter konnte ja der Zweck meiner Gegner erreicht werden.

Durch das Vorgehen des Hrn. Keil (welcher für seine Person in meinen Augen an der Sache unschuldig war) hielt ich jetzt das Räthsel für gelöst. Gegner der Phrenologie hatten den Versuch gemacht, ob ich mir vielleicht einige Blößen geben würde, die sich gegen die Phrenologie ausbeuten ließen. Der erste unter diesen Gegnern, glaubte ich, war Professor Bock, den ich kürzlich in meinen „Phrenologischen Reisebildern" widerlegt hatte, und der über die Gartenlaube eine unbedingte Herrschaft übte. Aber der Versuch der Herren war mißlungen. Meine Arbeit war zu gut und gründlich ausgefallen, um sich irgendwie gegen die Phrenologie verwerthen zu lassen. Ich glaube wohl, daß man in ziemlicher Verlegenheit war und nicht ganz leicht zu einem Entschlusse kam. Daher auch die Verzögerung der Antwort an mich. Was diese Antwort bezweckte, war mir klar. Ich hatte mir in dem Aufsatz nicht die geringste Abschweifung erlaubt, ja ich hatte Hrn. Keil gesagt, daß „jedes Wort auf die Wage gelegt sei": und jetzt sollte ich das Ganze auf ein Drittel kürzen! Man hoffte wahrscheinlich durch das Empörende und Demüthigende dieser Forderung meinen Stolz derart zu reizen, daß ich den Herren die Sache vor die Füße würfe und von einer Aufnahme meines

Aufsatzes in die Gartenlaube abstünde. Oder man hoffte auch, und sehr mit Grund, daß der Aufsatz nach großen Kürzungen, wenn ich mich darauf einließe, bessere Gelegenheit zu Angriffen bieten würde.

Der wiederholten Aufforderung des Hrn. Keil, mit meinem Aufsatz auch meine Honorarforderung einzusenden, war ich nicht nachgekommen, hauptsächlich darum, weil mir das Honorar nur Nebensache war. Ich hatte schon oft die gelegentliche Aeußerung gethan, wenn mir ein Blatt wie die Gartenlaube auf zwei Jahre zur Verfügung stünde, so würde ich in dieser Zeit die Phrenologie in ganz Deutschland zur Anerkennung bringen. Kurz, es war mir von sehr großem Werth, meinen Aufsatz in die Gartenlaube aufgenommen zu sehen, und ich hätte ihn Hrn. Keil, wenn er es wünschte, auch ohne Honorar überlassen. Ich ziehe, beiläufig gesagt, überhaupt aus meinen Schriften keinen Geldgewinn, weil ich zu langsam arbeite, über jedes Wort nachdenke und mit Bessern und Kürzen nicht zu Ende kommen kann. Für den Aufsatz in die Gartenlaube hätte ich im besten Fall ein Honorar nicht fordern und erhalten können, welches auch nur halb meinen dafür aufgewendeten Geldopfern gleichkam. Allein *hiervon* ganz abgesehen, war es immer als „fein gehandelt" von mir anzuerkennen, daß ich eine Honorarforderung nicht stellte. Diese meine Feinheit wurde nicht erwiedert: wenn ich der Forderung, den Aufsatz auf ein Drittel zu kürzen, nicht nachkam oder nicht nachkommen konnte, so sollte ich für meine Mühe und Opfer *nichts* erhalten. Dazu kommt, daß wenn ich mit der Einsendung des Aufsatzes eine angemessene Honorarforderung gestellt hätte, damit das ganze Manöver unmöglich geworden wäre. Denn einer berechtigten Geldforderung von mir hätte man natürlich mit jener ganz unwahren Behauptung nicht entgegentreten können.

Die große Frage für mich war nun, was ich thun sollte. Der einzige richtige Schritt war, daß ich klagte. Zwischen Hrn. Keil und mir war ein Vertrag geschlossen, der in seinen einzelnen Punkten und Bedingungen nicht klarer sein konnte: ich hatte meine Verbindlichkeit erfüllt, er hatte jetzt die seinige zu erfüllen, den Aufsatz in die Gartenlaube aufzunehmen. Ich habe es

vielfach bereut, daß ich nicht in dieser Weise vorging, zumal da die Klage nur formell gegen Hrn. Keil, und in der That gegen meine Feinde gerichtet war. Höchst wahrscheinlich hätte Hr. Keil meinen guten Aufsatz gerne in die Gartenlaube aufgenommen und meine Klage wäre ihm selbst sehr willkommen gewesen, da sie ihn von dem Zwang, den meine Feinde auf ihn übten, befreite. Allein ich sah damals die Sache nicht so klar an: jeder Prozeß ist mir ein Greuel, ich dachte nicht an einen solchen oder mochte nicht einmal damit drohen. Daher war die Frage für mich nur die, ob ich die ganze Sache fallen lassen, oder ob ich mich zur Kürzung des Aufsatzes verstehen solle. Den Ausschlag gab, daß ich den so schwierigen Aufsatz, den ich liebgewonnen, nicht umsonst geschrieben haben wollte. Gerade daß er von den Feinden zurückgewiesen wurde, machte meine Ueberzeugung noch fester, daß er gut sei und der Phrenologie nützen könne. Ich durchlas ihn mit dem Gedanken an wesentliche Kürzungen und beschloß endlich, diese zu wagen, mit dem vollen Bewußtsein, wie gefährlich sie bei den vielen Mißverständnissen, mit denen die Phrenologie wie mit einem Netze umsponnen ist, für mich werden konnten. Ich schrieb Hrn. Keil, daß ich den Aufsatz kürzen werde, rügte aber die Unwahrheit, daß er mir über den Umfang des Aufsatzes irgend eine Mittheilung gemacht habe.

Man kann am Ende alles machen, was man will. Mit unendlicher Mühe gelang es mir, den Aufsatz auf fast ein Drittheil zu kürzen. Aber sehr viele Vorbehalte, mit denen ich bei der Unbestimmtheit der gegebenen Umrißlinie meine Urtheile über die Charakterzüge gleichsam schützend umgeben hatte, mußten jetzt wegfallen. Ich legte den Aufsatz einem Freunde vor, welcher meinte, er würde sich auf die Sache nicht eingelassen haben. Ich bedeckte eine Stelle des Aufsatzes mit der Hand und bemerkte, um diese eine Stelle (Näheres s. unten) verkaufe ich den ganzen Aufsatz; damit diese Stelle durch die Gartenlaube eine große Verbreitung finde, setze ich mich jeder Gefahr aus, die mir drohen könne. Uebrigens war mein Aufsatz nach den Kürzungen für mich ein wahres Kind der Angst geworden; ich konnte ihn nicht nach Leipzig schicken: es genügte mir nicht, Hrn. Keil brieflich

gesagt zu haben, daß kein Wort geändert werden dürfe, ich mußte die Ueberzeugung haben, daß dies nicht geschah.

Ich kam nach Leipzig. Als ich Hrn. Keil meinen Aufsatz übergab und ihn bat, mir zu sagen, ob derselbe jetzt seinem Wunsche entspreche, führte er mich in das anstoßende Zimmer zu einem Herrn, welcher, wie er mir sagte, die ganze Sache kenne, welcher auch die Briefe (in seinem Namen) geschrieben, und mit welchem ich Alles, wie mit ihm selbst, besprechen könne. Ich wiederholte dem Herrn Secretär meine Frage, und als dieser den Umfang des Aufsatzes berechnet hatte, sagte er mir, daß derselbe sich jetzt zur Aufnahme eigne. Ich hielt dem Herrn nochmals mündlich die Unwahrheit der Behauptung vor, daß mir in früheren Briefen irgend Mittheilungen über den Umfang des Aufsatzes gemacht worden seien, und fragte ihn, was dann geworden wäre, wenn der Aufsatz sich zufällig nicht hätte auf ein Dritttheil kürzen lassen? Er schlug die Augen vor mir nieder, als er antwortete, er habe geglaubt, mir früher über den Umfang des Aufsatzes Mittheilungen gemacht zu haben.

Ehe ich meinen Aufsatz dem Herrn endgiltig überließ, stellte ich zwei Fragen an ihn, die mir als Bedingungen galten; zuerst, ob er mir erlaube, auf ein kleines Werk von mir, die „Phrenologischen Reisebilder" zu verweisen. Als der Herr mir hierzu seine Zustimmung gab, schrieb ich in seiner Gegenwart die kleine Note zu dem Aufsatz. Meine zweite Frage war, ob ich die Correctur des Aufsatzes zugeschickt erhalten könne? Anfangs erklärte der Herr dies nicht wohl für thunlich; als ich ihm aber sagte, die Sache sei mir so wichtig, daß ich dann, um die Correctur zu lesen, nach Leipzig kommen werde, so sagte er mir, er wolle den Aufsatz gleich absetzen lassen und mir die Correctur zuschicken. Ich fragte zweimal, ob ich mich fest hierauf verlassen könne, und der Herr bejahte zweimal diese Frage. Der Aufsatz würde, sagte mir der Herr, in Nr. 9 der Gartenlaube, etwa nach drei Wochen von heute (3. Februar) erscheinen.

Obgleich mir der Verstand sagte, daß ich alles Nöthige gethan, um mich gegen meine Feinde sicher zu stellen, so verließ ich doch Leipzig mit dem unbestimmten Gefühl, verrathen und

verkauft zu sein. Es ist eine eigenthümliche Sache, mit Leuten zu thun zu haben, von denen man bestimmt zu wissen glaubt, daß sie Böses im Schild führen. War ich nicht ganz gesichert? Gesetzt, der Herr schickte mir die Correctur nicht zu, so konnte ich immer zur entsprechenden Zeit nach Leipzig kommen und dieselbe lesen. So hatte ich die besten Gründe, ruhig zu sein, und doch war ich es nicht. Was meine ausdrückliche Anfrage betrifft, ob ich in dem Aufsatze auf meine „Phrenologischen Reisebilder" hinweisen dürfe, so könnte diese Anfrage sonderbar, fast lächerlich erscheinen. Es verstand sich ja von selbst, daß ich in meinem Aufsatz sagte, was ich wollte, also auch meine Reisebilder erwähnte. Allein so würde die Sache unter gewöhnlichen Verhältnissen stehen; jetzt aber, wo ich Feinden gegenüberstand, deren Interesse es war, daß gerade dieses Buch, welches die Widerlegung Bock's enthielt, in meinem Aufsatze nicht erwähnt wurde, wußte ich sehr wohl, was ich that, als ich mir die ausdrückliche Erlaubniß, jene Schrift zu erwähnen, geben ließ.

Als ich etwa acht Tage vergebens auf die Zusendung der Correctur gewartet hatte, bat ich Herrn Keil brieflich, mir durch deren umgehende Zusendung die Reise nach Leipzig zu ersparen. Den andern Tag erhielt ich die Correctur, aber — der Aufsatz war zu Anfang verstümmelt, die einleitenden Zeilen und noch einige andere Stellen unweit des Anfangs waren weggelassen. Empört darüber, ging ich (Samstag, 13. Febr., 14 Tage, ehe Nr. 9 der Gartenlaube erschien) nach Leipzig, um zu verhüten, daß der Aufsatz so gedruckt würde. Ich stellte Hrn. Keil wegen der Verstümmelung meines Aufsatzes zur Rede, da ich ihm doch geschrieben, daß kein Wort ohne meinen Willen geändert werden dürfe; überdies habe der Secretär ausdrücklich den Aufsatz so, wie ich ihn ihm übergeben, gutgeheißen. Auf meine Anforderung an Herrn Keil, daß mein Aufsatz nach dem Manuscript hergestellt werde, erwiederte er bedauernd, daß es hierzu zu spät sei. Der Aufsatz erschien nämlich, wie ich jetzt erfuhr, nicht in Nr. 9 der Gartenlaube, wie mir gesagt worden war, sondern schon in Nr. 8, „indem zufällig etwas Anderes ausgefallen und der Aufsatz an die Stelle genommen wäre". Es war mir höchst peinlich, daß

mein Aufsatz, auf dessen logische und stylistische Abrundung ich auch Fleiß und Mühe verwendet, in dieser Weise verstümmelt werden sollte, aber ich gestattete in Gottes Namen, daß der Aufsatz, so wie er war, bleiben dürfe. Was noch einige Druckfehler betraf, die ich in der mir übersendeten Correctur vorgefunden und angestrichen, so versicherten mir die Herren, daß diese gewiß bereits verbessert seien, indem die Revision immer genau nach dem Manuscript durchgesehen werde. Wir sahen zur Vorsicht einige der von mir angestrichenen Fehler in dem Blatte der Revision, welches der Herr Secretär vor sich hatte, nach, und fanden die Fehler wirklich verbessert.

Ich verließ diesmal Leipzig mit leichterem Herzen, als das vorigemal. Die ganze große Gefahr, vor der ich gebangt, hatte sich, wie es schien, auf die kleine Verstümmelung des Aufsatzes reducirt, welche ohne wissenschaftliche Bedeutung und am Ende zu verschmerzen war. Die Erklärung dieses Rückzugs meiner Feinde schien mir ziemlich nahe zu liegen. Man hatte bei meiner Wachsamkeit nicht wagen können, etwas gegen den Aufsatz zu unternehmen, zurückweisen konnte man ihn nicht mehr, und so hatte man den Rückzug angetreten, gute Miene zum bösen Spiel machend.

Gleich nach meiner Zurückkunft nach Dresden bat ich brieflich (Sonntag, 14. Febr.) Herrn Keil, wegen eines Druckfehlers noch besonders Nachschau halten zu lassen, der mir sehr am Herzen lag, und der zufällig nicht unter denen war, die wir nachgesehen, und von deren Verbesserung ich mich überzeugt hatte. Ich erhielt von Herrn Keil auf diesen Brief Antwort, indem er mir zugleich einige Exemplare der Gartenlaube mit meinem Aufsatz zusendete. Wegen des Druckfehlers schrieb er: „Der beregte Druckfehler ist dadurch vermieden, daß mich räumliche Verhältnisse zu einem Weglassen des kleinen Satzes nöthigten, was übrigens für das Ganze und den Eindruck desselben keinen Eintrag gethan haben wird".

Ich war aufs Höchste erschreckt und traute meinen Augen nicht, als ich diese Zeilen las. Herr Keil spricht von der Weglassung „des kleinen Satzes": aber der Druckfehler befand sich

in der für mich wichtigsten Stelle des ganzen Aufsatzes (eben in derjenigen, von der ich schon oben gesprochen; Näheres sogleich). Diese Stelle stand unter sich im genauesten Zusammenhang: Herr Keil mußte also die ganze Stelle weggelassen haben. Allein diese war von bedeutenderem Umfang, als die Stelle zu Anfang des Aufsatzes, deren Weglassung, wie Hr. Keil wußte, mich nach Leipzig getrieben hatte, um sie ungeschehen zu machen. War es denn überhaupt möglich, daß Hr. Keil irgend eine Veränderung an meinem Aufsatz machte, so ausdrücklich gegen meinen Willen und gegen seine Zusage? Denn nach der Kürzung des Aufsatzes auf ein Drittel hatte ich ihn nur gegen das wiederholte Versprechen, daß jetzt kein Wort mehr geändert werde oder wegfiele, Hrn. Keil überlassen. Und — was noch vollends entscheidend ist — hatte ich nicht die Correctur zu lesen verlangt und gelesen, um gegen alle Kürzungen oder Aenderungen gesichert zu sein? Die Correctur eines Schriftstücks lesen heißt nichts anderes, als dasselbe so lesen, wie es im Druck erscheint. Dann wäre also die Correctur, die ich gelesen, eine falsche gewesen und ich in dieser unerhörten Weise getäuscht worden? Allein gegenüber allen diesen Unbegreiflichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten gab mir gerade die Erwägung, daß die fragliche Stelle die wichtigste des ganzen Aufsatzes war, ein desto klareres Licht über die Sache. Mein geheimer Feind hatte diese Stelle, weil sie die wichtigste war, streichen lassen, um dem Aufsatz dadurch einen Theil seines Werthes zu nehmen.

Ich erhielt den Brief des Hrn. Keil vor dem Packet mit den Blättern der Gartenlaube, welches ich erst von der Post abholen lassen mußte. Ich war in fieberhafter Spannung, bis ich das Blatt sah. Ich sah es — — — und fand meine schlimmsten Befürchtungen noch weit übertroffen. Mein Feind hatte nicht blos jene ganze Stelle, worin sich der gedachte Druckfehler befand, gestrichen, sondern noch andere Stellen, und zwar die praktisch und wissenschaftlich wichtigsten des ganzen Aufsatzes, wodurch es ihm möglich wurde, über meine Beurtheilungen einige tadelnde und spottende Bemerkungen beizufügen, welche weit mehr, als wirkliche gründliche Ausführungen dies

vermocht hätten, in den Augen aller derer, welche die Phrenologie nicht kannten, diese als Wissenschaft vernichteten. Dazu kam noch, daß die Umrisse nicht, wie mir gesagt worden war, durch „ganz authentisches Maßnehmen" gewonnen waren, sondern — von einem Hutmacher herrührten. Dies trug viel dazu bei, in den Augen aller Ununterrichteten die ganze Sache mit sammt meinen Urtheilen als unwissenschaftlich und ganz werthlos erscheinen zu lassen.

Der Aufsatz folgt hier. Die mehrfach erwähnte wichtigste Stelle ist die letzte gestrichene, fast zu Ende des Aufsatzes (S. 399 Z. 6—21), in welcher ich, von den Persönlichkeiten der Umrisse selbst ganz absehend, und auf die allgemeine, ausnahmslose Wahrheit der phrenologischen Thatsachen hinweisend, den Leser zur eigenen praktischen Prüfung der Phrenologie einlade. Durch diese Stelle, in Verbindung mit der gleich vorher gestrichenen (S. 397 u. 398), hatte und behielt der Aufsatz unter jeder Voraussetzung, — die Aufgabe mochte herrühren, von wem sie wollte, die Umrisse mochten durch einen namhaften Gelehrten oder durch einen Hutmacher abgenommen sein, sie mochten bekannten oder unbekannten Persönlichkeiten angehören, sie mochten richtig oder falsch sein, — unter allen Voraussetzungen, sage ich, hatte und behielt der Aufsatz durch jene Stelle wissenschaftlichen und praktischen Werth. Bisher bin ich von Freund und Feind wegen des Aufsatzes, welchen beide wegen der Verstümmelungen unwissenschaftlich nannten und nennen mußten, schwer getadelt worden: Freund und Feind hätten den unverstümmelten Aufsatz, besonders durch jene Stelle, als wissenschaftlich werthvoll erkannt und erkennen müssen. Kurz, durch die Verstümmelungen ist der Aufsatz aus einem guten oder werthvollen in einen schlechten oder werthlosen verwandelt worden. Dies ist jedem Leser sofort klar. Der beste Beweis aber dafür, daß die Wahl der gestrichenen Stellen nur von einem Feinde des Aufsatzes bestimmt sein konnte, liegt in der auffallenden Streichung des kleinen Theiles einer Note (S. 385) mit der Anführung meiner „Phrenologischen Reisebilder". Die einzig mögliche, aber vollkommen genügende Erklärung dafür ist die, daß ein in dem genannten Buche

enthaltener Aufsatz (über Hyrtl und Bock) in der vorliegenden Sache eine Hauptrolle spielt.

Die in der Gartenlaube fehlenden Stellen des Aufsatzes sind hier Zeile für Zeile mit einem „ bezeichnet. Die beiden ersten Weglassungen (Zeile 1—10 und S. 384 des Aufsatzes) fanden sich bereits in der mir zugesandten Correctur; alle folgenden als fehlend bezeichneten Stellen waren in jener Correctur vorhanden. Das Folgende ist daher der genaue Abdruck des Aufsatzes, wie ich ihn Hrn. Keil übergab, und zugleich (v. Z. 11 an) der Correctur, welche mir Hr. Keil zugeschickt. Als Ueberschrift des Aufsatzes hatte die Gartenlaube gesetzt: „Die Mysterien des Menschenschädels", und in einer Note hatte sie dem Aufsatze diese Zeilen vorausgeschickt: „Bei einem neulichen Besuche in einer der größten deutschen Hutmanufacturen theilte uns der freundliche Besitzer derselben eine Reihe von Schädelumrissen theils berühmter, theils in weiten Kreisen bekannter und vielgenannter Männer mit, deren Kopfformen als die von stehenden Kunden des Etablissements für eventuelle Hutbedürfnisse aufbewahrt werden. Wir waren frappirt über die hier und da wahrhaft wundersamen und grotesken Gestalten, Ausbauchungen, Ecken und Knüllen, welche der menschliche Schädel bilden kann, und baten um die Erlaubniß, einige der merkwürdigsten und charakteristischsten dieser durch genaue Maßnahme gefundenen Kopfformen — soweit sich an dieselben die Namen bekannter Persönlichkeiten knüpfen — gewissermaßen als ein phrenologisches Problem in der Gartenlaube veröffentlichen zu dürfen. Dies geschieht denn hiermit. Zugleich lassen wir die Beurtheilung eines geistvollen Phrenologen folgen, dem wir die Schädelconturen zur Begutachtung einsandten, ohne ihm die Männer zu nennen, deren Köpfe sie umzeichnen. Zur Vergleichung seiner phrenologischen Aussprüche mit der öffentlichen Meinung, wie sie Bedeutung, Wirksamkeit und Erfolge dieser Männer festgestellt haben, geben wir die Namen derselben am Schlusse unserer Nummer, werden uns aber erlauben, bei dem einen und dem andern ein Fragezeichen beizusetzen. D. Red."

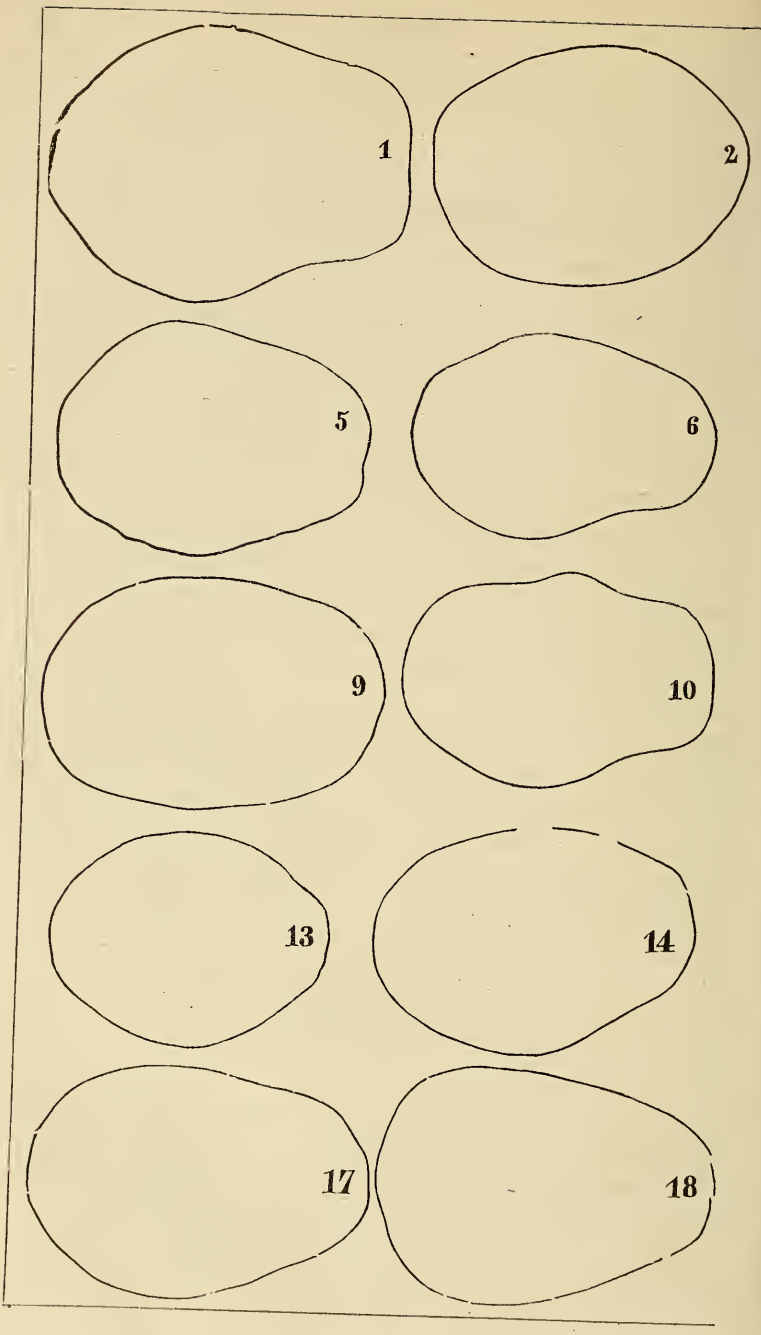
Eine phrenologische Beurtheilung.

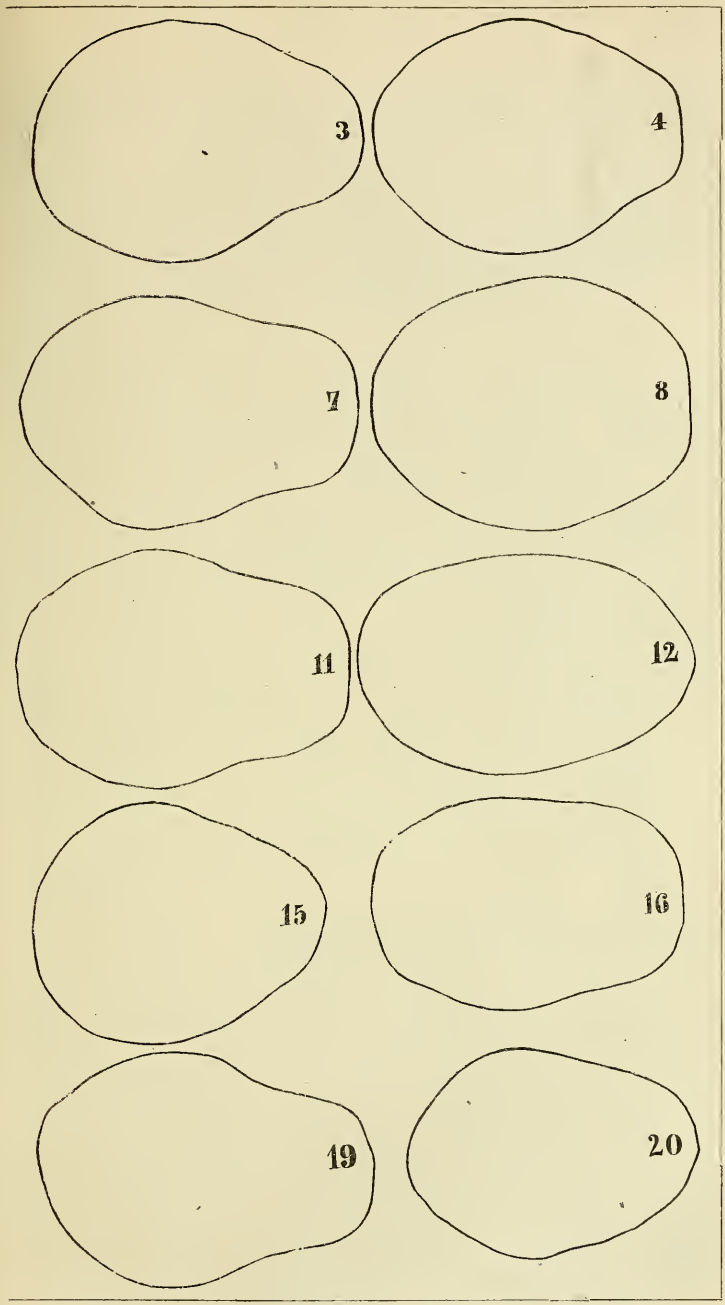
Von Gustav Scheve.

„Je größer eine neue Wahrheit ist, je weiter sie über den „gewohnten Kreis der Ideen hinausreicht, desto mehr pflegt „die Mehrzahl der Menschen ihr zu widerstreben. Es ist eine „dem Menschen fast ehrwürdig gewordene Meinung, daß sein „unsichtbarer Geist ein unlösbares Räthsel sei, daß er über „denselben nicht so wie über die sichtbaren Dinge, eine klare „Kenntniß haben könne. Und dieser unsichtbare Geist soll jetzt, „wie man behauptet, in seinem Wunderbau, in seinen einzelnen „Kräften erkannt, in seinen körperlichen Organen gleichsam mit „Augen gesehen, mit Händen gefaßt werden!?

Beim Baue einer Eisenbahn wird zufällig eine große Zahl alter Schädel ausgegraben. Diese, von den Arbeitern zusammengetragen, gleichen sich alle, jeder macht als Bild des Todes denselben Eindruck auf die Umstehenden. Wer möchte sagen, welcher Schädel einem Könige oder einem Bettler, einem guten oder einem bösen Menschen, einem Krieger oder einem Manne des Friedens angehörte? Unter den Anwesenden sind einige Naturforscher, welche über das Alter der Schädel ihre Ansicht äußern, männliche und weibliche unterscheiden ꝛc. Kein Urtheil über den Geist, dem die Schädel als Hülle dienten, wird gehört. Da tritt ein Phrenolog hinzu. Einige Schädel fesseln vor andern seine Aufmerksamkeit. Er äußert gegen einen Freund, daß sich bei einem Schädel der Zug des Stolzes, bei einem andern der der Gutmüthigkeit oder der Eitelkeit, oder des Muthes ausgesprochen finde. Die Arbeiter schütteln über den Herrn die Köpfe, die Gelehrten betrachten ihn kaum als einen Mann der „Wissenschaft". Niemand hält das, was er sagt, für wahr.

Unter den Schädeln findet sich auch die bloße untere Hälfte eines solchen vor. Der Schädel ist in seinem größten Umfange


1
2
5
6
9
10
13
14
17
18


3
4
7
8
11
12
15
16
19
20

durch eine Säge getheilt, und die obere Hälfte, die ganze Schädelwölbung fehlt. Ein Arbeiter reicht dem Phrenologen lächelnd das Schädelstück dar. Sein Freund fragt ihn, ob sich auch hieraus etwas über den Charakter bestimmen lasse. Er erhält die Antwort, daß das phrenologische Urtheil immer nur auf der Vergleichung aller Gehirntheile unter sich beruhe, daß es daher hier nur ein äußerst mangelhaftes sein könnte. —

Vor Kurzem erhielt ich von Herrn Ernst Keil in Leipzig ein Blatt mit 20 Kopfumrissen zugesendet, mit dem Ansuchen, „diese Schädelumrisse einer Reihe von Männern phrenologisch beurtheilen, und ihm dann gestatten zu wollen, den Befund meiner Untersuchung in seiner Gartenlaube veröffentlichen zu dürfen".

„Ich erwiederte Herrn Keil, daß die phrenologische Beur-
„theilung nach dieser einen Umrißlinie nur höchst mangelhaft
„sein könnte, und daß ich bedauern würde, dem Leser der Garten-
„laube ein so ärmliches und darum etwas schwer verständliches
„wissenschaftliches Material zu bieten. Ich fragte, ob es nicht
„möglich wäre, daß wenigstens noch die Mittellinie des Kopfes
„von der Nasenwurzel über den Oberkopf beigefügt würde.
„Gleichwohl erbot ich mich, wenn Herr Keil es ausdrücklich
„wünsche, schon nach der vorgelegten einen Umrißlinie die Be-
„urtheilung zu versuchen, da gerade die große Schwierigkeit
„der Aufgabe auch wieder einen Reiz für mich habe.

„Herr Keil wiederholte mir seinen ausgesprochenen Wunsch,
„indem er sich dafür auch auf meine letzte Aeußerung berief.
„Und so ging ich an die schwere Arbeit.

Das Urtheil nach unserer Umrißlinie gleicht dem nach jener unteren Schädelhälfte, ist aber noch um Vieles schwieriger und beschränkter. Denn dort, wo ich das Stück des Kopfes selbst vor mir habe, kenne ich genau die Stelle des Umrisses, hier aber weiß ich nicht, wo — ob etwas höher oder niedriger — der Umriß genommen ist. Ich habe also etwas als Grundlage für mein Urtheil, aber ich weiß nicht bestimmt, was ich habe, und habe somit nichts Wissenschaftliches. Ebenso schlimm ist es, daß ich hier nicht so, wie dort, die Stelle des Gehörganges kenne. Der Gehörgang scheidet Vorderkopf und Hinterkopf, und

seine Kenntniß ist durchaus nöthig für die Beurtheilung einiger unmittelbar oder mittelbar vor oder hinter ihm gelegener Organe. Die Aufgabe war also eine sehr mißliche, aber eben in ihrer Schwierigkeit lag auch ein so großer Reiz für mich, daß ich dem an mich gestellten Ansinnen willfahrte. Jedoch, nehmen wir die Umrisse zur Hand, suchen wir trotz aller Schwierigkeiten den todten Bildern Athem und Leben einzuhauchen.

(1. A.)

Der Kopf 1, groß und bedeutend, ist sehr geeignet, den Leser in die Sache einzuführen. Unsere Umrißlinie, etwa da genommen, wo das Band des messenden Hutmachers den Kopf berührt, trifft (auf jeder Seite) zehn Organe. Vier von der Mitte der (oberen) Stirne bis zu den (vorderen) Schläfen einschließlich: Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen (an der Stelle der bisweilen gefundenen Stirnhöcker), Sinn für Scherz, Idealität (an den Schläfen). Dann drei bis zur breitesten Stelle unseres Kopfes einschließlich: Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeits- oder „Zerstörungssinn" (gerade über dem Gehörgang). Zuletzt noch drei: Kampfsinn, Anhänglichkeit, Kinderliebe*).

Um zu erkennen, ob bei unserem Kopfe eines oder einige dieser Organe groß oder klein sind, müssen wir ihn mit der mittleren Kopfgestalt vergleichen. Diese ist für die Linie unseres

*) Statt Sinn der Kinderliebe oder Organ des Sinnes der Kinderliebe. Ich habe mir überall diese Abkürzungen erlaubt. — Für den Leser, welchem die Phrenologie unbekannt ist, nenne ich hier noch die hauptsächlichsten der übrigen Sinne. Organe an der unteren Stirn: Gegenstandssinn, Gestalt- oder Formensinn, Farbensinn, Zahlensinn, Thatsachensinn, Ortssinn, Ton- oder Musiksinn, Kunst- oder Bausinn, Sprach- oder Wortsinn. Organe auf dem Oberkopfe: Wohlwollen, Nachahmung, Sinn für Neues oder Wunderbares, Verehrung, Hoffnung, Festigkeit, Gewissenhaftigkeit, Selbstgefühl, Beifallsliebe, Einheitssinn oder Concentrationsgabe. — „Als eine Schrift, welche „sich theils zur ersten Einführung in die Phrenologie eignet, theils von „der Anwendung derselben auf verschiedene Lebensverhältnisse und Wissens„gebiete, z. B. auf Völkergeschichte, Erziehung, Liebe und Ehe, Religion, „Politik, Philosophie ꝛc. Kenntniß giebt, erlaube ich mir, meine „Phreno„logischen Reisebilder" (Cöthen 1863) zu nennen.

Umrisses, — welche uns natürlich hier allein beschäftigt, — die Eiform, deren schmälere Seite den Vorderkopf, deren breitere den Hinterkopf bildet. (Etwa wie die Köpfe 5 und 20.) Ein erster Blick zeigt uns, daß unser Kopf bedeutend von der Eiform abweicht. Um diese Abweichung im Einzelnen kennen zu lernen, zeichnen wir mit einem Bleistift — am Besten nicht blos in Gedanken — die Eiform auf unseren Kopfumriß. In der Mitte der Stirne (bei Vergleichungsvermögen) beginnen wir einen über unseren Umriß etwas hinausreichenden Bogen und setzen diesen seitwärts innerhalb so fort, daß wir einen großen Theil von Schlußvermögen und Idealität abschneiden. Bei Erwerbssinn läuft der Bogen wieder außerhalb, um bald, bei Thätigkeitssinn, abermals innerhalb fortzugehen, indem er hier die größte Breite des Kopfes abschneidet. Gleich hinter Thätigkeitssinn, von Kampfsinn bis Kinderliebe, läuft die Bleistiftlinie mit unserem Umrisse zusammen, da der ganze Hinterkopf ungefähr die Eigestalt hat.

Wir haben auf diese Weise erkannt, daß Schlußvermögen, Idealität und Thätigkeitssinn starke, Erwerbssinn ein schwacher Zug im Charakter des Herrn A. ist. Diese Urtheile sind schon darum, weil sie so leicht zu finden sind, untrüglich, und wir können gleich hier unser keckes phrenologisches Wort aussprechen, daß, wenn ein einziges dieser Urtheile sich als irrig erwiese, damit die ganze Phrenologie (als Organenlehre) widerlegt wäre. Vorausgesetzt wird hierbei, wie sich versteht, daß das Gehirn des Herrn A. ein gesundes ist, d. h. daß hier weder wirkliche Geisteskrankheit (Irrsinn), noch jene geistige Kränklichkeit vorliegt, welche z. B. mit einem zerrütteten Nervensystem, oder mit übermäßig vorwaltendem phlegmatischen Temperament verbunden zu sein pflegt. — Die gefundenen Urtheile bedürfen einer kurzen Erläuterung.

Die Stirne unseres Umrisses ist die breiteste von allen. Und das Vordergehirn ist nicht blos breit, sondern auch (vom Ohr oder von der Mitte des Kopfes an gerechnet) lang, so daß die Breite bei dieser Länge eine um so größere Bedeutung hat. Vor allem ist Schlußvermögen, die Gabe der Berechnung von Ursache und Wirkung, der überlegende praktische Verstand für ein

folgerichtiges Handeln ein starker Zug des Herrn A. Ebenso stark ist der Sinn für Ideales oder Schönes. Beide Züge sind Gegensätze, sie beschränken sich daher und schaffen die nöthige Harmonie. Herr A. ist Verstandesmensch, aber nicht trockener Verstandesmensch, er ist Mann der Phantasie, doch nicht Enthusiast. Wenn der Kopfumriß nicht in so kleinem Maßstabe gegeben wäre, so würde ich wahrscheinlich auch den Sinn für Scherz (zusammen mit starker Denkkraft zugleich Talent des Witzes) als stark bezeichnen können. Durch die starke Fülle des Kopfes an der breitesten Stelle (über dem Gehörgang) ist Thätigkeitssinn als ein starker Zug bezeichnet, also die Kraft und die Fähigkeit, sehr thätig zu sein, aber eben damit zugleich die Kraft und die Fähigkeit, auflodern, heftig werden zu können.

Gegen die genannten Sinne steht Erwerbssinn weit zurück. Herr A. ist das Gegentheil jener Geschäftsmänner, deren ganzer Sinn mit Ausschluß aller andern Geistesthätigkeit auf Erwerb gerichtet ist. Ist er Kaufmann, so fühlt er sich in seinem Berufe nicht glücklich und sucht und findet neben demselben andersartige Geistesbeschäftigungen. Den praktischen Verstand, ein guter Kaufmann zu sein, richtig zu speculiren, hätte Herr A. (durch das Schlußvermögen); nur die Verwendung dieses Verstandes im bloßen Dienste des Erwerbes wäre nicht seine Sache.

Vergleichungsvermögen, welches bei Herrn A. schon durch die Länge des Vordergehirns als ziemlich stark oder stark erscheint, haben wir etwas schwächer als Schlußvermögen gefunden. Aber so geringe Unterschiede berechtigen uns zu keinem phrenologischen Urtheil. „Nur wo ein Organ groß ist gegenüber einem „kleinen, oder klein gegenüber einem großen, liegt ein Fall der „Wissenschaft, liegt die Möglichkeit eines Urtheils vor. Dies „aus mehrfachen, theils der Geisteslehre, theils der Organen„lehre, theils der Schädellehre angehörenden Gründen.

„Unsere Urtheile über die genannten Charakterzüge des „Herrn A. sind nicht blos darum mangelhaft, weil es so wenige „sind gegenüber einer an entschiedenen Zügen vielleicht „reichen Persönlichkeit, sondern auch, weil wir nicht wissen, „wie die von uns als stark oder schwach erkannten Züge in

„vielen der wichtigsten Beziehungen des Lebens sich äußern. „Ich sagte z. B., Herr A. besitze eine „gewisse" Phantasie, „aber welcher Art dieselbe, worauf sie gerichtet ist, ob auf „bildende Kunst, auf Literatur, Poesie ꝛc., davon wissen „wir nichts.

„Wir haben unsere Urtheile über den Charakter des „Herrn A. ausgesprochen, ohne zu wissen, ob sein Gehirn (in „Vergleich zu andern Gehirnen) groß oder ob es klein ist*). „Und doch ist Herr A. in Allem, was er geistig leistet, ein „ganz anderer Mensch in dem ersteren und in dem letzteren „Falle. Aber die Leistungsfähigkeit — welche theils auf der „Größe, theils auf der guten Beschaffenheit des Gehirnes be„ruht — gehört nicht vor das Urtheil der Phrenologie. „Wenn ich daher bei Herrn A. die Denkkräfte gegen Erwerbs„sinn stark nenne, so sage ich damit nur, daß die Fähigkeit „oder der Trieb zu denken, bei ihm stärker ist, als die Fähig„keit oder der Trieb, zu erwerben. Wie stark aber die „Denkkraft selbst bei ihm ist, oder wieviel er im Denken (gegen „Andere) leistet, hängt davon ab, wie groß und wie gut be„schaffen sein Gehirn (gegen Andere) ist.

(2. B.)

Bei dem Umrisse 2 wird unsere Bleistiftlinie die Spitze in der Mitte der Stirne (bei Vergleichungsvermögen) abschneiden, dann (bei Schlußvermögen und Idealität) ein wenig über den Umriß hinausreichen, weiter an der vordern Hälfte des Seitenkopfes (bei Erwerbssinn und Verheimlichungssinn) ebensoviel von dem Umriß abschneiden, als sie an der hinteren Hälfte (bei Vorsicht) hinzusetzt. Von dem Organ der Vorsicht habe ich oben bei dem Kopfe 1 nicht gesprochen. Unsere Umrißlinie kann außer den dort genannten zehn Organen noch ein elftes, Vorsicht, berühren, zwischen Thätigkeitssinn und Kampfsinn, aber über diesen

*) „Ich wäre versucht zu glauben, daß die Verkleinerung unserer 20 „Umrisse in dem gleichen Maßstab genommen sei, wenn ich in dieser An„nahme nicht durch den Kopf 13, welcher mir dazu fast allzuklein scheint, „etwas irre gemacht würde.

beiden, so daß die drei Organe ein Dreieck bilden, mit der Spitze (Vorsicht) nach oben. Ist die Umrißlinie etwas tiefer genommen, so berührt sie mehr Thätigkeitssinn und Kampfsinn, etwas höher, mehr Vorsicht. Hier *scheint* mir die Umrißlinie auch Vorsicht zu berühren.

Während bei dem Umrisse 1 Vergleichungsvermögen etwas schwächer erscheint, als Schlußvermögen, so ist bei 2 Vergleichungsvermögen viel stärker als Schlußvermögen. Ebenso ist die Idealität bei 1 viel stärker, als bei 2, wogegen Erwerbssinn, welcher bei 1 schwach ist, bei 2 stark erscheint. Verheimlichungssinn, die Stelle *vor* Thätigkeitssinn (wo wir uns diesen mit der Ohröffnung *ungefähr* denken müssen) erscheint bei 2 stark, wogegen die Stelle *hinter* Thätigkeitssinn (Vorsicht) schwächer ist.

Bei Herrn B. ist Vergleichungsvermögen, das allgemeine Verntalent oder die Gabe des Fassens, Begreifens, Urtheilens, weit stärker, als Schlußvermögen, der politische, berechnende, praktische Verstand für's Handeln. Diese Behauptung ist insofern etwas gewagt, als das schwächere Schlußvermögen von dem starken Verheimlichungssinn, welcher (instinctartige) Klugheit giebt, sehr unterstützt wird, also dadurch stärker erscheinen könnte, als es ist. Auch *könnte* Schlußvermögen noch durch einen starken Gegenstandssinn unterstützt werden, durch welchen im Verein mit starkem Vergleichungsvermögen ein objectiver, klarer Blick in die Dinge entsteht, was die Fähigkeit, folgerichtig zu handeln, bedeutend steigert. Andererseits ist Schlußvermögen hier nur wenig von der schwächeren Vorsicht unterstützt. Doch wird Vorsicht unterstützt von Verheimlichungssinn und oft damit verwechselt. Herr B. wird in seinen Handlungen vorsichtig sein, wo die Vorsicht im Schweigen besteht; wo aber Verschwiegenheit oder Offenheit nicht in Frage kommt, wird die Vorsicht oft nicht stark genug sein. Dies letztere Urtheil würde aber nicht gelten, im Falle Selbstgefühl sehr schwach wäre, weil dadurch die Vorsicht gesteigert würde. (Wie viele *Wenn* und *Aber*! Diese drängen sich uns nicht blos darum auf, weil wir nur ein Charakterbruchstück vor uns haben, sondern Herr B. gehört wohl überhaupt zu den etwas schwer zu verstehenden Menschen.) Ist Herr B. (von Natur)

mehr Gelehrter oder mehr praktischer Geschäftsmann? Er kann Beides sein. Als Gelehrter ist er kein Ideologe, kein Utopist, sondern praktisch, lebensklug, auf Erwerb bedacht (vielleicht nicht allzu sparsam). Als praktischer Geschäftsmann kann er sich leicht durch Kenntnisse auszeichnen.

(3. C.)

Die Bleistiftlinie läßt uns hier einen merklichen Unterschied der beiden Linien hauptsächlich bei dem hier schwachen Erwerbssinn erkennen.

3 gleicht mehr 1 als 2, nur daß bei 1 Schlußvermögen und Idealität stärker sind. Auch 3 ist jedenfalls (von Natur) nicht Geschäftsmann, sondern weit mehr Mann des Wissens. Vergleichungsvermögen ist hier nicht nur stärker, als Schlußvermögen und Erwerbssinn, sondern es ist auch überhaupt (im Vergleich zum ganzen Kopf) stark, weil das Vorderhirn (von der muthmaßlichen Ohrstelle an gemessen) entschieden lang ist. Um kurz 3 mit 1 zu vergleichen, würden wir sagen, daß, während Herr A. das Talent oder den berechnenden Verstand hätte, Geschäftsmann zu sein, aber keine Neigung für diesen Beruf, Herr C. weder großes Talent, noch Neigung für denselben hat.

(4. D.)

Die Bleistiftlinie hat hier von der Breite des Mittelkopfes einen Theil abzuschneiden, um damit den Vorderkopf, die Stirn breiter und voller zu machen.

Die mangelnde Kenntniß des Gehörganges macht mir diesen Kopf schwer verständlich und mein Urtheil sehr unsicher. Nehme ich den Gehörgang da an, wo er mir am wahrscheinlichsten ist, ungefähr in der Mitte des Kopfes, so wäre die Stirn sehr klein (sehr kurz bei der Schmalheit) gegen den Hinterkopf, die Denkkräfte und Idealität viel schwächer, als Thätigkeitssinn und Kampfsinn. Herr D. würde dann weniger ein Mann der ruhigen Einsicht und Ueberlegung sein, der gerne Gründe anhört und sich ihnen fügt, sondern mehr ein Mann des raschen, etwas barschen Handelns, geneigt zu zürnen und zu streiten. Er würde dadurch

im Umgang nicht immer rücksichtsvoll genug, nicht immer liebenswürdig erscheinen, man würde oft mehr Geduld mit ihm haben müssen, als er geneigt wäre, mit Andern zu haben. Dabei würde er wahrscheinlich sehr thätig in seinem Berufe sein, sehr gut mit seinen Denkkräften arbeiten und, wenn das Gehirn an sich groß ist, Tüchtiges leisten. Was ich eben von der auflodernden Kraft oder der bisweilen mangelhaften Liebenswürdigkeit des Herrn D. gesagt, könnte als zu gewagt erscheinen, weil ich ja von Wohlwollen, Verehrung ꝛc. nichts weiß. In der That könnte Herr D. sehr gut und wohlwollend, sehr ehrerbietig sein; aber dennoch bliebe ich bei meinem Urtheile stehen, daß abwechselnd mit diesen Zügen auch die von mir genannten bei ihm hervortreten würden. Der Mensch ist ja aus Widersprüchen zusammengesetzt. Neu ist nur, daß diese bisher unerklärten Widersprüche durch unsere Wissenschaft ihre Erklärung finden.

(5. E.)

Abgesehen von der Unregelmäßigkeit an der Stirn, über welche ich bei der starken Verkleinerung keine Vermuthung zu fassen wage, fällt die Eiform hier ziemlich mit unserem Umrisse zusammen. Keines unserer Organe erscheint als sehr stark oder sehr schwach; doch könnte das eine oder das andere durch sehr starke, uns nicht bekannte Sinne besonders unterstützt werden.

Die rechte und die linke Seite eines Kopfes sind natürlich niemals ganz gleich. Hier ist die Ungleichheit eine ziemlich bedeutende. In allen solchen Fällen dürfen wir uns ein Urtheil über die Stärke der betreffenden Organe nicht erlauben.

(6. F.)

Die Eiform bietet auch mit diesem Umrisse — abgesehen von der Ungleichheit der rechten und linken Seite — nur geringe Unterschiede dar: sie schneidet an der Mitte der Stirn (Vergleichungsvermögen) etwas ab, und setzt an der Seite des Vorderkopfes (Erwerbssinn), auch links, etwas zu. Vergleichungsvermögen ist stärker als Erwerbssinn, auch als Schlußvermögen,

Idealität ist nicht schwach. Herr F. ist mehr Mann des Wissens, als praktischer Geschäftsmann.

(7. G.)

Große Aehnlichkeit mit 1. Doch sind bei 1 Idealität, Thätigkeitssinn, auch wohl Kampfsinn noch stärker, treten daher wohl noch energischer auf, als bei 7. Ferner ist bei 7 Vergleichungsvermögen und Schlußvermögen ungefähr gleich stark, während bei 1 Schlußvermögen etwas stärker erscheint. Jedenfalls sind aber diese kleinen Unterschiede beider Köpfe für uns kaum von Bedeutung, denn was bei 1 stärker ist, könnte bei 7 durch Anderes, uns nicht Bekanntes, mehr unterstützt werden.

(8. H.)

Man wäre fast versucht, den Kopf umzudrehen, den Vorderkopf zum Hinterkopf zu machen. Die Stirn wäre dann ziemlich regelmäßig gewölbt und der Vorderkopf, wie er soll, schmäler, als der Hinterkopf. Unsere Bleistiftlinie hat daher viel an dem Kopf zu ändern; sie muß die flache Stirn mehr auswölben und die größere Breite des Vorderkopfes abschneiden und dem Hinterkopf zusetzen.

Schlußvermögen, berechnender Verstand, ist bei Herrn H. stärker, als Vergleichungsvermögen, Talent für wissenschaftliche Auffassungen. Erwerbssinn und Verheimlichungssinn sind beide stark; Vorsicht ist schwächer, aber sehr von Schlußvermögen und Verheimlichungssinn unterstützt. Idealität ist schwächer als Erwerbssinn. Das Vordergehirn *scheint* nur kurz, also Vergleichungsvermögen nicht blos gegen Schlußvermögen, sondern überhaupt ziemlich schwach zu sein; allein weil ich leider den Gehörgang nicht kenne, so kann ich mich hier täuschen. Jedenfalls ist Herr H. mehr kluger und praktisch berechnender Geschäftsmann, als Mann des Wissens.

Ich setze hier und sonst dem Geschäftsmann den Mann der Wissenschaft, nicht den *Künstler* entgegen; dies nur, weil die Sinne, welche die verschiedenen Künstlertalente begründen, unserer Beurtheilung entzogen sind. Wenn z. B. bei Herrn H. Gegen-

standssinn, Gestaltsinn, Farbensinn ꝛc. sehr stark wären, so könnte er ein tüchtiger Maler sein, aber doch würde mein Urtheil, daß bei ihm auch Schlußvermögen und Erwerbssinn stark sind, Geltung behalten.

(9. J.)

Die Bleistiftlinie zeigt uns den Kopf in der Mitte und nach hinten zu etwas schmal.

Die gewölbte und ziemlich breite Stirn wage ich ohne Kenntniß des Gehörganges auch lang zu nennen, so daß die Hauptstärke dieses Kopfes in der Stirn liegt. Besonders stark ist Vergleichungsvermögen, schwächer Vorsicht; auch Thätigkeits- oder Zerstörungssinn ist nicht vorragend. Wir haben hier jedenfalls einen Mann des wissenschaftlichen Talentes vor uns.

(10. K.)

Die Bleistiftlinie schneidet bei Idealität etwas ab und setzt bei Erwerbssinn etwas zu. Die Linie weiter zu führen, verbietet die Unregelmäßigkeit des Seitenkopfes.

Das breite und wohl auch lange Vordergehirn zeigt uns Herrn K. als einen Mann der Wissenschaft und der Phantasie; vergleichungsweise schwächer ist Vorsicht.

(11. L.)

Da die geringen Unterschiede dieses Umrisses gegen den Umriß 7 in der natürlichen Größe nicht Zolle, sondern nur einige Linien betragen und daher möglicherweise nicht nur den Unterschied in der Größe der Gehirntheile, sondern durch die Unregelmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale verursacht sein könnten, so schließen sie jedes phrenologische Urtheil über sie gänzlich aus.

Natürlich könnte auch bei der vollständigsten Gleichheit unserer Linie der beiden Kopf- und Gehirnumrisse der Charakter der beiden Männer durch andere uns nicht bekannte Züge der allerverschiedenste sein. Daher ist es auch bei allen vorliegenden Beurtheilungen ein beengendes Gefühl für mich, daß ich schlechthin nicht weiß, wie viel oder wie wenig Bedeutung das,

was ich über einen Charakter sage, für ihn hat. Meine Urtheile können anderen Zügen gegenüber so unbedeutend sein, daß ich sie bei einer ganzen phrenologischen Beurtheilung vielleicht nicht der Erwähnung werth gehalten hätte und daß der Betreffende selbst, der vielleicht viel wichtigere und bestimmtere Seiten seines Charakters kennt, Mühe hat, sich die Frage zu beantworten, ob meine Urtheile begründet seien oder nicht. „So weiß ich z. B. „hier überall blos über die allgemeinen Denkkräfte (Ver„gleichungsvermögen und Schlußvermögen) zu sprechen, während „es praktisch gewöhnlich viel wichtiger ist, zu wissen, welche „Fachtalente des Gelehrten, Künstlers ꝛc. vorhanden oder nicht „vorhanden sind.

(12. M.)

Die Bleistiftlinie schneidet hier viel von Vergleichungsvermögen ab und setzt viel bei Vorsicht zu.

Vergleichungsvermögen ist das größte Organ dieses Umrisses; Schlußvermögen und besonders Vorsicht ist schwächer. Herr M. ist viel mehr ein Mann von Talent und Geist, als ein Mann des politisch berechnenden Handelns, ja er hat bisweilen Ursache, sich selbst darüber zu wundern, wie er trotz großen Scharfsinns und richtiger Einsicht in die Dinge und Verhältnisse doch oft die Folgen seiner Schritte nicht berechnet, etwas zu rasch und unbedacht handelt.

(13. N.)

Die Bleistiftlinie setzt etwas bei Schlußvermögen und noch viel mehr bei Idealität zu, schneidet dann bei Erwerbssinn, Verheimlichungssinn und Thätigkeitssinn etwas ab, um es bei Anhänglichkeit zuzusetzen.

Wo ist hier der Gehörgang? Idealität ist sehr schwach, Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeitssinn sind stark. Wir haben hier keinen Mann von idealer Geistesrichtung, sondern einen Mann praktischen Strebens und Wirkens vor uns. — Ist der Kopf so klein gegen die übrigen, wie er hier erscheint? Möglich wäre es, besonders wenn er sehr hoch ist. Herr M.

könnte dann immer bei kräftigem Temperament durch Einsicht und Thätigkeit etwas Tüchtiges leisten. Allein jedenfalls würde er nicht imponiren, sich Andern im Ganzen nicht überlegen zeigen.

(14. O.)

Von der Unregelmäßigkeit der rechten und linken Seite abgesehen, ist unser Umriß ziemlich eiförmig; die Bleistiftlinie schneidet bei Thätigkeitssinn ein wenig ab und setzt es bei Vorsicht zu.

(15. P.)

Die Bleistiftlinie hat hier der Seitensinn eine weit größere Fülle zu geben und von der großen Breite des Mittel- und Hinterkopfes viel abzuschneiden.

Vergleichungsvermögen stark, Idealität merklich schwächer, Erwerbssinn und Verheimlichungssinn ziemlich stark, Thätigkeitssinn sehr stark, Kampfsinn stark. Herr P. hat bei ziemlich großem, vielleicht auch wissenschaftlichem Talent und praktischer Richtung eine sehr große Thätigkeitskraft. Wenn er ein Ziel ins Auge gefaßt hat, so schaut er nicht viel rechts und links, zersplittert sich nicht (wenn nicht etwa Einheitssinn sehr schwach ist), sondern setzt alle und zwar eine sehr große und unermüdliche Kraft ein, um das Ziel zu erreichen. Herr P. muß viel zu thun haben, seine Kraft im Berufsleben ausbrauchen, sonst stellt sich innere Unruhe, Unzufriedenheit und Launenhaftigkeit, Anlage zum Jähzorn, zur Streitsucht ein. Ist dabei das Wohlwollen sehr schwach, so ist Herr P. schroff, hart, grausam; ist es sehr stark, so ist mit dem Zug des Aufloderns und Bösewerdens die größte Herzensgüte verbunden.

(16. O.)

Die Bleistiftlinie hat hier von der Breite des vordersten Viertheils des Kopfes viel wegzunehmen, um es der Breite des hintersten Dritttheils hinzuzusetzen.

Nach meinem phrenologischen Gefühl bin ich versucht, diesen Kopf liebenswürdig zu nennen. Unter allen unseren Köpfen ist

diese Stirne die breiteste gegen die übrigen Kopftheile des Umrisses. Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen, Idealität (vielleicht auch Sinn für Scherz) sind stark gegen Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeitssinn, Kampfsinn. Herr Q. ist ein Mann, der Geist und Phantasie besitzt, der nicht habsüchtig oder geizig, nicht verschlossenen Charakters, nicht streitsüchtig ist, nicht zu Gewaltthat oder zu Zornausbrüchen hinneigt, bei welchem vielmehr in kleinen und großen Dingen die ruhige Einsicht die Herrschaft über die niederen Beweggründe unserer Handlungen behauptet. Andererseits ist zu vermuthen, daß Herr Q. seine großen Geistesgaben nicht ganz so gut verwerthet, als mancher Andere es thun würde. Geist und Phantasie sind stärker, als Thatkraft; vielleicht auch zersplittert er sich etwas (es sei denn, daß Einheitssinn sehr stark ist); auch der Muth, das Vorgehen gegen Hindernisse und Schwierigkeiten, dürfte wohl bisweilen etwas fehlen. Wir sehen, daß die beiden Köpfe 15 und 16 wie in der Gestalt des Umrisses, so im Charakter unter die größten Gegensätze in unserer kleinen Versammlung gehören. Das günstige Vorurtheil, welches ich nach meinem wissenschaftlichen Gefühl für diesen Kopf gefaßt, ist natürlich bei unsrer Unkenntniß so vieler Züge vor dem wissenschaftlichen Verstand nicht gerechtfertigt.

(17. R.)

Der Umriß ist ziemlich harmonisch, etwa wie 5; doch ist die Stirne länger. Herr R. ist ein Mann des Wissens. Was ist die Unregelmäßigkeit an der Stirn?

(18. S.)

Was die Bleistiftlinie hier an dem hintersten Viertheil des Kopfes in der Breite wegnimmt, setzt sie an dem vordersten Drittheil zu.

Das Vordergehirn ist noch länger und etwas schmäler, als bei dem vorigen Umriß. Sehr groß ist der Kampfsinn. (Der Kopf behält die volle Breite, die er *über* dem Gehörgang hat, bis zu etwa zwei Zoll wagrecht rückwärts.) Herr S. ist ein Mann des Muthes, des Kämpfens und Streitens, er ist sehr weit

entfernt, in wichtigen und unwichtigen Dingen die Ueberzeugung seines Geistes, die Wünsche seines Herzens für Ruhe und Frieden zu verkaufen. Die Art des Muthes oder des Kämpfens hängt dagegen von Anderem ab.

(19. T.)

Aehnlich dem Umrisse 11 und 7. Herr T. ist kein Mann des Erwerbes.

(20. U.)

Noch einmal ein fast eiförmiger Kopf. Die Bleistiftlinie schneidet an der breitesten Stelle, bei Vorsicht, etwas ab, um es eine Stelle weiter zurück, bei Kampfsinn, anzusetzen. Herr U. ist vorsichtig, sorglich, friedliebend, kein Mann des Kämpfens. Wahrscheinlich ist hier auch Kinderliebe stark, was ich bereits auch bei einigen andern Köpfen hätte äußern können. Aber das Urtheil ist wegen der hier häufigen Ungleichheiten des Schädelknochens nach dem bloßen, zumal so kleinen Umrisse allzu unsicher. Aehnliches gilt von Anhänglichkeit bei einigen Köpfen. Anhänglichkeit scheint mir z. B. stark bei 3, 11, 15, etwas schwach bei 13; bei 16 scheint mir Anhänglichkeit stark neben ziemlich schwachem Kampfsinn.

„Oben bei dem Kopfe 1 sagte ich, daß, wenn ein einziges „der dort von uns gefundenen Urtheile unrichtig wäre, damit „die ganze Phrenologie widerlegt sei. Gewiß! Denn von natur„wissenschaftlichen Wahrheiten giebt es keine Ausnahmen. „Weil das Auge das Organ des Sehens ist, so giebt es keinen „Menschen, der ohne Augen sieht. Ein bestimmter Gehirntheil „kann nur immer oder niemals das Organ einer bestimmten „Geisteskraft sein.

„Der Phrenolog kann nicht falsch sehen, nicht groß und „klein, stark und schwach verwechseln; aber er kann falsch „denken, mit den gesehenen Thatsachen falsch rechnen. Was

„sehe ich in unseren Kopfumrissen? welche Thatsachen „liegen mir in ihnen vor? Herr Keil bemerkte mir bei Ueber„sendung der Umrisse, „daß dieselben, wie ihm versichert wor„den, durch ganz authentisches Maßnehmen gewonnen worden „sind". Ich setze dieses voraus: allein ich weiß nicht, wie die „Umrisse gewonnen wurden, wie es dabei mit dem Haar, wie „es mit den Kaumuskeln bei Erwerbssinn und Verheimlichungs„sinn gehalten worden ist. Vor Allem weiß ich nicht, wo be„stimmt (z. B. wie weit über der Nasenwurzel und über „dem Gehörgang) die Umrisse genommen sind. Ich sehe da„her in den Umrissen etwas von den Köpfen, aber ich weiß „nicht genau, was ich von ihnen sehe. Diesen Mangel des „Sehens mußte ich bei meinen Urtheilen durch Vermuthungen „ergänzen. Erst mit diesen Vermuthungen, statt mit That„sachen, mußte ich rechnen, erst auf diese Vermuthungen hin „konnte ich die meisten meiner Urtheile aussprechen.

„Dies ist so schlimm, daß ich auf die wissenschaftliche „Lösung der mir vorgelegten Aufgabe ganz hätte verzichten „müssen, wenn die Phrenologie in ihren Wahrheiten nicht so „sehr klar und bestimmt wäre. Ich kann trotz aller Schwierig„keiten die folgenden Urtheile mit Sicherheit aussprechen.

Vergleichungsvermögen ist (wenn der Umriß überhaupt über die obere Stirn genommen ist) groß in 2, 6, 9, 12, 15, 18; schwächer als Schlußvermögen in 8.

Schlußvermögen ist groß in 1, in 8 gegen Vergleichungsvermögen; in 16 zusammen mit Vergleichungsvermögen; klein gegen Vergleichungsvermögen in 2, 6, 12, 13, 15.

Idealität ist groß in 1, gegen Erwerbssinn in 7, 10, 11, 16, 19; klein in 4, 13.

Erwerbssinn ist (wenn die Umrißlinie, wie über die obere Stirn, so über die Höhe des Seitenkopfes läuft) groß in 2, 8; mittelmäßig oder schwach in 1, 3, 6, 7, 10, 11, 16, 19. (Die Linie niedriger laufend gedacht, würde statt Erwerbssinn Kunst- oder Bausinn treffen.)

Thätigkeitssinn ist groß in 1, 15, viel kleiner oder mittelmäßig in 9, 12, 16, wenn in den drei letzten Fällen die

Umrißlinie nicht etwa sehr entfernt über dem Gehörgang läuft, und sich nicht über letzterem doch die starke Auswölbung wie bei 1 und 15 findet.

Kampfsinn ist groß in 18, mittelmäßig in 16, und wenn die Linie ganz genau ist, in 20. —

„Für die Richtigkeit dieser meiner Urtheile bürge ich natürlich nicht blos in Bezug auf unsere Umrisse, sondern in Bezug auf alle Fälle ohne Ausnahme. Wenn der freundliche Leser der Gartenlaube die Phrenologie in ihren Thatsachen prüfen wollte, und er fände einen Menschen mit einer Oberstirn, wie 2, 9, 12, unter dessen Talenten die Gabe des wissenschaftlichen Begreifens nicht vorragte, oder einen Menschen mit einer vollen Seitenstirn, wie 1, 16, der nur für nüchternes Treiben Sinn hätte, oder einen Menschen mit einer schmalen Seitenstirn, wie 13, bei dem der Sinn für Ideales ein herrschender Zug wäre, oder einen Menschen mit starker Fülle über dem Ohre, wie 1, 15, der weibisch weich wäre, ohne Kraft weder zum Handeln, noch zum Zürnen u. s. w., so würde er gleich bei dem ersten solchen Falle, ohne erst nach einem zweiten suchen zu müssen, die Phrenologie als unwahr erkennen.

Zum Schlusse erlaube ich mir, an die Herren, von deren Köpfen die Umrisse vor uns liegen, eine ergebene Bitte zu richten. Nachdem ich über die Umrisse mit der größten Mühe nur so wenige und meistentheils unsichere Urtheile aussprechen konnte, so würden mich die Herren zu vielem Danke verpflichten, wenn sie mir freundlichst gestatten wollten, ihre Köpfe zu untersuchen und von ihnen ohne Mühe viel vollständigere und bessere, weit wissenschaftlichere Charakterbilder zu zeichnen.

Am Schlusse des Blattes, das den vorstehenden Aufsatz enthielt, brachte die Gartenlaube als Zusatz zu demselben die folgenden Zeilen:

Namen der Männer, deren Schädelumrisse unsere Abbildung darstellt:

1. Schulze-Delitzsch. (Einige der Hauptseiten im Charakter des großen Volksmannes recht treffend charakterisirt.) — 2. Professor Bock. (Verheimlichungssinn? „Auf Erwerb bedacht?" Seine vielen Patienten wollen nichts davon bemerkt haben!) — 3. Carl Gutzkow. — 4. Julius Faucher, Mitglied der preußischen zweiten Kammer. — 5. Friedrich Gerstäcker. — 6. Dr. Joseph, der frühere Präsident der sächsischen zweiten Kammer. (Kein praktischer Geschäftsmann? Ziemlich fehlgeschossen, Herr Scheve!) — 7. Professor Roßmäßler. — 8. Max Wirth, der bekannte Nationalökonom. (Erwerbssinn? Verheimlichungssinn stark? Will nicht recht zutreffen!) — 9. von der Pfordten. (Vorsicht schwach? Was meint der Würzburger Diplomat dazu?) — 10. Professor Dr. v. Wächter. (Mann der Phantasie? Verträgt sich das mit dem Corpus juris, mit Pandekten und Institutionen?) — 11. Hofrath Professor Albrecht, einer der Göttinger Sieben. — 12. Minister von Falkenstein in Dresden. — 13. Tichatschek. (Andern im Ganzen nicht überlegen? Wird dem berühmten Tenor nicht in den Kopf wollen!) — 14. Schauspieler von Fielitz in Leipzig. — 15. Adolf Böttger. (Idealität schwächer, Erwerbssinn ziemlich stark, praktische Richtung? Und bei alledem ein deutscher Dichter??) — 16. Roderich Benedix. (Wir protestiren nicht gegen die „Liebenswürdigkeit" dieses Kopfes.) — 17. von der Tann. (Ein Mann des Wissens? Vielleicht steckt seine Wissenschaft in der Scheide seines Säbels!) — 18. Oberconsistorialpräsident v. Harleß in München. (Ja wohl, Kampfsinn, der Kampfsinn der „Ecclesia militans".) — 19. Hofconditor Stadtrath W. Felsche in Leipzig. (Kein Mann des Erwerbes? Welcher Sinn hat alsdann die großartigen Etablissements und Häuserbauten des Herrn F. verschuldet?) — 20. Dr. Arthur Lutze in Cöthen. (Wo bleibt hier „der Mann des Wissens", der große „Wunderheilkünstler"?)

Zuerst ein Wort über die spottenden Bemerkungen, welche die Gartenlaube zu meinem Aufsatz zu machen sich erlaubte. Wer ohne alle Kenntniß der Phrenologie sie nur darum für eine Thorheit hält, weil er irgend einen namhaften Gelehrten sie so nennen hört, der kann leicht durch einige richtige phrenologische Beurtheilungen, von denen er Zeuge ist, oder durch eine populäre Erläuterung der so klaren Naturwissenschaft von seiner falschen Ansicht zurückkommen und von der Wahrheit der Phrenologie überzeugt werden. Nehmen wir das Folgende an. Herr Keil fand bei einem Hutmacher eine Sammlung verschiedener Schädelformen, und sein erster Gedanke dabei war, wie ein Aufsatz über diese interessante Sache sich trefflich für die Gartenlaube eignen würde. Er wählte sich eine Zahl der Umrisse aus, ließ sie in verkleinertem Maßstab auf einem Blatt zusammenstellen, und legte dieses Professor Bock vor, indem er ihm seinen Wunsch aussprach, in der Gartenlaube Etwas darüber zu bringen. Da müssen Sie sich, erwiederte Bock lächelnd, an einen Phrenologen wenden; schreiben Sie an Scheve, der fabricirt Ihnen vielleicht einen solchen Aufsatz. Aber was halten Sie von der Sache? fragte Herr Keil. Die Phrenologie, antwortete Bock, ist ein Unsinn, wie ich in meinen Werken und öfter sonst erklärt habe. Schauen Sie diese Umrißlinien an: so wenig Sie etwas Sicheres über die betreffenden Charaktere zu sagen wissen und so wenig ich dies weiß, so wenig weiß es irgend ein anderer Mensch. Was der Phrenolog darüber schwatzt, ist leeres Gefasel: ein phrenologisches Urtheil ist richtig, das andere falsch, wie es der Zufall giebt. So können wir also, fragte Herr Keil, einen Aufsatz über diese Umrisse in die Gartenlaube nicht aufnehmen? Im Gegentheil, erwiederte Bock: da es noch so viele Dummköpfe giebt, die an das Zeug glauben, so wäre es von Interesse, den Schwindler sich in seiner eigenen Schlinge fangen zu lassen; es wird für die Gartenlaube ein großes Verdienst sein, dies veranlaßt zu haben. So sendet also Herr Keil die Umrisse an Scheve und fragt wegen eines Aufsatzes für die Gartenlaube an. Die Antwort ist bejahend. Aber der Aufsatz bleibt sehr lange aus. Herr Keil, welchem der Ausspruch Bock's das Zutrauen zur Phrenologie, aber nicht das

Interesse für die Umrisse und für den Aufsatz genommen, wird sehr ungeduldig. Man kann doch, äußert er, über diese bloßen Umrißlinien unmöglich viel sagen! was wird der Phrenolog da am Ende Alles zusammensalbadern? Endlich kommt der Aufsatz an; er ist viel länger, als Herr Keil erwartete: er lies't ihn sogleich ganz durch und kommt dann damit zu seinem Secretär. Der Aufsatz, sagt er, ist das gerade Gegentheil von dem, was wir erwarteten, und Bock ist mit seinem Urtheil über die Phrenologie auf dem Holzweg. Der Aufsatz ist ganz objectiv und wissenschaftlich gehalten, ohne eine Spur von leerem Geschwätz oder Phantasterei: die meisten Urtheile sind richtig, und einige so auffallend, daß sie unmöglich auf dem Zufall beruhen können. Und müssen denn nicht, — fügt Herr Keil, durch den Aufsatz belehrt, hinzu, — müssen nicht, da das Gehirn das Organ des Geistes ist, die großen Verschiedenheiten der Gehirngestalten mit den großen Verschiedenheiten der Charaktere in Zusammenhang stehen? Wenn das Vordergehirn die Organe des Denkens enthält, wenn der Maler einen großen Denker mit voller, einen Schwachsinnigen mit flacher Stirne malt, warum sollten nicht ebenso die übrigen Gehirntheile ihre Bedeutung für die übrigen Geisteskräfte, für die Triebe und Neigungen haben? Kurz, der Aufsatz hat mich theils durch die wissenschaftliche Behandlung der Sache, theils durch seine Resultate von der Wissenschaftlichkeit, ja im Ganzen von der Wahrheit der Phrenologie überzeugt. Hätte ich nun freie Hand, so würde ich den Aufsatz sogleich in die Gartenlaube aufnehmen und meine volle Anerkennung mit Vergnügen in einigen Worten beifügen. Wie unser Blatt den Irrthum bekämpft und den Unsinn geißelt, so hat es die schöne Pflicht, die mißkannte und verfolgte Wahrheit zu beschützen und ihr nach Kräften zur Anerkennung zu verhelfen. Doch wie schade, — so schließt Herr Keil mit einem schweren Seufzer seine Worte, — daß dies Alles wegen Bock unmöglich ist! Nachdem er einmal die Phrenologie für Unsinn erklärt hat, kann er sie nicht, weder mit Worten, noch thatsächlich durch die Aufnahme dieses Aufsatzes, für eine Wahrheit erklären, wenn er auch jetzt von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt wäre. Uebrigens

kommen wir dadurch mit Scheve, gegen welchen ich mich zur Aufnahme des Aufsatzes verpflichtet habe, in einen schlimmen Conflict. Es soll mich wundern, wie Bock sich und uns aus dieser Patsche zieht. Dieses wird, bemerkte lächelnd der Secretär, für Bock ein Leichtes sein: er streicht die besten und wichtigsten Stellen aus dem Aufsatz weg, macht ihn dadurch aus einem guten und wissenschaftlichen zu einem oberflächlichen und werthlosen, und bekommt so Gelegenheit, statt Ihrer anerkennenden Worte einige Witze und Spöttereien darüber beizufügen. Pfui! sagt Herr Keil, wir wollen doch so Etwas nicht hoffen!

Wenn der Leser die ihm vorgelegten beiden Gestalten meines Aufsatzes, die wahre und die gefälschte, die letztere mit ihren Zugaben, aufmerksam verglichen hat, so kann er sich vielleicht meinen Seelenzustand vorstellen, als ich, das Blatt der Gartenlaube in der Hand, so auf einmal die ganze Verwüstung meines geistigen Eigenthumes und meine schwere wissenschaftliche Niederlage überschaute. Der Schlag, der hier gegen mich und die Phrenologie geführt war, war für mich sehr hart. Ich war geistig so gebrochen oder niedergedrückt, wie ich nicht geglaubt hätte, es jemals werden zu können. So lange ich die Phrenologie kannte und so lange ich sie vertrat, war nie ein Makel auf sie gekommen; in allen kleinen und großen Kämpfen, so viele Hunderte ich deren ausgefochten, hatte ich den Sieg davongetragen. Und jetzt war ich in den Augen des ganzen ungeheuren Leserkreises der Gartenlaube *durch mich selbst* geschlagen, die Phrenologie, die klare Naturwissenschaft, sogar schon durch die Ueberschrift meines Aufsatzes wissenschaftlich vernichtet, unter die *Mysterien* verwiesen. Denn Niemand konnte ja von den gegen meinen Willen gemachten Kürzungen oder der gefälschten Ueberschrift des meinen Namen tragenden Aufsatzes nur eine Ahnung haben.

Allein mein Gefühl der geistigen Niederlage oder Ohnmacht währte nicht länger, als einige Minuten. Meine *Empörung* über die Handlung richtete mich zuerst wieder auf. Leben wir denn im

neunzehnten Jahrhundert, oder im sechszehnten? Sind Hinterlist und Gewaltthat, wie sie hier vorliegen, bessere und edlere Waffen gegen die Wahrheit, als Kerker und Scheiterhaufen? Schnell hatte ich meinen ganzen Muth wieder durch die Hoffnung, daß ich in dem bevorstehenden Kampfe den Sieg davontragen müsse.

Die Frage war: was ist zu thun? Ich ordnete schnellstens meine kleinen Angelegenheiten in Dresden und fuhr nur zwei Tage später, als ich das verhängnißvolle Blatt der Gartenlaube erhalten, meinem, wie ich es halb im Scherze, halb im Ernste nannte, Leipziger Schlachtfelde entgegen. Der Weg, den ich nach reiflicher Ueberlegung in meiner Sache zu gehen gedachte, war der, sowohl gegen Herrn Keil, als gegen meine wirklichen Feinde zuerst möglichst friedlich aufzutreten. Ich hielt es nicht für unmöglich, daß ich Herrn Keil mit Hilfe seines Bewußtseins, mir schweres Unrecht gethan zu haben, zur Aufnahme eines oder einiger andrer Aufsätze von mir bestimmen könnte. In diesem Falle konnte ich den üblen Eindruck des verstümmelten Aufsatzes durch Besseres verwischen, und Alles konnte auf friedlichem Wege gut werden. Vor Allem auch war es nöthig, daß ich Herrn Keil zur Aufnahme eines Nachwortes zu meinem Aufsatz bestimmte, wodurch die Leser der Gartenlaube wenigstens von der Verstümmelung unterrichtet wurden. Auch dies war am besten nur durch gute Worte zu erreichen. Uebrigens war es mir gar nicht schwer, Herrn Keil meinen Groll zu verbergen: ich *hatte* in der That fast keinen Groll gegen ihn, denn er war ja, wie ich überzeugt war, nur das Werkzeug in der Hand eines Andern: er wußte zwar, als er zu der Sache gegen mich die Hand bot oder bieten mußte, daß er unrecht, aber er wußte nicht, *wie* unrecht er gegen mich handelte. Mein erster Gang in Leipzig war zu ihm: ich sagte ihm, daß er gewiß selbst nicht wisse, was er gethan, daß mein Aufsatz durch die großen Kürzungen so gut als wissenschaftlich vernichtet, daß gerade das Allerwichtigste daraus gestrichen sei. Ich erzählte ihm, was ich oben erzählt habe, — wir traten während des Gesprächs in das anstoßende Zimmer des Secretärs, — daß ein Freund von mir in Dresden mir abgerathen, mich auf die ganze Sache einzulassen, daß ich aber um *einer* Stelle willen die Ver-

öffentlichung des Aufsatzes gewagt, und daß gerade auch diese Stelle gestrichen sei. Als ich von meinem geheimen Feinde sprach, der offenbar die Streichung veranlaßt habe, widersprachen mir die beiden Herren aufs Entschiedenste. Ich berief mich gegen den Secretär als den klarsten Beweis für meine Behauptung auf die Streichung der kleinen Note, in der ich auf meine „Phrenologischen Reisebilder" hingewiesen, wofür ich mir von ihm die ausdrückliche Erlaubniß erbeten hatte. Ich setzte ihn scharf wegen dieser Streichung zur Rede, die ja doch nicht von ihm herrühren konnte. Er konnte kein Wort erwiedern und ich sah ihn auf Herrn Keil einen verstohlenen Blick des Verständnisses werfen. Die Verlegenheit der Herren war mir selbst so peinlich, daß ich aus Mitleid, um dieselbe nicht noch zu steigern, die Frage unterdrückte, die ich auf der Zunge hatte, von wem die spottenden Bemerkungen über meine Urtheile herrührten? Es war ja selbstverständlich, daß eine und dieselbe Hand die Streichungen und jene Bemerkungen gemacht. Ich hätte aus dem Munde der Herren die Unwahrheit, die ja allein für sie übrig blieb, nicht hören mögen, daß die spottenden Bemerkungen auch von ihnen kämen. Herr Keil zeigte sich gegen mich sehr nachgiebig und gefällig. Als ich ihm sagte, es sei jetzt vor Allem nöthig, daß ich in einem kleinen Nachwort zu dem Aufsatze die Leser der Gartenlaube von den Streichungen und deren Bedeutung für den Aufsatz unterrichtete, auch die tadelnden Bemerkungen über den Aufsatz am Schlusse des Blattes berichtigte, zeigte er sich sogleich zur Aufnahme dieses Nachwortes bereit und war sichtlich froh, um diesen wohlfeilen Preis von meinen Vorwürfen frei zu werden.

Mein nächster Besuch galt meinem geheimen Feinde, oder, wenn dies mehrere waren, einem derselben und jedenfalls dem hauptsächlichsten: Professor Bock. Da Bock der Phrenologie feind war und da er die Gartenlaube ganz beherrschte, so war es mir höchst wahrscheinlich, daß er die Kürzungen meines Aufsatzes veranlaßt hatte. Gewißheit hatte ich darüber nicht, weil ja außer Bock noch viele Feinde der Phrenologie in Leipzig lebten, welche vielleicht soviel Einfluß auf die Gartenlaube hatten, um mit deren Hilfe jenen Streich gegen mich zu verüben. Besonders war mir

von früher ein gewisser Dr. R. im Gedächtniß, der mir immer als das Muster eines wüthenden Gegners der Phrenologie galt, da er durch eine Anzeige im Tageblatte die Unterdrückung meiner Vorlesungen zu bewirken versucht hatte. Ein solcher Mann konnte ebenso gut wie Bock der Schuldige sein. Der Grund meines Besuches bei Bock war übrigens nicht der, dem Urheber jener That nachzuspüren, sondern ich wollte mit Bock bekannt werden, weil ich nur durch ihn meinen Zweck, die Aufnahme eines oder einiger Aufsätze von mir in die Gartenlaube, erreichen konnte. Ich hatte Bock's Kopf nun bereits zweimal öffentlich beurtheilt, einmal in meinen „Phrenologischen Reisebildern" nach einem Bilde in der Illustrirten Zeitung, das andere Mal unter den Kopfumrissen in der Gartenlaube, aber beide Male nach der mangelhaften Vorlage natürlich sehr ungenügend. Ich wollte nun Bock's Kopf gründlich untersuchen, darüber eine ausführliche Charakteristik ausarbeiten und ihn bitten, zu gestatten, daß diese in die Gartenlaube aufgenommen würde. Ich hielt es nicht für unmöglich, daß er hierauf einginge: ich meinte, er werde entweder eitel genug sein, mir die Bitte zu gestatten, oder zu stolz, sie mir abzuschlagen.

Ich trat bei Bock ein: der Eindruck, den seine Persönlichkeit auf mich machte, war ein gemischter. Bock imponirt sofort durch seine entschiedene Männlichkeit und Kraft. Der breite und große Kopf mit der entsprechenden Körpergestalt macht einen in einer Hinsicht sehr günstigen Eindruck. Dagegen findet sich in Bock kein Ausdruck von feinem Gefühl: die ganze Erscheinung hat etwas äußerst Massives. Meine freundliche Begrüßung, welche ich in einige Worte über unsere literarische Gegnerschaft einkleidete, wurde von Bock eben so freundlich erwiedert. Unmittelbar daran knüpfte er die Bemerkung, daß er gehört, ich habe mich bei Herrn Keil wegen der Kürzungen meines Aufsatzes beklagt und von einem geheimen Feinde gesprochen, von dem dieselben ausgegangen. Man habe auch schon von anderer Seite ihm nachreden wollen, daß er bei dem Aufsatze die Hand im Spiele gehabt: aber er könne mich versichern, daß nur Herr Keil und sein Secretär bei der Sache betheiligt seien; er selbst habe den Aufsatz noch nicht einmal ganz

gelesen. Ich war erstaunt über diese Selbstentschuldigungen Bock's, die mir als so viele Selbstanklagen erscheinen mußten; noch mehr aber fiel es mir auf, daß Bock von meinem Besuch bei Herrn Keil schon Kenntniß hatte. Gegen vier Uhr hatte ich Herrn Keil verlassen, ohne von Bock gesprochen zu haben und ohne zu sagen, daß ich ihn besuchen wolle. Ich war von da in die Restauration zur Post gegangen, wohin, wie ich wußte, Bock wenigstens früher regelmäßig kam, um mich nach seiner Wohnung und nach der Zeit, wann ich ihn am wahrscheinlichsten zu Hause fände, zu erkundigen; und als ich von da gegen sechs Uhr zu Bock kam, fand ich ihn schon von meinem Besuche bei Herrn Keil und von meinen Verhandlungen mit demselben unterrichtet!! Auf seine gegentheiligen Behauptungen oder Versicherungen erwiederte ich Bock, daß die Sache mit dem geheimen Feinde keinen Zweifel leide, da die Beweise zu klar vorlägen. Ich sagte ihm von der Wichtigkeit der gestrichenen Stellen für den Aufsatz und wie es ganz unmöglich sei, daß bei diesen Streichungen der Zufall oder *guter* Wille gewaltet haben könne. Während unseres weiteren Gesprächs sprang Bock wohl dreimal ohne nähere Veranlassung wieder auf die Sache des Aufsatzes über, indem er mich immer versichern wollte, daß ich im Irrthum sei, hier an einen geheimen Feind zu denken, daß er die beiden Herren ganz genau kenne, um von der Wahrheit ihrer Aussage vollkommen überzeugt zu sein, u. s. w. Das eine Mal auch fügte er hinzu, ich könne mich ja durch den Augenschein von der Wahrheit überzeugen, indem ich (im Manuscript oder der Correctur) nachsehe, von wessen *Hand* die Streichungen gemacht seien. Er meinte also damit, wenn ich die Streichungen nicht von seiner Hand gemacht fände, so müsse mir das ein Beweis sein, daß sie nicht von ihm herrührten! Erwiedern konnte ich ihm hierauf nichts, die Sache war mir zu stark: *jetzt* aber wußte ich ebenso gewiß, daß die Streichungen von ihm gemacht waren, als wenn er mir dies mit klaren, einfachen Worten eingestanden hätte: ich mußte nur staunen, wie das böse Gewissen auch einem gescheidten Menschen so ganz die Ueberlegung nehmen kann. Als Bock das letzte Mal auf sein Thema übersprang, sagte ich ihm mit kurzen und bestimmten Worten, daß er ja die Sache nicht kenne und daher un-

möglich ein sicheres Urtheil darüber haben könne, daß, wenn er sie kännte, er bestimmt meine Ueberzeugung theilen würde.

Als ich Bock meine Bitte aussprach, daß, nachdem ich seinen Kopf schon zweimal so mangelhaft und wissenschaftlich ungenügend beurtheilt habe, er mir eine wirkliche und gründliche Untersuchung gestatten möge, so antwortete er, ehe ich noch zu Ende gesprochen und den weiteren Zweck genannt, den ich mit der Untersuchung verband, mit einem nicht barschen, aber kategorischen Nein. Diese unbedingte Verweigerung auch nur der Kopfuntersuchung selbst, abgesehen von deren Veröffentlichung, hatte ich kaum erwartet. Ich zog daraus zwei Schlüsse, vor Allem, daß Bock von der Wahrheit der Phrenologie überzeugt ist. Wer die Phrenologie für ein Hirngespinst hält, verweigert nicht leicht die Untersuchung seines Kopfes, sondern freut sich, einmal thatsächlich die Irrigkeit dieser Lehre dargethan zu sehen. Mein zweiter Schluß war, daß Bock in seinen wirklichen Charakterzügen nicht von mir gekannt sein wollte.

Durch Bock's Verweigerung der Kopfuntersuchung kamen wir auf die Phrenologie selbst zu sprechen. Bock wollte es sonderbar finden, daß ich von einem Zolle betragenden Unterschied unter den Kopfgestalten spreche. Ich bat ihn, die Hand auf meinen Kopf zu legen, wo ich ihm einige Stellen bemerklich machen wollte, deren sehr starke oder sehr schwache Entwicklung gegen manche andere Köpfe wenigstens zwei Zoll beträgt. Allein er weigerte sich, diese Anschauung zu gewinnen, was nur die Erklärung zuläßt, daß es ihm unangenehm gewesen wäre, sich von einer phrenologischen Wahrheit überzeugt bekennen zu müssen. Ich sagte Bock, ich verstände die Kunst, jeden (theoretischen) Gegner der Phrenologie durch einige Fragen zu ihrer (theoretischen) Anerkennung zu nöthigen: das kleine Kunststück sei mir noch niemals mißglückt und ich bitte ihn, es auch bei ihm versuchen zu dürfen. Er gestattete dies und ich stellte an ihn die folgenden Fragen. Erste Frage: Ist nicht das Gehirn das Organ des Geistes? Er bejaht. Zweite Frage: Sind nicht die Geister der einzelnen Menschen sehr verschieden, indem der eine Mensch Gefühls-, der andere Verstandesmensch ist, der eine diese Leidenschaft, dieses Talent hat,

der andere jenes? Bejahung. Dritte Frage: Sind nicht die Gehirne der Menschen sehr verschieden in ihrer Gestalt oder in der Größe ihrer Theile, indem ein Gehirn hoch, ein anderes niedrig, eines breit, ein anderes schmal ist, bei einem die vorderen, bei einem anderen die hinteren Theile größer sind? Bejahung. Vierte und entscheidende Frage: Ist es wahrscheinlich oder anzunehmen, daß diese beiden großen Verschiedenheiten — die des Geistes in der Stärke seiner Kräfte, und die des Geistesorgans in der Größe seiner Theile — unter sich im Zusammenhange stehen oder nicht? Bock schien anfangs durch die einfache Wahrheit der Sache etwas verblüfft zu sein, allein er durchhieb mit Gewalt den Knoten der Schlinge, in der ich ihn gefangen. „Damit beweisen Sie nichts", sagte er ungeduldig und das Thema kurz abbrechend, „und glauben Sie denn wirklich, daß Sie einen Mohren, wie mich, weißwaschen können?" Mit anderen Worten sagte er damit: „Wenn auch alle Gründe für die Phrenologie sprechen: ich *will* einmal von diesen Gründen und Wahrheiten nichts wissen". Oder: „Obgleich ich von der Wahrheit der Phrenologie überzeugt bin, so können Sie doch begreifen, daß ich diese Ueberzeugung nicht eingestehen kann". Ich verstand Bock's Worte und verließ den Gegenstand, weil ich mir seinen guten Willen erhalten mußte. Da nämlich Bock nun einmal Derjenige war, durch den allein, wie ich wußte, ich meinen Plan erreichen konnte, einen Aufsatz in die Gartenlaube zu bringen, so war ich lediglich an seinen guten Willen gewiesen. Ich bat ihn auch sofort, ihm einen kleinen Aufsatz „Ueber den Schriftstellerberuf der Frauen", welchen ich für die Gartenlaube passend hielt, vorlegen zu dürfen. Er erlaubte gern, daß ich ihm den Aufsatz brächte, und ich verließ ihn nicht ohne Hoffnung, meine Sache auf friedlichem Wege geordnet zu sehen. Ueber Bock's Kopf hier noch die Notiz, daß der Umriß in der Gartenlaube (No. 2) in der Mitte der Oberstirn ganz unrichtig ist; Vergleichungsvermögen ist bei Bock viel schwächer, als dort bezeichnet.

Ueber das kleine Nachwort zu meinem Aufsatz, welches Herr Keil in die Gartenlaube aufzunehmen mir versprochen, hatte ich mit ihm einige unangenehme Verhandlungen. Ich konnte nicht

umhin, ihm über seinen Mangel an Gefälligkeit gegen mich, den er so schwer verletzt hatte, Vorwürfe zu machen, die er mit einem Achselzucken beantwortete. Ich konnte deutlich fühlen, wie hinter Herrn Keil mein Feind mir gegenüberstand. Er geizte mit dem Raum weniger Zeilen, strich hier etwas weg und setzte dort etwas zu. Ich hatte z. B. ausdrücklich gesagt, daß die Kürzungen ohne mein Wissen gemacht waren und daß ich sehr erschrak, als ich meinen Aufsatz so verstümmelt fand: ich mußte dies streichen und dafür setzen, die Kürzungen seien von der Redaction gemacht, was, wie Herr Keil meinte, schon ausdrücke, daß sie nicht von mir oder mit meinem Wissen gemacht seien. Ferner mußte ich die offenbare Unwahrheit sagen, daß die Kürzungen des beschränkten Raumes wegen gemacht seien. Und so noch Anderes. Bei Manchem auch behauptete ich meinen Willen. Ich sagte z. B., daß „trotz der großen Schwierigkeiten weit die meisten meiner Urtheile richtig wären", und blieb dabei stehen, obwohl Herr Keil mit diesem „weit" nicht einverstanden war. Was hatte es Herrn Keil zu kümmern, was ich selbst in meinem Aufsatz von mir sagte? Nicht er, sondern die Leser hatten darüber zu urtheilen, ob ich recht habe oder nicht. Als wir uns endlich verständigt, hatte der kleine Artikel viel von seiner Einheit und Frische eingebüßt. Um sicher zu sein, daß er jetzt wenigstens so bliebe, wie er war, trug ich selbst die letzte Correctur in die Druckerei, wo mir der Herr Factor bestimmt versicherte, daß keine Aenderung mehr stattfinden werde. Als das Blatt erschien, fand ich das erwähnte „weit" in „wohl" verändert. Mit diesem „wohl" aber, genau betrachtet, sprach ich über die Phrenologie oder über mich als Phrenologen das Vernichtungsurtheil aus. Denn ich selbst zweifelte damit, ob die meisten meiner Urtheile richtig oder unrichtig wären. Um zur Hälfte richtige, zur Hälfte unrichtige Urtheile zu erhalten, brauchen wir nur den Zufall, keine Wissenschaft. In dieser kleinen Sache fühlte ich recht lebhaft, wie mir kein Gegner der Phrenologie, welcher der Wahrheit gerne die Ehre gegeben hätte, gegenüberstand, sondern ein boshafter Feind, der dem darniedergeschlagenen Feinde noch zuletzt einen schmerzhaften Stoß versetzt.

Ich lasse hier das kleine Nachwort folgen, das in Nr. 11 der Gartenlaube, 3 Wochen nach meinem Aufsatze, erschien.

Zur Verständigung.

Die geehrte Redaction der Gartenlaube gestattet mir gewiß einige aufklärende Bemerkungen über meinen Aufsatz in Nr. 8 und die kritischen Notizen darüber am Schlusse jenes Blattes. Man kann nicht aus dem bloßen Beruf eines Mannes auf seinen Charakter schließen. Ein Jurist kann recht wohl ein Mann von Phantasie sein, trotz „corpus juris und Pandekten". Bei einem Militär, wenn er etwas Tüchtiges leisten soll, muß das Wissen wo anders „stecken, als in seiner Säbelscheide". Bei dem Kopfe 6 sagte ich: „mehr Mann des Wissens, als praktischer Geschäftsmann". Unter dem letzteren Ausdruck verstand ich in diesem Gegensatz, wie aus Allem klar hervorgeht, den Mann des bloßen Erwerbes. Nun haben wir aber hier einen Mann des Wissens vor uns. Vollends legt mir mein Herr Kritiker ganz unrichtig den Ausdruck „kein praktischer Geschäftsmann" in den Mund. Bei 19 sagte ich: „kein Mann des Erwerbes", und meinte damit nach allem Vorausgegangenen einen Mann, bei dem die Denkkraft stärker ist, als der Erwerbssinn. Dagegen beruft sich mein Herr Kritiker auf die großartigen Etablissements des Herrn F. Nein, Thätigkeitssinn und Denkkraft, welche in dem Kopfe 19 vorherrschen, erklären viel besser als Erwerbssinn jene großartigen Häuserbauten. — Abgesehen von diesen und ähnlichen Mißverständnissen war ich auf's Höchste überrascht, zu erfahren, daß die Umrisse von einer Hutmanufactur herrührten. Bei Uebersendung der Umrisse war mir gesagt worden, daß sie „durch ganz authentisches Maßnehmen" (worunter ich ein Maßnehmen von Männern der Wissenschaft verstand) genommen wurden, daß sie von auswärts der Gartenlaube zugegangen, und daß ich mich ohne Scheu über den Charakter der Persönlichkeiten äußern könne. Dies zusammen, auch daß es gerade 20 Umrisse waren, machte es mir in Verbindung mit dem, was ich in meinen „Phrenologischen Reisebildern" von Göttingen erzählte, nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Sache von Rudolph Wagner und einigen zu diesem Zweck

vereinigten Göttinger Gelehrten ausgegangen. Da nun aber mein Herr Kritiker den Ursprung der Maße kannte, da er bedenken mußte, daß ich nicht die Köpfe untersuchte, über die ich urtheilte, sondern nur eine wissenschaftlich so unsichere Linie vor mir hatte, so durfte er nicht, wie er gethan hat, feste Urtheile gegen mich aussprechen oder gar Ausdrücke gebrauchen, wie der: „Ziemlich fehlgeschossen, Herr Scheve". Weit mehr wäre, da trotz Allem wohl die meisten meiner Urtheile richtig waren, ein allgemeines Wort der Anerkennung von seiner Seite am Platze gewesen. — Schließlich und hauptsächlich bemerke ich, daß mein Aufsatz durch die Redaction des beschränkten Raumes wegen vielfältige und wesentliche Kürzungen erfahren hat, die in meinen Augen dem Aufsatze soviel von seinem Werthe nahmen, daß ich denselben in dieser Gestalt nicht als den meinigen betrachten kann, wie auch die Ueberschrift nicht von mir ist. Wissenschaftlich Besseres und Gründliches findet der Leser, der sich für die Phrenologie interessiren sollte, in meinen „Phrenologischen Reisebildern" (Cöthen 1863), einer Schrift, die sich auch zur ersten Einführung in die Phrenologie wohl eignet.

Zusatz. Soeben habe ich mich überzeugt, um es gerade noch hier anfügen zu können, daß einer der Kopfumrisse, Nr. 15 (Adolf Böttger), wesentlich unrichtig ist. Scheve.

Außer diesem kleinen Nachwort will ich hier noch Weniges hinzufügen. Mein unberufener Kritiker in Nr. 8 der Gartenlaube zeigte sich so äußerst schwach, alles psychologischen Urtheils so gänzlich bar, daß man hiernach in ihm eher einen Laien, als einen Mann der Wissenschaft vermuthen sollte. Allein dieser Vermuthung steht die Thatsache entgegen, der man, um sie zu glauben oder zu verstehen, so oft, wie ich, im Leben begegnet sein muß, die Thatsache, daß Männer, die in anderen Wissenszweigen für sehr tüchtig gelten, oft gänzlich unwissend und beschränkt in Bezug auf Geisteskenntniß sind. Ich finde oft bei dem ersten besten Laien oder bei einer Dame mehr Verständniß psychologischer Wahr-

heiten, als bei manchem berühmten Gelehrten, besonders materialistischer Fächer. Es kann z. B. keine einfachere psychologische Wahrheit geben, als die, daß jeder Mensch, wie alle Körperglieder, so alle Grundkräfte des Geistes besitzt, daß diese Grundkräfte bei den einzelnen Menschen verschieden stark sind, daß aus dieser verschiedenen Stärke der Grundkräfte die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere hervorgeht, und daß die Kenntniß des Charakters eines Menschen darauf beruht, möglichst genau zu wissen, *wie* stark oder schwach bei ihm jede Grundkraft gegen jede andere ist. Allein es begegnet mir täglich, daß, wenn ich bei einer phrenologischen Untersuchung eine Grundkraft ziemlich stark nenne, dieses Wort im Munde des Untersuchten in der nächsten Minute sich in „stark", in der nächsten Stunde in „sehr stark", am andern Tage in „ungeheuer stark" verwandelt; ebenso wenn ich einen Sinn mittelmäßig nenne, so verwandelt sich dieses in „schwach", in „sehr schwach", in „*nicht* vorhanden". Ganz dieselbe Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit finden wir bei meinem Kritiker. Mein Urtheil bei dem Kopfe 6: „mehr Mann des Wissens, als praktischer Geschäftsmann", verwandelt er in „*kein* praktischer Geschäftsmann". Aber noch gedankenloser zeigt er sich darin, daß er glaubt, vom Berufe eines Mannes auf dessen bestimmte Charakterzüge schließen zu können. Jedermann weiß, weil er es täglich vor Augen sieht, daß die Charakterzüge, Neigungen und Leidenschaften nicht nach den Berufsarten unter die Menschen vertheilt sind, daß oft ein Kaufmann Liebhaber der Malerei, ein Jurist Musikfreund, ein Soldat Dichter ist ꝛc. Nur ein Kind könnte glauben, der Kaufmann denke nur ans Erwerben, der Soldat nur ans Kämpfen, der Jurist nur an seine Processe. Wie kann daher mein Kritiker meine Aussage, daß ein Jurist Phantasie, ein Militär wissenschaftlichen Sinn habe, von vorn herein zum Irrthum stempeln? Es erklärt sich dies nur aus seiner *Gedankenlosigkeit* auf dem ihm ganz unbekannten Wissensgebiet. Nicht viel verständiger ist, was er über Herrn Felsche sagt, dessen „großartige Etablissements und Häuserbauten" er nicht anders als durch dessen *Erwerbssinn* zu erklären weiß. Dies ist gerade so, wie mich einmal Jemand fragte, ob nicht Napoleon einen enormen Erwerbs-

sinn besessen habe, da er ein so unersättlicher Eroberer gewesen. Ich habe Herrn Felsche's Kopf untersucht und mich überzeugt, daß der Erwerbssinn in der That *kein* hervorragender Zug bei ihm ist. Herr Felsche pflichtete mir hierin vollständig bei und zeigte ungleich mehr Verständniß in dieser Sache, als mein Kritiker. „Ich habe", sagte er, „bei dem, was ich machte und *wie* ich es machte, nie das Geld geachtet, ich würde sonst (er nannte eine gute Summe) mehr im Kasten haben." Der Mensch, bei welchem der Erwerbssinn vorherrscht oder der Hauptgrund zur Thätigkeit ist, giebt keinen Pfennig über das Nothwendige oder das sicher Gewinnbringende aus. Dagegen liegt es dem Verständniß so nahe, daß der thatkräftige Mensch auch durch die Freude an seinen Schöpfungen selbst zur Thätigkeit getrieben werden kann, wobei natürlich auch der Erwerbssinn *mitspricht*, der ja so gut wie jeder andere Sinn bei keinem Menschen fehlt. — Dieser Unwissenheit und Gedankenlosigkeit meines Kritikers kommt nur noch der Hochmuth und die Anmaßung gleich, womit derselbe gewagt hat, die Urtheile eines Mannes, welcher sein ganzes Leben im Studium der praktischen Geisteslehre hingebracht hat, im Tone der Unfehlbarkeit und des Spottes zu kritisiren. Dieser Ton allein würde zum Beweise genügen, daß Herr Keil und sein Secretär diese Kritik nicht geschrieben haben.

Schließlich füge ich hier noch die für die ganze vorliegende Sache höchst wichtige Bemerkung bei, daß ich mich überzeugt habe, daß nicht blos, wie bereits erwähnt, die Umrisse 2 und 15 (Bock und Böttger), sondern auch 19 (Herr Felsche) *unrichtig* sind. Beim letzten Umriß ist die Einbiegung am Seitenkopfe viel zu stark; der Unterschied gegen die wirkliche Kopfgestalt (in der natürlichen Größe) beträgt bestimmt mehr als einen halben Zoll. Durch eine Photographie vom Minister von Falkenstein, die ich kürzlich gesehen, habe ich mich auch von der Unrichtigkeit des Umrisses 12, was den Stirnbogen betrifft, überzeugt. Auch die Kopfgestalt Gutzkow's glaube ich genau genug im Gedächtniß zu haben, um von der Unrichtigkeit des Umrisses 3 (an der Seite des Vorderkopfes) überzeugt zu sein. Die übrigen Köpfe sind mir theils nicht bekannt, theils erinnere ich mich ihrer nicht ganz

genau. Aber ich schließe aus diesen fünf Beispielen, daß alle Umrisse (wenn auch vielleicht kein anderer in dem Grade wie 15) mehr oder minder wesentlich, d. h. um mehr oder weniger das phrenologische Urtheil zu verändern, unrichtig sind. Daß trotzdem weitaus die meisten meiner Urtheile zutreffend sein konnten, findet in der großen Entschiedenheit der phrenologischen Wahrheiten seine Erklärung. Unrichtigkeiten von einem halben Zoll sind am Ende da von einem untergeordneten Belange, wo, wie in unseren Umrissen, Unterschiede von einem, von zwei, ja von drei Zoll (z. B. zwischen 1 und 13) vorliegen.

Da von hier ab meine Sache mit der Gartenlaube kaum noch wissenschaftliches Interesse hat, so will ich nur ganz kurz den Verlauf erzählen. Da sich Hr. Keil (Bock) gegen mich zu gar nichts verstand, mußte ich unverrichteter Sache von Leipzig abreisen. Wenn ich auch in meiner Friedensliebe den Streit auf sich hätte beruhen lassen wollen, so war dies doch der äußerst geschädigten Phrenologie wegen nicht möglich. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als das Ganze zu veröffentlichen, und ich schrieb zu diesem Zweck eine kleine Schrift unter dem Titel: „Die Phrenologie und die Gartenlaube. Eine literarische Fälschungsgeschichte, erlebt und erzählt von Gustav Scheve", in welcher ich den unverstümmelten Aufsatz neben dem verstümmelten mittheilte, und alles dabei Vorgegangene erzählte. Drei Rechtsgelehrte, welchen ich die vor dem Druck in einigen Exemplaren abgezogene Schrift vorlegte, beruhigten mich darüber, daß Hr. Keil nicht etwa der Verbreitung der Schrift gerichtlich Hindernisse entgegensetzen oder klagend gegen mich auftreten könne. Einer der Herren gab mir ein schriftliches Gutachten dahin, daß „zwar die Ausdrücke scharf, aber ganz der Sache angemessen seien, und daß ich nicht zu fürchten habe, darüber mit den Gerichten in Collision zu kommen". Allein ich zögerte mit dem Druck, weil ich hoffte, doch vielleicht noch auf friedlichem Wege mein Ziel erreichen zu können, und weil die Veröffentlichung der Schrift nur mein letzter

und äußerster Schritt sein durfte. Auch war ich Hrn. Keil die thunlichste Schonung schuldig, weil nicht er, sondern Bock der Schuldige war. Wie Hr. Keil zu Bock stand, konnte er sich dessen Schritten gegen mich kaum widersetzen und war so, ohne recht zu wissen wie, zu der für ihn fatalen Sache gekommen. Ich schickte daher Hrn. Keil ein Exemplar der Schrift zu und schrieb ihm, wie höchst ungern ich dieselbe veröffentlichen würde, und wie leicht es für ihn sei, das an mir und der Phrenologie begangene schwere Unrecht wieder gut zu machen und dadurch die Veröffentlichung der Schrift zu verhindern. Ich bat dafür nur um die Aufnahme einiger Aufsätze über Phrenologie in die Gartenlaube, und — wie ich nach reiflichster Ueberlegung hinzufügte, — um eine pecuniäre Entschädigung für die pecuniären Verluste, in die er mich gebracht. Ich habe mir nämlich den schweren Vorwurf zu machen, daß ich gewöhnlich die Geldfrage außer Acht lasse, da ich auf das Geld zu wenig Werth lege. (Ein Vermögen, das ich von Hause gehabt, verlor ich dadurch.) Ich hielt es daher für eine Pflicht gegen mich selbst, hier die Geldfrage nicht unberührt zu lassen, da ich voraussetzte, daß es Hrn. Keil ein Vergnügen sein würde, einen armen Gelehrten, den er in Verlegenheit gebracht, daraus zu befreien. Es war ja auch selbstverständlich, daß ich den Betrag einer Entschädigung nicht bestimmen konnte, sondern dies seinem Billigkeitsgefühl anheimgeben mußte. Uebrigens war meine Schrift wesentlich auch für Bock berechnet, indem ich in einem Anhang die Widerlegung Hyrtl's (und Bock's) aus meinen „Reisebildern" aufgenommen hatte, so daß die Veröffentlichung der Schrift für Bock noch unangenehmer gewesen wäre, als für Hrn. Keil. Daher hoffte ich fast zuversichtlich, daß es der Zusprache des Hrn. Keil gelingen werde, Bock zur Einwilligung in die Aufnahme einiger phrenologischer Aufsätze in die Gartenlaube zu bestimmen. Wahrscheinlich wäre es auch so gekommen und Alles gut geworden, wenn nicht Hr. Keil, ehe er einen Entschluß faßte, dasselbe gethan, was ich that, daß er sich bei den Rechtsgelehrten Raths erholte. Diese aber waren zufällig anderer Ansicht als meine Rathgeber. Hr. Keil klagte nämlich gegen mich wegen Beleidigung und Erpressung.

Er wurde zwar von dem Gericht, an das er sich zuerst wandte, mit seiner Klage abgewiesen und seine Klaggründe als nichtig bezeichnet, wie ich mit Genugthuung später in den Acten las. aber bei einem anderen Gericht fand er großentheils Gehör: denn ich wurde wegen Beleidigung in eine Geldstrafe (soviel mir erinnerlich etwa 20 Thlr.) und wegen „Nöthigung" (weil ich Hrn. Keil zu Etwas hatte nöthigen wollen) zu 10 Tagen Gefängniß verurtheilt. Meine Schrift wurde vernichtet.

Man muß bekanntlich beim Recht, wie bei allen anderen Dingen, das Aeußere und das Innere, die Form und das Wesen unterscheiden. Ein richterliches Urtheil kann äußerlich das höchste Recht und innerlich das höchste Unrecht sein. (Summum jus — summa injuria!) Ich will nicht behaupten, daß ich in der vorliegenden Sache unbedingt das förmliche Recht auf meiner Seite hatte, daß z. B. in meiner Schrift nicht Ausdrücke unterliefen, die man für Beleidigungen halten konnte. Man sagt mir z. B., schon der Titel „Fälschungsgeschichte" könne als Beleidigung gelten. Wenn nun ein Richter dieser Ansicht war, so konnte er mich auch wegen Beleidigung, die das Gesetz verbietet, verurtheilen. Es war dann meine Schuld gewesen, daß ich mich nicht besser unterrichtet, und meine Schrift nicht statt dreien sechs Rechtsgelehrten vorgelegt hatte, von denen doch vielleicht einer mich auf die Möglichkeit jener Ansicht aufmerksam gemacht hätte. Ja ich mußte, von diesem Gesichtspunkt aus, mit meiner milden Bestrafung sehr zufrieden sein. Denn wenn das Gesetz die „Nöthigung" eines Menschen zu einer Handlung als ein Vergehen mit Strafe belegt, so war für mein vorliegendes gleichsam doppeltes Vergehen, — ich hatte ja nicht blos Hrn. Keil nöthigen wollen, sondern ihn auch verführen wollen, daß er seinerseits Bock nöthige, — so war, sage ich, zehn Tage Gefängniß dafür nur eine milde Strafe. Auch hatte der Anwalt des Hrn. Keil gegen mich auf „Erpressung" geklagt, und weil mein Ansuchen um eine (nicht von mir bestimmte und zu bestimmende) Geldentschädigung sich nicht so ganz zu dieser Anklage eignete, so hatte er ausgeführt, daß ich die Aufnahme „einiger" Aufsätze in die Gartenlaube gefordert, „deren Honorar eine nicht unbeträchtliche Summe aus-

gemacht hätte", daß ich also diese Summe von Hrn. Keil habe „erpressen" wollen (!). Wenn der Richter dieser höchst sinnreichen Ansicht beigepflichtet und mich wegen Erpressung, die das Gesetz sehr streng bestraft, zu einem oder zwei Jahren Gefängniß verurtheilt hätte, so hätte ich über diesen Richterspruch als gegen das „förmliche" Recht verstoßend mich nicht beklagen können.

Meine Handlungsweise in dieser ganzen Sache Hrn. Keil gegenüber war nicht nur in keiner Weise strafbar, sondern sie verdiente nicht einmal den geringsten Vorwurf, sie war durchaus tadellos. Ich kann dies behaupten, ohne damit ein besonderes Lob meiner selbst auszusprechen: denn wie die Sache vom Anfang an stand, mußte ich stets auf eine Veröffentlichung des Ganzen gefaßt sein und war darauf gefaßt, so daß also der leiseste Tadel, der mich wegen eines Schrittes traf, mir mehr hätte schaden müssen, als der Schritt selbst mir nützen konnte. Auf der anderen Seite beging Hr. Keil gegen mich eine Reihe von Handlungen (oder ließ sie begehen), welche mich in meinem persönlichen und wissenschaftlichen Interesse stark verletzten und den schwersten Tadel verdienten. Wenn wir daher nach dem *Wesen* des Rechtes oder nach dem Rechte, wie es sein *soll*, fragen, wenn wir fragen, wie der Urtheilsspruch des Richters gegenüber der Klage des Hrn. Keil lauten mußte, so mußte dieser unbedingt mit seiner Klage abgewiesen werden; der Richter mußte zu ihm sprechen: du hast dem Beklagten großes Unrecht gethan, ihn schwer verletzt: was er gegen dich that oder thun wollte, daß er dein Benehmen gegen ihn öffentlich erzählte, war nur ein ihm allein übrig gebliebener Schritt der Nothwehr, den er sich und seiner Wissenschaft schuldig zu sein glaubte, und der an sich nichts Unrechtes war. Mögen die Ausdrücke in der Schrift etwas scharf sein, so sind das doch nur scharfe Worte gegen deine scharfen Handlungen, und sehr verzeihlich. Indem du mich um die Vernichtung der Schrift angehst, forderst du, daß ich dich, den Uebelthäter, belohne, und deinen Gegner, der nichts Uebles gethan, bestrafe. Nein, so geht es in der „verkehrten Welt" zu, aber bei uns ist der Richter nicht da, um Ungerechtigkeit, sondern um Gerechtigkeit zu üben. Vollends aber ist die Schrift noch nicht erschienen, die Beleidigung

noch nicht zur That geworden: es ist rücksichtsvoll von deinem Gegner, daß er es in deine Hand legt, dies zu verhindern, indem du ihm für das Geschehene gerecht wirst und seinen bescheidenen Wünschen nachkommst. Also nicht meine, des Richters, Sache, sondern deine, des Klägers selbst, Sache ist es, den Gegenstand der Klage zu entfernen, den Streit durch ein billiges Abkommen zu schlichten.

Die Phrenologie, welche uns den inneren Menschen und die wahren Beweggründe seines Thuns und Lassens kennen lehrt, läßt uns im Leben überall das Wesen von der Form unterscheiden und bringt dadurch Klarheit in alle menschlichen Verhältnisse. Wenn sie einst allgemein gekannt sein wird, so wird das menschliche Leben weniger als jetzt ein oberflächliches, ein Scheinleben sein, wird weniger als jetzt die äußere Form eine Rolle spielen, werden z. B. richterliche Urtheile, wie das hier besprochene, welche die Form des Rechts haben, aber mit seinem Wesen im Widerspruch stehen, weniger leicht möglich sein.

Ich habe noch schließlich zu berichten, was aus meiner zehntägigen Gefängnißstrafe geworden. Man sagte mir, ich könne mich mit einem Gnadengesuch an den König wenden, daß er die Gefängnißstrafe in Geldstrafe umwandle oder sie mir auch ganz erlasse. Ich glaubte nicht, mir etwas zu vergeben, wenn ich dieser Weisung folgte: denn gerade für die Fälle, wo das höchste Recht zum höchsten Unrecht geworden, scheint mir die Gnade des Königs passend einzutreten. Doch bat ich in meinem Gesuch nicht um die Umwandlung der Gefängnißstrafe in Geldstrafe, weil ich dadurch meine Bestrafung als gerechtfertigt anerkannt hätte, sondern ich begründete das Gnadengesuch so, daß ich die Ungerechtigkeit meiner Bestrafung nachzuweisen suchte. Da ich natürlich auch auf die Nichterfüllung meiner Bitte gefaßt sein mußte, so schwelgte ich für diesen Fall schon im Voraus in meinem Märtyrerthum, und nahm mir vor, die Gefängnißstrafe dann jedenfalls in Leipzig, wo das Urtheil gesprochen war, zu bestehen. Man muß heutzutage wegen seiner Ueberzeugung nicht mehr den Scheiterhaufen besteigen, aber noch ins Gefängniß wandern. Ich verglich mich in meiner inneren Be-

friedigung, für die Wahrheit zu leiden, mit Bock, indem ich mich in seine Seele dachte. Er weiß ebenso gut, wie ich, daß die Wahrheit dem Manne der Wissenschaft das Höchste und Heiligste sein muß: aber gerade weil er die Phrenologie als Wahrheit kennt, haßt und verfolgt er sie. Der König verwandelte meine Gefängnißstrafe in eine Geldstrafe von fünf Thalern, die ich denn auch erlegte, obgleich ich mir dadurch vielleicht etwas vergab.

Ueber die im Vorstehenden oft erwähnten Streichungen, so über die Stelle S. 412: „daß mein Aufsatz durch die Redaction des beschränkten Raumes wegen vielfältige und wesentliche Kürzungen erfahren hat", habe ich eben vor dem Drucke von einem Sachverständigen eine Aufklärung erhalten, die ich hier gerade noch kurz wie folgt erwähnen kann. Streichungen in einem Aufsatz im Interesse der Sache oder der Leser erlaubt sich jeder Redacteur eines Blattes und muß sie sich (wo nicht Anderes vorbehalten ist) erlauben dürfen, weil er darin gewöhnlich einen richtigeren Blick hat, als der Verfasser selbst. Allein Streichungen, die nicht im Interesse der Sache oder der Leser liegen, die möglicher Weise einen Aufsatz schädigen können, also Streichungen „des beschränkten Raumes wegen" sind in einem Blatte von der Art und dem Umfang der Gartenlaube gar nicht denkbar. Es wäre auch, wenn es wäre, ein schlechtes Lob. Da sind nicht nur die mehrfachen Aufsätze mit Fortsetzungen, wo es sich nicht um ein Streichen, sondern um ein Abbrechen handelt, sondern die Redaction hat auch immer mehrere kleine Sachen zur Hand, die sie am Schlusse giebt oder nicht giebt, wie gerade der noch zu füllende Raum es erfordert oder zuläßt.

XX.

Zur Prüfung der Phrenologie.

An Herrn Professor Virchow!

Wer gab dem Neger das geflachte Haupt,
Wer wölbte Platon's hohe Stirne?
August von Platen.

Gestatten Sie mir freundlichst, verehrtester Herr, eine wissenschaftliche Bitte an Sie zu richten, welcher ein einleitendes Wort vorangehen möge.

Man hört oft die Phrenologie ein System nennen. Dies ist so unrichtig, als wenn man die Chemie oder die Physik ein System nennen wollte. Die Phrenologie ist, wie jede andere Naturwissenschaft, eine wissenschaftliche Sammlung von Thatsachen. Daher kann man auch die Phrenologie so wenig, als z. B. die Chemie, blos aus Büchern kennen lernen, oder aus Büchern ein Urtheil über sie gewinnen. Zur Beurtheilung der Phrenologie befähigt nur die Kenntniß ihrer Thatsachen.

Die Phrenologie ist in Deutschland noch wenig gekannt. Unter hundert Männern der Wissenschaft (Naturforschern, Philosophen ꝛc.) sind vielleicht zehn, welche ein phrenologisches Werk gelesen haben. Keiner von den vielen deutschen Gelehrten, welche ich kennen gelernt, hatte Gall gelesen. Wie selten sind diejenigen, welche die Phrenologie praktisch, in ihren Thatsachen, kennen!

Gleichwohl hört man allgemein über die Phrenologie urtheilen. Ich bin noch keinem Gelehrten irgend welchen Faches begegnet, welcher sich nicht eine mehr oder weniger entschiedene Ansicht über die Phrenologie gebildet hatte. Diese Ansichten sind unendlich mannigfaltig und reichen von der schroffen Verwerfung bis zur vollen Anerkennung.

Die Anerkennung oder die Verwerfung der Phrenologie stehen nicht in Beziehung zu bestimmten wissenschaftlichen Fächern oder zu Talent und Geist. Wie der tüchtigste Arzt, der größte Philosoph die Phrenologie möglicher Weise nicht kennen kann, so sind unter den Aerzten und Philosophen, unter den geistvollsten und den geistlosesten Männern einige, welche die Phrenologie anerkennen, andere, welche sie verwerfen.

Die unbedingte Anerkennung der Phrenologie ist so selten, als die unbedingte Verwerfung. Man hört selten sagen: an der Phrenologie ist Nichts wahr, oder Alles wahr, sondern gewöhnlich: an der Phrenologie ist wenig Wahres, manches Wahre, vieles Wahre. Wer aber so die Phrenologie theilweise wahr, theilweise irrig nennt, kommt in Verlegenheit, wenn er das Wahre und das Irrige in ihr bestimmt bezeichnen soll.

Ungeachtet dieser unklaren Stellung der meisten Gelehrten zur Phrenologie zerfallen diese im Allgemeinen nur in zwei Classen: in Gegner und in Anhänger. Denn weil die Urtheile über die Phrenologie nur aus allgemeiner Vermuthung hervorzugehen pflegen, so gestalten sie sich — bei aller Unbestimmtheit im Einzelnen — doch im Ganzen und Allgemeinen zur Parteiansicht für oder gegen die Phrenologie.

Für Diejenigen, welche wenig oder nichts von der Phrenologie wissen, liegt deren Verwerfung am nächsten. Denn der Gegenstand der Phrenologie, der unsichtbare menschliche Geist, scheint einer streng wissenschaftlichen Untersuchung kaum zugänglich zu sein. Ueber den Geist und seine Natur, seine mancherlei Kräfte, seinen Zusammenhang mit dem Körper ꝛc. kann man, scheint es, wohl philosophiren, Vermuthungen aufstellen, Dieses oder Jenes glauben, aber nichts Bestimmtes wissen. Auch sind ja — so hört man vom Standpunkt dieser Ansicht weiter sagen —

schon so manche Theorieen zu Tage getreten, welche über den menschlichen Geist oder über geistige Dinge Aufschluß zu geben versuchten, Theorieen, für welche man sich auch auf die Natur und auf Thatsachen berief, welche aber für die wahre Wissenschaft nichts weniger als fruchtbar erfunden wurden. Die Physiognomik z. B. hat sich noch nicht zum Range einer Wissenschaft zu erheben vermocht, und die Lehre vom Menschen hat ihr irgend werthvolle Aufschlüsse bis jetzt nicht zu danken. Ist vom thierischen Magnetismus, vom Somnambulismus (sammt dem Hellsehen) Besseres zu sagen? Bedarf es erst eines Nachweises, daß alle diese und ähnliche Theorieen (bis zum Tischrücken hinab!) der Wissenschaft nicht nur nicht Gewinn, sondern Nachtheil brachten?

Wohl dürfen wir uns nicht wundern, daß viele Gelehrte von diesem Standpunkte aus der Phrenologie feindlich entgegentreten und sie — wenn sie auch nach ihrer Meinung manches Wahre enthalten sollte — doch im Ganzen als unwissenschaftlich und werthlos verwerfen. Sehr häufig findet sich diese Ansicht selbst bei geistvollen Männern, bei Freunden des Fortschritts und der Aufklärung, welche es für ihre Pflicht halten, echte Wissenschaftlichkeit zu fördern und allem Dunkelwesen entgegenzutreten. So sind z. B. oft ganz tüchtige und nüchterne Aerzte, auch die Redacteure freisinniger Blätter, schroffe Gegner der Phrenologie. Es ist sehr übel, daß die Männer dieser Ansicht gewöhnlich für immer in ihr befangen bleiben, da sie nicht bestimmt werden können, eine andere Ansicht nur anzuhören oder etwas über Phrenologie zu lesen.

Auf der andern Seite liegt allen Denen, welche nur einige Kenntniß von der Phrenologie haben, deren Anerkennung weit näher als deren Verwerfung. Die Phrenologie ist die Lehre von der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und Kopfgestalten. Sollte es von dieser Verschiedenheit, einer so offenbaren, so klaren Sache, eine Lehre, eine Wissenschaft nicht geben können? Wie sehr verschieden sind einerseits die Charaktere, andererseits die Kopf-(Gehirn-)Gestalten der Menschen! Ein Mensch ist Gefühls-, ein anderer Verstandesmensch, bei einem herrscht diese Leidenschaft,

diese Neigung, dieses Talent vor, bei einem andern jenes. Ebenso ist ein Kopf (Gehirn) hoch, ein anderer niedrig, einer breit, ein anderer schmal, bei einem Menschen ist die Stirne groß, der Hinterkopf klein, bei einem andern umgekehrt. Sind wir nicht schon vom Standpunkt der Vermuthung aus zu der Annahme gezwungen, daß diese beiden großen Verschiedenheiten, die des Geistes und die des Geistesorgans, in Beziehung zu einander stehen? daß daher die Phrenologie, welche diese Beziehung im Einzelnen nachweist, auf Wahrheit beruht? Was könnte gegen diese Lehre sprechen? Etwa die allzugroße Schwierigkeit oder die Unmöglichkeit der Forschung auf diesem Wissensgebiete? Gewiß nicht! Es kann nicht schwierig, geschweige unmöglich sein, einen stolzen Menschen von einem demüthigen, einen muthigen von einem furchtsamen, einen poetischen von einem prosaisch-nüchternen, und ebenso einen hohen Kopf von einem niedrigen, einen breiten von einem schmalen ꝛc. zu unterscheiden. Oder sollte das eine Vermuthung gegen die Wahrheit der Phrenologie begründen, daß diese Lehre so neu ist? Wenn die Phrenologie wahr wäre, hat man mir gesagt, so würde bei dem Eifer, mit dem von jeher die größten Denker den Menschen zum Gegenstand ihres Studiums gemacht haben, diese Wahrheit längst gekannt sein. Allein „Denken" und „Beobachten" sind verschiedene Dinge. Nachgedacht hat man seit Jahrtausenden über die Welt und den Menschen, aber wissenschaftlich und gründlich zu beobachten hat man erst in der neueren Zeit gelernt. Die Naturwissenschaften, die Chemie, die Physik, die Physiologie, sind Schöpfungen der neuen oder neuesten Zeit. Es entspricht ganz der Erwartung, daß die Naturlehre des menschlichen Geistes, die höchste und vergleichungsweis schwierigste aller Naturwissenschaften, unter allen am spätesten erscheint. Der Irrthum Derer, welche die Phrenologie der Physiognomik an die Seite stellen, bedarf wohl kaum erst der Widerlegung. Die Physiognomik hat es mit den bloßen äußeren Zeichen des Geistes zu thun, sie lehrt: eine solche Nase, ein solcher Mund, eine solche Hand, ein solcher Fuß ist das Zeichen dieses oder jenes Charakterzugs. Darf man sich wundern, daß diese Zeichendeutekunst keine Wissenschaft ist oder bis jetzt geworden ist? Die Phrenologie

hat es nicht mit bloßen Zeichen des Geistes zu thun, sondern mit den Organen des Geistes, von welchen die Physiognomik nichts wußte, an welche sie nicht einmal dachte. Daß aber die Phrenologie als Organenlehre eine Wissenschaft ist, liegt doch wohl der Vermuthung nicht fern, sondern nahe.

Die Männer, welche auf diesem Standpunkt der Beurtheilung der Phrenologie stehen, halten nicht schon von vornherein alle Thatsachen, welche in derselben als solche gelten, für wahr. Gleichwohl können sie im Allgemeinen als Anhänger oder Freunde der Phrenologie gelten. Sie erkennen an, daß die Phrenologie den Weg gefunden und eingeschlagen hat, die Geisteslehre zur Naturwissenschaft zu machen. Diese Männer sind geneigt und bereit, wenn ihnen Gelegenheit dazu geboten wird, die Phrenologie näher kennen zu lernen.

Ich glaube, verehrtester Herr, daß ich Sie als einen Anhänger oder Freund der Phrenologie in dieser Bedeutung des Wortes begrüßen darf. Als ich im verflossenen Winter in Berlin einige Vorlesungen hielt, nahmen Sie Gelegenheit, in einem Vortrage im Gewerbeverein sich über die Phrenologie auszusprechen, und thaten dies so, wie es von einem geistesfreien, wissenschaftlich so hochstehenden Manne, welcher diese Lehre nicht praktisch kennt, zu erwarten war, d. h. Sie sprachen der Phrenologie im Allgemeinen das Wort, ohne sie in allen ihren Thatsachen anzuerkennen. Wenige Aeußerungen, welche mir aus Ihrem Vortrag bestimmt mitgetheilt wurden, sind die folgenden. Sie erkannten die Theorie der Phrenologie als wahr an; Sie würden, wenn Ihnen nicht die Zeit dazu gefehlt hätte, meine Vorlesungen besucht haben; die Phrenologen „gingen zu weit“; der Schluß Ihres Vortrags enthielt die Worte: Sie wollten mit dem, was Sie gesagt, die Phrenologie nicht anerkannt haben.

Die Volkszeitung brachte die unwahre Nachricht über Ihren Vortrag, Sie hätten die Phrenologie als unwissenschaftlich und irrig dargestellt. Ich hielt es für meine Pflicht, dieses Blatt zu einer Berichtigung der Nachricht zu veranlassen. Da dieses, verehrtester Herr, am besten mit Ihrer Hilfe geschehen konnte, so wollte ich Sie persönlich begrüßen, mich zugleich freuend, die Be-

kanntschaft eines Mannes zu machen, für welchen ich die größte Hochachtung hege. Allein Ihre Zeit war damals in so außerordentlicher Weise in Anspruch genommen, daß ich ungeachtet mehrmaliger Versuche nicht das Glück hatte, Sie zu treffen. Da meine Abreise von Berlin nahe war, so erlaubte ich mir, Sie brieflich zu bitten, mir eine Stunde für einen Besuch zu bestimmen. Allein Sie konnten dies leider nicht, wie Sie mir schrieben, da Sie noch an demselben Tage eine mehrtägige Reise nach Pommern anzutreten im Begriff waren.

Ich bedauerte, von Berlin abreisen zu müssen, ohne Sie gesehen zu haben. Allein da die Phrenologie nicht eine Sache des Tagesinteresses ist, und da ich meiner, die Volkszeitung betreffenden Bitte an Sie noch eine andere, weit wichtigere hinzuzufügen gedachte, welche eine recht reife und besonnene sein sollte, so tröstete ich mich über den Aufschub, welcher, wie ich hoffte, der Sache zu Gute kommen sollte. Hier diese Sache und meine Bitte.

Wenn ich auf das zurückblicke, was ich seit einer Reihe von Jahren durch meine Vorlesungen und meine Schriften für die Phrenologie gewirkt, so fühle ich mich einerseits durch die Erfolge meiner Bemühungen aufs Höchste befriedigt. Ich habe die unendlich zahlreichen Mißverständnisse, welche über die Phrenologie herrschen, vielfach mit Glück zerstreut, habe Tausende zum Studium dieser Lehre angeregt, die Kenntniß der Phrenologie in weiten Kreisen verbreitet. Auch die kühnste Erwartung hätte mich beim Beginn meiner Laufbahn diese Erfolge, die ich als Lehrer der Phrenologie mit meinen schwachen Kräften erreicht habe, nicht voraussehen lassen. Allein auf der andern Seite sind gleichwohl diese Erfolge, im Vergleich zur allgemeinen Anerkennung der Phrenologie, nur gering. Denn auf die so sehr zahlreichen eigentlichen Gegner der Phrenologie, d. h. auf die Männer, welche auf dem oben bezeichneten Standpunkte der Verwerfung stehen, und welche, weil sie die Phrenologie von Vornherein für einen Irrthum oder für wissenschaftlich werthlos halten, nichts darüber lesen noch hören mögen, habe ich natürlich keinen Einfluß gewinnen können. Dazu kommt die große Masse der Gleichgiltigen, welche an der Phrenologie darum kein Interesse nehmen, weil sie

von der hohen praktischen Wichtigkeit dieser Lehre keine Ahnung haben.

Auf die sehr große Zahl aller dieser in Unwissenheit Befangenen könnte ein Mann von allgemeiner wissenschaftlicher Geltung durch sein Urtheil den größten und entscheidendsten Einfluß üben. Wenn Sie, verehrtester Herr, das unbefangene Urtheil über Phrenologie, welches Sie in Ihrem Vortrag im Gewerbeverein aussprachen, veröffentlichten, so würde schon hierdurch der schlimme Einfluß so vieler ganz unberechtigter und unwissenschaftlicher Urtheile (wie z. B. von Hyrtl und Bock) beseitigt werden. Allein wenn Sie, wie es des Naturforschers wohl würdig ist, aus Ihrer theoretischen Stellung zur Phrenologie hervortreten, dieselbe praktisch prüfen und das Ergebniß öffentlich mittheilen würden, so würden Sie dadurch die Wissenschaft und die Wahrheit außerordentlich fördern. Und diese praktische Prüfung der Phrenologie ist es, um welche ich Sie vertrauungsvoll zu bitten wage.

Unter allen Männern der Wissenschaft in Deutschland, verehrtester Herr, möchte kaum ein anderer gefunden werden, welcher sich in jeder Hinsicht so ganz zur Prüfung der Phrenologie eignet, als Sie. Sie sind ein großer Anatom, und gerade unter den Anatomen giebt es so manche, welche aus gänzlicher Unkenntniß der Phrenologie ihre Gegner sind; Sie sind ein Mann des umfassendsten und vielseitigsten Wissens, der schärfsten Beobachtungsgabe, der freisinnigsten und unbestochensten Prüfung der Wahrheit auf jedem Wissensfelde. Ihr Zeugniß für oder gegen die thatsächliche Wahrheit der Phrenologie wird in der deutschen Gelehrtenwelt von entscheidendem Gewichte sein.

Die Prüfung der Phrenologie würde für Sie allein, verehrtester Herr, nicht unbedeutende Schwierigkeiten darbieten. Denn da man die Phrenologie, um sie zu prüfen, praktisch kennen muß, so wäre meine Bitte dann gleichbedeutend mit der Bitte des praktischen Studiums dieser Wissenschaft. Dieses Studium aber erfordert Mühe und Zeit. Viele Gelehrte, besonders Aerzte, welche die Phrenologie praktisch studiren wollten, klagten mir über die Schwierigkeiten gleich beim ersten Studium. Man findet,

sagen sie, ohne praktische Anleitung schwer einen Eingang in die Phrenologie: wo soll man anfangen bei den vielen Organen und Sinnen? woran erkennt man die wissenschaftlich bemerkenswerthen Fälle, und wie unterscheidet man sie von den wissenschaftlich bedeutungslosen?

Ich erlaube mir daher, verehrtester Herr, Ihnen zur Prüfung der Phrenologie meine Unterstützung anzubieten, etwa in der folgenden Weise. Ich beurtheile mehrere von Ihnen bestimmte Personen, bis Sie sich von der Wahrheit oder Unwahrheit der Phrenologie (sofern meine Urtheile die Wissenschaft vertreten können) überzeugt haben. Wenn ich z. B. fünfzig (hundert) Urtheile über bestimmte Charakterzüge, Talente ꝛc. ausspreche, welche alle richtig sind, so wird Ihnen dieses vielleicht als Beweis für die Wahrheit der Phrenologie gelten. Wären dagegen unter meinen Urtheilen richtige mit unrichtigen gemischt, so würden Sie dieses als einen Beweis der Unwahrheit der Phrenologie betrachten. Natürlich darf ich nicht nur nicht wissen, wer die Person ist, welche ich beurtheile, sondern ich darf auch *nichts anderes* von ihr sehen, als den Kopftheil, welcher das Gehirn umschließt, also nicht das Gesicht, auch nicht die Hand, nicht einmal den Gang. (Gesicht und Gestalt werden vor der Untersuchung verhüllt.)

Wie viele Personen wir zur Prüfung der Phrenologie nöthig haben werden, ist nicht voraus zu bestimmen. Die Phrenologie ist bekanntlich *nicht* die Kunst, aus der Kopfgestalt des Menschen seinen Charakter *nach allen Zügen* zu erkennen*). Sondern die Phrenologie ist die *Wissenschaft von den Grundkräften des Geistes und ihren Organen*, und diese Wissenschaft ist *nur aus denjenigen Fällen* zusammengestellt, wo eine Grundkraft und ihr Organ entweder *sehr stark* oder *sehr schwach* vorhanden ist. Bei einigen Menschen nun sind wenige (selten gar keine), bei andern viele (selten bis 10

*) Dies aus mehreren Gründen nicht: wegen der Unmöglichkeit, die Größe der Organe — bei der Ungleichheit in der Dicke der Hirnschale, bei dem Mangel wahrnehmbarer Grenzen zwischen den Organen ꝛc. — genau zu erkennen, wegen des Einflusses der Erziehung, der Schicksale, der Kenntnisse, der Gesundheit auf den Charakter u. s. w.

oder 12) solche entschiedene Züge vorhanden. Man kann vielleicht die Durchschnittszahl der mit wissenschaftlicher Sicherheit auszusprechenden phrenologischen Urtheile auf 4 bis 5 bestimmen, wenn der Phrenolog das Temperament, die Erziehung, die Schicksale des Untersuchten kennt, und auf 2 bis 3, wenn dem Phrenologen nichts weiter, als die Gehirn- oder Kopfgestalt bekannt ist*).

Ich darf mir wohl erlauben, verehrtester Herr, hier einige Andeutungen für die Wahl der zu untersuchenden Personen zu geben. Bei großen Köpfen (Gehirnen) sind durchschnittlich mehr Urtheile auszusprechen, als bei kleinen; ebenso bei Menschen von lebendigem, kräftigem (sanguinischem ꝛc.) Temperament mehr, als bei Menschen phlegmatischen Temperaments. Bei Menschen, welche schon durch ihre Erscheinung imponiren, welchen Geist und Charakter auf dem Gesichte geschrieben sind, bei thatkräftigen Menschen, welche sich selbst eine Stellung, einen großen Wirkungskreis geschaffen, bei Menschen, welche über viele Menschen zu herrschen verstehen, bei Professoren und Predigern, welche viele Zuhörer, bei Aerzten, welche eine große Praxis haben, bei „großen" Gelehrten, Schriftstellern, Dichtern, Künstlern, kurz bei Menschen, welche durch Handlungen und Leistungen berühmt, oder — durch große Verbrechen — berüchtigt sind, bei allen diesen sind durchschnittlich mehr phrenologische Urtheile auszusprechen, als bei

---

*) Die Zahl dieser Urtheile könnte gegenüber der Zahl der vorhandenen Sinne nur gering und so die Phrenologie praktisch wenig bedeutsam scheinen. Durchaus nicht: denn die Züge mittlerer Stärke (welche der Mensch mit der Mehrzahl der Menschen gemein hat,) sind keine wirklichen Charakterzüge und interessiren uns am Menschen nicht. Alles das, was ein Mensch im Charakter Besonderes, für uns Interessantes, für die Erziehung, die Wahl des Berufes ꝛc. Bedeutsames hat, — so wenig oder so viel es allemal sei, — fällt mit dem phrenologisch Nachweisbaren zusammen. Uebrigens sind die negativen phrenologischen Urtheile, — daß bestimmte Sinne nicht sehr stark oder sehr schwach seien, — im Grunde doch wieder positiv, so daß streng genommen die Zahl der phrenologischen Urtheile fast immer (bisweilen mit Ausnahme einiger, z. B. an der Stelle der Stirnhöhle gelegenen Organe) der Zahl der vorhandenen Sinne selbst gleichkommt.

solchen, welche eine niedrige, untergeordnete, dienende Stellung haben, und sich in ihr am Platze fühlen, oder bei solchen, welche nichts thun und welchen nichts gelingt, oder bei solchen, welche keine Tugenden und keine Fehler haben.

Bei Kindern bis zu 12 oder 14 Jahren ist an sich die Untersuchung leichter und sicherer, als bei Erwachsenen. Dies wegen der geringeren Ungleichheit in der Dicke der Hirnschale, besonders längs der unteren Stirne (Stirnhöhle ꝛc.). Gleichwohl können Kinder für unseren Zweck nicht dienen, weil die Kenntniß ihres Charakters zu unsicher ist. Dies gilt auch noch bei jungen Leuten bis zu 20 oder 25 Jahren. Es bedarf für uns sicher zu erkennende Charakterzüge, Personen etwa vom 30sten Jahre an aufwärts.

Bei Frauen sind die Urtheile durchschnittlich etwas weniger sicher, oder die sicheren Urtheile etwas weniger zahlreich, als bei Männern: dies weniger darum, weil das weibliche Gehirn durchschnittlich kleiner ist, als das männliche, — denn dies wird dadurch aufgewogen, daß die weibliche Hirnschale dünner und weniger ungleich ist, als die männliche: — allein der weibliche Charakter beruht mehr als der männliche außer auf dem Gehirnleben auch auf dem Nervenleben, ist gleichsam beweglicher, als der männliche.

Unbedingt ausgeschlossen von unserer Untersuchung sind natürlich geistig kranke (wahnsinnige) Menschen. Die Größe des Gehirns und seiner Theile kann ja nur dann eine Bedeutung haben, wenn das Gehirn ein gesundes ist. Auch körperlich kranke Menschen, wenn die Krankheit eine langjährige oder sehr schmerzhafte ist und so auf den Charakter wesentlichen Einfluß übt, sind auszuschließen.

Unsere Untersuchung wird desto leichter zum Ziele führen, wenn Personen verschiedenen Charakters zur Beurtheilung kommen. Am häufigsten finden sich verschiedene Charaktere bei Personen von verschiedenem Stand oder Beruf: bei Gelehrten, Kaufleuten, Handwerkern, Künstlern, Soldaten ꝛc. Doch fällt natürlich nicht der Beruf an und für sich oder immer mit dem Charakter zusammen, da er ja gegen die Neigung gewählt sein

kann. So kann z. B. möglicher Weise der Kampfsinn bei einem Soldaten schwach, bei einem Künstler stark, der Erwerbssinn bei einem Kaufmann schwach, bei einem Gelehrten stark, der Sinn der Verehrung bei einem Geistlichen schwach, bei einem Juristen stark sein u. s. w.

Ebenso wenig wie mit dem Beruf als solchem, hat es natürlich die Phrenologie mit den Handlungen des Menschen als solchen zu thun, da diese ja durch verschiedene Charakterzüge oder durch äußere Verhältnisse veranlaßt sein können. Eine Handlung der Wohlthätigkeit kann durch den Hang wohlzuthun oder durch Beifallsliebe ꝛc., ein Diebstahl kann durch den Hang zu stehlen oder durch Hunger und Noth hervorgerufen sein ꝛc.

Da nur allein der Charakter des Menschen als solcher der Gegenstand der Phrenologie ist, so sei mir hierüber noch eine kurze Bemerkung gestattet. Jeder Mensch hat alle Grundkräfte des Geistes oder inneren Sinne, aber bei jedem sind sie ungleich stark: bei einem Menschen ragt dieser, bei einem andern jener Sinn an Stärke vor den übrigen vor. Aus dieser ungleichen Stärke der Sinne geht hauptsächlich die menschliche Charakterverschiedenheit hervor. Diejenigen Sinne, welche sich ähnlich sind, unterstützen, die unähnlichen bekämpfen einander. Es unterstützen sich z. B. Anhänglichkeit und Wohlwollen, Verheimlichungssinn und Vorsicht, Selbstgefühl und Festigkeit, Verehrung und Idealität. Es bekämpfen sich Anhänglichkeit und Selbstgefühl, „Zerstörungssinn“ und Wohlwollen, Erwerbssinn und Idealität, Vorsicht und Hoffnung ꝛc. Insofern jedem Sinn ein anderer oder einige andere entgegenstehen, kann man sagen, daß der geistige Mensch gleichsam aus Widersprüchen zusammengesetzt sei. Der Mensch ist zum Böse-werden, zum Zürnen geneigt (durch den „Zerstörungssinn“ ꝛc.) und gutmüthig (durch das Wohlwollen), er ist stolz (durch das Selbstgefühl) und ehrerbietig (durch die Verehrung), er ist beharrlich (durch die Festigkeit ꝛc.) und schwankend (durch die Vorsicht ꝛc.), er ist praktisch (durch den Erwerbssinn ꝛc.) und poetisch (durch die Idealität). Wenn nun bei einem Menschen diese einander entgegenstehenden Sinne, z. B. Selbstgefühl und Verehrung,

beide stark sind, so kann der Phrenolog sagen, der Mensch sei stolz und demüthig zugleich. Der Mensch ist dann weder (zu) stolz, noch (zu) demüthig, oder er ist da stolz, wo der Stolz, da demüthig, wo die Demuth am Platze ist. Diese sehr häufigen Fälle, wo die sogenannten Widersprüche im Menschen sich ausgleichen oder sich die Wage halten, bilden eine schlimme Klippe für das Verständniß der praktischen Phrenologie. Denn wenn der Phrenolog einen Menschen stolz und demüthig, praktisch und poetisch ꝛc. zugleich nennt, so scheint er mit diesem Urtheil wenig zu sagen; dasselbe scheint sich am Ende von selbst zu verstehen oder scheint von allen Menschen zu gelten. Dies ist natürlich nicht so, denn ein Mensch, bei dem z. B. Selbstgefühl und Verehrung oder Erwerbssinn und Idealität beide stark sind, ist von Charakter ein ganz anderer, als ein Mensch, bei dem die beiden Sinne schwach sind. Aber doch werde ich wegen der Schwierigkeit des Verständnisses Fälle dieser Art zu meinen Urtheilen nicht (oder nur ausnahmsweise) benutzen; auch darum, weil in allen diesen Fällen die Erziehung, die Verhältnisse und Schicksale, wenn sie sehr einseitig oder eigenthümlich sind, für das Vorwiegen des einen oder des andern Zuges den Ausschlag geben können und so das phrenologische Urtheil unsicher machen.

Von ganz andrer Art sind in jeder Beziehung die Fälle, wo von zwei einander entgegenstehenden Sinnen der eine, z. B. das Selbstgefühl, entschieden stark, der andere, die Verehrung, entschieden schwach ist. Hier ist im Charakter des Menschen unbedingt der Zug des Stolzes, das Gegentheil des Zugs der Demuth, vorhanden. Dies sind auch die Fälle, wo im Leben von einem Charakterzug des Stolzes gesprochen wird. Der Phrenolog kann in seinem Sinne und in seiner wissenschaftlichen Sprache sagen, daß ein Mensch von Charakter stolz und demüthig zugleich sei: aber im Leben ist diese Sprache nicht gebräuchlich, und wird eben darum leicht mißverstanden. Wenn man im Leben von einem Menschen sagt, daß er stolz sei, so will man damit sagen, daß er nicht zugleich das Gegentheil, nicht demüthig sei. In Fällen dieser Art stimmt also die Sprache der Phrenologie mit der Sprache des Lebens überein. Auch hat in diesen Fällen die

Erziehung ꝛc. nicht wesentlichen Einfluß auf den Charakter. Bei *starkem* Selbstgefühl und *schwacher* Verehrung mögen Erziehung, Verhältnisse, Schicksale sein von welcher Art sie wollen, immer wird sich *jener* Sinn als stark, *dieser* als schwach zeigen. Hauptsächlich Fälle dieser Art werden und müssen daher unsere Beispiele sein.

Alle meine Urtheile werden erst dadurch Werth erhalten, und ihren Zweck erfüllen, daß ich sie Ihnen, verehrtester Herr, wissenschaftlich *begründe*. Wir werden einen phrenologischen Kopf zur Hand haben, und wenn ich in einem Falle einen Sinn oder Charakterzug sehr stark oder sehr schwach nenne, so werde ich Ihnen (und den übrigen etwa anwesenden Herren) auch das Organ dieses Sinnes als sehr groß oder sehr klein zeigen. Man kann bekanntlich das Gehirn mit der Blume des Blumenkohls vergleichen, und die Organe der inneren Sinne mit den Aestchen dieser Pflanze, welche alle in der Mitte, im Stengel der Pflanze (dem Rückenmark) zusammenlaufen. Dieser Punkt der Vereinigung der Organe mit dem Rückenmark liegt in der Mitte des Unterkopfes, oder, genauer, in der Mitte einer geraden Linie, welche wir von einer Ohröffnung zur andern quer durch den Kopf in Gedanken ziehen. Von diesem Mittelpunkte aus (welcher, wenn wir den Kopf von der Seite, im Profil betrachten, mit der Ohröffnung zusammenfällt) können wir die verschiedenen Organe (Gehirn-Aestchen) leicht messen, am leichtesten diejenigen, welche in der Profillinie des Kopfes liegen, d. h. in der Linie, welche wir von der Nasenwurzel aufwärts über den ganzen Kopf, diesen in eine rechte und linke Hälfte theilend, gezogen denken. Wir werden da z. B. das Organ des Selbstgefühls, an der Stelle des sogenannten Haarwirbels, bei einem Kopfe vielleicht 2 Zoll größer finden, als bei einem andern, d. h. wenn wir die Umrisse beider Köpfe in natürlicher Größe über einander zeichnen, so daß die Ohröffnung beider den gemeinschaftlichen Mittelpunkt bildet, so würde die Umrißlinie des einen Kopfes an der bezeichneten Stelle möglicher Weise zwei Zoll über die Umrißlinie des andern *hinausreichen*. (Dies auch dann, wenn die beiden Köpfe oder Gehirne *im Ganzen* ungefähr die gleiche Größe haben, so daß

die erstere Umrißlinie an andern Stellen innerhalb der letzteren läge.) Eben dieselben großen Verschiedenheiten werden wir beim Organ des Sinnes der Verehrung, gerade auf der Mitte des Oberkopfes, wiederfinden. Ein Kopf wird hier hoch und ausgewölbt, ein andrer niedrig oder vertieft erscheinen. Aehnlich beim Organ der Festigkeit, des Wohlwollens, des Vergleichungsvermögens ꝛc.

Dieser so bedeutende Unterschied in der Größe der Gehirntheile widerlegt zugleich den Einwurf, welchen einige Anatomen gegen die Phrenologie zu machen pflegen, daß wegen der Unregelmäßigkeit in der Dicke der Hirnschale große und kleine Gehirntheile (Organe) aus der äußeren Kopfgestalt mit Sicherheit nicht erkannt und unterschieden werden können. Der Unterschied in der Dicke der Hirnschale beträgt einige Linien, der Unterschied in der Größe der Organe sehr oft zwei Zoll: der letztere Unterschied ist daher etwa zehnmal bedeutender, als der erstere, so daß man sich nicht täuschen kann, wenn man in einem solchen Unterschied zweier Köpfe an einer bestimmten Stelle einen Unterschied der Gehirne erkennt. Der fragliche Einwurf der Anatomen gleicht ganz dem Einwurf, welchen ich von einigen Philosophen gegen die Phrenologie erheben hörte, daß es keine bestimmt zu unterscheidenden Charakterzüge im Menschen gebe. Der Unterschied unter den Charakterzügen der Menschen ist ungefähr ebenso groß, ist ebenso leicht oder schwer zu erkennen, als der Unterschied in den Kopf- oder Gehirngestalten. Wohl giebt es viele Menschen, bei welchen bestimmte Charakterzüge kaum oder schwer zu erkennen sind, Menschen, von denen man nicht bestimmt sagen kann, ob sie stolz oder demüthig, muthig oder furchtsam, fest oder wankelmüthig ꝛc. zu nennen sind, gerade wie es viele Menschen giebt, deren Kopfgestalten einen so geringen Unterschied unter sich zeigen, daß man daraus (bei der ungleich dicken Hirnschale) auf einen Unterschied in den Gehirngestalten mit Sicherheit nicht schließen könnte. Allein solche Menschen dienen eben nicht zur Begründung oder Bereicherung der Wissenschaft; es gäbe keine Phrenologie, wenn es nur solche Menschen gäbe. Aber die Natur ist reicher, als Viele zu wissen scheinen. Es giebt jenen Menschen

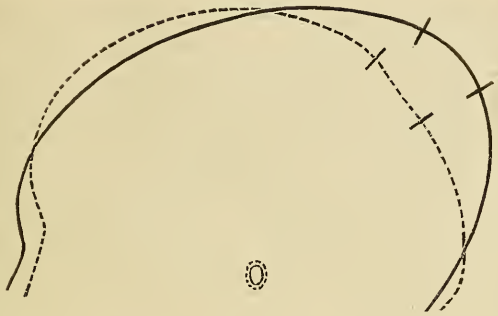


Fig. 1. Großes und kleines Organ des „Selbstgefühls".

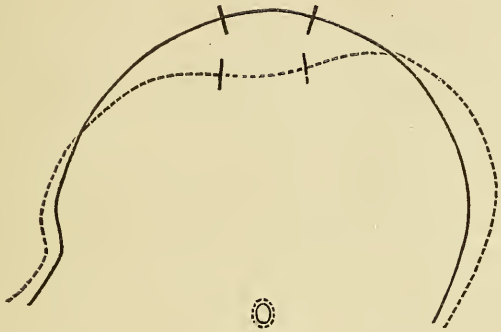


Fig. 2. Großes und kleines Organ der „Verehrung".

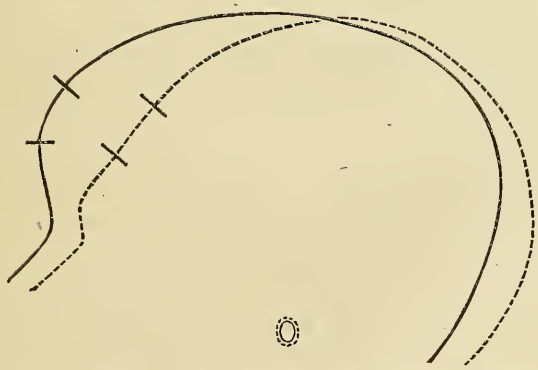


Fig. 3. Großes und kleines Organ des „Vergleichungs-Vermögens".

gegenüber auch solche, bei denen die Unterschiede sowohl im Charakter, als in der Gehirngestalt sehr bedeutend sind, und daher mit Leichtigkeit und Sicherheit nachgewiesen werden können, Menschen, welche sehr stolz oder sehr demüthig, sehr muthig oder sehr furchtsam, sehr poetisch oder sehr prosaisch, in irgend einer Beziehung sehr talentvoll oder ganz talentlos ꝛc. sind, und bei welchen die ebenso bedeutenden — Zolle betragenden — Unterschiede in der Kopfgestalt *nur* durch die Unterschiede in der Gehirngestalt und *nicht* durch die Unregelmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale begründet sein können.

Mit dem eben besprochenen Einwurf gegen die Phrenologie verwandt ist ein anderer, welcher ein *allgemeiner* genannt werden kann, und welchen auch Sie, verehrtester Herr, erhoben haben, der Einwurf, daß die Phrenologen *zu weit gehen*. Wer immer zum erstenmal von der Phrenologie Kenntniß erhält und eine phrenologische Büste mit den vielen darauf verzeichneten Organen erblickt, und noch nicht die Bedeutung dieser Organe, nicht die Forschungsweise kennt, durch welche sie aufgefunden wurden, der *muß* fast in das Vorurtheil verfallen, daß diese Organe zu zahlreich seien, um alle auf Wahrheit beruhen zu können, daß also die Phrenologen in der Aufstellung dieser Organe „zu weit gehen“. In der That hat der Gedanke, daß der in sich einige menschliche Geist so viele besondere Kräfte habe, auf den ersten Blick etwas sehr Sonderbares, fast Lächerliches. Auf der Schule hat man uns gelehrt, der menschliche Geist habe drei, vier, höchstens sechs, sieben Grundkräfte: Erkenntniß, Empfindung, Willenskraft, Gedächtniß ꝛc., und nun soll er nach der Phrenologie gegen vierzig solche Kräfte haben! Nein, „dies geht zu weit!“ Allein wenn wir die Sache ein wenig näher ansehen, so werden wir das, was uns auf den ersten Blick so unwahrscheinlich dünkt, vollkommen natürlich und wahr finden. Abgesehen davon, daß die Phrenologen die Grundkräfte nicht *erfunden*, sondern *gefunden* haben, so kann uns bei dem unendlichen Reichthum des menschlichen Geistes an Trieben, Neigungen, Gefühlen, Talenten, die Zahl der phrenologischen Sinne *an und für sich* durchaus nicht zu groß erscheinen. Das wissenschaftliche Schicksal der

Grundkräfte des Geistes ist ein ähnliches wie das der Grundstoffe der Körper. Ich lernte als Kind in der Schule, daß es vier Elemente gebe: dies waren erfundene oder falsche, jetzt kennt man mehr als ein halbes Hundert wahre, gefundene Elemente. Die Phrenologie kennt als Grundkräfte des Geistes z. B. einen Kampfsinn, einen Verheimlichungssinn, einen Erwerbssinn, einen Sinn des Selbstgefühls, der Beifallsliebe, der Festigkeit, der Verehrung, des Wohlwollens, der Idealität ꝛc. Keiner dieser Sinne ist zu viel, keinen könnten wir wegstreichen, ohne damit einen wesentlichen Theil der geistigen Thätigkeit zu vernichten. Auch keinen der Verstandessinne, deren große Zahl den meisten Anstoß zu erregen scheint. Hier fallen sogar — zum vollsten Beweis der Wahrheit der Sache — die wissenschaftlichen Worte und die Sprache des Lebens in Eins zusammen. Die Worte Formensinn, Farbensinn, Zahlensinn, Ortsinn, Tonsinn ꝛc. gelten im Leben und in der Wissenschaft; keiner dieser Sinne ist schon im andern enthalten. Man hört oft Jemanden sagen, daß er wenig Ortsinn oder Zahlensinn oder Tonsinn ꝛc. habe, womit selbstverstanden ist, daß andere Sinne oder Talente in stärkerem Maß bei ihm vorhanden sein können. Fürwahr, ein neuer Fund des Wissens kann niemals an alten Ansichten, sondern nur an den Thatsachen des Lebens, an der Natur selbst geprüft werden: Ansichten können so alt als die Welt und falsch sein!

Und wie die Phrenologie aus der Natur, aus dem Leben geschöpft ist, so führt sie uns mit sicherer Hand ins Leben zurück: ihr praktischer Werth für alle menschlichen Lebensfragen ist sehr groß. Unsere Zeit ist eine schwere und ernste Zeit geistiger Gährung, eine Zeit des Uebergangs der Menschheit in neue Bahnen des Lebens und des Denkens. An die Stelle der Autorität (in Leben und Wissenschaft, in Religion, Sitte, Politik ꝛc.), welche von jeher die Welt beherrschte, soll jetzt die Vernunft treten. Was ist aber die menschliche Vernunft, was sind ihre Gesetze und ihre Schranken? Ohne die sichere Beantwortung dieser Frage kann wohl Altes und Schlechtes umgestürzt, aber nicht Neues und Besseres aufgebaut werden, ohne diese Beantwortung geht unsere Zeit unendlichen Wirren entgegen, ja wir

leben zum Theil schon mitten in diesen Wirren: denn die großen materiellen Erfindungen unserer Zeit, Eisenbahnen, Maschinen, Telegraphen ꝛc., haben noch dazu beigetragen, die Wirren zu steigern. In dem Strudel unserer materiell bewegten Zeit bedarf die Menschheit einen *stärkeren* Halt, als den bisherigen, die Autorität, und doch hat sie selbst *diesen* verloren. Kann aber die Vernunft der Menschheit den verlorenen Halt geben? Sie kann dieses nur dann, wenn sie in ihren Gesetzen gekannt, wenn sie eine selbstbewußte ist. Die Vernunft ist der Geist: Vernunftlehre ist Geisteslehre. Die Fragen: was ist die „*vernünftige*" Religion, die „*vernünftige*" Erziehung, das „*vernünftige*" Staatsrecht ꝛc. sind Fragen der praktischen Vernunftlehre und können nur von ihr beantwortet werden. Stellen wir damit die Vernunftlehre, die Phrenologie, zu hoch? erwarten wir zu viel von ihr? Nein, schon die materiellen Entdeckungen haben vor unseren Augen die Welt umgestaltet. Um so viel der Geist höher steht, als der Körper, um so viel umfassender und segensreicher, als alle materiellen Entdeckungen es vermochten, wird die Entdeckung der wahren menschlichen Geistesnatur auf das Wohl der Menschheit zurückwirken.

Sie werden, verehrtester Herr, diese meine Ansicht von der praktischen Wichtigkeit der Phrenologie nicht ganz theilen. So wie die Phrenologie selbst in ihren Thatsachen auf den ersten Blick „zu weit zu gehen" scheint, ähnlich so die praktische Anwendung der Phrenologie. (In meinen Schriften habe ich ausführlich gezeigt, wie die Erziehungslehre, die Religionslehre ꝛc. in der Phrenologie ihre wissenschaftliche Grundlage haben.) Allein gewiß werden Sie der Phrenologie so viel theoretische und praktische Wichtigkeit beilegen, daß Sie meine Bitte der Prüfung derselben gerne erfüllen. Diese Prüfung ist für Sie mit einiger Mühe und einem kleinen Zeitopfer verbunden. Ich glaube, daß zwei oder drei Sitzungen, jede von wenigen Stunden, genügen werden. Im Falle Sie etwas über Phrenologie zu lesen wünschten, erlaube ich mir, Ihnen zwei meiner neuesten Schriften zu überreichen. In den „Reisebildern" sind vielleicht einige Aufsätze (über die Phrenologie als Geisteslehre, über Hyrtl, Lucae, Schopen-

hauer, die religiösen Wirren der Gegenwart, meine Begegnisse in Amsterdam, die Versammlung der Anthropologen in Göttingen ꝛc.) für Sie von einigem Interesse. In den „Frauenbildern“ würden Sie Näheres über die wissenschaftliche Bedeutung phrenologischer Charakterbeurtheilungen finden.

Das Ergebniß Ihrer Prüfung der Phrenologie — es sei welches es wolle — wird vom höchsten Interesse sein. Schon die Prüfung selbst wird die „Wissenschaft“, welche in Bezug auf die Geisteslehre bis jetzt im tiefsten Schlafe lag, aus diesem erwecken. Nachdem die ganze übrige Natur von der „Wissenschaft“ mit unendlichem Glück erobert und ihrem Herrschergebiete einverleibt worden, nachdem die Chemie, die Physik, die Astronomie, die Geologie, die Physiologie zu stolzen und mächtigen Naturwissenschaften aufgeblüht, hat bis jetzt der höchste Gegenstand der Natur, der menschliche Geist, für die „Wissenschaft“ in Nacht und Vergessenheit gelegen. Es gab nicht nur keine Naturlehre des Geistes, sondern die „Wissenschaft“ dachte nicht einmal daran, eine solche zu schaffen, den Weg zu einer solchen anzubahnen. Jeder Laie kennt die große Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und der menschlichen Kopf- oder Gehirngestalten: aber die „Wissenschaft“ kennt diese Verschiedenheiten noch nicht, hat sie noch nicht beachtet, beide nicht unter sich verglichen, da doch diese Vergleichung zur Kenntniß der Grundkräfte des Geistes, zur Kenntniß der Bedeutung der Gehirnverschiedenheiten zu führen verspricht. Diese Trägheit der „Wissenschaft“ hat fürwahr schon allzulange gewährt: sie wird und muß ein Ende haben. Ihre Prüfung der Phrenologie schon als solche, und abgesehen von jedem Ergebnisse, wird die „Wissenschaft“ zu ihrer versäumten Pflicht, die so nahe gelegten Beziehungen zwischen Geist und Geistesorgan zu erforschen, mit zwingender Gewalt zurückführen. Die Phrenologie hat die Geistesverschiedenheit und die Gehirnverschiedenheit unter sich verglichen und die Erfunde zusammengestellt. Erweisen sich diese Erfunde bei Ihrer Prüfung als unrichtig, so ist die Aufgabe für die „Wissenschaft“, nach den richtigen zu forschen, nur desto dringender. Erweisen sie sich als richtig, so ist es, da nur das Selbstsehen den Natur-

forscher macht, die Sache der deutschen Gelehrten, Ihnen nachzuprüfen. Und so ist Hoffnung, daß auch die Geisteslehre endlich zur allgemein gekannten Naturwissenschaft werden, und damit der große Ring dieser Wissenschaften, welche alle Ein Ganzes bilden, zum Ruhme unseres Jahrhunderts geschlossen werden wird.

Breslau, 18. September 1865.

Auf die vorstehende Ansprache an Hrn. Professor Virchow, welche, als Broschüre gedruckt, ich ihm mit einem besonderen Schreiben übersandte, erhielt ich von ihm keinen, also einen ablehnenden Bescheid. Dies vielleicht, weil ihm die Phrenologie doch nicht wichtig genug schien, um ihr eine besondere Mühe und Zeit zu widmen, oder, was mir wahrscheinlicher ist, weil er eine gewisse Scheu davor fühlte, sich in die ihm als Anatomen fremde und schwierige Geisteslehre einzulassen. Wenn der letztere Grund der wahre ist, so erkaube ich mir, dem verehrten Manne, — dem, wie Arnold, ich es hoch anrechne, daß sie unter allen namhaften Anatomen und Physiologen Deutschlands die einzigen sind, die sich unparteiisch über die Phrenologie ausgesprochen, — meine frühere Bitte hiermit nochmals vorzutragen, indem ich bemerke, daß die Prüfung der Phrenologie auch in Betreff der Geisteslehre nur dann erhebliche Schwierigkeiten bieten kann, wenn man sie ohne Hilfe eines Phrenologen vornehmen will. Mit meiner Hilfe wird diese Prüfung eine leichte sein, da ich sehr klar alle Fragen beantworten und alle Zweifel lösen werde, welche die uns vorliegenden Thatsachen betreffen, und da ich dies gerne so lange thun werde, bis der Prüfende eine feste und bestimmte Ueberzeugung von der Wahrheit oder Unwahrheit der Phrenologie gewonnen hat.

XXI.

Anthropologie und Phrenologie.

„Jede neue Richtung hat mit entgegenstehenden alten zu kämpfen und kann sich ihre Bahn nicht brechen, ohne links und rechts an- und umzustoßen."
Archiv für Anthropologie IV. Bd. Vorwort.

1.

Die Anthropologie umfaßt, wie sich versteht, nicht blos die Lehre vom Körper, sondern auch die vom Geiste des Menschen. Dies ist auch ausdrücklich im Vorwort des vorliegenden „Archives" ausgesprochen*). („Die Anthropologie enthält die Psychologie ganz.") Gleichwohl pflegen die Anthropologen sich nicht mit der Untersuchung des Geistes, sondern nur mit der des Körpers zu befassen. Selbst da, wo die Untersuchung des Körpers auf die des Geistes unmittelbar hinzuweisen scheint, — in der Lehre vom Gehirn, — gehen die Anthropologen nicht auf die Geisteslehre ein, sondern bleiben bei der Körperlehre als solcher stehen. In Göttingen fand i. J. 1861 eine Versammlung von Anthropologen statt, von deren wissenschaftlichen Verhandlungen ein ausführlicher

---

*) Ich gebe den Aufsatz hier unverändert, wie er für das „Archiv für Anthropologie" geschrieben ist, und knüpfe daran die Bitte an die geehrte Redaction dieser Zeitschrift, den Aufsatz auch aufzunehmen, da derselbe zugleich als eine (von mir geschriebene) Hinweisung auf die „Phrenologischen Bilder" gelten kann.

Bericht im Drucke vorliegt. Diese Männer haben nicht nur keine Frage der Geisteslehre in die Untersuchung gezogen, sondern, obgleich ihre dreitägigen Besprechungen fast nur die Formenverschiedenheiten und die Messungen des menschlichen Schädels und Gehirns (die „Morphologie" des Gehirns) zum Gegenstand hatten, es also zwingend nahe gelegen hätte, auch die Frage nach der Bedeutung dieser Formverschiedenheiten zu stellen, so wurde doch diese Frage von ihnen nicht einmal berührt, geschweige ausführlich besprochen. In der vorliegenden, bereits zu einer Reihe von Bänden angewachsenen, Zeitschrift ist ganz gegen jene Worte der Vorrede die Psychologie nicht zum Gegenstand der Untersuchungen gemacht worden.

Woher diese merkwürdige Vernachlässigung eines ganzen großen Gebietes der Anthropologie, eines Gebietes zumal, welches das erste und wichtigste dieser Wissenschaft ist? Denn die Betrachtungen und Messungen der verschiedenen Gehirnformen können ja nur den wissenschaftlichen Endzweck haben, zur Kenntniß der Bedeutung, welche diese Verschiedenheit des Geistesorgans für den Geist hat, zu führen. Allein so räthselhaft dieser Mangel der Forschung auf den ersten Blick erscheinen mag, die Erklärung desselben ist nicht allzuschwer: sie liegt vor Allem in der so sehr großen Verschiedenheit der beiden Wissensgebiete, der Körperlehre und der Geisteslehre, einer Verschiedenheit, welche ein wissenschaftliches Herübertreten von jenem Gebiet in dieses als kaum möglich erscheinen läßt. Dort der sichtbare und greifbare, dem Messen, Zählen, Wägen zugängliche Gegenstand der Forschung, hier die der unsichtbaren Welt angehörenden menschlichen Gefühle, Neigungen, Leidenschaften, welche vermöge ihrer Natur einer wirklichen wissenschaftlichen Erforschung unzugänglich zu sein scheinen. Wie unendlich viel schwieriger ist jedenfalls die letztere Forschung, als die erstere! Wenn jede wissenschaftliche Leistung eine jahrelange Arbeit und Uebung in dem betreffenden Fache voraussetzt, wenn auch der Mann der Körperlehre sich in seinem Fache einer solchen Arbeit und Uebung unterzogen haben muß, ehe er die Wissenschaft durch seine Leistungen zu bereichern hoffen darf, wie wäre es denkbar, daß er ohne Weiteres in dem ihm fremden

und an sich viel schwierigeren Gebiet der Geisteslehre mit Erfolg als Forscher aufzutreten vermöchte! Und selbst angenommen, er schreckte vor der jahrelangen neuen Arbeit und Uebung nicht zurück und fände auch dazu die Zeit, so ist es immer fraglich, ob er für diese Forschung das nöthige Talent mitbringt. Er ist vielleicht bei starkem Formensinn, Ortssinn, Zahlensinn ꝛc. ein Genie in der Körperlehre, und *ohne* besonderes Talent in der Geisteslehre.

Schon dies würde zur Erklärung genügen, warum die Anthropologen, welche nur Männer der Körperlehre sind, das Gebiet der Geisteslehre bisher nicht einmal zu betreten versucht haben. Noch ein weiterer Erklärungsgrund ist der folgende. Unsere Zeit ist auch in wissenschaftlicher Hinsicht merkwürdig und groß durch den erwachten Geist echter Naturwissenschaft, welcher uns einen früher nicht geahnten Reichthum wahren Wissens erschlossen hat und immer mehr erschließt. Was sind in Bezug auf Wissen und Kenntnisse die verflossenen Jahrtausende der Menschheit gegen unser Jahrhundert! Ueberall, in allen Gebieten der Natur, wo man früher nur philosophirte, träumte und irrte, hat man jetzt gelernt, mit offenem Auge zu sehen und zu wissen, und ist eben dadurch auf dem sicheren Wege, immer weiter in dem Erkennen thatsächlicher Wahrheiten fortzuschreiten. Jeder Forscher in den Gebieten der Naturwissenschaft ist sich dieser wissenschaftlichen Größe unserer Zeit klar bewußt, ist stolz auf den gewonnenen sicheren Weg der Forschung, und wacht nach seinen Kräften darüber, daß dieser Weg niemals wieder verlassen werde. Sicheres und bestimmtes — exactes — Wissen ist das große Wort in allen Gebieten der Naturwissenschaft geworden, im Gegensatze zu dem geträumten oder Scheinwissen der früheren Zeiten. Mit Recht wird nur jenes Wissen für werthvoll, dieses für werthlos gehalten, wie denn auch dieses keine, jenes unendlich reiche praktische Ergebnisse aufzuweisen hat. Da nun alle Anthropologen Männer der exacten Wissenschaften sind, und da die Geisteslehre vermöge ihres Gegenstandes dafür gilt, nicht zu diesen Wissenschaften zu gehören, dürfen wir uns da wundern, daß die Anthropologen innerhalb des Gebietes dieser Wissenschaften stehen bleiben wollen,

daß sie ein Gebiet nicht betreten mögen, welches an sich werthlos zu sein scheint?

Hiermit scheint zugleich ein Vorwurf abgewiesen zu sein, welchen man vielleicht den Anthropologen zu machen versucht sein könnte. Wenn auch diese Männer selbst, — so könnte man vielleicht einwenden wollen, — das Gebiet der Geisteslehre nicht betreten können, warum verbinden sie sich nicht mit den Männern der Geisteslehre (den Psychologen), um ihnen den entsprechenden Theil der Forschung zu übertragen, damit die große und üble Lücke in der Anthropologie endlich ergänzt werde? warum werden nicht z. B. von der Redaction dieses Archives namhafte Psychologen veranlaßt, die Bedeutung der erkannten und durch Messung festgestellten Gehirnverschiedenheiten zu erforschen? Allein da die Psychologen nicht Männer der exacten Wissenschaft, ihre Forschungen also von sehr untergeordnetem Werth sind, so können sich diese Forschungen nicht zur Ergänzung oder Verschmelzung mit den Forschungen der Anthropologen eignen. Dies erhellt auch schon aus dem bisherigen thatsächlichen Mangel aller wissenschaftlichen Ergebnisse der psychologischen Forschungen, ein Mangel, welchen viele Psychologen selbst laut bekennen und beklagen. Nicht einmal die erste wissenschaftliche Grundlage ist bis jetzt in der Psychologie gelegt, nicht einmal eine wirkliche Kenntniß der Grundkräfte des Geistes ist in ihr gewonnen*).

Ist aber — eine andere sich hier aufdrängende Frage — ist das, was die Anthropologie in der Psychologie zu finden nicht hoffen darf, nicht etwa anderswo, ist es nicht in der Phrenologie zu finden? Die Phrenologie behauptet ja nicht blos, die wahre Geisteslehre zu sein, — die wirklichen Grundkräfte des

*) Uebrigens bleibt die Frage zu beantworten übrig, wie sich hiermit die oben erwähnten Worte in der Vorrede dieses Archives — daß „die Anthropologie die Psychologie ganz enthält", — vereinigen lassen. Entweder enthält die Anthropologie die Psychologie: dann ist diese damit für eine wirkliche Wissenschaft erklärt und die Anthropologen dürfen sie nicht, wie geschieht, thatsächlich ignoriren. Oder aber die Psychologie ist keine wirkliche Wissenschaft und die Anthropologen haben Recht, sie zu ignoriren: dann enthält die Anthropologie sie nicht.

Geistes aufgefunden, die sogenannten Widersprüche im Menschengeiste erklärt zu haben ꝛc., — sondern sie behauptet noch weiter, das, was vor Allem die Anthropologie zu suchen hat, die Kenntniß der Bedeutung der verschiedenen menschlichen Gehirngestalten, bereits zu besitzen. Gewiß ist es die Pflicht des Anthropologen, sorgfältig Alles zu prüfen, was die große Lücke in der Wissenschaft auszufüllen nur einigermaßen hoffen lassen kann. Allein wenn die Anthropologen gerechtfertigt sind, daß sie den Versuch nicht machen, die Lücke durch die Psychologie zu ergänzen, so bedürfen sie nach einer gewissen Meinung noch weniger einer besonderen Rechtfertigung dafür, daß sie den Versuch mit der Phrenologie nicht machen wollen. Nach dieser gewissen Meinung trifft die Geringschätzung, welche von Seiten der Männer der exacten Wissenschaft auf der Psychologie ruht, in noch höherem Maß oder mit noch größerem Recht die Phrenologie. „Die Aufschlüsse, — so lautet ungefähr diese gewisse Meinung, — welche die Phrenologie über die Geistesthätigkeit zu geben behauptet, sind nicht blos leer und ungenügend, wie die der Psychologie, sondern sie tragen den Stempel der schlimmsten Unwissenschaftlichkeit auf sich. Die Phrenologie zerspaltet z. B. den einheitlichen menschlichen Geist in eine sehr große Zahl besonderer Sinne; einige dieser Sinne — Diebssinn, Mordsinn ꝛc. — sind wohl das Stärkste, was jemals in unbegründeten Annahmen geleistet worden ist; statt bei der Erforschung der Gehirnthätigkeit, so wie die Wissenschaft es fordern würde, anatomisch vom innern Bau des Gehirns auszugehen, geht die Phrenologie von der äußeren Gestalt des Gehirns, ja von der Gestalt des Schädels aus u. s. w. Kurz, die Phrenologie ist nichts Anderes oder nichts Besseres, als eine jener Doctrinen, welche, — wie z. B. der Mesmerismus, die Physiognomik, manche Heilsysteme, — gleich als Caricaturen der Wissenschaft oder als wissenschaftliche Curiosa von Zeit zu Zeit auftauchen, um bald wieder in ihr Nichts zu verschwinden. Während daher die Psychologie trotz des Mangels an wissenschaftlichen Ergebnissen durch ihre wissenschaftliche Haltung eine gewisse Berechtigung hat, und darum auch immer Lehrgegenstand auf den Hochschulen gewesen ist, so hat die Phrenologie durch ihren

augenscheinlichen Mangel an Wissenschaftlichkeit eine fast unbedingte Nichtbeachtung von Seiten der Männer der Wissenschaft erfahren." So jene gewisse Meinung, welche noch immer bei namhaften Gelehrten gefunden wird. So wird z. B., wie ich bestimmt weiß, auf einigen Kathedern deutscher Universitäten noch heute die Phrenologie als „Unsinn" und „Schwindel" bezeichnet.

Sollte nach all dem Gesagten die Lücke in der Anthropologie für eine nothwendige und bleibende zu erklären sein? sollte die Wissenschaft vom Menschen ihre wichtigste Hälfte, die Geisteslehre, für immer entbehren müssen? Nein, diese Hälfte ist bereits vorhanden, und zwar eben in der Phrenologie, welche etwas *Anderes* ist, als sie den Meisten zu sein scheint. Die Phrenologie ist nur dem *Namen* nach von Allen, in ihrem Inhalt aber oder in ihrer wahren Bedeutung nur von sehr Wenigen gekannt. Die Phrenologie ist in der That diejenige *naturwissenschaftliche Geisteslehre*, welche im Gegensatz zur Psychologie oder einseitig philosophischen Geisteslehre die *ergänzende Hälfte der Anthropologie bildet*. Man verachtete bisher die Phrenologie, weil man sie nicht kannte, und man lernte sie nicht kennen, weil man sie verachtete, ein übler Zirkel, welcher wie ein Zauberbann die Nichtkenntniß der Phrenologie verewigen zu müssen scheint. Ich will hier auf wenigen Blättern den Versuch machen, den Bann zu lösen, ich will zu zeigen suchen, daß die Phrenologie gekannt, in ihren Thatsachen geprüft zu werden verdient.

Die Phrenologie ist vor Allem oder in der Hauptsache nicht Gehirnlehre (natürlich noch weniger Schädellehre), sondern naturwissenschaftliche *Geisteslehre*. Schon das Wort Phrenologie bedeutet, wie Psychologie, Geisteslehre (oder Seelenlehre). Man wählte dasselbe, weil die Phrenologie eine neue, eine naturwissenschaftliche, also eine *andere* Geisteslehre als die Psychologie ist, und es für die neue Wissenschaft eines neuen Namens bedurfte. Die Phrenologie als naturwissenschaftliche Geisteslehre

wäre eine große Entdeckung, eine große Wahrheit, wenn sie auch nichts von Gehirn wüßte oder lehrte, oder wenn auch alles Das, was sie vom Gehirn als Geistesorgan lehrt, irrig wäre. Denn die Phrenologie hat auf naturwissenschaftlichem Wege die Grundkräfte des Geistes aufgefunden. Die Grundkräfte des Geistes sind an wissenschaftlichem Werth das für die Geisteslehre, was die Grundstoffe oder Elemente der Körper an wissenschaftlichem Werth für die Körperlehre sind. So wie es eine wahre (wissenschaftliche) Körperlehre nicht gab, so lange man von vier Elementen der Körper träumte, d. h. so lange es keine Chemie gab, so hat es eine wahre (naturwissenschaftliche) Geisteslehre nicht gegeben, so lange man, wie in der Psychologie, bloße allgemeine Geisteskräfte, z. B. Gedächtniß, Willenskraft, Erkenntniß ꝛc. für Grundkräfte des Geistes hielt. Wie kann man z. B. das Gedächtniß für eine Grundkraft des Geistes halten, da die einfachste Beobachtung der Natur zeigt, daß dasselbe thatsächlich wieder in mehrere verschiedene Gedächtnisse zerfällt. Ein Mensch kann z. B. ein starkes Ortsgedächtniß und ein schwaches Zahlengedächtniß haben, ein anderer umgekehrt. Ebenso kann das Wollen oder Begehren keine Grundkraft des Geistes sein: denn ein Mensch begehrt mehr nach Geld und Gut, ein anderer nach Ruhm und Ehre, einer nach Liebe und Friede, ein anderer nach Streit und Kampf u. s. w. Der große Irrthum der Psychologen findet darin seine Erklärung, daß alle Psychologen die Grundkräfte des Geistes auf dem Wege der bloßen Selbstbeobachtung auffinden zu können meinten. Die Selbstbeobachtung kann uns nicht sagen, ob das Ortsgedächtniß und das Zahlengedächtniß eine und dieselbe oder zwei verschiedene Geisteskräfte sind, da uns die Natur den unmittelbaren Blick in das Getriebe unseres Geistes versagt hat. Die Phrenologie schlug zur Entdeckung der Grundkräfte des Geistes einen andern Weg, den der allseitigen Menschenbeobachtung, ein. Während uns die Selbstbeobachtung nur einen Menschen oder das, worin alle Menschen einander gleich sind, kennen lehrt, warf die Phrenologie ihren Blick auf die ganze Menschheit und entdeckte in der geistigen Verschiedenheit der

Menschen das Mittel, die Grundkräfte des Geistes aufzufinden und nachzuweisen. Denn wenn die Beobachtung zeigt, daß z. B. ein Mensch viel Talent für die Auffassung von Oertlichkeiten und wenig Talent für Zahlen hat, ein anderer umgekehrt, so ist dadurch der Ortsinn (das Ortstalent, das Ortsgedächtniß) und der Zahlensinn als besondere, als Grundkräfte des Geistes nachgewiesen. Schon die Sprache ist hier längst viel weiter in der Erkenntniß der Wahrheit vorgedrungen, als die sogenannte Wissenschaft der Psychologie. Die Sprache kennt einen besonderen Ortsinn, Zahlensinn, Tonsinn, Formensinn, Farbensinn ꝛc., wogegen unter allen Psychologen nicht ein einziger diese Sinne als solche oder als Grundkräfte des Geistes erkannte. Dies erklärt sich daraus, daß die Psychologen keine Naturforscher, sondern einseitige Philosophen, bloße abstracte Denker waren. Je weiter sie auf ihrem irrigen Wege, dem der Selbstbeobachtung, vorgingen, je mehr sie sich in das abstracte Denken vertieften, desto mehr verloren sie den freien Blick in die Natur, sahen gleichsam den Wald vor Bäumen nicht.

Gegen das hier Gesagte könnte man vielleicht einen Einwurf erheben wollen. So groß auch, — könnte man sagen, — die geistige Verschiedenheit der Menschen z. B. in der Stärke der einzelnen Gedächtnisse ist, so ist damit noch kein Beweis für die wirkliche Verschiedenheit, für die in der Natur selbst liegende Trennung dieser Gedächtnisse gegeben. Wer sagt uns, ob die verschiedene Stärke dieser Gedächtnisse nicht lediglich aus der Verschiedenheit der Erziehung, der Verhältnisse, der Interessen der Menschen hervorgeht? Wird nicht z. B. der Kaufmann einen stärkeren Zahlensinn, der Porträtmaler einen stärkeren Formensinn, der Reisende einen stärkeren Ortsinn ꝛc. darum haben, weil der Kaufmann für das Erkennen und Behalten der Zahlen, der Porträtmaler für das der Formen, der Reisende für das der Oertlichkeiten ein besonderes Interesse, auch darin eine größere Uebung hat? Angenommen, daß dieser Einwurf begründet ist, daß von Natur, von Geburt aus alle Arten des Gedächtnisses (und alle einzelnen Talente und Charakterzüge) in der Stärke einander gleich sind, kurz angenommen, daß es verschiedene unter

sich getrennte Geisteskräfte, sozumennende Grundkräfte des Geistes, gar nicht giebt, so ist der Vorzug, welcher der Phrenologie wegen des aufgefundenen neuen Weges der Forschung zugeschrieben werden soll, nur ein scheinbarer, so ist die Phrenologie als Geisteslehre so werthlos, wie die Psychologie.

Auf dem Standpunkt dieses Zweifels an dem Vorhandensein von Grundkräften des Geistes und des hieraus gegen die Phrenologie erhobenen bedingten Einwurfs, wie wir ihn hier formulirt haben, steht die große Mehrzahl aller Laien in der Geisteslehre. Natürlich! denn die Frage nach den Grundkräften des Geistes reicht in die ganze Tiefe der Geisteslehre hinab, und wer die Frage wissenschaftlich zu beantworten und zu entscheiden wüßte, wäre eben nicht mehr Laie in der Geisteslehre*). Doch haben wir diesen bedingten Einwurf gegen die Phrenologie hier nicht zu berücksichtigen oder zu widerlegen, denn wer ihn erhebt, zählt darum nicht zu jenen Gegnern der Phrenologie, welche dieselbe von vornherein als der Prüfung unwerth verwerfen. Dieser Einwurf, dieser Zweifel ist ein vollkommen berechtigter, gleichsam ein wissenschaftlich nothwendiger, da es ja die Pflicht des Naturforschers ist, jedem Dinge oder jeder Thatsache gegenüber, die er noch nicht kennt, noch nicht geprüft hat, zu zweifeln. Es wäre ebenso unwissenschaftlich, die Phrenologie von vornherein (ohne Prüfung) als wahr anzunehmen, als sie von vornherein als unwahr zu verwerfen. Auch ist, wie sich versteht, hier nicht die Stelle, den Zweifel ausführlich zu besprechen und zu heben, den Beweis, daß es Grundkräfte des Geistes giebt, zu führen. Die Phrenologie selbst als naturwissenschaftliche Geisteslehre ist in ihrem ganzen Inhalt nichts anderes, als der geführte Beweis, daß die geistige Verschiedenheit der Menschen (die Ver-

*) Laien in der Geisteslehre sind auch die Psychologen. Denn da die Psychologie keine wirkliche Wissenschaft ist, so konnte in ihr die Frage nach den Grundkräften des Geistes nicht entschieden werden, wie denn auch unter den Psychologen nicht blos über die wahren Grundkräfte des Geistes, sondern auch darüber die Ansichten getheilt sind, ob es überhaupt verschiedene Grundkräfte des Geistes giebt oder nicht. Daher steht der Psycholog auf dem Standpunkt jedes andern Laien in der Geisteslehre.

schiedenheit in der Stärke der einzelnen Gedächtnisse, Neigungen, Triebe ꝛc.) nicht aus der Verschiedenheit der Erziehung oder der äußeren Interessen hervorgeht, sondern auf der angeborenen verschiedenen Stärke der einzelnen unter sich getrennten Grundkräfte beruht.

Uebrigens liegen die Beweisgründe für diese Wahrheit so nahe und sind so schlagend, daß der Laie durch einen aufmerksamen Blick in die Natur beinahe schon die volle Ueberzeugung von derselben gewinnen kann. Zum Beispiel: die Kinder derselben Familie, ganz gleich erzogen, sind, so zahlreich sie seien, alle verschiedenen Charakters. Die Knaben in einer Schule zeigen die verschiedensten Anlagen: — schon dieses Wort bezeichnet etwas Angeborenes, von der Natur Angelegtes! — der Eine hat Talent für Sprachen, der Andere für Mathematik, der Andere für Zeichnen ꝛc., ohne daß diese Verschiedenheit auf vorausgegangene verschiedene Uebung oder auf ein verschiedenes Interesse zurückgeführt werden kann. Es ist allgemein anerkannt, daß das Genie — das höchste Maß des Talentes — angeboren ist und nicht anerzogen, nicht durch Uebung erlangt werden kann; auch ist es meistens ein einseitiges: das des Dichters, des Mechanikers, des Malers ꝛc. Ebenso ist der angeborene Schwachsinn oder Blödsinn, ebenso der angeborene (angeerbte) Irr- oder Wahnsinn meistens ein einseitiger oder theilweiser. Allein so schlagend auch diese Beweisgründe für das Vorhandensein von Grundkräften des Geistes — für die Wahrheit der Phrenologie als Geisteslehre — sind, so genügt doch ihre blos oberflächliche Betrachtung nicht, um den Zweifel ganz zu heben, um die wissenschaftliche Ueberzeugung von jener Wahrheit zu begründen. Es bedarf dazu des Eingehens in die Wissenschaft, die Phrenologie selbst. Da aber dieses Eingehen bis jetzt fehlt, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die große Mehrzahl der Laien an dem Vorhandensein von Grundkräften des Geistes zweifelt, eine Ueberzeugung für oder gegen dieses Vorhandensein nicht gewonnen hat.

Gegenüber dieser großen Mehrzahl zweifelnder Laien giebt es auch einige wenige nicht zweifelnde, welche das Vorhandensein getrennter oder als getrennt zu erkennender Grundkräfte des

Geistes entschieden leugnen, welche behaupten, daß im Grunde oder von Geburt aus alle Menschen geistig gleich seien, daß das, was uns als verschiedene Charakterzüge erscheint, nur die Folge verschiedener Erziehung oder Uebung oder verschiedener Interessen sei. Ein Philosoph (Fichte in Tübingen) war lange Zeit der Einzige, den ich als Vertreter dieser Ansicht kennen gelernt, und ich glaubte auch, daß nur ein Philosoph, welcher mehr gewöhnt ist, die Dinge, wie sie sein könnten, sich in einem System zusammenzustellen, als die Thatsachen der Natur, wie sie sind, zu beachten, — daß nur ein solcher Philosoph diese Ansicht fassen könne. Allein ich habe in diesen Tagen hier in Bremen (wo ich diese Zeilen schreibe) zu meiner Ueberraschung sogar einen Arzt kennen gelernt, welcher jene Ansicht theilt. In einer Sitzung des ärztlichen Vereins, in welcher ich über Phrenologie sprach, sagte Dr. Horn, er habe sich seit 17 Jahren mit dieser Doctrin beschäftigt und sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe durchaus auf Irrthum beruhe, da es wirkliche Charakterzüge im Menschen nicht gebe: Alles sei unbestimmt im geistigen Menschen, Nichts mit Sicherheit zu erkennen, Jemand, den der Eine Gemüthsmensch nenne, den nenne der Andere Verstandesmensch, u. s. w. Diese entschiedene Ansicht (Fichte's und Horn's), so merkwürdig sie ist, hat im Munde der Gegner der Phrenologie vor jenem Zweifel ein großes Verdienst voraus: das der Folgerichtigkeit. Vom Standpunkt dieser Ansicht aus kann von einer wissenschaftlichen Pflicht, die Phrenologie als Geisteslehre (oder in irgend einer Beziehung) zu prüfen, nicht die Rede sein. Wenn es keine bestimmten oder bestimmt zu erkennenden Charakterzüge, also keine nachweisbaren Grundkräfte des Geistes im Menschen giebt, so kann es auch keine naturwissenschaftliche Geisteslehre*), keine Phrenologie geben, und diese vermeintliche Wissenschaft darf und muß von vornherein verworfen werden.

Fragen wir, wie es möglich sei, daß nicht nur ein Philosoph, sondern daß ein Mann der Naturwissenschaft diese aller

*) Und wenn es keine besonderen Geisteskräfte giebt, so kann es auch keine besonderen Organe dieser Geisteskräfte, also keine Organenlehre geben.

Naturbeobachtung widersprechende Ansicht fassen könne, so kann die Beantwortung dieser Frage zur Klarstellung der vorliegenden Sache überhaupt beitragen, und wir wollen daher hierbei einen Augenblick verweilen. Jede Grundkraft des Geistes, jeder innere Sinn kann stark, und daneben jeder andere schwach sein. Das Maß reicht einerseits hinab bis zur äußersten Schwäche, zum Fastnichtvorhandensein eines Sinnes (die Fälle des Schwachsinns oder Blödsinns), andererseits hinauf bis zur höchsten Stärke, auch bis zur krankhaft gesteigerten Thätigkeit des Sinnes (die Fälle des Genies, der Leidenschaft, des Wahnsinns). Die Fälle der schwachen und die der starken Entwicklung sind nicht durch eine Grenzlinie geschieden, sondern sie bilden eine ununterbrochene Stufenleiter von der schwächsten über die mittlere bis zur stärksten Entwicklung. Oft nun sind in einem Menschen ein oder einige Sinne *schwach*, und daneben ein anderer oder einige andere Sinne *stark*: oft aber auch werden in einem Menschen alle oder fast alle Sinne *gleich oder ziemlich gleich* (schwach oder mittelmäßig oder stark) gefunden. Es versteht sich, daß nur jene ersteren Fälle, die der *einseitigen* Entwicklungen, wo ein Sinn gegen die übrigen entschieden stark oder schwach ist, dazu dienen können, den Sinn überhaupt als einen besonderen, selbstständigen Sinn zu erkennen und nachzuweisen. Wenn es nur Menschen mit gleich oder ziemlich gleich starken Sinnen gäbe, so wäre es nicht möglich, die Sinne als einzelne oder unter sich getrennte zu erkennen, und es könnte keine Geisteslehre, keine Phrenologie geben. Daher zerfallen in der vorliegenden Beziehung alle Menschen für den Geistesforscher in zwei große Classen: in Menschen *mit* und in solche *ohne* entschiedene Charakterzüge, oder in solche, welche dem Geistesforscher zur Bereicherung seiner Wissenschaft von Interesse sind, und in solche, welche es nicht sind.

Auf ähnliche Weise könnte die Frage gestellt werden, ob die Menschen in körperlicher Hinsicht, etwa in den Gesichtszügen, unter sich wesentlich verschieden seien oder nicht? Diese Frage wurde einmal mir gegenüber von einem Polizeibeamten verneint, welcher behauptete, das Signalement der Pässe sei fast ganz nutzlos, weil die Gesichtszüge der Menschen ziemlich gleich seien; eine

Nase z. B., welche der Eine groß nenne, könne ein Anderer mittelgroß oder gar klein finden. Allein auch diese Frage, wie die vorige, läßt sich nicht richtig beantworten, ohne daß man dabei zwei Classen der Menschen unterscheidet. Es giebt viele Menschen, deren Gesichtszüge wesentlich nicht verschieden sind, bei denen man möglicherweise darüber streiten kann, ob ihre Nase groß oder klein zu nennen sei, weil sie weder entschieden groß noch entschieden klein ist. Aber es giebt andererseits auch viele Menschen, deren Gesichtszüge sehr wesentlich unter sich verschieden sind, bei denen z. B. ein Meinungsstreit über die Größe oder Kleinheit ihrer Nase, weil dieselbe sehr groß oder sehr klein ist, nicht möglich wäre.

Hiernach erklärt sich die Ansicht Fichte's und Dr. Horn's so, daß der Blick dieser Männer nicht frei genug war, nicht weit genug reichte, um sie zwei Classen der Menschen in der fraglichen Beziehung unterscheiden zu lassen. Weil sie bei vielen Menschen bestimmte (angeborene) Charakterzüge nicht auffinden konnten, nahmen sie ohne Weiteres an, dies sei bei allen der Fall. Uebrigens wird die Unterscheidung der beiden Classen der Menschen ein wenig durch etwas erschwert, was wir nicht unerwähnt lassen wollen: nämlich durch den Einfluß, welchen die Erziehung auf den angeborenen Charakter übt. Wie groß dieser Einfluß sei, läßt sich natürlich genau, gleichsam mathematisch nicht bestimmen: nur soviel steht fest, daß der Einfluß der Erziehung auf den Charakter um sehr Vieles geringer ist, als der Einfluß der Natur, der Geburt. Die Natur giebt, die Erziehung kann nur mit dem Gegebenen arbeiten: die Erziehung kann nicht das, was die Natur klein gegeben, groß machen, und nicht das, was die Natur groß gegeben, klein. Ein geborner Zwerg oder ein geborner Blödsinniger kann nicht durch zweckmäßige Körper- oder Geistesübung ein Riese oder ein Genie werden, ein geborner Riese oder ein gebornes Genie nicht durch versäumte Körper- oder Geistesübung ein Zwerg oder ein Blödsinniger. Ebenso verhält es sich mit den einzelnen Geisteskräften. Wenn wir die verschiedene Stärke der inneren Sinne, wie sie in der Erfahrung gefunden werden, etwa mit: sehr schwach (1), schwach (2), mittelmäßig (3), ziemlich

ſtark (4), ſtark (5), ſehr ſtark (6) bezeichnen, ſo kann die Erziehung die angeborene Stärke eines Sinnes vielleicht um *eine* dieſer ſechs Stufen erhöhen, jedenfalls nicht um mehr. Sollte vielleicht der Philoſoph zu glauben geneigt ſein, daß der Einfluß der Erziehung hiermit etwas zu gering angenommen ſei, ſo könnte dagegen der Mann der praktiſchen Erfahrung, der Lehrer, dieſen Einfluß hier leicht zu hoch geſchätzt halten. In einer gewöhnlichen Schule z. B. finden ſich Schüler, welche auf den beiden unterſten Stufen, ſehr ſchwach (1) und ſchwach (2), den Stufen des vollſtändigen und des annähernden Blödſinns, ſtehen, gar nicht vor. Auch die höchſte Stufe (ſehr ſtark (6), die Stufe des Genies) iſt eine Ausnahme und wird ſelten gefunden. In der Regel alſo finden ſich in einer Schule nur Schüler der drei Stufen: mittelmäßig (3), ziemlich ſtark (4), ſtark (5) vor. Und wie groß zeigt ſich ſchon in dieſen Grenzen die Stärkeverſchiedenheit deſſen, was der Lehrer Naturgabe, Talent, Fähigkeit nennt, und was er faſt für die einzige Grundlage der Leiſtungen ſeiner Schüler zu halten durch Erfahrung gelernt hat. Die an ihn geſtellte Forderung, einen der wenigſtbegabten (auf der Stufe: mittelmäßig (3) ſtehenden) Schüler durch die Kunſt der Erziehung oder der Uebung zur Leiſtungsfähigkeit der meiſtbegabten (auf der Stufe: ſtark (5) ſtehenden) emporzuheben, — aus einem der unterſten Schüler einen der oberſten zu machen, — könnte er nur belächeln: er weiß, wie ſchwer nur eine mäßige Steigerung der Leiſtungsfähigkeit zu erreichen iſt. Jedoch wir können dieſe hier angenommene, vergleichungsweis geringe, Meinungsverſchiedenheit (zwiſchen dem Philoſophen und dem Lehrer) über den Einfluß der Erziehung auf den Charakter oder die Naturgabe auf ſich beruhen laſſen, da es feſtſteht, daß dieſer Einfluß *ſehr viel* geringer iſt, als der Einfluß der Natur ſelbſt. Nicht die Fälle alſo, wo ein Sinn nur *etwas* (um etwa einen Grad) ſtärker oder ſchwächer iſt, als die übrigen, ſondern nur die Fälle, wo ein Sinn gegen die übrigen *bedeutend* (um mehrere Grade) ſtärker oder ſchwächer iſt, können als Beweis für die angeborene Trennung, für die Selbſtſtändigkeit des Sinnes dienen. Durch dieſe Beſchränkung der Zahl der Fälle iſt natürlich die Schwierig-

keit der Forschung für den Mann der Wissenschaft nicht vermehrt, da die Fälle der einseitigen Entwicklung der Sinne doch immer außerordentlich zahlreich sind. Aber wohl erklärt es sich dadurch, wie der Laie, welcher jene beiderlei Fälle noch nicht zu unterscheiden gelernt hat, durch deren Verwechslung beirrt, sich weniger leicht in der Geisteslehre zurechtzufinden weiß.

Unter allen den zahlreichen Mißverständnissen über die Phrenologie, welche die Schuld tragen, daß man sie näher kennen zu lernen nicht der Mühe werth hält, nimmt das eben besprochene die erste und wichtigste Stelle ein. Wenn wir jetzt noch einige andere dieser Mißverständnisse ins Auge fassen, so werden dafür wenige Worte genügen.

Ein schon oben angedeuteter Einwurf ist, daß die Phrenologie, auch wenn sie wahr sei, keine exacte, keine wirkliche Wissenschaft sei und sein könne. Ein namhafter Physiker, welcher die Wahrheit der Phrenologie anerkennt, sagte mir, die Phrenologie könne eben darum, weil sie zum Theil Geisteslehre sei, nicht Wissenschaft im strengen Sinne, am allerwenigsten aber Naturwissenschaft genannt werden, und die Phrenologen schadeten durch diese angemaßte Bezeichnung nur ihrer guten Sache. Allein warum sollte die Phrenologie, welche ein so umfangreiches Wissen enthält, nicht Wissenschaft zu nennen sein? Die Psychologie freilich ist keine Wissenschaft, weil sie nichts weiß, weil es keine Thatsache oder Wahrheit giebt, welche der Psycholog als solcher mehr wüßte, als der Nichtpsycholog. Die Phrenologie dagegen hat unendlich vieles thatsächlich Neue entdeckt und zusammengestellt, welches vor ihr Niemand wußte und außer ihr Niemand weiß. Wenn es besondere unter sich getrennte innere Sinne giebt, einen Sinn der Kinderliebe, einen Kampfsinn, einen Erwerbssinn, einen Zahlensinn, einen Tonsinn ꝛc., so darf und muß dieses wohlgesichtete und wohlgeordnete Wissen, ebenso wie das der Chemie oder der Physik eine Wissenschaft genannt werden. Wohl ist das Wissen der Geisteslehre von

anderer Art als z. B. das der Chemie, weil der Gegenstand dort und hier ein verschiedenartiger ist. In der Geisteslehre wird nicht wie in der Chemie gewogen, gemessen, gezählt: aber Niemand wird behaupten wollen, daß es für den Menschen keine anderen mit Bestimmtheit zu erkennenden Thatsachen, kein anderes sicheres Wissen geben könne, als ein durch Zählen und Messen zu gewinnendes. Die thatsächlichen Charakterzüge im Menschen, der Zug des Muthes, des Stolzes, des Geizes, des Wohlwollens ꝛc. können ebensowohl Gegenstände der wissenschaftlichen Beobachtung und Forschung, und des festen und sicheren Wissens sein, als die Thatsachen und Wahrheiten der Chemie oder der Physik: nur ist jenes Forschen schwieriger und mühsamer als dieses. Wenn dem Chemiker wenige übereinstimmende Thatsachen genügen, um von einer Wahrheit seiner Wissenschaft eine Ueberzeugung zu gewinnen, so bedurfte es für den Geistesforscher, um z. B. festzustellen, daß Kinderliebe und Wohlwollen zwei besondere unter sich getrennte Sinne sind, der Beobachtungen von sehr vielen Einzelfällen, wo der eine der beiden Züge entschieden stark oder schwach gegen den anderen vorhanden war. Wenn aber der Geistesforscher diese erforderten vielen Fälle beobachtet hat, so steht sein Wissen von der Trennung der beiden Sinne ebenso fest und sicher als immer ein Wissen des Chemikers oder des Physikers. Und warum vollends sollte die Phrenologie nicht Naturwissenschaft zu nennen sein, da der menschliche Geist ein Gegenstand innerhalb der Natur ist? In der Phrenologie ist die Geisteslehre zuletzt zur Naturwissenschaft erhoben worden, weil sie die schwierigste ist, aber sie ist ohne Frage unter allen Naturwissenschaften die erste und höchste.

Ferner lassen sich Manche von der näheren Kenntnißnahme der Phrenologie dadurch abhalten, daß sie meinen, dieselbe „zerspalte auf ganz willkürliche und unerhörte Weise den einheitlichen menschlichen Geist in eine sehr große Zahl einzelner Sinne". Der Ton liegt hier nicht auf dem „zerspalten", sondern auf der „sehr großen" Zahl der Sinne. Hätte die Phrenologie statt dreißig bis vierzig Grundkräfte deren drei oder vier vorgefunden und nachgewiesen, so hätte dieses Zerspalten des einheitlichen

Geistes, — obgleich drei oder vier so wenig Eins sind, als dreißig oder vierzig, — Niemanden von der Kenntnißnahme der Phrenologie abgehalten. Also nur die vermeintliche zu große Zahl der Sinne giebt Anstoß. Der vorliegende Einwurf fällt daher mit einem andern zusammen, welchen man fast allgemein aussprechen hört, daß nämlich die Phrenologen „zu weit gehen". Dieser Einwurf geht uns eigentlich hier nicht an, da er dem, welcher ihn erhebt, nicht das Recht giebt, die Phrenologie ohne Prüfung zu verwerfen. Wer den Einwurf macht, erkennt ja die Phrenologie in der Hauptsache als wahr an, und hat die Pflicht, zu prüfen, um wieviel die Phrenologen „zu weit gehen". Die beiden Einwürfe beruhen auf der irrigen Voraussetzung, daß die Phrenologie etwas von den Phrenologen Ausgedachtes, ein von ihnen aufgestelltes „System" sei. Ein aufmerksamer Blick ins Leben genügt, um zu erkennen, daß die „sehr große" Zahl der Sinne in der Natur vorgefunden worden ist. Vom Standpunkt der Philosophie aus und von der Erfahrung abgesehen, könnte man z. B. behaupten wollen und hat man oft behauptet, der Sinn der Kinderliebe und der Sinn des Wohlwollens seien willkürlich als getrennt angenommen und im Grunde Eins und dasselbe; ein Mensch, der ein Kinderfreund sei, sei auch wohlwollend, und umgekehrt. Die Beobachtung des Lebens dagegen zeigt, — und die Sammlung solcher Beobachtungen bildet den Inhalt der Phrenologie als Geisteslehre, — daß ein Mensch viel Wohlwollen und wenig Liebe zu Kindern haben kann, ein anderer umgekehrt. Pfarrer Schwalb in Bremen sagte mir kürzlich, er halte es für unmöglich, daß der Sinn für „Ideales" und der Sinn der „Verehrung" oder des religiösen Gefühls unter sich verschieden und getrennt seien. Aber es giebt Menschen mit starkem Sinn der „Idealität" und schwachem Sinn der „Verehrung", ebenso wie umgekehrt. Wie oft wurde mir gegenüber schon behauptet, der Kunstsinn sei im Grunde immer und überall derselbe, ein geborner Maler z. B. sei auch ein geborner Musiker, und nur die verschiedene Uebung lasse den Kunstsinn hier zum Talent für Musik, dort zum Talent für Malerei sich entwickeln. Nein, es giebt Menschen, welche für Musik sehr viel,

für Malerei sehr wenig (angeborenes) Talent besitzen. Daß dergleichen Behauptungen, welche so sehr der Erfahrung widersprechen, so häufig aufgestellt werden, erklärt sich daraus, daß es natürlich auch viele Fälle giebt, wo Kinderliebe und Wohlwollen, Idealität und Verehrung, Talent für Musik und für Malerei gleich oder ziemlich gleich stark sind, und daß der Laie die beiderlei Fälle nicht zu trennen versteht.

Ein Einwurf gegen die Phrenologie, welcher unter allen sich vielleicht am besten anhört, und welchen auch der Unbefangene leicht für begründet halten könnte, ist der, daß die Phrenologen bei ihren Forschungen nicht so, wie die wissenschaftliche Gründlichkeit es fordern würde, vom Innern des Gehirns ausgingen, sondern in oberflächlicher Weise bei der Betrachtung der äußeren Gestalt des Gehirns stehen blieben. Ein tüchtiger Gelehrter Deutschlands, welcher von der Wahrheit der Phrenologie überzeugt ist, sprach mir sein Bedauern darüber aus, daß die Phrenologen bei ihren Forschungen bisher einen so einseitigen und unwissenschaftlichen Weg gegangen seien. Nicht eher, sagte er, darf die Phrenologie hoffen, von Seiten der Männer der Wissenschaft Anerkennung zu finden, als bis ihre auf der Beobachtung der äußeren Gehirngestalt beruhenden Sätze durch die Erforschung des inneren Gehirnbaues bestätigt und wissenschaftlich begründet worden sind. Auch dieser Einwurf gegen die Phrenologie beruht nur auf einem Irrthum oder einem Mißverständniß. Vor Allem ist ja die Phrenologie, — was nicht oft genug gesagt werden kann, — in der Hauptsache nicht Gehirn- oder Organenlehre, sondern Geisteslehre. Gall hat mit einem Scharfsinn und einer Beobachtungsgabe, welche unsere höchste Bewunderung verdienen, die naturwissenschaftliche Geisteslehre geschaffen, und den leeren Wort- und Hypothesenkram der Psychologie, welcher bisher als Geisteslehre gegolten, in seiner Nichtigkeit dargelegt. Wer in der Phrenologie wissenschaftliche Größe und Tiefe sucht, wird sich in diesem ihrem Haupttheile vollständig befriedigt fühlen. Auch die Fehler in der Wahl der Namen der Sinne, welche anfangs in Gall's Darstellung mit unterliefen (Diebssinn ꝛc.), hat er selbst bald verbessert. Allein der vorliegende Einwurf ist auch dann un-

gegründet, wenn wir die Phrenologie blos als Gehirn- oder Organenlehre betrachten. Gall ist ja bekanntlich auch als Anatom, durch die Entdeckung des Faserbaues des Gehirns, unsterblich. Weit entfernt, ihm einen Vorwurf wegen der mangelhaften Erforschung des Gehirns machen zu dürfen, müßten die Anatomen nie vergessen, laut anzuerkennen, daß er es war, welcher sie das Gehirn gründlich wissenschaftlich zu erforschen lehrte. Und ferner: warum thun „die Männer der Wissenschaft" das, was sie von den Phrenologen fordern, nicht selbst? warum gehen sie nicht selbst, um die Gesetze der Gehirnthätigkeit zu erforschen, von dem inneren Bau des Gehirnes aus? Die Antwort ist: viele haben es zu thun versucht und versuchen es noch, aber bisher ohne allen Erfolg. Es hat daher keinen Sinn, zu verlangen, daß eine Forschungsweise, welche diese Männer selbst als erfolglos kennen gelernt haben, von den Phrenologen befolgt werde, zumal da der Grund dieser Erfolglosigkeit so klar zu Tage liegt. Nämlich die sehr zahlreichen unterscheidbaren Theile des inneren Gehirns sind in allen normalen Gehirnen so ziemlich die gleichen: wenigstens ist es weder Gall, noch irgend einem andern Forscher gelungen, in etwaigen Entwicklungsverschiedenheiten dieser Theile bestimmte Anknüpfungs- oder Vergleichungspunkte mit geistigen Verschiedenheiten zu entdecken. Dagegen ist es nicht nur eine jetzt allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Organe der geistigen Thätigkeiten in den äußeren Theilen, den Windungen des Gehirnes, zu suchen sind, sondern auch gerade an diesen Theilen lassen sich Entwicklungs- oder Gestaltverschiedenheiten nachweisen, und sind von der Phrenologie nachgewiesen worden, welche Anhalts- oder Vergleichungspunkte mit geistigen Verschiedenheiten bieten, indem z. B. die vorderen äußeren Gehirntheile in ihrer Entwicklung mit den Verstandeskräften, die hinteren und unteren mit den niederen Sinnen des Menschen in Uebereinstimmung stehen. Die Nichtigkeit des hier besprochenen Einwurfs gegen die Phrenologie ergiebt sich schließlich wohl am schlagendsten aus der Forschungsweise der Anthropologen. Gehen diese Männer bei ihren Forschungen von den inneren Theilen des Gehirns aus? Nein, der ganze Inhalt des vorliegenden Archives zeigt das

Gegentheil. Die Anthropologen sprechen von einer „Morphologie", einer Gestaltlehre des Gehirns, an welcher sie eifrigst arbeiten. Diese betrachtet aber mit Recht nicht die Entwicklungsverschiedenheit der inneren, sondern die der äußeren Gehirntheile. Und diese Gestaltlehre des Gehirns ist in der Phrenologie bereits vorhanden. Die Phrenologie als Gehirn- oder Organenlehre ist nichts anderes, als Gestaltlehre des Gehirns im besten, wissenschaftlichen Sinne. Also die Anthropologie sucht ebendasselbe und auf ebendemselben Wege, was die Phrenologie schon längst gefunden hat.

An den eben besprochenen Einwurf gegen die Phrenologie reiht sich von Seiten einiger Anatomen noch der andere an, daß die Phrenologen in der Oberflächlichkeit oder Unwissenschaftlichkeit so weit gingen, die Gestalt des Gehirns schon aus der äußeren Schädelgestalt erkennen zu wollen, was doch wegen der Unregelmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale unmöglich sei. Allein die Frage, ob sich die Gehirngestalt aus der äußeren Kopfgestalt erkennen lasse oder nicht, wird von vielen anderen und namhaften Anatomen entschieden bejaht. Der Anatom Huschke sagt in seinem berühmten Werke „Schädel, Hirn und Seele": „Der Schädel ist ein Abdruck des Gehirns. Seine todte Schale läßt einen Schluß ziehen auf den lebendigen Kern, den sie umhüllt". Der Anatom Lucae sagt: „Die Studien über die Entwicklung des Schädels haben die Ueberzeugung gebracht, daß im normalen Zustande die Bildung der Knochen der Form und Bildung der Organe folgt." .... „Wir sehen es für unbestritten an, daß das Gehirn seine Schädelhöhle sowie der Zahn seine Alveole bildet." ..... „Daß im gesunden Zustand das Gehirn der Schädeldecke im Allgemeinen die Größe und Gestalt giebt, bedarf gewiß keines Beweises mehr." (Die Worte des Anatomen Arnold s. oben S. 30.)

Diese Meinungsverschiedenheit unter den Anatomen erklärt sich leicht, wenn wir ein wenig näher auf den Streitpunkt eingehen. Es handelt sich hier in der Organenlehre — ähnlich so wie oben in der Geisteslehre — um die Unterscheidung zweier Classen von Menschen. Bei vielen Menschen ist der Unterschied

der Kopfgestalt nur klein, bei vielen anderen groß. Nur in den letzteren Fällen liegt zugleich ein bestimmt zu erkennender Unterschied der Gehirngestalt vor. Wenn z. B. ein Kopf am Scheitel hoch ist, ein anderer daselbst niedrig, einer über dem Ohre breit, ein anderer schmal, die Stirne oder der Hinterkopf bald ausgewölbt, bald flach ꝛc., wobei immer Größenverschiedenheiten von einem oder einigen Zollen vorliegen, so sind diese Unterschiede in der Kopfgestalt zugleich Unterschiede in der Gehirngestalt. Wenn aber ein Kopf an einer Stelle eine kleine Erhöhung, ein anderer daselbst eine kleine Vertiefung hat, wobei der Unterschied nur wenige Linien beträgt, so ist — wegen der Ungleichheit in der Dicke der Hirnschale — dieser Unterschied nicht zugleich als Unterschied der Gehirngestalt zu betrachten. Es ist nun sonderbar, wenn manche Anatomen diese Unterscheidung nicht zu machen wissen, oder wenn sie glauben, die Phrenologen wüßten die großen Unterschiede der Kopfgestalten von den kleinen nicht zu unterscheiden und könnten daher keine Beobachtungen über die Bedeutung der verschiedenen Gehirnbildungen sammeln.

Anm. Zu diesem Aufsatz, wie er für das „Archiv für Anthropologie" bestimmt war, hatte ich noch einige Worte hinzugefügt, in denen ich mir erlaubte, den Herren Anthropologen meine Unterstützung bei der Prüfung der Phrenologie anzubieten. Diese Worte kann ich hier weglassen, weil ich auf das, was ich am Schlusse des an Hrn. Prof. Virchow gerichteten Aufsatzes gesagt habe, verweisen kann. Noch eine Bemerkung. Von der Prüfung der Phrenologie abgesehen, bedarf es auch einer Einführung in diese Wissenschaft. Man wird nicht in einem oder zwei Jahren Phrenolog, besonders wenn eine praktische Einführung gefehlt. Da z. B. mir jede persönliche Anleitung abging, so bedurfte es einer Reihe von Jahren, bis ich mich durch unendlich viele Irrthümer in die Wissenschaft hineingefunden. Dieser allzu schwierige Weg kann durch eine praktische Einführung in die Wissenschaft, wozu ich mich gerne erbiete, bedeutend erleichtert werden. Nach der allgemeinen Anerkennung der Phrenologie, die nicht mehr ferne sein kann, wird sich bald das Bedürfniß junger wissenschaftlicher Kräfte fühlbar machen, besonders für das Lehrfach an Universitäten. Wenn daher junge Männer, welche einen richtigen Blick in das kommende Zeitbedürfniß haben, mit meiner Hülfe in die Phrenologie eingeführt würden, so könnten sie vor später Kommenden einen großen Vorsprung gewinnen. Es ist nicht Selbstlob, wenn ich sage, daß ich etwa seit der letzten Hälfte meiner phrenologischen Wirksamkeit ein sehr reiches phrenologisches Wissen mein eigen nenne: denn man kann

sich nicht eine Reihe von Jahren mit einer Naturwissenschaft praktisch beschäftigen, ohne sehr viel zu lernen. Es sollte mich freuen, wenn ich noch etwas dazu beitragen könnte, daß sich unter den jungen Männern der Wissenschaft einige tüchtige Phrenologen heranbilden.

So — abgeschlossen und druckfertig — lag das Manuscript dieses Aufsatzes und wartete der Hand des Setzers. Als der Druck des Buches etwa bis zur Hälfte vorgeschritten war, hatte ich durch Einiges, was mir zu Ohren kam, Gelegenheit, mir recht lebhaft vor Augen zu stellen, wie tief in gewissen Kreisen die Mißachtung der Phrenologie Wurzel geschlagen, und wie schwer es sein werde, daß die Stimme der Wahrheit hier durchdringe. Ich durchlas sofort vor Allem den vorstehenden Aufsatz, um mich zu überzeugen, daß er voraussichtlich dieser Aufgabe genügen könne: aber statt daß er mir früher gut und zweckentsprechend schien, kam er mir jetzt matt und fast oberflächlich vor. Vielerlei Gedanken stürmten auf mich ein, wie ich sachlicher und eingehender hätte sein, wie ich dies und das noch hätte sagen müssen. Sogleich zur Feder greifend, faßte ich den schnellen Entschluß, den Aufsatz nicht zu ändern, aber, soweit der schon ziemlich nahe gerückte Setzer mir hierzu Zeit lassen würde, durch einen angehängten kleinen Abschnitt (II) zu erweitern. Derselbe Beweggrund ließ mich auch meinen Entschluß in Betreff des Aufsatzes von Hirschfeld ändern, den ich in der vorigen Auflage ganz aufgenommen, in dieser aber, als nicht Eigenes, nicht mehr bringen wollte. Allein weil der vortreffliche Aufsatz mir gerade in der vorliegenden Beziehung so schön zur Seite steht und, obgleich vor dreißig Jahren geschrieben, für die Kreise, für die er bestimmt, jetzt noch so neu ist, als ob er gestern geschrieben wäre, so habe ich den Ausweg gewählt, ihn im Auszuge (III) zu geben.

II.

Die Anthropologie — Menschenkunde — in der weitesten Bedeutung würde alle diejenigen Wissenschaften umfassen, welche den Menschen in irgend einer Beziehung zum Gegenstand haben, also nicht nur die Anatomie, Physiologie, Geisteskunde, sondern auch die Geschichte, auch als Culturgeschichte, Kunstgeschichte, Religionsgeschichte ꝛc., die Sprachwissenschaft, die Erziehungslehre, die Heilkunde u. s. w. Allein in diesem weitesten Sinn wird das Wort Anthropologie niemals gebraucht und ist z. B. auch damals nicht so gebraucht worden, als mehrere Gelehrte unter dem Namen Anthropologen in einen Verein zusammentraten, um über Anthropologie Besprechungen zu halten, eine Zeitschrift für Anthropologie zu gründen ꝛc. Denn die Theilung der Arbeit, welche heutzutage in allen menschlichen Dingen eine so große Rolle spielt, ist namentlich auch in der Wissenschaft eine Nothwendigkeit geworden. Niemand könnte Anthropolog in dem Sinne sein, daß er alle jene Wissenschaften gründlich umfaßte. Auch würde, wenn eine Versammlung von Anthropologen aus Anatomen, Sprachforschern, Geschichtsforschern ꝛc. zusammengesetzt wäre, in derselben weder eine Frage der Anatomie, noch der Sprachwissenschaft, noch der Geschichtsforschung so gründlich und mit solchem Vortheil für die Wissenschaft selbst besprochen werden können, als dies unter Männern der betreffenden Fachwissenschaften geschehen könnte.

Anthropologie in der praktischen Bedeutung des Wortes ist die Wissenschaft, welche uns Menschenkenntniß lehrt. So ist das Wort auch allgemein gebraucht. Es giebt viele Hand- oder Lehrbücher der Anthropologie, und es werden seit den letzten drei oder vier Jahrzehnten an Universitäten und sonst häufig Vorlesungen über Anthropologie gehalten. Der Inhalt dieser Bücher und Vorlesungen ist immer und überall im Wesen der gleiche. Der Mensch wird in seinen beiden Hälften, wenn man so sagen darf, seiner körperlichen und geistigen, möglichst genau geschildert oder zu schildern versucht. Dabei ist jedoch die Schilderung der ersteren Hälfte ungleich vollständiger, als die der

letzten. Alle Theile und Verrichtungen des Körpers, Knochen, Muskeln, Nerven, Blutlauf, Ernährung ꝛc., auch die äußeren Sinnesthätigkeiten mit ihren Organen werden ausführlich besprochen. Allein die geistigen Thätigkeiten, die Triebe, Gefühle, Neigungen, Talente des Menschen und ihr Organ, das Gehirn, werden von den meisten Anthropologen, d. h. von allen denen, welche die Phrenologie nicht kennen, nur äußerst oberflächlich oder so gut als gar nicht dargestellt: denn nichts Thatsächliches wird darüber gelehrt, sondern nur einige Hypothesen, und von jedem Anthropologen *andere*, die also ohne Werth sind und nichts weniger als wahre Menschenkenntniß geben können, werden darüber vorgebracht. Man darf daher behaupten, daß alles das, was bisher (außerhalb der Phrenologie) als Anthropologie galt, nur in der Körperlehre, der untergeordneten Hälfte der Anthropologie, bestand. Aus demselben Grunde kann man umgekehrt von der Phrenologie sagen, daß sie im Wesen Anthropologie, die Lehre der Menschenkenntniß ist. Das vorliegende Buch z. B. könnte ich, ohne etwas zu ändern oder zuzusetzen, ebensowohl „Anthropologische Bilder" oder „Bilder der Menschenkunde" nennen, und das Fehlen von Stücken über die Körperlehre dadurch begründen, daß das Buch eine Ergänzung der gewöhnlichen Werke über Anthropologie sein solle, in welchen allen die Körperlehre schon zur Genüge behandelt sei.

Es ist nicht wissenschaftlich gesprochen oder gedacht, wenn wir die beiden Hälften der Menschenkunde *unvereinigt* neben einander stellen, da die Vereinigung beider in der *Gehirnlehre* thatsächlich vorliegt. Das Gehirn ist der edelste Theil des menschlichen Körpers, und die Gehirnlehre der Mittelpunkt der Körperlehre. Auch kann die Gehirnlehre nicht gründlich verstanden werden, ohne die mit ihr aufs Engste zusammenhängende Nervenlehre, und die Nervenlehre wieder nicht ohne die anderweitige Körperlehre. Die Gehirnlehre ist aber *zugleich* (als Organenlehre) der Mittelpunkt der Geisteslehre. Also ist die Gehirnlehre beides zugleich, Körperlehre und Geisteslehre, *gerade das Nämliche*, was auch die Anthropologie ist: und so *die Anthropologie und die Gehirnlehre im Wesen Eines und dasselbe*.

Damit steht nicht im Widerspruch, daß in der bisherigen Anthropologie oder in dem, was dafür galt, von einer wirklichen Gehirnlehre so wenig oder eigentlich nichts gegeben wurde, — man konnte nicht mehr geben als man hatte —: man erkannte aber doch die Gehirnlehre als die Spitze oder den Mittelpunkt der Anthropologie und sprach vielfach das Bedauern aus, nicht mehr als Vermuthungen darüber geben zu können. Da die Phrenologie (als Organenlehre) nichts anderes als Gehirnlehre ist, so ist auch hierdurch klar, daß Anthropologie und Phrenologie im Wesen Eins und dasselbe sind, oder daß beide den gleichen Mittelpunkt haben.

Die obige Bemerkung, daß das Wort Anthropologie allgemein in der richtigen Bedeutung gebraucht werde, leidet eine große Ausnahme, und zwar durch das „Archiv für Anthropologie". Diese Zeitschrift bildet insofern einen Gegensatz zu allen übrigen Werken über Anthropologie, als sie nicht wie diese die Menschenkunde zum Gegenstand, die Gehirnlehre zum Mittelpunkt hat, als vielmehr fast ihr ganzer Inhalt der Menschenkunde möglichst fern liegt, und daher auch zur Förderung der Menschenkenntniß nicht beitragen kann. Wir wollen diese Behauptung durch ein populäres Beispiel zu erläutern suchen. Ein junger Gutsherr ist durch seinen Reichthum in der glücklichen Lage, ganz seiner brennenden Wißbegierde leben zu können. Vor allem die Naturwissenschaften ziehen ihn an und unter diesen am meisten die Menschenkunde. Er liest populäre und wissenschaftliche Werke über Anatomie und Physiologie, und die letztere Wissenschaft interessirt und erfreut ihn in manchen Einzelnheiten ungemein; doch ist er noch nicht befriedigt: je mehr seine Kenntnisse vom menschlichen Körper zunehmen, desto mehr wünscht er auch etwas Gründliches und Thatsächliches über den menschlichen Geist zu erfahren, worüber die physiologischen Werke so sehr wenig bieten. Von der Phrenologie weiß er nichts und will er nichts wissen, weil Bock, der für ihn eine Autorität ist, sie eine Thorheit nennt. Jetzt hört er von einem Verein von Anthropologen, Männern der Naturwissenschaft, welche seit Jahren eine Zeitschrift für Anthropologie herausgeben. Er läßt sich sogleich das Werk

kommen und freut sich schon beim Anblick über dessen großen Umfang, der ihm einen langen Genuß verspricht. Beim Oeffnen eines der mächtigen Quartbände fällt ihm eine Reihe schön ausgeführter Abbildungen menschlicher Werkzeuge aus der Steinzeit ins Auge, wie sie in einer Höhle aufgefunden sind. Der Gegenstand interessirt ihn sehr, er liest die schöne und gründliche Abhandlung mit vielem Vergnügen. Wenn Dinge, sagt er zu sich selbst, welche der Menschenkunde eigentlich fern liegen, so eingehend behandelt sind, was darf ich erst von den Abschnitten über wirkliche Anthropologie erwarten! Er stößt weiter auf eine Abhandlung über die Sprache eines wilden Volksstammes. Auch dieser Gegenstand interessirt ihn soweit, daß er den gut geschriebenen Aufsatz mit Befriedigung liest. Allein es fällt ihm auf, daß die beiden Aufsätze, die er zufällig gelesen, keine anthropologischen sind. Doch halt! schon ist er beruhigt: da sieht er Schädelabbildungen; diese Abhandlung greift mitten in die Anthropologie hinein, hier wird er endlich finden, was er sucht; es sind Abbildungen von Schädeln eines Volkes, das zu den Langköpfen (Dolichocephalen) gehört. Er durchfliegt den Aufsatz, er liest ihn nochmals, aber er findet — nichts von dem was er sucht, nicht die geringste Beziehung zur Anthropologie, zur Kenntniß des Menschen. Was bedeutet denn, ruft er, der lange Kopf oder das lange Gehirn gegenüber dem kurzen? Da das Gehirn das Organ des Geistes ist, so muß der Mensch mit langem Gehirn in irgend einer Beziehung ein geistig andrer sein, als der mit kurzem. Warum ist hierüber gar nichts gesagt? warum nicht einmal darnach gefragt? zu welchem andern Zweck kann man die Gestaltverschiedenheiten der Schädel und Gehirne aufsuchen und zeichnen, als um die anthropologische Bedeutung dieser Verschiedenheiten zu erforschen und nachzuweisen? Das Erstaunen des jungen Mannes über seine getäuschten Erwartungen drohte in einen komischen Zorn überzugehen, indem er fast im Begriff war, das ganze kostbare Werk zusammenzufassen und zur Erde zu schleudern. Aber das Unbegreifliche oder Räthselhafte der Sache gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Ich muß Aufklärung darüber haben, ruft er, wie dies zusammenhängt. Auch die leise

Hoffnung, daß er vielleicht doch noch finden könne, was er sucht, bestimmte ihn zu dem ruhigen Entschluß, das ganze Werk vom Anfang bis zum Ende durchzulesen, was er auch beharrlich im Verlaufe einiger Wochen durchführt. Das Ergebniß seines Fleißes ist leider kein anderes, als es nach dem Lesen der drei Aufsätze gewesen. Das ganze große, an mannichfaltigem Inhalt reiche Werk enthält beinahe nichts Anthropologisches; die anthropologischen Wahrheiten, die es enthält, würden in einem anthropologischen Lehrbuch nicht eine Seite füllen; darunter ist z. B. die in einigen Aufsätzen erläuterte Wahrheit, die ihm nicht einmal neu ist, daß ein sehr kleines oder verkrüppeltes Gehirn mit Blödsinn verbunden ist. Je mehr der junge Mann beim Lesen diese Einsicht gewann, desto höher stieg sein Erstaunen und desto mehr fühlte er sich außer Stande, das Räthsel zu lösen.

Der Vorwurf, den wir hier gegen das „Archiv für Anthropologie" erheben, ist ein doppelter: er betrifft das, was das Archiv nicht giebt und das, was es giebt. Allen Anthropologen ist es klar, daß die Gehirnlehre der Mittelpunkt der Anthropologie ist. Zum Beweis dafür haben auch die meisten Aufsätze des „Archivs" den Schädel oder das Gehirn und deren Gestaltverschiedenheiten zum Gegenstand. Aber alle diese Aufsätze gehen nur bis an die Gehirnlehre heran, keiner tritt in sie herein. Ja, die Verfasser der Aufsätze thun so, als ob es eine Gehirnlehre nicht gäbe oder als ob sie von ihr nichts wüßten und nichts wissen wollten, sie erwähnen ihrer gar nicht, fragen gar nicht nach ihr: sie sind, mit Einem Wort, bloße einseitige Anatomen des Schädels und des Gehirns. Man kann die Anatomie und die Physiologie in der theoretischen Wissenschaft von einander trennen, insofern die Anatomie die Kenntniß des todten, die Physiologie die des lebenden Körpers ist, aber in der praktischen Wissenschaft sind beide immer vereinigt und müssen es sein. Wenn man dem Studenten der Medicin, dem künftigen Arzte, nur anatomisch die Theile und Organe des todten Körpers kennen lehren wollte, ohne ihm physiologisch etwas von der Bedeutung, der Thätigkeit, den Verrichtungen derselben zu sagen, so würde Jedermann dies für einen unbegreiflichen Widerspruch

in sich selbst halten, da ja die Anatomie zu dem Zweck gelehrt wird, um damit die Physiologie zu verbinden. Die Verfasser der fraglichen Aufsätze aber behandeln den Schädel und das Gehirn ausdrücklich nur anatomisch, obgleich sie das Wort „Morphologie des Gehirns" im Munde führen, also recht wohl wissen, daß diese einseitige anatomische Behandlung anthropologisch (physiologisch) werthlos oder nichts ist. Sie beweisen damit einerseits, daß sie das Ziel, nach welchem zu streben ihre wissenschaftliche Pflicht ist, ganz wohl kennen, aber zugleich beweisen sie andererseits, daß sie dieses Ziel nicht verfolgen wollen oder können: kurz, sie stehen im directen Widerspruch mit sich selbst, sie streben nach der Gehirnlehre und fliehen vor ihr zu gleicher Zeit, sie sagen zugleich ja und nein. Etwas logisch Unbegreifliches sind wir leicht versucht, uns durch ein Bild veranschaulichen zu wollen. Ein Mensch ist nach einer Sache in Sehnsucht hingezogen und im Bestreben, sich ihr zu nähern, streckt er den Arm darnach aus: aber zugleich ist er von der lebhaftesten Furcht vor dieser Sache erfaßt und streckt den andern Arm aus in dem Gedanken vor ihr zu fliehen: er will sich bewegen, aber er steht still, sein Bewegen ist höchstens ein Zittern; er will etwas thun, will handeln, aber sein Thun, sein Handeln ist nicht einmal Schein, ist nichts!

Soviel in Bezug auf das, was das „Archiv für Anthropologie" nicht giebt: seine Aufsätze über den Schädel und das Gehirn, welche anthropologisch sein sollten und müßten, sind es nicht. Die vielen anderen, meistens trefflichen Aufsätze des „Archivs" — über Urgeschichte, Völkerkunde, Sprachwissenschaft ꝛc. — sind eben so wenig anthropologisch. Wie sollten sie auch? Sie können von Männern geschrieben sein, welche möglicherweise nichts von Anthropologie wissen, niemals einen Blick in ein anthropologisches Buch geworfen haben. Daher können sie auch keine Belehrung zur Menschenkunde bieten und würden in einem anthropologischen Werke keine Aufnahme, ja nicht einmal eine Erwähnung finden. Man hat zwar mehrfach versucht, diesen Vorwurf, der wohl nicht zuerst von uns, sondern gewiß auch von anderer Seite gegen das „Archiv für Anthropologie" erhoben worden ist, zurückzuweisen. So findet sich z. B. im Archiv Bd. V. H. 1.

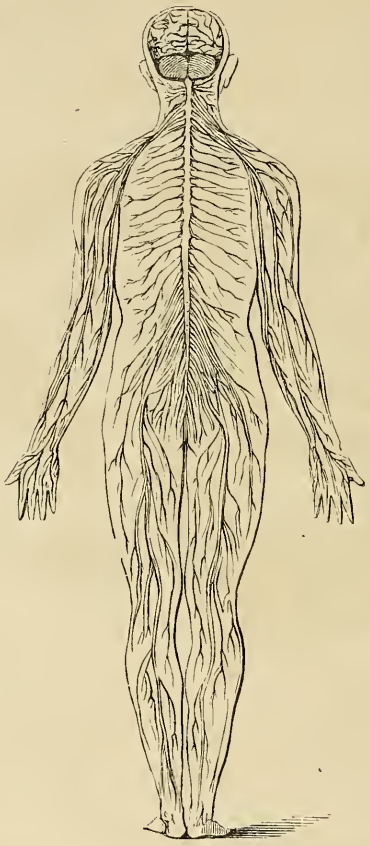
Correspondenzblatt S. 42 die folgende Stelle in einer Rede über Anthropologie: „Wenn es der Gegenstand der Anthropologie ist, das Wesen des Menschen zu ergründen, so liegt es ja auf der Hand, daß der Wege zu dieser Ergründung außerordentlich viele sein müssen, und daß alle Versuche, welche nur einen Weg betreten und auf diesem einen Wege festzustellen suchen, was der Mensch eigentlich sei und wie er zu beurtheilen sei, mindestens einseitig und mehr oder weniger gefährlich sind". Es wird noch weiter versucht, den fraglichen Vorwurf sogar in ein Lob, das der Vielseitigkeit, umzuwandeln. Aber dieser Versuch ist mißglückt, weil der Verfasser, indem er von den „außerordentlich vielen Wegen zur Ergründung des Menschen" spricht, vergessen hat zu sagen, daß diese Wege alle nach einem Mittelpunkte zusammenlaufen müssen, und daß dieser Mittelpunkt der Menschenkunde die Gehirnlehre als Körperlehre und als Geisteslehre ist. Wenn das Archiv diesen Mittelpunkt ins Auge faßte und im Auge behielte, so würde Niemand so engherzig sein, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, wenn es bisweilen in interessanten Beiträgen recht weit von demselben abschweifte. Der Vorwurf ist aber der, daß das Archiv, wie wenn es jenen Mittelpunkt gar nicht kännte, in Allem, was es bringt (außer in den einseitig anatomischen Aufsätzen über Schädel und Gehirne), von demselben ganz ferne bleibt. — Man könnte vielleicht noch von anderer Seite zu Gunsten des Archivs spitzfindig fragen: da ja die Anthropologie im Menschen einen Formensinn und einen Sprach- oder Wortsinn nachweise, ob es nicht anthropologisch interessant sei, zu wissen, welche Formen jene Werkzeuge aus der Steinzeit hatten oder welches die Sprache jenes wilden Volksstammes war? Ich antworte: anthropologisch interessant ist, was auf den besonderen Charakter eines Menschen (oder eines Volkes) Bezug hat und daher zu seinem Verständniß einer anthropologischen Erklärung bedarf. Wäre z. B. bei jenen Werkzeugen eine besondere Kunstfertigkeit oder eine besondere Schönheit aufgefallen, welche einen besonderen Charakter der Verfertiger voraussetzte, oder hätte sich die Sprache jenes Volksstammes durch eine Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, welche mit seinem Charakter in Beziehung stand oder

stehen könnte, so wären diese Untersuchungen von anthropologischem Interesse, und alsdann jene Aufsätze in dem „Archiv für Anthropologie“ an ihrer Stelle gewesen. Allein das ist es gerade, was wir dem „Archiv“ zum Vorwurf machen, daß es solche Aufsätze mit anthropologischen Beziehungen nicht bringt, daß es vielmehr seine Aufsätze aus Wissensgebieten hernimmt, welche der Anthropologie möglichst fern liegen. Nichts anderes z. B. liegt von der Anthropologie so weit ab, als die Urgeschichte des Menschen, und gerade hierüber bringt das Archiv die meisten Aufsätze: denn je tiefer ein Gegenstand in der todten Urzeit begraben liegt, je weniger wir von den damaligen Menschen wissen, desto weniger Beziehungen zur Anthropologie bietet er dar, desto leichter kann er ohne solche Hinweisungen oder ohne gewaltsame Umgehung derselben behandelt werden. Würde dagegen etwas über Menschenkunde aus der Geschichte der Gegenwart in die Untersuchung gezogen, z. B. der Kopf oder Schädel einer berühmten oder berüchtigten Persönlichkeit, so läge die Beziehung zur Anthropologie so sehr nahe, daß sie nur gewaltsam und auffälligerweise umgangen werden könnte. Daher bringt das „Archiv“ solche Sachen nicht. Ebenso zieht das „Archiv“ aus der Völkerkunde das Fernliegende, meistens sogenannte wilde Völkerstämme, in die Untersuchung, weil dabei die Beziehung zur Anthropologie sich leichter umgehen läßt. Wie sehr viel anthropologisch interessanter und näher liegend wäre aber die Betrachtung und Vergleichung der uns bekannten europäischen Völker, z. B. der Deutschen und der Engländer oder der Deutschen und der Franzosen nach Körperbeschaffenheit, Temperament, Kopfgestalt und Charakter! Oder wie interessant wäre eine anthropologische Studie z. B. über die deutsche und die englische Sprache, worin die Eigenthümlichkeiten beider auf den Charakter der beiden Völker zurückgeführt und daraus erklärt würden. Aber solche Dinge, wie gesagt, bringt das Archiv nicht, weil sie anthropologisch sind. Das „Archiv für Anthropologie“ ist also eine Zeitschrift, welche wesentlich das nicht ist und nicht enthält, was sie zu sein und zu enthalten durch ihren Namen vorgiebt. Dies ist so merk-

würdig, daß wohl, seit es überhaupt Wissenschaften giebt, etwas Aehnliches nicht dagewesen ist.

Ehe wir dieses große Räthsel zu lösen versuchen, was uns nicht schwer fallen dürfte, müssen wir noch von einem damit im Zusammenhang stehenden kleinen, aber für uns ganz unlösbaren Räthsel Bericht geben. Im „Archiv für Anthropologie" 4. Bd. S. 171 schreibt Friedr. v. Hellwald bei der Beurtheilung eines Werkes von Johannes Huber die folgenden Worte: „Wir glauben, daß gerade die Erforschung des Denkprocesses, und hierauf läuft ja Alles hinaus, seinerzeit eine Hauptaufgabe der Anthropologie bilden wird. Ueberraschend ist, daß der Autor bei seinen Reflexionen über die Selbstständigkeit des Denkens von den Resultaten der wissenschaftlichen Phrenologie keine Notiz nimmt". Ich mußte diese Worte drei- und viermal lesen, bis ich glauben konnte was ich sah. Das Räthsel ist ein doppeltes. Zuerst: was ist wissenschaftliche und was nichtwissenschaftliche Phrenologie? Ich habe wohl schon unwissenschaftliche (angebliche) Phrenologen kennen gelernt, aber eine unwissenschaftliche Phrenologie kann es so wenig geben, als eine unwissenschaftliche Chemie oder Physik. Es giebt nur die eine Phrenologie, die in Gall's unsterblichen Werken niedergelegt ist, und mit welcher alle übrigen Phrenologen in ihren Werken übereinstimmen, auch ich in den meinigen. Es muß ja Herrn Hellwald bekannt sein, daß die Phrenologie von den meisten Gelehrten Deutschlands, namentlich den Anthropologen und Physiologen, noch verworfen wird, und daß darunter Alle nur diese Eine Phrenologie, die es giebt, verstehen. Auch bin ich noch niemals sonst dieser Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Phrenologie begegnet. Zweitens: Herr Hellwald, welcher die Phrenologie kennt, weiß damit, daß sie Gehirnlehre und Geisteslehre ist, und da er zugleich weiß, daß den Anthropologen mit der Kenntniß der Phrenologie die Gehirnlehre und Geisteslehre noch fehlt, so ist es unbegreiflich, warum er, der ausnahmsweise so glücklich ist, diese Kenntniß zu besitzen, und der überdies Mitarbeiter am „Archiv für Anthropologie" ist, — warum er diese so ungeheuer wichtige Kenntniß gleich wie halb im Ver-

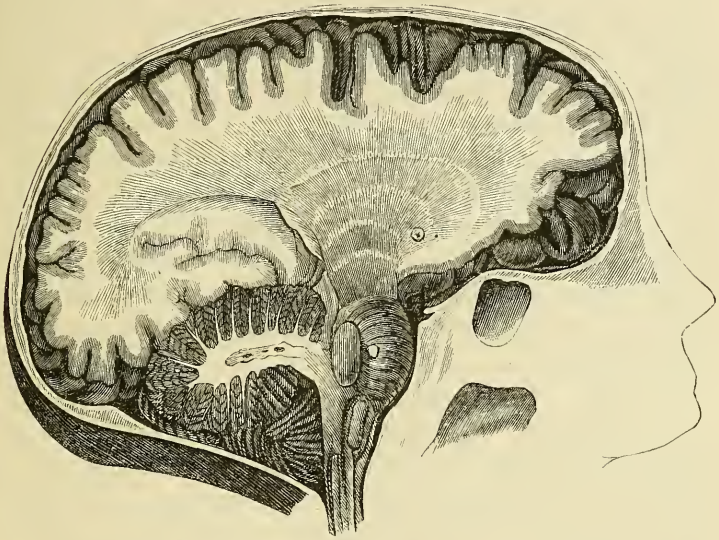
borgenen bei der Beurtheilung eines philosophischen Werkes gelegentlich ausspricht, und nicht laut und froh und glückwünschend in die anthropologische Welt hinausruft. Und vollends nennt er es „überraschend", daß ein Philosoph von der Phrenologie „keine Notiz nimmt". Welches Wort müßte er erst dafür gebrauchen, daß alle Anthropologen, deren Sein oder Nichtsein davon abhängt, von derselben „keine Notiz nehmen!" In meiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn bin ich niemals einem Räthsel be-



Der menschliche Nervenbau: das große und das kleine Gehirn, das Rückenmark und seine Nerven.

gegnet, auf dessen Lösung ich so gespannt gewesen, als auf die des vorliegenden. Herr Hellwald hat gewiß die Freundlichkeit, um die ich ihn ergebenst ersuche, mir die vollständige Lösung nicht vorzuenthalten.

Wir kehren zu unserem großen Räthsel, dem besprochenen Mißstand in der Anthropologie zurück, um darüber den nöthigen Aufschluß zu geben. Dieser Mißstand hängt aufs Engste mit dem allgemeinen Zustand der Gehirnlehre in der Physiologie



Seitendurchschnitt des menschlichen Gehirns: das große Gehirn, das kleine Gehirn, ein Theil des Rückenmarks. (Der Durchschnitt ist nicht durch die Mitte des Gehirns genommen, die beiden Halbkugeln von einander trennend, sondern er geht durch die eine (rechte) Halbkugel selbst.)

zusammen, worauf wir etwas näher eingehen müssen, indem wir die Gehirnlehre der Phrenologie der Gehirnlehre der Physiologie gegenüberstellen.

Wie wir oben (S. 37 ff.) gesehen, ist das Leben des Menschen ein doppeltes, ein unbewußtes oder Seelenleben und ein bewußtes oder Geistesleben. Die Organe des ersteren sind die im ganzen Körper verbreiteten Nerven, die des letzteren sind in dem

vom Schädel umschlossenen Gehirn vereinigt. Die Nerven wie das Gehirn bestehen aus einer zweifachen Masse, einer weißen oder Fasermasse, welche zur Leitung dient, und einer grauen (grauröthlichen) Kügelchenmasse, welche der eigentliche Sitz des im Körper unbewußten, im Gehirn bewußten Lebens ist. Die Körpernerven zerfallen wieder in zwei große Hauptpartien, erstens in die Empfindungs- und die Bewegungsnerven, welche vom Rumpf und von allen Körpergliedern im Rückenmark zusammenlaufen (s. die Abbildung S. 472), zweitens in die große geflechtartige Nervenpartie der inneren Leibeshöhle, welche die Herzthätigkeit, das Verdauen ꝛc. vermittelt. An allen den vielen Stellen, wo das Leben seine besonderen Sitze hat, findet sich graue Masse. So ist das ganze Innere des Rückenmarks, einer aus Fasermasse bestehenden Röhre, mit grauer Masse ausgefüllt, weil hier die Empfindungs- und die Bewegungsnerven aus dem ganzen Körper ihre Vereinigungsstellen haben. Die Nerven des großen Geflechtes in der Leibeshöhle haben an sehr vielen Stellen Anschwellungen (Ganglien), welche mit grauer Masse gefüllt sind, und von denen aus das Leben des Magens, des Herzens ꝛc. vermittelt wird.

Das ganze hier beschriebene Nervenleben ist an und für sich ein unbewußtes. Das Leben der inneren Leibeshöhle ist sogar ganz sowohl unserem Empfinden als unserem Willen entzogen, indem auch die betreffenden Nerven mit dem Gehirn nur wenig Zusammenhang haben. Wir empfinden nichts von der Verdauung, der Ernährung, dem Blutlauf und können diese Vorgänge auch nicht durch unseren Willen beeinflussen. Auch das Leben in den Empfindungs- und Bewegungsnerven, welches im Rückenmark seine Mittelpunkte hat, ist an und für sich ein selbstständiges unbewußtes. Ein enthaupteter Frosch z. B. wischt eine ätzende Flüssigkeit, mit der man eine Stelle seines Körpers betupft, mit dem Fuße ab. Ein bewußtlos gewordener Mensch bringt die Hand an die Körperstelle, wo sein Uebel seinen Sitz hat. Im Schlaf machen wir auf einen Reiz die entsprechenden Bewegungen, ohne es zu wissen und zu wollen. Sogar im Wachen, wenn unsere Aufmerksamkeit auf Anderes gerichtet ist, haben wir hundert Em-

pfindungen, die wir nicht empfinden, und machen hundert Bewegungen, die wir nicht wollen. Jedoch in der Regel ist das in den Empfindungs- und Bewegungsnerven wohnende Leben mit dem bewußten Leben *verbunden*, wie denn auch jene Nerven durch das Rückenmark mit dem Gehirn in unmittelbarem Zusammenhang stehen.

Zu dem an sich unbewußten Nervenleben gehört auch das Leben der äußeren Sinnesnerven, welche im Kopfe liegen, so daß der Satz, daß nur allein das im Schädel eingeschlossene *Gehirn* das Organ des bewußten oder Geisteslebens ist, buchstäblich genommen werden muß. Wir können bekanntlich sehen ohne zu sehen, hören ohne zu hören, d. h. wir werden uns oft des Sehens, Hörens ꝛc. nicht bewußt, wenn nämlich mit der Thätigkeit des Sehnervs ꝛc. die Thätigkeit des Gehirns sich nicht verbindet.

Das Gehirn, das Organ der bewußten Seele oder des Geistes, welches in seinem Bau mit der Blume des Blumenkohls verglichen werden kann, besteht aus vielen einzelnen Aestchen, welche sich rings um den Stengel anreihen und die Organe der *inneren Sinne* sind. (S. die Abbildung S. 473.) Das Gehirn ist in seiner äußeren Fläche in Windungen gefaltet, welche mit einer überall gleichmäßig dicken, sich mit in die tiefen Falten einsenkenden Lage grauer Masse bedeckt sind. In diesen Gehirnästchen nun, und zwar in deren grauer Belegungsmasse hat die Thätigkeit der einzelnen inneren Sinne statt.

Das Leben sowohl der (unbewußten) Seele als des (bewußten) Geistes können wir uns vielleicht in folgendem Bilde denken. Die unbewußte Seele, welche nicht einfach, sondern ein Organismus ist, braucht, um dem Leben eines gegliederten Geschöpfes als Grundlage zu dienen, erstens *Kenntniß* sowohl ihrer eigenen Gliederungen als der Welt außer ihr, soweit sie mit derselben in Beziehung tritt. Um sich diese Kenntniß zu holen, sendet die Seele von ihren Sitzen Fühlfäden, Empfindungsfäden aus. Die Seele braucht aber auch zweitens die *Macht*, theils auf ihre eignen Gliederungen, theils auf die mit ihr in Beziehung stehende Außenwelt die nöthige Einwirkung zu üben. Diese Macht übt sie durch andere ausgesendete Fäden, gleichsam Wirkungsfäden

aus. (Wenn wir hier immer von der Kenntniß, den Empfindungen der unbewußten Seele — also von einer Kenntniß, die nicht gekannt, von einer Empfindung, die nicht empfunden ist, — sprechen, so liegen wir im Kriege mit den mangelhaften Wörtern, die wir hier in Ermangelung besserer gebrauchen müssen. Die Sache ist aber wohl für jeden Leser klar. Die unbewußten Lebensverrichtungen gehen darum so harmonisch und schön von statten, weil z. B. das Athmen, der Blutlauf, die Ernährung, jedes vom andern Kenntniß hat, wenn auch keine bewußte, und weil jedes auf das andere einwirkt, wenn auch ohne es bewußt zu thun.)

Eine große Stufe höher als die unbewußte Seele steht die bewußte (wir wollen sagen die menschliche) Seele. Jene hatte es nur mit der körperlichen Welt als solcher zu thun. Aber außer dieser Welt giebt es eine andere, die man geistige Welt nennen kann, d. h. die Welt der Beziehungen, der Verhältnisse, der Lagen, in welchen der Mensch zu seinen Mitmenschen und zur Außenwelt und so auch zu sich selber steht, z. B. das Verhältniß des Menschen zu seinen Kindern, zu seinen Genossen, zu seinen Feinden, zu den Dingen des Eigenthums, zur Herrschaft über Andere, zum Beherrschtwerden von ihnen, zum Guten und Schönen, zum Schlechten und Unschönen u. s. w. Um diese geistige Welt kennen zu lernen, hat die Seele auch Fühlfäden oder Kenntnißfäden ausgesendet, — die Organe des Gehirns — und ist so zur geistigen Kenntniß der geistigen Welt gekommen und dadurch, weil geistige Kenntniß Bewußtsein ist, bewußte Seele oder Geist geworden. Das menschliche Gehirn enthält auf seiner Kugelfläche das Bild der geistigen Außenwelt und ist so deren Wiederholung und der Mensch die kleine Welt. Jedes bestimmte menschliche Verhältniß hat auf der farblosen Belegungsmasse der Kugel sein bestimmtes geistig farbenreiches Bild. Je wichtiger das einzelne Verhältniß für den Menschen ist, je näher es seinem menschlichen Interesse liegt, desto größer ist das Feld des Bildes. Man hat gefragt, warum die Organe der niederen Sinne und der Gemüthssinne so groß, die der Verstandessinne im Vergleich damit so klein seien, da

doch ein Talent etwas Schaffendes und insofern mehr sei, als eine Neigung oder ein Gefühl. Nein, die Neigungen und Gefühle machen den Menschen, die Talente braucht er blos zu haben (oder auch nicht zu haben). Anhänglich an die Seinen, muthig, thätig, sparsam, vorsichtig, rechtlich, wohlwollend muß der Mensch sein, aber zählen oder rechnen, singen, zeichnen muß er blos können (oder nicht können).

So wie also der Mensch die äußeren Sinne (Sehen, Hören ꝛc.) zur Kenntnißnahme der materiellen Welt hat, so hat er die inneren Sinne zur Kenntnißnahme der geistigen Welt. Diese einzelnen inneren Sinne müssen nun nicht blos von der (geistigen) Welt außer dem Menschen Kenntniß nehmen, sondern sie müssen sich auch gegenseitig selbst kennen lernen. Daher strahlen alle Organe dieser Sinne nach der Mitte zu, wo sie theils unter sich selbst, theils mit den Organen der äußeren Sinne, theils mit den Körpernerven die mannichfaltigsten Verbindungen eingehen und Austauschungen machen. Die vielen kleinen und größeren Streifchen und Punkte grauer Masse, die wir, gleich hinter der Belegungsmasse anfangend, in die Fasermasse des Gehirns eingestreut finden, und die sich nach der Mitte zu immer mehr vermehren oder vergrößern, sind nichts anderes, als solche Vereinigungs- oder Austauschstellen.

Dies ist in kürzesten Worten die phrenologische Gehirnlehre, welche auf dem uns bekannten Wege — der Vergleichung der Größe der Gehirntheile mit der Stärke der Geisteskräfte — gewonnen worden ist. Man kann dem gegenüber mit Recht sagen, daß es in der Physiologie eine Gehirnlehre nicht giebt, weil die Physiologen den phrenologischen Weg, der zu ihr führt, nicht kennen oder zu gehen verschmähen, und weil sie einen andern bis jetzt nicht aufgefunden haben. Sie haben zwar einen solchen Weg versucht, sie haben nämlich lebenden Thieren einzelne Theile des Gehirns ausgenommen, um so durch die Erforschung dessen, was das Thier dadurch an seinen Seelenkräften verloren, die Bedeutung der verschiedenen Gehirntheile zu erkunden. Aber dieser Weg ist bis jetzt ohne Erfolg geblieben, weil am gemarterten

Thier Studien über das Seelenleben mit Erfolg nicht gemacht werden können.

Bei diesem Mangel einer wirklichen Gehirnlehre in der Physiologie, den die Physiologen selbst anerkennen und beklagen, haben die Hypothesen einen großen Spielraum. Wir sehen uns da in der That, obgleich unter Männern der Naturwissenschaft, auf das übel berufene Gebiet der Speculation versetzt, wo jeder Forscher Anderes zu wissen glaubt, zum Beweis daß Alle nichts wissen. Es kann uns hier sehr klar werden, was Wissen ist, und welchen Werth es hat: es ist fast Alles, es ist Denken, Verstand, Urtheil, Scharfsinn; und Nichtwissen ist von diesem Allem das Gegentheil. Die Nervenlehre ist im Laufe unseres Jahrhunderts mächtig fortgeschritten und die Physiologen haben auf diesem ihrem Wissensgebiet durch ihren Scharfsinn und ihren Fleiß wahrhaft Großes geleistet, wovon jedes Handbuch der Physiologie Zeugniß giebt. So scharf sich aber Unbewußtsein und Bewußtsein unterscheiden, so scharf abgeschnitten ist das Wissen und sind die Leistungen der Physiologen in der Nervenlehre und in der Gehirnlehre. In der Nervenlehre Männer der Naturwissenschaft im vollsten Sinn des Wortes, scharfsinnig, kritisch, lieber selbst sehend, als fremden Berichten glaubend, gleichen sie in der Gehirnlehre, wo ihnen so ganz der Halt des Wissens fehlt, unverständigen, gedankenlosen, leichtgläubigen Laien. Es wird mir nicht schwer fallen, dieses sehr harte Urtheil, welches ich leider nicht milder aussprechen kann, durch einige Beispiele zu begründen.

Alle Physiologen wissen natürlich, weil sie die Thätigkeit der Nerven als eine an sich unbewußte kennen, daß das Bewußtsein im Gehirn seinen Sitz hat. Viele nennen auch das Gehirn in dem Sinn Centralorgan, als darin, wie sie meinen, alle die verschiedenen an sich unbewußten Nerven in dem Einen Organ des Bewußtseins zusammenlaufen. Manche suchen auch im Gehirn materiell nach einem solchen Vereinigungspunkt aller Nerven, wo die bewußte Seele, die man sich als einfach, also einem Punkt vergleichbar denkt, ihren Sitz habe.

Der Physiolog Budge („Lehrbuch der speciellen Physiologie

des Menschen." 8. Aufl. S. 737 ff.) erkennt im Gehirn vorzugsweise eine Vereinigung der Empfindungsnerven und der Bewegungsnerven, und macht in diesem Sinn seine Experimente an lebenden Thieren, um die Bedeutung der verschiedenen Gehirntheile kennen zu lernen. Er schneidet z. B. einem Kaninchen einzelne Theile des Gehirns aus und prüft dann das Thier darauf, wie weit es seine bewußte Empfindung und Bewegung noch hat oder nicht mehr hat, ob z. B. ein Druck auf den Fuß dem Thier noch Schmerz verursacht, oder ob das Thier seine Glieder noch willkürlich bewegen kann. Der Leser wird nicht erwarten, daß wir auf die mehrfachen Gründe näher eingehen, warum diese Experimente von vornherein als für die Gehirnlehre unfruchtbar hätten erkannt werden müssen.

Manche Physiologen, welche meinen, daß Bewußtsein ungefähr soviel sei, als Denken, nennen das Gehirn kurzweg Denkorgan, was vom Gehirn einen ganz falschen Begriff giebt, da dasselbe natürlich viel mehr als bloßes Denkorgan ist. Wenn der Hund, der von seinem Herrn getrennt wird, vor Sehnsucht nach ihm krank wird und stirbt, so hat dieser bewußte tiefe Schmerz des Thieres seinen Sitz im Gehirn, aber niemand wird denselben auf das bloße Denken zurückführen wollen. Wenn der Krakehler durch seine Streitsucht sich vielfach unglücklich macht und vergeblich mit der Denkkraft dagegen ankämpft, da die Leidenschaft allzu oft wieder die Herrschaft gewinnt, so wird auch Niemand diese vom Denken bekämpfte Leidenschaft ein Denken nennen wollen. Wenn der Geizhals im Golde wühlt, und dabei hungert und friert, weil er sich in der blinden Leidenschaft für seine Schätze nicht vom kleinsten Theil derselben zu einem vernünftigen (vom Denken gebotenen) Gebrauch trennen kann, so ist gewiß auch diese Leidenschaft nicht ein Denken.

Wie allgemein der Irrthum, daß das Gehirn blos Denkorgan sei, bei den Physiologen ist, zeigt z. B. auch folgende Stelle im „Archiv für Anthropologie" (Bd. V. H. 3. Literatur). Ecker sagt bei der Besprechung einer Schrift von Wyman: „Die mittlere Schädelcapacität der 56 peruanischen Schädel ist ungefähr gleich der der Australier und Hottentotten, so wie sie

Morton und Meigs angeben. Eine Race also von einer jedenfalls hohen Cultur in Bezug auf Quantität des Gehirns auf gleicher Stufe mit einer Race, die auf der tiefsten Stufe der Menschheit steht. Wyman betont es daher sehr, und wie wir glauben mit Recht, daß man die relative Schädelcapacität nur als ein anatomisches, nicht aber als ein physiologisches Charakteristicum betrachten dürfe, und daß man, so lange es nicht möglich ist, mit der Quantität zugleich auch die Qualität des Hirns darzustellen, nicht berechtigt ist, Hirnmessungen als Ausdruck der intellectuellen Stufe, sowohl von Racen als Individuen, zu betrachten". Man könnte versucht sein, es schwer begreiflich zu finden, daß Ecker hier das Unwahrscheinlichere, das Fernerliegende, die Verschiedenheit der Gehirnqualität bei beiden Völkern als Erklärungsgrund herbeizieht und an das, was hier am nächsten liegt, nicht einmal denkt, daß nämlich die Australier und Hottentotten, wenn sie den Peruanern an Intelligenz nachstehen, sie vielleicht durch andere geistige Eigenschaften, z. B. durch Muth, Energie, Charakterfestigkeit, übertreffen können, so daß dadurch die einfachste und beste Erklärung der Gleichheit des Gehirnquantums bei beiden Völkern gegeben wäre. (Vgl. oben S. 347.) Aber dieses Nichtdenken an das Nächstliegende ist insofern begreiflich, als es Nichtdenken überhaupt ist. Ecker dachte nicht über die fraglichen Erklärungsgründe nach, verglich sie nicht unter einander, wählte nicht unter ihnen, weil er überhaupt von diesen Erklärungsgründen nichts wußte. Denken, Vergleichen oder Schließen ist, wie oben gesagt, nur da wo Wissen ist; wo das Wissen fehlt, fehlt der Gegenstand des Denkens, des Vergleichens oder Schließens. Ein berühmtes oder berüchtigtes Beispiel aus der Culturgeschichte, das hierher gehört, sind die Hexenprocesse. Die ersten Männer der Intelligenz, die scharfsinnigsten Gelehrten, die berühmtesten Professoren der Universitäten verurtheilten die Hexen: denn was nützte ihnen der größte Scharfsinn, da es dem Hexenglauben gegenüber nichts gab, keine Aufklärung, keine Naturwissenschaften, wo dieser Scharfsinn eine Stelle, einen Halt, einen Gegenstand finden konnte. Die Nachwelt wird einst das heutige gedankenlose und wissenslose Be-

kämpfen der Phrenologie von Seiten der Spitzen der Gelehrtenwelt unmittelbar neben das Verurtheilen der Hexen von Seiten der damaligen ersten Gelehrten stellen.

L. Hermann sagt in seinem „Grundriß der Physiologie des Menschen“ (4. Aufl. 1872. S. 455 f.): „Das Großhirn ist der Sitz der psychischen Thätigkeiten. Beweise, daß den Großhirnhemisphären seelische Thätigkeiten zugeschrieben werden müssen, liegen in Folgendem: 1. In der Thierreihe findet man eine um so stärkere Entwicklung des Großhirns im Vergleich zur Körpermasse und zum Gesammthirn, je mehr sich die geistigen Fähigkeiten denen des Menschen nähern. Ueber den Grad der Entwicklung giebt das Gewicht Aufschluß und außerdem die Zahl der Gyri, weil eine Vermehrung der letzteren die verhältnißmäßige Größe der Oberfläche und somit die Menge der allein in Betracht kommenden grauen Substanz vermehrt. — — 2. Bei angeborner Kleinheit der Gehirnhemisphären (Mikrocephalie, Cretinismus), bei Entartung derselben (Hydrocephalus ꝛc.) findet sich eine entsprechende Verminderung der höheren Seelenthätigkeiten (Blödsinn). — — 4. Abtragung der Großhirnhemisphären (bei Vögeln und Säugethieren) bringt einen schlafähnlichen Zustand hervor, in welchem alle willkürlichen Bewegungen fehlen. Bei schichtweiser Abtragung soll eine allmälige Abnahme aller Seelenfunctionen (!) eintreten (Flourens), eine Andeutung, daß dieselben nicht an besondere Orte des Hirns gebunden, sondern gleichmäßig vertheilt sind. Frühere Angaben über das Gebundensein bestimmter (übrigens willkürlich abgezweigter) Geistesgebiete an besondere Hirnbezirke, vor allem die phrenologischen, beruhen sämmtlich auf Täuschung“. Da Hermann zu Anfang der mitgetheilten Worte den Sitz der bewußten Seelenthätigkeiten mit richtig geführtem (phrenologischem) Beweise in das Großhirn verlegt, so hätte man erwarten dürfen, daß er diesem Beweise noch wenigstens zu einem weiteren Schritt treu geblieben wäre und so gefolgert hätte: „Weil ferner die Größe des Vorderhirns übereinstimmend mit der Stärke der Intelligenz gefunden wird, so ist zu schließen, daß diese im Vorderhirn ihren Sitz hat“. Allein statt dieses naheliegenden und logischen Schrittes

thut Hermann einen ganz anderen und sehr unlogischen. Er hätte dem Berichte des oberflächlichen Beobachters Flourens schon von vornherein keine Beachtung schenken dürfen, weil er sich sagen mußte, daß es ganz unmöglich ist, an einem gemarterten Thiere, z. B. einem Hunde, bei schichtweiser Abtragung seines Großhirns „eine allmälige Abnahme aller seiner Seelenfunctionen", also z. B. seiner Treue für seinen Herrn, seines Muthes, seiner Naschhaftigkeit, seines Talentes für Kunststücke ꝛc. beobachten oder nachweisen zu wollen. Und doch baut Hermann auf diesen geradezu albernen Bericht die außerordentlich wichtige Folgerung, „daß die Seelenfunctionen nicht an besondere Orte des Gehirns gebunden, sondern gleichmäßig vertheilt sind". Hiernach müßte also jede einzelne geistige Thätigkeit, z. B. das Denken, zugleich in allen Theilen des Gehirns stattfinden. Wir wollen gar nicht anfangen die Gründe aufzuzählen, welche gegen diese allen Thatsachen zuwiderlaufende Annahme sprechen. Wenn aber z. B. Hermann aufmerksam sich selbst beobachten will, so kann er sehr wohl erkennen, daß, wenn er angestrengt nachdenkt, dieses Nachdenken im Vorderhirn an der Stirne, nicht anderswo im Kopfe statt hat. Was noch die hohen Worte betrifft, mit denen Hermann am Schlusse über die Phrenologie abspricht, so wäre es etwas rühmlicher für ihn gewesen, wenn er über eine Sache, die er augenscheinlich so wenig kennt, etwas weniger kategorisch geurtheilt hätte.

Die sonderbare Ansicht Hermann's, daß jede einzelne Geistesthätigkeit zugleich in allen Theilen des Gehirns stattfinde, wird durch eine ähnliche, aber noch sonderbarere Ansicht des Physiologen Wundt „Lehrbuch der Physiologie des Menschen". 2. Aufl. S. 668 f.) übertroffen. Dieser nämlich, verwirrt durch die einander widersprechenden Berichte der einzelnen Beobachter, da bei den Gehirnverletzungen der Eine Dies, der Andere das gerade Entgegengesetzte gesehen haben will, meint das große Räthsel so lösen zu können, daß er sagt, die verschiedenen Gehirntheile träten bei theilweiser Vernichtung gegenseitig stellvertretend für einander ein; wenn also z. B., meint er, der Gehirntheil, der das Denken vermittelt, durch Verletzung verloren gehe,

so übernehme der Gehirntheil, der das Gefühl vermittelt, nun auch das Denken, und das Fühlen und Denken werde dann durch diesen Gehirntheil gemeinschaftlich besorgt, und ebenso umgekehrt. Auf die Widerlegung dieser naiven Ansicht sind nicht viele Worte zu verwenden. Nur zwei Bemerkungen. Man hätte diese Ansicht am wenigsten von einem Physiologen erwarten sollen, da die Nervenlehre, die ja mit der Gehirnlehre nicht im Gegensatz stehen kann, sehr entschieden das Gegentheil dieser Ansicht predigt. Jeder der vielen und verschiedenen Nerven ist nur allein für seine bestimmte besondere Verrichtung befähigt erkannt worden. Der Empfindungsnerv empfindet nur, der Bewegungsnerv empfindet nicht, sondern bewegt nur, der Sehnerv empfindet nicht und bewegt nicht, sondern sieht nur, u. s. w. Zweitens wäre nicht abzusehen, wenn einmal das gegenseitige Ersetzen der einzelnen Gehirntheile stattfände, warum die Natur dabei auf die zufällige *Vernichtung* eines Gehirntheils wartete und diesen Ersatz nicht auch bei der *Schwäche* eines solchen eintreten ließe. Wenn z. B. einem Menschen irgend ein Talent, etwa das Musiktalent, fast ganz fehlt, so daß er trotz allem Unterricht und allem Fleiß nichts in dieser Kunst zu leisten vermag, so wäre nicht abzusehen, warum dann nicht z. B. der Gehirntheil, der den Formensinn, oder den Ortssinn, oder das Schlußvermögen vermittelt, die Verrichtung des Musiksinnes mit übernähme.

Der Physiolog *Valentin* stellt die Phrenologie mit dem thierischen Magnetismus zusammen und verwirft sie gänzlich als nur auf Täuschung beruhend: dies natürlich ohne sie theoretisch oder in ihren Thatsachen zu kennen. Was aber *gegen* die Phrenologie zu sprechen scheint, und wenn es das Thörichtste wäre, stellt er leicht als Thatsache hin. Er sagt z. B. („Grundriß der Physiologie des Menschen." 3. Aufl. S. 638): „Die Phrenologen und einzelne Naturforscher haben einen besonderen Einfluß auf die Geschlechtswerkzeuge dem kleinen Gehirn zugeschrieben; die stärkere Entwicklung dieses Abschnittes des centralen Nervensystems sollte auch einen regeren Geschlechtstrieb zur Folge haben. Die Erfahrung bestätigt aber diesen Ausspruch keineswegs. — — Hatte Flourens diesen Theil des centralen Nervensystems in einem

Hahne abgetragen, so machte das Thier dessenungeachtet deutliche (!) Begattungsversuche". Bei einem zum Tod verwundeten Thier ist nur das Eine „deutlich", daß keinerlei Seelenthätigkeiten ohne vorgefaßte Meinung „deutlich" zu erkennen sind.

Der Physiolog Ludwig, mit dem wir unsere kleine Rundschau abschließen, hat eine Ansicht vom Gehirn, welche alle Sonderbarkeiten oder Schwächen der übrigen Physiologen weit hinter sich läßt, und ganz unerhört und unbegreiflich ist. Die oben mitgetheilten Worte des Physiologen Hermann sprechen in ihrer ersten Hälfte die Ansicht aller heutigen Physiologen aus, daß nämlich die Hemisphären der Sitz der bewußten Seelenthätigkeiten sind, theils weil sie von den niederen zu den höheren Thieren und zum Menschen im Verhältniß mit den geistigen Fähigkeiten zunehmen, theils weil die graue Masse, von der es feststeht, daß sie die Seelenthätigkeiten vermittelt, ihre starke Belegungsmasse bildet. Dies ist so zweifellos und so klar, daß jeder Laie, welcher z. B. die obige Abbildung des Gehirns (S. 473) betrachtet und welchem man die Wahrheiten, die hier in Frage kommen, mittheilt, eine so feste und bestimmte Ansicht hiervon fassen kann, daß sie ganz der wissenschaftlichen Ueberzeugung des Gelehrten gleichkommt. Auch theilen, wie gesagt, alle heutigen Physiologen diese Ansicht, — außer Ludwig. Ludwig bestreitet es mit klaren und bestimmten Worten, daß die Hemisphären der Sitz der Seelenthätigkeiten seien. Er zählt drei Methoden auf, die es gebe, um die Verrichtungen oder die Bedeutung der verschiedenen Gehirntheile zu erforschen, nämlich 1) die vergleichende Methode, d. h. die Vergleichung der Größe eines Gehirntheils mit der Stärke eines geistigen Vermögens, 2) die Excisionsmethode, daß man lebenden Thieren Theile des Gehirns ausschneidet und dann untersucht, welche Seelenvermögen dadurch verloren gegangen, 3) die pathologische Beobachtung, daß man bei Krankheiten des Gehirns deren Wirkungen auf die Seelenkräfte beobachtet. Ludwig fährt dann wörtlich fort („Lehrbuch der Physiologie des Menschen." 2. Aufl. S. 607 f.): „Alle drei Methoden häufen scheinbar Wahrscheinlichkeiten dafür, daß Seelenthätigkeiten

und namentlich die höheren in Beziehung stehen zur Ausbildung der Großhirnlappen (Hemisphären). — Aber diesen zahlreichen Thatsachen stehen andere entgegen, indem große Massen der Großhirnlappen bei Menschen durch angeborene Eigenthümlichkeit fehlten, oder durch Verwundungen, Blutaustritt, fremde Geschwülste u. s. w. zerstört wurden, ohne daß auch nur die geringste Abweichung von den normalen geistigen Functionen eingetreten wäre; wenn eine nothwendige Verknüpfung zwischen Seele und den Großhirnlappen bestünde, so wäre das letzte Resultat unmöglich. — Der Widerspruch könnte sich dann lösen, wenn etwa nur einzelne Regionen der Großhirnlappen mit den Seelenvermögen in Verbindung ständen; man hat dieses in der That behauptet, indem eine Zahl von Autoren vorzugsweise die vorderen, eine andere aber vorzugsweise die hinteren Lappen als die Träger der Seele ansahen. Der Widerspruch in den Meinungen rührt daher, daß die Einen nur Geistesstörung mit Vernichtung der vorderen, nicht aber mit Vernichtung der hinteren Lappen sahen, während Andere gerade die umgekehrten Fälle beobachteten; dieser Widerspruch in den Beobachtungen genügt zur Widerlegung der einen oder andern Hypothese". — Die große Frage ist nun, wie wir uns diese merkwürdige und aller Vernunft so sehr widersprechende Ansicht des in seinem Fache hochgeschätzten und scharfsinnigen Gelehrten erklären sollen? Das Räthsel zerfällt, wenn wir ihm auf den Grund gehen, in die beiden Fragen. Erstens. Wenn Ludwig sich ein Gehirn oder die Abbildung eines Gehirns vorstellt, wenn er gewiß nicht an der feststehenden Wahrheit zweifelt, daß die Seelenthätigkeiten in der grauen *Belegungsmasse* der Hemisphären ihren Sitz haben, wenn er selbst sagt, daß alle drei Methoden für die Ansicht des Sitzes der Seelenthätigkeiten in den Großhirnlappen sprechen, wenn er weiß, daß eben darum alle Physiologen dieser Ansicht beipflichten, wenn dieselbe also zehnfach durch Gründe und hundertfach oder tausendfach durch Einzelbeobachtungen unterstützt ist, welcher Grad von Nichtdenken oder Gedankenlosigkeit gehört dazu, sich diese auf wissenschaftlicher Ueberzeugung beruhende Ansicht durch *irgend etwas*, was es auch sei, *nehmen zu lassen*? Zweitens. Wenn irgend welcher

unbedeutende Gelehrte, oder wenn zwei oder drei solche Gelehrte einige Einzelbeobachtungen, welche mit jener Ansicht, also mit aller Wissenschaft in Widerspruch stehen, als von ihnen gemacht erzählen, welcher Grad von Kritiklosigkeit und Leichtgläubigkeit gehört dazu, diese erzählten vermeintlichen Thatsachen, so wie Ludwig thut, *als ausgemachte Wahrheit hinzunehmen*? Zur Beantwortung der beiden Fragen muß uns das genügen, was wir oben vom Wissen im Gegensatz zum Nichtwissen gesagt haben. Denken, Ueberlegung, Verstand ist nur da, wo Wissen, wo Kenntniß ist. Wo das Wissen fehlt, bleibt überall nur Gedankenlosigkeit und Leichtgläubigkeit übrig. Ich will hier auch noch einen Einzelfall mittheilen, welcher zeigt, daß bestimmte, besondere Kenntnisse dazu gehören, um überhaupt prüfen zu können, ob bei einer Gehirnverletzung die Geisteskräfte unverletzt geblieben sind oder nicht. Ein Mann, erzählt Combe, welcher bisher als Bauchredner öffentlich aufgetreten war, erlitt eine starke Verletzung des Gehirns an der Stelle des oberen Hinterkopfes (Ipsotal). Er wurde vollständig geheilt und die Aerzte konnten keinerlei Veränderungen in seinen Geisteskräften finden. Der Mann sah und hörte so gut wie früher, er sprach, er las und schrieb, er kannte alle Personen, die er gekannt, er hatte sein vollständiges Gedächtniß, kurz, es war bei der sorgfältigsten Untersuchung nicht die geringste Verminderung seiner Geisteskräfte zu entdecken. Als aber der Mann nach seiner Entlassung seinen früheren Lebensberuf wieder ergreifen wollte, fand sich, daß das Selbstgefühl, das er früher besessen und das ihn zum öffentlichen Auftreten befähigt hatte, ihm gänzlich fehlte: er mußte einen andern Lebensberuf ergreifen. Die falsche Geisteskunde der Aerzte ist heutzutage fast allgemein die, daß die Geistesthätigkeiten aus den äußeren Sinnesthätigkeiten abgeleitet werden. Was der Mensch, meint man, sieht und hört und riecht und schmeckt und tastet, dies Alles, indem es in den Geist aufgenommen und in ihm verarbeitet wird, macht zuletzt den Geist in seinen verschiedenen Thätigkeiten aus. Wenn daher nach einer Gehirnverletzung der Mensch noch sieht und hört, noch spricht und lies't und schreibt ꝛc., so ist man bereit zu schließen, daß er noch alle

seine geistigen Fähigkeiten wie früher besitze. Nein, zu einer solchen Prüfung gehört vor allem die Kenntniß aller der verschiedenen im Geiste vorhandenen Kräfte.

Wir haben hier den Zustand der Gehirnlehre in der Physiologie an einigen Beispielen geschildert. Niemand möchte bestreiten, auch die Physiologen selbst nicht, daß dieser Zustand ein wirklich grauenhafter ist. Wenn uns daher — um dahin zurückzukehren, von wo wir ausgegangen sind — das Verhalten der Anthropologen gegenüber der Gehirnlehre räthselhaft oder schwer erklärlich schien, so werden wir jetzt das Räthsel zur Genüge aufgeklärt finden. Die Anthropologen wagten darum keinen Schritt in die Gehirnlehre zu thun, weil ihnen vor der argen Finsterniß darin graute.

Als ich die vorstehenden Blätter (II.) einem Freunde vorlegte, wie ich mit meinen Sachen vor dem Druck zu thun pflege, meinte er, ich habe darin den Ton verfehlt; meine Absicht sei doch, die Männer der Wissenschaft für mich oder für die Phrenologie zu gewinnen: dies werde ich aber durch die rücksichtslose Art, wie ich mich gegen sie ausspreche, schwerlich erreichen: die Männer, die eine so hohe Stellung in der Wissenschaft und in der öffentlichen Anerkennung einnähmen, würden sich durch meinen Tadel verletzt fühlen und daher auch von dem Wahren, das meine Darstellung unzweifelhaft enthalte, sich abwenden. So ungefähr die Worte meines Freundes, die mich nicht überzeugen konnten. Die Männer der Wissenschaft haben bisher ohne alle Berechtigung die Phrenologie geschmäht und gehöhnt, ohne sich dabei um den Ton ihrer Worte zu kümmern: und wenn ich jetzt mit vollstem Rechte und pflichtgemäß diesem Benehmen entgegentrete, so sollte ich ängstlich meine Worte abwägen müssen? Ein Mann, der, wie ich, sein Leben lang für die Wahrheit gekämpft und gelitten, soll jetzt, nahe am Ende seiner Tage, nicht einmal die Wahrheit ganz und ungeschminkt sagen dürfen? Und nur die halbe, die geschminkte Wahrheit fände Gehör bei den Männern der Wissenschaft? Nein, ich denke besser von der großen

Mehrzahl dieser Männer. Einige wenige unter ihnen sind freilich für immer für die Phrenologie verloren, die, welche, wie z. B. Hyrtl, Bock, Lucae, sich an der Phrenologie vergangen haben und dafür angemessen bestraft worden sind. Einige wenige auch möchten vielleicht meinen so oder anders gestellten Worten zu Lieb oder zu Leid der Phrenologie sich freundlich zuwenden oder beleidigt sich von ihr abwenden. Auch an ihnen wäre nichts verloren. Aber weitaus die große Mehrzahl wird gewiß in ihrem Thun und Lassen nur allein durch das Streben nach Wahrheit geleitet. Die große und einzige Frage ist: soll und muß die Phrenologie endlich geprüft werden oder nicht? Wenn die Männer der Wissenschaft durch das Lesen meines Buches die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Frage zu bejahen ist, werden sie dann wohl, ehe sie nach ihrer Ueberzeugung handeln, nach dem mehr oder weniger unterwürfigen Ton meiner Worte fragen? Nein, wenn dieser Ton der der Wahrheit ist, so werden ihn alle für den richtigen erkennen. Ich selbst bin mir bewußt, daß ich Niemanden verletzen wollte und ich hoffe auch, daß Niemand sich von mir verletzt fühlt. Was ich immer sagte und wie ich es sagte, ging nur aus meiner rein sachlichen Anschauung und meinem Wahrheitsgefühl hervor. Am härtesten z. B. haben wohl meine Worte Ludwig getroffen, aber ich glaube und hoffe, daß sie ihn nicht geschmerzt haben. Wenn er mir zufällig in der Gesellschaft begegnete, so würde er, denke ich, als echter Mann der Wissenschaft und stolz auf seine großen Verdienste in seinem Wissensfelde, die Dinge so nehmen wie sie sind, er würde mir die Hand reichen und in Scherz und Ernst sprechen: „Sie .... Schwerenöther! denn „liebenswürdiger" kann ich nicht sagen, da Sie über alle Maßen unliebenswürdig sind. Aber ich kann Ihnen trotzdem nicht böse sein, da aus Allem hervorgeht, daß es Ihnen, so wie uns allen, nur um die Wahrheit zu thun ist. Ich muß zugestehen, als ich auf das Gebiet der Gehirnlehre hinausgerieth, habe ich ein wenig geschlafen und etwas Unsinn geschwatzt; Sie haben mich aufgeweckt und aufgeklärt: ich muß Ihnen für Ihr Buch, welches gut ist und seinen Zweck erfüllt, meinen Dank aussprechen. Ja! ja! ja! die Phrenologie muß geprüft werden, ich stimme zu,

und gewiß auch die Anderen; ich werde dabei mithelfen. Wie schön, wenn wir eine Gehirnlehre bekämen, wenn da Tag würde, wo so tiefe Nacht war!"

III.

(Hirschfeld über Longet's Nerven- und Gehirnlehre.)

1.

Was vor Jahren Burdach uns zu geben bemüht war, das hat seinen Landsleuten Longet in seinem Werk über Anatomie und Physiologie des Nervensystems zu liefern gesucht: eine Zusammenstellung alles dessen, was bis dahin Wissenswerthes über den Bau und die Verrichtungen des Nervensystems ermittelt worden ist. Wir benutzen Longet's Werk, um das Verhältniß, in welchem die Forschungen der Physiologie zu den Entdeckungen der Phrenologie stehen, des Näheren zu beleuchten.

Die erste *Bildung* des Nervensystems geht in jedem seiner Theile selbstständig und unabhängig von den Nachbartheilen oder von einem gemeinsamen Mittelpunkt vor sich; die Mittelpunkte des Nervensystems, Rückenmark und Gehirn, bilden sich vielmehr erst aus, nachdem in den einzelnen Organen (Körpertheilen oder Gliedern) das Vorhandensein der Nerven schon bestimmt hat wahrgenommen werden können. Die Wurzelfasern der Nerven werden in den Organen gleich mit diesen selber sichtbar; der Sehnerv verlängert sich erst nach und nach zum Gehirn hin ꝛc. Jeder Theil des Systems, jeder Nerv, erscheint so schon in seiner Bildung als ein Unabhängiges, für sich selbst Bestehendes, was mit einem gemeinsamen Stamm in Verbindung tritt, und durch diesen zur Harmonie des Wirkens, zur Einheit verknüpft wird.

2.

Die Größenentwicklung des Gehirns folgt ganz anderen Gesetzen, als die des übrigen Nervensystems. Die Nerven des Rumpfes und seiner einzelnen Organe entwickeln sich beim Men-

schen und bei allen Wirbelthieren in größerer oder geringerer Stärke, *je nach der Stärke der Nervenkraft in den Organen*. Ein längerer und stärkerer Körper mit mehr Haut und Muskelfläche — der Körper einer Giraffe, eines Wallfisches, einer Riesenschlange — erfordert länger gedehnte Nerven und ein längeres und stärkeres Rückenmark, als die Thiere von geringerer Größe und von kleinerem Umfang. Anders beim Gehirn. Die Entwicklung desselben — im Ganzen und in allen einzelnen Theilen gleich von den ersten Anschwellungen desselben über dem verlängerten Rückenmark an — zeigt sich ganz unabhängig von der Nervenkraft des Körpers oder einzelner seiner Theile: denn es findet eine Verminderung der Gehirnmasse je bei den niederen, weniger intelligenten Thieren, und eine Vermehrung derselben bei den höheren, intelligenteren bis zum Menschen hinauf statt. Die Masse der Halbkugeln insbesondere nimmt, herniedersteigend vom Menschen und den Säugethieren zu den Vögeln, Reptilien und Fischen, immer mehr ab; die Halbkugeln vereinigen sich mehr und mehr mit den Ganglien der gestreiften Körper und der Sehhügel zu einem gemeinsamen Ganzen, einem Gesammtganglion, in welchem es schwer hält, die genannten einzelnen Theile noch genauer von einander zu unterscheiden. Mit den Sehhügeln inclusive aber erreicht diese Abnahme ihre Grenze. *Zwischen den Sehhügeln und den Vierhügeln ist ein Scheidungspunkt*, über den hinaus abwärts die Massenabnahme je in den niederen Thieren im Gegentheil einer Zunahme Platz macht, d. i. je mehr von jenem Punkt aus aufwärts die Theile des eigentlichen Gehirns je in den niederen Wirbelthieren an Masse *abnehmen*, desto mehr nehmen von jenem Punkt aus abwärts die Theile des verlängerten Rückenmarks *an Größe zu*. Will man daher das verlängerte Rückenmark vom eigentlichen Gehirn scheiden, so ist deren Grenze zwischen den Vierhügeln und den Sehhügeln anzunehmen, nicht wie man, physiologisch und anatomisch ungenau, gethan hat, am Eintritt in die Varolsbrücke, dies auch schon darum nicht, weil sich die Varolsbrücke nur bei den höheren Thierclassen vorfindet und somit für die niederen Classen gar keine Grenze abgeben kann. Ich werde demgemäß, wo von

einer Sonderung des verlängerten Rückenmarks vom eigentlichen Gehirn die Rede ist, fernerhin den Abschnitt hinter den Vierhügeln und vor den Sehhügeln als Grenze annehmen, jene als letzte gangliöse Anschwellung des Rückenmarks, diese als erstes — oder richtiger vielmehr, wie sich ergeben wird, ebenfalls als letztes — Ganglion des Gehirns betrachtend. Oberes Rückenmarksende, kleines Gehirn und großes Gehirn stellen sich auf diese Weise genau geschieden dar; in den Vierhügeln erscheint das obere Rückenmarksende als wahres Einigungs- und Verbindungsglied des großen und des kleinen Gehirns, und die ganze Anschauung und Deutung der betreffenden Hirngebilde erhält eine einfachere Grundlage. Das Rückenmark und sein oberes Ganglion, die Vierhügel, nehmen also an verhältnißmäßiger Größe zu, so wie das eigentliche Gehirn in der Thierreihe abnimmt und einfacher wird. Je höher andrerseits die geistige Stufe, auf welcher das Geschöpf steht, um so vielseitiger und beträchtlicher werden die Gebilde des Gehirns, welche den vereinigten Nervenstämmen des ganzen materiellen Organismus entgegentreten, um sich mit ihnen auf vielfache Weise zu kreuzen, zu verflechten und zu verweben. Hier haben wir als peripherische Grenze der Nerven die mannichfaltigsten Formen des äußern Organismus, dort schließt sich die Nervenmasse in sich selbst gerundet ab; hier bilden materielle Organe die Umhüllung der Nervenenden, dort scheidet sich mit dem höheren geistigen Leben die Umhüllung der kügelchenförmigen grauen Substanz von dem strahligen weißen Gefüge; hier ist Wachsthum nach Maßgabe der körperlichen, dort nach Maßgabe der geistigen Thätigkeit; hier ein Aufstrahlen zum Gehirn empor, dort, sobald die homogene Masse sich deutlicher in Mark- und Rindensubstanz geschieden, ein Niederstrahlen der weißen Fasern aus allen Punkten der grauen Wölbung den Körpernerven entgegen.

3.

Zu der Annahme dieser letztern Anschauungsweise im Gegensatz zu der bis jetzt gebräuchlichen der fächerförmigen Ausstrahlung des verlängerten Rückenmarks in das Gehirn halte ich mich außer

durch Anderes schon durch die Thatsache berechtigt, daß die einzelnen Nervenstrahlen an ihrem peripherischen Ende weder stärker sind, als an ihrem centralen, noch an jenem durch eine besondere zwischen ihnen angehäufte, nach dem Rückenmark zu wegfallende Masse von einander getrennt sind. Vielmehr sieht man in der Peripherie des Gehirns Strahl an Strahl von gleichmäßiger Stärke sich einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zuwenden, und da bei weiterer Annäherung an denselben die Strahlen selber sich nicht dichter lagern, wohl aber die Gesammtmasse der weißen Substanz, welche durch sie zusammengesetzt wird, so bleibt nichts anderes übrig, als auf eine oder andere Weise ein Zusammentreten der Strahlen der Peripherie, eine Vereinigung mehrerer zu einem einzelnen im Verfolg ihrer Annäherung an die Centralstelle anzuerkennen. Bei fächerförmiger Ausstrahlung ist es anders: da legt sich zwischen die einzelnen Strahlen ein tremendes Medium, welches um so breiter wird, je mehr jene auseinandergehen: hier aber besteht das Medium selbst in Strahlen, welche also an der Peripherie einen Ueberschuß im Vergleich zu den am Mittelpunkt gelagerten bilden. (Ganz ähnlich so ist auch die Strahlenmasse der Körpernerven an ihrem peripherischen Ende, wenn wir sie hier zusammengefaßt denken, sehr viel größer, als an ihrem centralen Ende, wo sie sich als oberes Rückenmarksende mit dem Gehirn vereinigen. S.) Diese hier ausgesprochene, der gewöhnlichen entgegengesetzte Anschauungsweise der Strahlung in den Halbkugeln, in den gestreiften Körpern und den Sehhügeln ist insofern für die richtige Erkenntniß des Nervenlebens von Wichtigkeit, als sie von vornherein den Gegensatz und das Zusammentreten und Verschmelzen des höheren geistigen Lebens mit dem der materiellen äußern Organe auch der Gestaltung nach versinnlicht, und ich finde mich um so mehr veranlaßt, sie hier bestimmter hervorzuheben, als gerade Longet's Werk einen schlagenden Beweis liefert, wie eine irrthümliche Grundidee in solchen Beziehungen selbst den nüchternsten Forscher auf Abwege führen und seinen Blick für die klare und einfache Auffassung der Wirklichkeit verdunkeln kann.

4.

Der Grundgedanke, nach einem einigen bestimmten Mittelpunkt für die gesammte im Organismus zu Tag kommende Nerventhätigkeit suchen zu müssen, zieht sich durch Longet's ganzes Werk hindurch; er ist es, welcher den Verfasser zu der Ueberzeugung verleitet, „daß das Studium des Centralnervensystems *wesentlich* in der Feststellung der *Vereinigungen* (connexions) seiner verschiedenen Partien bestehen muß" (S. 148); er ist es, welcher auch in Sätzen wie der folgende seine Feder geführt hat. „Eine wahre Physiologie des Rückenmarks, als Leiters der Bewegungen und Empfindungen, erscheint uns als unerläßliche Grundlage des Studiums für einen Jeden, welcher anatomische, physiologische und selbst pathologische Forschungen über das Gehirn anstellen will. Denn vom anatomischen Standpunkt aus können wir nicht anders als das Rückenmark als ein Organ betrachten, dessen verschiedene Stränge in die Gehirnganglien verlaufen, und wenn wir als bewiesen annehmen, daß die hinteren Rückenmarksstränge die Empfindungen, die vorderen die Bewegungen vermitteln, sollte es nicht vernünftig sein anzunehmen, daß man, indem man einzeln die Stränge des Rückenmarks in das Gehirn verfolgt, *das Centrum auffinden müßte, von dem die Bewegung ausgeht, und ebenso den Punkt der Geistesthätigkeit* (foyer élaborateur), *in welchem die Empfindungen zusammenlaufen*? So formulirt könnte unser aufgestelltes physiologisches Problem sich leicht in eine Frage der beschreibenden *Anatomie* aufzulösen scheinen, die durch eine geschickte Hand früher oder später eine befriedigende Lösung fände. *Ohne die Möglichkeit eines so großen Resultats leugnen zu wollen*, so liegen doch nach unserem Dafürhalten Gründe vor, welche die Schwierigkeiten besonders zu vergrößern scheinen" u. s. w.

Die Möglichkeit, daß jeder Theil des Nervensystems ein für sich bestehendes, ein zu seiner ihm besonders obliegenden Verrichtung sich-selber Genügendes sei, nur mit den übrigen Theilen desselben Nervensystems zu gemeinsamen harmonischen Aeußerungen nähere oder entferntere, mehr unmittelbare oder mehr mittelbare

Verbindungen eingehend, bleibt Longet völlig fern. Der Phrenologie war es aufbehalten, diese Möglichkeit in Betreff des Gehirns als Wirklichkeit nachzuweisen, und je vorurtheilsloser wir die über die Thätigkeitsäußerungen des Nervensystems gesammelten reichen Thatsachen betrachten, um so mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, daß das gleiche Gesetz der Selbstständigkeit und Selbstgenügsamkeit auch in dem gesammten übrigen Nervenapparate waltet, und daß es daher ein vergebliches Bemühen ist, nach einem einzelnen Mittelpunkt zu suchen, von welchem alle Nervenkraft ausstrahlt und zu welchem sie als zu ihrem Focus- und Sammlungsort zurückkehrt.

5.

Fassen wir die betreffenden Erfahrungen alle kurz zusammen. Drei Thatsachen mögen hier neben einander stehen. Einmal wissen wir, daß gänzliche Lähmung, Gefühl- und Bewegungslosigkeit im untern Körper von den Fußspitzen bis an die Hüfte hinan stattfinden kann, während der gesammte obere Körper, die Geistesthätigkeit, das Athmen, die Bewegung und Empfindung der Arme ungestört in ihren Verrichtungen beharren. Andrerseits können bei niederen und bei höheren Thieren beide Gehirnhälften weggenommen werden, ohne daß die Kraft der Bewegung, ohne daß das Athmen dadurch beeinträchtigt wird. Ja, Dr. Bayer erfuhr 1830, daß ein Kind, bei welchem die Enthirnung vorgenommen worden, dergestalt, daß beide Scheitelbeine zerbrochen und die Schädelhöhle völlig entleert worden war, drei Minuten nach der Geburt aus der Serviette, in welche es gehüllt lag, einen deutlichen Schrei vernehmen ließ und beim Oeffnen der Umhüllung den erstaunten Blicken die Erscheinung eines hirnlosen Fötus darbot, welcher athmete und Hände und Füße bewegte. Das Schreien und die übrigen Lebenszeichen dauerten mehrere Minuten lang fort.

Hier haben wir also das Fehlen ganzer großer Nervenmassen bei Fortdauer der eigenthümlichen Thätigkeit anderer; dort Unthätigkeit der unteren Theile des Rückenmarks, bei ungestörter Fortdauer seiner oberen Functionen. Nur wenn wir, —

und dies ist unsere dritte wichtige Thatsache, — dem Punkte verletzend nahe kommen, wo in der oberen Halsgegend die das Athmen vermittelnden Nervi vagi von beiden Seiten sich im Rückenmark zu einem gemeinsamen Ganzen verbinden, stockt plötzlich Athem und Leben, und mit dem augenblicklich eintretenden Tode hört oberhalb wie unterhalb jener Stelle jede Bewegung, jede Thätigkeitsäußerung auf. Trägt man z. B. bei einem jungen Hunde nach und nach die Hemisphären des Gehirns, die gestreiften Körper, die Sehhügel, Vierhügel, das kleine Gehirn und die Varolsbrücke ab, leert mit Einem Worte fast die ganze Schädelhöhle aus, so geht doch bei unverletztem Rückenmark der Athmungsproceß mit großer Regelmäßigkeit vor sich. Sobald man aber mittelst zweier Querschnitte die kleine Portion des Rückenmarks fortnimmt, welche den Eingangspunkt des Nervus vagus, sammt einigen Wurzeln des Spiralnervs umfaßt, so hören augenblicklich alle Athmungsbewegungen auf und das Thier stirbt an Erstickung.

Reichen aber die drei hier zusammengestellten Thatsachen nicht vollkommen hin, darzuthun, daß im Gehirn, im obern Theil, im untern Theil des Rückenmarks ein durchaus selbstständiges Leben und Thätigsein vorhanden ist? daß, so lange überhaupt von einem belebten Organismus die Rede sein kann, jeder dieser Nerventheile zur Beschaffung der ihm eigenen Obliegenheiten sich selber genügt, und nur insoweit mit den anderen in Verbindung steht, als der Einklang, das nothwendige Zusammenwirken des ganzen einigen und ungetheilten Organismus es erfordert?

6.

Mag es gestattet sein, ein Bild aus dem Makrokosmus zu wählen, um eine andere Ansicht über diese Verhältnisse im Mikrokosmus des thierischen Nervenlebens zu versinnlichen. Vergleicht doch Joh. Müller die Einflüsse, welche vom Gehirn aus den Bewegungsnerven ihren Impuls mittheilen, den Tasten eines Claviers, bei deren nahe an einander Liegen leicht unwillkürlich die eine mit der andern berührt wird. Es ist aber mit der

Nervenleitung des Rückenmarks wie mit einer doppelten Bahnlinie, hin- und zurückstrahlend aus entfernten Theilen des Reichs nach dem Mittelpunkte, der großen Hauptstadt (dem Gehirn). Auf der einen Bahn gehen die Güter und Wagen hin (Bewegungsnerven), auf der andern fahren sie her (Empfindungsnerven). Bahnhöfe sind von Station zu Station (in allen Theilen des Rückenmarks, in den Ganglien). Auf diesen tauschen, kreuzen sich die Gleise, fließen Seitenarme ein und aus, und bringen, holen Waaren nach und von der Hauptstadt. In der Hauptstadt großem Bahnhof (dem verlängerten Rückenmark) ist dies Tauschen und Kreuzen der Bahnen, ihr Vermehren nach allen Seiten vielfach stark, um all den ankommenden Wagen und Ladungen ihren Raum zu geben. Die Wege der Hauptstadt grenzen von allen Seiten an den Bahnhof und dringen in ihn ein (Zusammenstrahlen aller Gehirnorgane in dem verlängerten Rückenmark), damit aus den einzelnen Gassen und Häusern nach dem Willen der Bewohner Alles rasch zur Förderung durch's Reich gelangen könne. Wohl ist hier jeder einzelne Kaufherr, jeder Beamte, Minister und Fürst im Stande, die ganze Bahnstrecke zu seinen Zwecken zu benutzen; doch kann der Verkehr nicht minder in jeder einzelnen Abtheilung der Bahn von Statten gehen, ohne daß stets der einzelne Bewohner der Hauptstadt, ja ohne daß stets deren Herrscher darum zu wissen, daran Theil zu nehmen braucht. Ist hinter irgend einer Station die fortleitende Bahn durchschnitten, so werden von der Hauptstadt aus keine Transporte mehr auf dieselbe gelangen können, wenngleich die Thätigkeit auf der abgeschnittenen Bahnstrecke noch nach Maßgabe der Nahrungsquellen, welche dieselbe besitzt, fortdauern kann. Ist eine zuleitende Bahn durchschnitten, so gelangen keine Waaren von den getrennten Theilen mehr zur Hauptstadt, allein oberhalb der Durchschnittsstelle können die Waaren schon auf der nächstgelegenen Station ihre Beförderung wieder ins Reich hineinbekommen. So erregt der durchschnittene Bewegungsnerv, an seiner peripherischen Durchschnittsfläche gereizt, noch Zuckungen der betreffenden Muskeln, wenngleich er dem Willen, dem Gehirn, nicht mehr unterworfen ist, der durchschnittene Empfindungsnerv,

an seinem centralen Ende gereizt, erregt neben der Empfindung gleichfalls Muskelzucken, ohne daß für dieses eine Hin- und Zurückstrahlung zum entfernten Gehirn anzunehmen nothwendig ist. In der That möchte hier das Gehirn, wie in unserm Gleichnisse die Hauptstadt, völlig fehlen und dennoch würden die gleichen Resultate erfolgen können. An der Stelle, wo viele Seitenarme in die Bahnen einmünden, werden ihre Anschwellungen, ihre Bahnhöfe, größer sein, und liegen sie nahe zusammen, sich selbst fast zu einem fortgesetzten vereinigen (Rückenmark). Das Leben in den einzelnen Bahnzweigen ist überall ein für sich selbst bestehendes, in den verschiedenen Stationen zu einem verhältnißmäßig unabhängigen Ganzen abgeschlossenes, es ist weder allein durch die Hauptstadt bedingt, noch unmittelbar von derselben ausgehend; es ist vielmehr in jedem einzelnen Punkte an die Bahn selber geknüpft und von deren Integrität abhängig. So ist's auch mit den einzelnen Nerven. Es können ihre äußersten peripherischen Enden abgestorben sein, und weiter dem Rückenmark zu zeigt der Stamm noch Empfindlichkeit. Vom Rückenmark getrennt kann der Nervenstamm durch längere Einwirkung eines Reizes gegen denselben sich abstumpfen und keine Muskelbewegungen mehr hervorrufen, während derselbe Reiz etwas weiter gegen die Peripherie hin angebracht, diese wieder aufs Neue anfacht. „Die Hitze und die Kälte können Muskelbewegungen hervorrufen: diese sind sehr lebhaft, wenn man das freie Ende eines eben durchschnittenen Bewegungsnervs der Flamme einer Kerze aussetzt. Durch Berührung mit einem Stückchen Eis erlangt man weniger entschiedene Resultate. Uebrigens kann die Hitze und die Kälte, so angewendet, wie mechanische oder chemische Reizmittel wirken, indem sie bald *örtlich* die Nervenkraft zerstört; reizt man aber den Nerven zwischen dem gebrannten oder erkälteten Punkt und den Muskeln, so zeigt er sich noch reizbar und bewirkt Zuckungen." (S. 56.) Bedarf es noch schlagendern Beweises, daß auch der einzelne Nerv nicht blos Conductor, sondern in seiner und für seine Sphäre auch selbstthätig ist? Der vom Gehirn ausgehende und ausgesendete Wille ist allerdings im gesunden Lebenszustande sein natürlicher Thätigkeitsreiz; allein im kranken Zu-

ſtande können ohne, ja trotz des Willens durch abnorme organiſche —, nach ſeiner Trennung ſelbſt durch viele andere mechaniſche, chemiſche und elektriſche Reize die von ihm abhängigen äußeren Erſcheinungen hervorgerufen werden. Wäre im geſunden Zuſtande eine andere Reizkraft als die des Willens für die Gliederbewegungen vorhanden, ſo würden dieſe, wie die von jenem unabhängigeren Athmungsbewegungen, auch nach der Trennung des Rückenmarks noch fortbeſtehen.

7.

Hiermit findet auch die Frage ihre Löſung, ob wir den Sitz der Seelenthätigkeiten allein im Gehirn oder durch den ganzen Organismus verbreitet anzunehmen haben. Wir haben die beiden Ausdrücke: Geiſt und Seele; beide betrachtet man, ſo lange das Leben dauert, an den irdiſchen Körper gebunden, und bedient ſich der einen und der andern Bezeichnung ohne beſtimmten Unterſchied. Wie bei vielen anderen Bezeichnungen, welche ſich auf die Thätigkeitsäußerungen des Nervenlebens beziehen, mußte erſt eine richtige phyſiologiſche Erkenntniß vorangehen, um denſelben die erforderliche Genauigkeit zu geben. Nennen wir *Seele* das Unbekannte, welches ſich *im ganzen Körper*, in den Aeußerungen des ganzen Nervenſyſtems vom Gehirn bis in die äußerſten Nervenzweige zu erkennen giebt; *Geiſt* das unſeren Sinnen in ſeiner Weſenheit ebenſo Unerreichbare, inſofern es durch die ausſchließlichere Vermittelung *des Gehirns* in die Erſcheinung tritt. Die Seele, als das Umfaſſendere, wohnt in dem ganzen Körper, an jede Nervenfaſer als ihren Träger gebunden und zunächſt mit und in derſelben lebend und webend. Sie trägt ebenſo alle geiſtige Thätigkeit, wie ſie die Thätigkeit in den körperlichen Organen ordnet und leitet. Der Geiſt hingegen iſt ausſchließlich durch die große Nervenmaſſe des Gehirns vermittelt, welches ſein alleiniger körperlicher Träger und Vermittler iſt. Die Seele wohnt überall im Körper, der Geiſt nur im Gehirn. Ein Körper lebt, ſo lange in ihm Athmen und Ernährung fortbeſteht; beſeelt bleibt er auch ohne Thätigkeitsäußerungen des Gehirnorgans; der Geiſt aber äußert ſich ausſchließlich durch dieſes, erkrankt und

gesundet mit ihm, wirkt durch dessen Verbindungen mit dem übrigen Organismus auf diesen ein, und wird auf dem gleichen Verbindungswege seinerseits wieder vielfach von dem Körper und Körperzuständen bestimmt. (Wie das Gehirn der edelste Theil, gleichsam die Blüthe des Körpers, so ist der Geist, das bewußte Leben, gleichsam die Blüthe der Seele, des unbewußten Lebens.) Das Gehirn, der Wohnsitz des Geistes, ist die Hauptstadt in unserm Gleichnisse, auf welche die ganze Bahnlänge sich als ihren Mittelpunkt bezieht, von dem ihr in der Regel alle Impulse der Thätigkeit zukommen; die Seele umfaßt das ganze Leben der Bahn, in der Hauptstadt, wie in allen ihren Provinzen. Es versteht sich übrigens, daß hier, wie überall, wo wir vom Geiste oder der Seele sprechen, nur die Gesammtheit der Aeußerungen in dieser Erdenwelt, welche mit jenen Worten bezeichnet werden, zu verstehen ist. Der vom Körper getrennte Geist, die von ihrer irdischen Hülle entfesselte Seele gehört nicht mehr in den Bereich weder der Physiologie im Allgemeinen, noch der Phrenologie insbesondere.

8.

Durch unmittelbare Beobachtung, daß der Sehnerv in die Mitte des Augapfels eindringt und daß das Auge zum Sehen dient, gelangen wir zu dem Schlusse, daß durch den Sehnerven das Sehen vermittelt und bedingt ist; wir finden, daß im Verhältniß zu der Sehkraft der Nerv stärker wird und abnimmt, und daß er bei mangelnder Sehkraft des einen oder des andern Auges entsprechend schwindet. Da diese Verhältnisse stets auf die gleiche Weise sich stellen, so bleibt uns über die Bestimmung des Sehnerven vernünftiger Weise kein Zweifel mehr übrig. Dasselbe gilt vom Gehör- und Riechnerven, von den Bewegungs- und Empfindungsnerven. Auch hier ist es die unmittelbare Vergleichung der äußeren Erscheinungen mit dem Zugegensein und dem Zustande bestimmter Nervenfasern, welche uns zu dem Schlusse des Bedingtseins der einen durch die andere berechtigt. Die Verfolgung des Zusammenhanges der Nervenfasern, worauf Longet so vorzugsweise meint Gewicht legen zu müssen, würde

am wenigsten darauf geführt haben, daß es gesonderte Nerven der Empfindung und der Bewegung gebe, da beide in derselben Scheide verlaufen. Manchmal ist es, wie beim Sehnerv, zunächst die Lage, welche uns auf die Bestimmung seiner Verrichtung hinführt; manchmal das stetige Größenverhältniß einer Nervenpartie zu bestimmten vorherrschenden Erscheinungen, wie beim Gehirn und seiner Beziehung zu der höhern geistigen Thätigkeit; manchmal endlich, wie bei den vorderen und hinteren Strängen des Rückenmarks und deren Bewegungs- und Empfindungsvermittelung, geradezu der Versuch eines auf den Nerv angebrachten Reizes und die Beobachtung von dessen Wirkung. Jeder dieser Erkenntnißwege hat seine eigenthümliche Berechtigung, und von welcher Seite wir auch der Wahrheit zuerst nahe treten: wir dürfen sie als erreicht ansehen, sobald wir ohne Ausnahme auf dem einen Wege zu ihr gelangen, wenn gleich die übrigen Wege noch nicht bis zu ihr haben verfolgt werden können oder vielleicht in dem besondern Falle sich durch unsere menschlichen Kräfte gar nicht bis hin zu ihr verfolgen lassen. Wir mögen die berechnete Höhe eines Thurmes, die berechnete Geschwindigkeit einer Kugel durch den sinnlichen Versuch des unmittelbaren Messens bestätigen: bei dem Ermessen der Höhe und der Bewegung der Sterne sind unsere Sinne nie im Stande, durch ihre Maßstäbe die Ergebnisse des zusammenstellenden Verstandes zu bewahrheiten — und doch sind wir zufolge der Natur unserer geistigen Vermögen zur Annahme der Gültigkeit der von den Astronomen ermittelten Wahrheiten nicht minder berechtigt, als zur Annahme der Thatsachen, welche nöthigenfalls auch noch mittelst unserer physischen Gegenwart sich als solche nachweisen lassen. Auf ähnliche Weise zeigen sich die höheren Sinnesnerven des Auges, Ohres u. s. w. gegen mechanische und elektrische Reize vollkommen unempfindlich und durch den unmittelbaren Versuch mit diesen würden wir niemals dahin gekommen sein, deren Verrichtungen zu erkennen, wie dies bei den Nerven der Bewegung und Empfindung statt hat. Dürfte aber Jemand mit Fug behaupten, unsere Erkenntniß von der Verrichtung des Sehnerven sei deshalb weniger bestimmt als unsere Erkenntniß von der Ver-

richtung der verschiedenen Nervenfasern, welche das Rückenmark ausmachen? Gewiß nicht. Und democh wird so häufig im Leben einer neu ermittelten Wahrheit die Anerkennung verweigert, weil sie nicht gerade auf dem Wege zuerst erreicht wurde, den man sich selber für ihre Erforschung ausgewählt hatte.

9.

Graue Substanz findet sich überall gelagert, wo verschiedene Nervenfasern der weißen Substanz auf einander stoßen und sich zu gemeinsamer Wechselwirkung mit einander vereinigen: so in den Ganglien der vegetativen Nerven; in dem Rückenmarke; beim Zusammenstrahlen von dessen verschiedenen Strängen dem Gehirn entgegen, im verlängerten Marke, den Vierhügeln, der Varolsbrücke, — und ebenso andererseits in den Vereinigungspunkten der Gehirnfasern, den gestreiften Körpern, den Sehhügeln und im Innern des kleinen Gehirns.

Wo wir graue Substanz gewahren, dürfen wir auch auf einen Mittel-, Vereinigungs- und Austauschungspunkt verschieden gearteter Nervenkräfte schließen, und eine höchst bedeutungsvolle Erscheinung ist es, daß diese Trägerin des höheren Seelenlebens als Umlagerungsmasse des ganzen Gehirns gleichsam die eine Grenze und zugleich den Urboden einer großen Menge von Nervenfasern bildet, während nach der andern Seite hin die gesammten vielgestaltigen äußeren Gebilde des Organismus die Grenze und den Urboden einer ähnlichen Reihe von Nervenfasern abgeben. Durch die Windungen, welche sich an den Gehirnen der höheren Thierclassen vorfinden, wird die Menge der grauen Substanz, welche überall sich in dieselben mit einsenkt, auf eine Weise vermehrt, wie es ohne unförmliche Ausdehnung jenes Organs sonst nicht hätte geschehen können, und eine Folge der Windungen, die sich bei dem Menschen und nach ihm zunächst bei dem Elephanten am entwickeltsten zeigen, ist es, daß wir zu dem Ausspruche berechtigt sind, die graue Masse des Gehirns nehme im Verhältnisse zu seiner weißen mit der aufsteigenden Thierreihe immer mehr zu und erreiche beim Menschen das höchste Maß des Uebergewichts.

Es ist eine physiologische Wahrheit, daß im Rückenmark und den mit ihm in Verbindung stehenden Nervenstämmen bei aller Gleichheit in der äußern Erscheinung eine Reihe von Nervenfasern neben einander verlaufen, deren Verrichtungen so völlig von einander getrennt und verschieden sind, wie die Begriffe des Empfindens und Bewegens es ausdrücken. Läßt es bei dieser Betrachtung sich wohl für sehr wahrscheinlich halten, daß die ungleich zahlreicheren Nervenfasern, welche von allen Seiten des Gehirns den Fasern der Bewegung und der Empfindung entgegenstrahlen, nur mit einer einzigen und gleichartigen Verrichtung begabt sein sollten? Louget hat seine „Fundamentalfrage" getrennter Bewegungs- und Empfindungsnerven im Gehirne vergebens zu verfolgen gesucht; „kaum sind hier einige Anfangsspuren für eine Lösung!" Kein Wunder, denn im Gehirne ist eben nach etwas Anderem als diesen blos animalischen Verrichtungen zu suchen.

Nach allen Seiten hin werden von den Rückenmarkssträngen und ihren einzelnen Theilen die mannichfaltigsten Verbindungen geschlossen: allein die Eigenschaften, welche sie auszeichneten, die Kraft, unmittelbar Bewegung und Empfindung hervorzurufen, geht verloren, sobald wir mit ihnen an das eigentliche Gehirn gelangen. Mit den Schenkeln zum großen und zum kleinen Gehirn endigt die Giltigkeit der Bell'schen Lehren; bis zu ihnen und in den vorhergegangenen Kreuzungen und Verbindungen der Rückenmarksbündel untereinander lassen sie sich hingegen auf die bestimmteste Weise verfolgen. Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit kommt hier zum vollständigsten Austausch, sie schließen sich ineinander ab, und was darüber hinaus liegt, die gesammte Nervenmasse des Gehirns, steht mit ihnen nur insofern in Zusammenhang, als die höhere Geistesthätigkeit, als der Wille, die Triebe, die Gefühle und der Verstand des Individuums auf Bewegung und Empfindung Einfluß üben. Wir erinnern noch einmal an das Gleichniß der Hauptstadt und der Landesbahn. Verlängertes Rückenmark, Pyramiden, Varolsbrücke, Vierhügel mit ihren Verbindungsmassen sind der große Bahnhof, in welchen alle Bahnen des Reichs eingehen, der Hauptstadt ihre Transporte zutragend

und ihre Bestimmungen von dieser empfangend. Als — oft leider noch recht rohe — Landbauern und Provinzialen sind wir Cultivatoren der Wissenschaft bis in den Bahnhof hineingelangt; von der Hauptstadt wissen wir aber nur im Allgemeinen, daß sie da und daß sie groß und mächtig ist. Und wollen wir ihr Getriebe, ihren Bau und Wesen näher erkennen, so müssen wir eben mit feineren Sinnen und Sitten daran gehen. Die grob materiellen Anschauungen und Prüfungen, wie sie auf den weiten Feldern im Gebrauch sind, reichen hier nicht aus; mit plumper Bauernweise erhalten wir kaum Zutritt in den untergeordneten Kreisen, und die Anklänge der zarteren Saiten werden so niemals von uns erlauscht werden. Nur im friedlichen Zustande weben und regen sich hier die mannichfachen Kräfte der höhern menschlichen Bildung; nur in ihm finden Künste, Wissenschaften und alles edlere Streben ihr Gedeihen; nur während eines solchen lassen sie sich erkennen und ihrem Maße nach schätzen; wilde Zerstörung aber löst auch in der Hauptstadt alle Bande auf, und während oder nach einer solchen wird sich von höherer Cultur auch in ihr wenig vor dem fremden Eindringling enthüllen. Es sind, insbesondere von französischen Physiologen — denn diese thun es in der Grausamkeit allen übrigen zuvor, und in Frankreich vor Allem wäre ein entschiedenes Veto in dieser Beziehung zu wünschen — eine unzählige Menge von Beobachtungen über die Folgen angestellt worden, welche Verletzungen des einen oder des andern Theils des verlängerten Rückenmarks und seiner Umschlingungs- und Vereinigungsmassen zu Wege gebracht haben. Ins Einzelne derselben einzugehen, würde uns jedoch hier zu weit führen. Fassen wir nur ihre allgemeinen Ergebnisse kurz zusammen.

Das Gesammtgehirn scheidet sich in Bezug auf Empfindungs- und Bewegungskraft in zwei Theile. Ein Theil seiner Gebilde ist, wie Flourens es nennt, excitabel, der andere nicht. Zu ersterem gehören das verlängerte Rückenmark, die großen Hirnschenkel, die Corpora restiformia, die Varolsbrücke, und, wenn man tiefer in ihre Substanz einsticht, so daß nicht blos die graue Masse in ihrem Innern verletzt wird, auch die Vierhügel; zu

letzterm die Sehhügel, die gestreiften Körper und die gesammten Hemisphären des großen und kleinen Gehirns. Diese letzteren Gebilde können daher, wie wir bereits oben gesehen, auch völlig fehlen oder weggenommen sein, und die Bewegungen gehen in ihrer ganzen Ausdehnung ungehindert vor sich. Wenn auf der andern Seite viele pathologische Fälle vorkommen, wo nach Krankheitsprozessen, Blutergüssen, Verhärtungen oder wässerigen Ausscheidungen in den nicht excitabeln Theilen dennoch Lähmungen einer oder der andern Art, rechts oder links, in den oberen oder unteren Gliedmaßen bemerkt werden, so beweisen diese, mit jenen Thatsachen zusammengehalten, nur so viel, daß die Thätigkeit des eigentlichen Gehirns — gleich dem Verhalten der Hauptstadt — mit den Verrichtungen des Rückenmarks mittelst seiner Verbindungsfasern in inniger Wechselwirkung steht, wie denn überhaupt im Organismus Krankheiten an der einen Stelle nicht ohne alsbaldige Theilnahme anderer mit ihr verbundener statthaben können: aber mehr als eine solche mittelbare Verbindung anzuerkennen, lassen die entgegenstehenden Erfahrungen, wo nach Abtragung des Gehirns die Bewegung ungestört fortdauert, durchaus nicht zu. Es liegt darin nur der Beweis, daß man bei ursprünglichen Functionsbestimmungen in der Benutzung pathologischer Erfahrungen, gleichwie bei den durch Vivisectionen erhaltenen Ergebnissen, mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen muß, um sich nicht durch den sympathischen Zusammenhang des Organismus, welcher alsdann in verstärktem Maße hervortritt, in seinem Schlusse irreleiten zu lassen.

10.

In diesen kurzen Umrissen haben sich alle wesentlichen, physiologisch anerkannten Ergebnisse in Bezug auf unsere Kenntniß der einzelnen Abtheilungen des Nervensystems zusammenfassen lassen. Der Bell'sche Lehrsatz und die unmittelbar unseren äußeren Sinnen angehörige Functionsbestimmung der Nerven nach den körperlichen Organen, in welche sie sich ausbreiten, — das ist Alles, was wir über die Verrichtungen der einzelnen Nervenpartien wissen. Wo die einen oder die anderen Merkmale auf-

hören, da erreicht auch unsere Erkenntniß ihr Ende. Was darüber hinaus liegt, die ganze gewaltige Nervenmasse des Gehirns, wird zwar in seiner Gesammtheit als Organ der Geistesthätigkeiten physiologisch anerkannt, aber die Bestimmung seiner einzelnen Theile ist den gewöhnlich betretenen Forschungswegen durchaus verschlossen geblieben. Das Rückenmark, die Sinnesnerven, die Verbindungsäste des vegetativen Nervensystems — sämmtlich finden sie ihren End- und Vereinigungspunkt innerhalb derjenigen Gebilde des Saumtgehirns, welche, als excitable, den durch äußere Reizmittel sichtlich nicht excitabeln gegenüberstehen, und welche ihre nicht excitabeln Fasern ebenfalls diesen selben Gebilden zum Austausche und zur Vereinigung entgegensenden. Das verlängerte Rückenmark mit seinen Umgebungen erscheint somit als eine Art gordischer Knoten, zu dessen vollständiger Lösung freilich noch manches Jahr und Jahrhundert erforderlich sein wird, während welcher wir aber von den Fäden, die ihn knüpfen, allmälig einen nach dem andern kennen zu lernen bemüht sind. Zur richtigen Würdigung derjenigen unter ihnen, welche von dem Körper zu der Schürzung des Knotens aufstrahlen, hat Bell, haben die Forschungen vor ihm im Ganzen wie im Einzelnen Vieles und Wichtiges geleistet: über denen dagegen, die aus dem Geistesorgane zu seiner Bildung niederstrahlen, ruht für die meisten Physiologen noch die tiefste Dunkelheit. Wohl ist hier die Forschung so viel zarter, körperloser und schwieriger; aber um ebensoviel ist auch die Geisteserkenntniß edler, einflußreicher, erhebender, und der größere Lohn entspricht der größern Mühe. Um Geistesäußerungen richtig schätzen und würdigen zu lernen, muß man sie in ihrer reinen Natürlichkeit beobachten. Dazu reicht das Studirzimmer nicht aus. Bewegungen mögen wir nach Willkür bei Thieren hervorrufen. Ihre Geisteseigenthümlichkeiten erkennen wir nur in der Gesundheit und in der naturgemäßen Freiheit, und auch hier bleiben uns dieselben noch häufig genug unklar und zweideutig, und nur die menschliche Sprache vermag uns im bewegten Leben volle und unzweideutige Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit des individuellen geistigen Lebens zu geben.

Nur Hypothesen sind es, welche, abgesehen von der Phre-

nologie, bisher über die Gebilde, die über das Rückenmark hinaus liegen, über das eigentliche Gehirn aufgestellt worden sind, Hypothesen, deren Fassung in der Regel schon das wenige Zutrauen beurkunden, welches ihre Urheber selbst zu ihnen hatten. Nur so weit ist die Physiologie in der neuern Zeit entschieden gelangt, daß sie, geleitet durch und gestützt auf das Größenverhältniß des Gehirns zu dem übrigen Nervensystem, jenem Organe die Vermittelung des höhern geistigen Lebens ausschließlich zugesteht, und es bleibt bei der Unumwundenheit, mit welcher sich auch Longet hierüber ausspricht, beinahe unbegreiflich, wie derselbe Longet dennoch immer wieder aufs Neue in Auffassungen verfallen kann, die sich in Worten wie: organes cephaliques, élaborateurs des impressions et producteurs du principe des mouvements volontaires kund geben. S. 585 im ersten Bande heißt es bei ihm über die Hemisphären: „Was beim Studium der Gehirnhemisphären des Menschen zuerst auffällt, ist ihre außerordentlich starke Entwickelung im Vergleich zu derjenigen der anderen Gehirnganglien (gestreifte Körper, Sehhügel, Vierhügel ꝛc.). Diese Entwicklung ist von der Art, daß in Beziehung darauf wenige Thiere dem Menschen nahe kommen. Das eigentlich sogenannte Gehirn ist gleichsam die Krone oder der Beherrscher der gesammten Säule des Rückenmarks; es ist der Sitz oder das Organ der höheren Vermögen, welche den Menschen auf einen so hohen Rang in der Schöpfung stellen und ihn in so edler Weise von den übrigen Thieren unterscheiden". Das Größenverhältniß der Hemisphären in ihrer Gesammtheit ist es, was uns diese gewichtige Wahrheit offenbart, — und an den Hemisphären ist es wiederum die äußere graue Belegungsmasse, welche vermittelst der Windungen beim Menschen ganz vorzugsweise überwiegend hervortritt. Was aber von dem Ganzen gilt, sollte das nicht auch auf dessen einzelne Theile seine vernunftgemäße Anwendung finden? Wenn wir der überwiegenden Größe des Gehirns beim Menschen die Erkenntniß verdanken, daß es der Träger seiner geistigen Fähigkeiten ist, ist da nicht der Gedanke nahe liegend, daß auch für seine einzelnen Theile

das Größenverhältniß zweckmäßig zur Ermittelung der einzelnen Geistesfähigkeiten müsse dienen können? Lage und Gestaltung geben hier keinen Aufschluß, die geistigen Eigenschaften sind nicht wie die Muskelbewegung geradezu durch unsere äußeren Sinne wahrnehmbar. Auch hat uns weder der Versuch, noch die Formbetrachtung zu der Ueberzeugung hingeleitet, daß das Gehirn das Organ des Geistes sei. Wir sahen es in der aufsteigenden Thierreihe an Nervenmasse stetig zunehmen, und die entsprechende Zunahme an dem Geiste der Thiere gab uns die Ueberzeugung, daß beide Erscheinungen in dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu einander ständen.

Gall hat zuerst den glücklichen Gedanken, das richtige Gefühl gehabt, denselben Forschungsweg, wie für die Erkenntniß des Gehirns, so zur Ermittelung seiner besonderen Provinzen zu benutzen; mit ihm ist das erste rosige Licht einer schönen, vielversprechenden Morgenröthe auf einem Gebiet erschienen, welches mit all seinem geahnten Reichthum bis dahin noch in chaotischer Finsterniß dalag.

Deutschlands Physiologen! Schaut mit klarem, offenen freien Blicke um Euch! Der Euern Einer ists, welcher Euch ein neues mächtiges Besitzthum der Wissenschaft errungen hat. Verfolgt den Weg: es ist kein anderer, als der Euch schon bis an die Grenzen des neuen Reichs geleitet. An dieser Grenze steht Ihr und staunt: Ihr mögt Euch dem Weg nicht ferner vertrauen. O laßt doch die traurige Erfahrung nicht so oft und immer sich wiederholen, daß wir wohl zu finden, aber nicht zu nützen, zu ergreifen wissen, daß unsere größten Männer bei uns nicht zur Anerkennung gelangen! Ihr wollt Gewißheit, nicht Phantasien. Wohl, so prüft: Erfahrungen, Naturbeobachtungen, nicht leere Worte, treten hier Euerm Forschergeist entgegen. Ist denn Gewißheit und Befriedigung aller Kräfte unseres Verstandes auf andere Art als auf diese zu erreichen? Ich weiß, die Wissenschaft, vor allem die deutsche, will keinen Enthusiasmus. Und mit Recht. Die Forschung sei nüchtern, ernst, ruhig: nur menge das Vorurtheil sich nicht störend hinein und die Sucht, von vorn herein Alles zu negiren, weil sich Alles von vorn herein nicht

gleich erklären und nach allen Seiten hin harmonisch beleuchten und verknüpfen zu lassen scheint. Doch findet die Begeisterung ihre richtige Stelle, wo es gilt, geschehenes Unrecht wieder gut zu machen, die Ehre zu geben, wem sie gebührt, und für eine Wahrheit, deren weitere Verfolgung unser Stolz sein muß, in die Schranken zu fordern. Und im Bewußtsein dieses Rechts ergeht die Mahnung: Tretet zu uns, prüft und würdigt den Weg, der in die innere Kenntniß des Geistes und seiner Kräfte einführt: ergreift und nützt die Schätze, welche Euch auf ihm als so reiches Erbtheil zugefallen!

Wir wissen, daß die graue Substanz des Nervensystems, welche in bedeutendem Uebergewichte die ganze frei nach Außen gekehrte Masse des menschlichen Gehirns ausmacht, als am nächsten mit dem höheren Seelenleben verknüpft anzusehen ist; wir haben gesehen, daß von ihr aus tausendfältige weiße Nervenfasern den aufsteigenden Stämmen und Zweigen des Körpers entgegenstrahlen, und daß und warum die entgegengesetzte Anschauungsweise der fächerförmigen Ausbreitung des Rückenmarks, so allgemein sie auch herrscht, als naturwidrig und irreführend verworfen werden muß; wir sehen ferner, daß diese zusammenstrahlenden Nervenfasern zunächst unter sich in den gestreiften Körpern und den Sehhügeln, dann mit den Körperstämmen und den Sinnesnerven in besonderen Ganglien sich vereinigen, in deren grauer Masse wir nach der Analogie des Rückenmarks berechtigt sind, eine Verknüpfung und einen Austausch der hinzugeführten Kräfte anzunehmen; wir erkennen, daß, wie in der ganzen übrigen Natur, so auch in dem Nervensysteme das Gesetz giltig ist, wornach unter übrigens gleichen Verhältnissen die größere Masse auf größere Kraftäußerung schließen läßt, und daß in Folge dieses Gesetzes das Gehirn des geistig höher begabten Menschen an verhältnißmäßiger Größe und Ausbildung die aller seiner Mitgeschöpfe bei weitem überragt; wir gewahren endlich, daß die graue Wölbung, in welcher sich das höhere Nervengebilde, in sich selbst gerundet, abschließt, beim Menschen zum bei weitem größern Theile in der Gestaltung des äußern Schädels ausgeprägt für unsere äußeren Sinne offen daliegt: — erscheint bei solchen Vor-

kenntnissen der Schritt nicht ebenso einfach, als natürlich, durch Vergleichung einzelner geistiger Thätigkeitsäußerungen mit der Entwicklung und Ausbildung der einzelnen Theile des Gehirngewölbes die Bestimmung dieser zu ermitteln? Die Verfahrungsweise, welche wir für das Ganze als giltig anerkennen, hat Gall auf die Erkenntniß seiner einzelnen Theile ausgedehnt; er gab uns die erste nähere, durch sorgfältige Beobachtungen eines halben Jahrhunderts nunmehr bewährte Kunde, welche besondere Kräfte und von welchen besonderen Gegenden aus unser Geistesorgan dem gesammten übrigen Organismus zur gegenseitigen Wechselwirkung entgegensendet. Viel ist bereits geschehen; viel aber bleibt auch noch zu leisten übrig. „Jede Wahrheit einer höhern Ordnung erreicht ihre Entwicklung nur vermittelst langsamer und stufenweiser Anstrengungen", heißt es bei Longet, und wie tief Gall selbst von der Nothwendigkeit der weitern sorgsamen Verfolgung seiner Lehre durchdrungen war, wie sehr er zu rasches Urtheil für verwerflich hielt, zeigt sein Ausspruch, welchen das Edinburger Phrenologische Journal als Motto gewählt hat: Quiconque a une trop haute idée de la force et de la justesse de ses raisonnements, pour se croire obligé de les soumettre à une expérience mille et mille fois répétée, ne perfectionnera jamais la physiologie du cerveau. — Bietet sich noch nicht nach allen Seiten hin Vollkommenes dar, so sei dies ein Grund zur Vervollkommnung, nicht aber zur Verwerfung von Beobachtungen und Entdeckungen, die zu den wichtigsten und folgereichsten gehören, welche seit Menschengedenken in der Erkenntniß unseres eigenen Wesens gemacht worden sind. Nicht wir allein legen solch hohen Werth den Verdiensten, welche Gall sich um die Wissenschaft erworben, bei; es ist die Ueberzeugung Aller, welche mit sinnigem Auge die weitgreifenden Folgen überschauten, die im Laufe der Zeiten für die wichtigsten Richtungen unseres menschlichen Strebens sich aus denselben nothwendig entwickeln werden, ja, zum Theil in Nordamerika und in Britannien sich zu entwickeln schon begonnen haben. Wohlan denn, prüfen wir die Erfahrungen Gall's zunächst auf dem von Gall betretenen Wege; behalten wir als Physiologen im Auge, daß nicht sowohl die

Oertlichkeit, nicht materielles Experiment hier dienen können, uns die erwünschten Aufschlüsse zu geben, sondern daß wir beim Gehirne vor Allem auf die Beobachtung des Größenverhältnisses hingewiesen sind, und in der Vergleichung desselben mit den geistigen Thätigkeitsäußerungen der naturgemäße Weg zur nähern Erkenntniß der einzelnen Functionen des Geistesorgans uns vorgezeichnet liegt.

Wie das Himmelsgewölbe erschließt auch das Gewölbe des Gehirns seine Gesetze nur dem Auge einer höhern geistigen Forschung. Die bloße Anschauung der Sinne reicht nicht aus, sondern bei jedem einzelnen Schritte vorwärts müssen unsere Denkvermögen, muß eine umfassende Urtheilskraft mit der Beobachtung eng verbunden Hand in Hand gehen. Es wird immer Menschen geben, — und wir kennen deren unter Lebens- und Bildungsverhältnissen, wo wir sie nicht mehr anzutreffen vermuthet, — welche, zu sehr von dem Handgreiflichen befangen, die Wissenschaft der Astronomie und ihre Lehren von den Größen, dem Gehalte der Gestirne und von ihrer Bedeutung für die Kreisbahn unserer Erdenwelt ins Reich der Hypothesen verweisen, von denen die Gewißheit Niemand ihnen zu geben im Stande sei. Wie sollte uns eine ähnliche Ansicht in Betreff der noch so jugendlichen Wissenschaft der Phrenologie da wohl befremden? Allein mit demselben Rechte, mit welchem der Astronom seinen über die unmittelbarste Sinnenwelt erhabenen Entdeckungen den Stempel ewiger Wahrheiten aufdrückt, mit demselben Rechte stempelt auch der Phrenolog die seinigen als solche, wenn sie sich stets und ausnahmslos unter den gleichen Umständen auf die gleiche Weise wiederholen.

XXII.

Aus meinem Leben.

Wenn ich begreifen könnte, wie eine Katze mauft, die man gleich, noch ganz unerfahren in dieser Jagd, von ihrer Mutter weggenommen hat, — wie man zum Dichter wird, wie Homer, Shakespeare, Milton und Klopstock, — wie man in einem moralisch verdorbenen Staate ein rechtschaffener Mann bleibt, — wie die Gesellschaft überhaupt mehr durch den bloßen Glauben an Tugend und Religion, als die Sache selbst besteht, — wie diese beiden sich auch in der verdorbensten erhalten und fortwirken, — so wollt ich kein Buch mehr lesen und als Menschenlehrer auftreten. So kann ich nur träumen, sehen, hören, bemerken und vergleichen, und dann faseln, wie jeder Andere, wenn ich etwas mehr thun will. Max v. Klinger.

Ich bin am 4. Juni 1810 zu Heidelberg, wo mein Vater Kaufmann war, geboren. Schon als Knabe fühlte ich mich zum Lehrer geschaffen: mein Ideal war, einst vom Katheder herab über die menschlichen Seelenthätigkeiten zu sprechen, denn ich glaubte ein besonderes Talent dafür zu haben, mich in die Seele anderer Menschen zu denken und ebenso meine Gedanken Anderen leicht klar zu machen. Diesen Zug zu befriedigen, suchte ich mir von meinem 15. Jahre an Schüler, denen ich Unterricht im Lateinischen ꝛc. gab, und von jener Zeit an bis heute bin ich ununterbrochen neben meinen Studien Lehrer gewesen, in Sprachen und vielem Anderen. Mit 18 Jahren ging ich zur Universität, um mich dem Lehrfache in der Rechtswissenschaft zu widmen. Schwierige und verwickelte Rechtsfragen ins Klare zu stellen, darin meinte ich etwas leisten zu können. Unter den Professoren galt

mir Zachariä als höchstes Muster juristischen Verstandes. Seine „Vierzig Bücher vom Staate" wußte ich vom häufigen Lesen fast auswendig. Wenn mir einige Klarheit des Styls eigen ist, wie man mir sagt, so verdanke ich davon Vieles diesem mit wunderbarer Logik und Schärfe des Urtheils geschriebenen Werke. Nachdem ich fünf Jahre die Rechte studirt, erkannte ich, daß ich mich viel weniger für dieses Studium, als für das der Naturwissenschaften eignete. Ich wendete mich den verschiedenen medicinischen Fächern zu. Hier nahm bald der damals lebhafte Streit der Homöopathie und Allopathie meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Als Ergebniß meiner, wie ich glaube, gründlichen Forschungen in dieser Sache, gab ich zwei Schriften in den Druck. Am meisten fühlte ich mich zur Physiologie, besonders zur Nerven- und Gehirnlehre hingezogen, obgleich es diese letztere eigentlich nicht gab. Ich beklagte die tiefe, auf diesem Gebiete herrschende Dunkelheit, in welche mein angestrengtes Nachdenken kein Licht brachte. Nur darüber glaubte ich im Reinen zu sein, daß von vielen Gelehrten für die Erklärung der Geistesthätigkeiten zu viel Gewicht auf die Nerven im Vergleich zum Gehirn gelegt werde. Wenn wir ein Gehirn unbefangen betrachten und die geringe Masse der einzelnen Nerven mit der großen Masse des Gehirns vergleichen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß das Gehirn *allein* das Organ der sämmtlichen *bewußten* Geistesthätigkeiten sei, eine Ansicht, welche schon lange Johannes Müller gegen Andere vertreten.

In dieser Zeit kam mir ein kleines Schriftchen über die sogenannte Gall'sche Schädellehre in die Hand. Obwohl mir einige Sätze dieser Lehre ganz wohl begründet zu sein schienen, und es namentlich mich bestach, daß Gall die Organe sämmtlicher Gefühle und Leidenschaften im Gehirn nachweisen wollte, so däuchte mir wieder Anderes, z. B. die Eintheilung und die angebliche Bedeutung der einzelnen Seelenkräfte, fast eine wissenschaftliche Barbarei zu sein, so daß ich einen Widerwillen gegen die Sache faßte und sie gänzlich fallen ließ. Allein, da es eine andere Gehirnlehre nicht gab, so kam ich nach einiger Zeit wieder zur Gall'schen Lehre zurück, und vielleicht weil sie mir jetzt

nicht mehr so neu war, erschien sie mir in ihren Einzelheiten lange nicht mehr so sonderbar oder so unvernünftig. In meinem Charakter sind einige Züge sehr stark, andere sehr schwach ausgeprägt, und da die von Gall angegebenen Organe sich in meiner Kopfbildung entsprechend ausgebildet fanden und vollends, da ich durch das Lesen einiger ausführlicher phrenologischer Werke eine bessere Einsicht in das Wesen dieser Wissenschaft gewonnen, so wurde ich bald aus einem Gegner der Gall'schen Lehre ein eifriger Forscher in derselben. Die Veränderung, die in meinem Wissen vorging, kann ich nicht besser als mit dem Ausdrucke bezeichnen, daß mir die Schuppen von den Augen fielen. Die Phrenologie will mit Mühe, vielleicht mit Widerstreben kennen gelernt werden, um dem Forscher sofort als die erste und höchste unter allen menschlichen Wissenschaften zu gelten. Sie gleicht jenem von einem dichten Walde umgebenen Feenschlosse, in dem eine wunderschöne Prinzessin schläft; wer durch den Wald hindurchdringt, weckt die Prinzessin und führt sie als Braut heim. In die Jahre, wo ich schon mit der Phrenologie vertraut war, fällt eine von mir durch Zufall gemachte Entdeckung, daß man bei einem schlafenden Menschen einen Traum hervorrufen kann, welcher der Thätigkeit irgend eines Organs entspricht, wenn man die Stelle des Organs im Schlafe drückt. Ich stellte diese Entdeckung in einem kleinen Aufsatze dar (i. J. 1839) und überreichte ihn der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Pyrmont. Von den Gegnern wurde die Sache ohne Prüfung als nichtig verworfen. Man sagte, der starre Schädel könne auf einen Druck nicht nachgeben. Aber der Schädel ist so ganz starr nicht: man kann z. B. eine Fensterscheibe, welche noch starrer ist, merkbar biegen. Ueberdies wird vielleicht der Traum nicht durch den Druck als solchen hervorgerufen; vielleicht wirkt dabei die Wärme oder ein gewisser Lebenseinfluß.

Nachdem ich in der Phrenologie fest genug zu stehen glaubte und mir im Jahre 1842 den Doctorgrad der Philosophie erworben hatte, wollte ich an der Universität zu Heidelberg als Docent der Phrenologie auftreten. Die Sache fand jedoch Schwierigkeiten und erst im Jahre 1848 erreichte ich dieses mein

lange ersehntes Ziel. Ich las zum ersten Male im Sommerhalbjahr 1849, als plötzlich der Ausbruch der Revolution die Vorlesungen unterbrach, was mich veranlaßte, nach der Schweiz zu gehen, wo ich während des Sommers in elf größeren und kleineren Städten Vorträge gab, deren guter Erfolg mir von Neuem Lust zum Reisen machte. (Ich hatte nämlich schon einmal im Jahre 1845 in Carlsruhe, Frankfurt, Mainz Vorträge zu geben versucht.) Ich kehrte daher nicht nach Heidelberg zurück, sondern ging zu Anfang des Winters nach München, wo ich mich eines großen Erfolges erfreute; ich wiederholte viermal den Cursus der Vorträge. Von München ging ich über die Städte Bayerns nach Leipzig, wo eine sehr günstige Erweiterung meiner Wirksamkeit dadurch eintrat, daß ich in der Illustrirten Zeitung Aufsätze über Phrenologie zu geben anfing. Von Leipzig besuchte ich Halle und die Städte Thüringens, dann Magdeburg und Dresden, in welch letzterer Stadt ich nächst München das Meiste für die Phrenologie gewirkt zu haben glaube. Während des Winters 1850/51 gab ich Vorträge zu Bremen, Hannover, Berlin, Hamburg, Breslau. In Hamburg wurde der Erfolg meines Auftretens dadurch erhöht, daß zwei Aerzte öffentliche Vorträge gegen die Phrenologie hielten. Es ist mir immer leicht, die Oberhand in solchen Streitigkeiten zu behalten, da die Herren Gegner über eine Sache sprechen, die sie fast gar nicht kennen.

Nachdem ich im Sommer 1851 einige Monate zu meiner Erholung in Baden-Baden bei meiner Familie zugebracht, ergriff ich im Herbste desselben Jahres von Neuem den Wanderstab. Denn nachdem ich einmal erkannt, wie viel ein einzelner Mann für eine gute Sache zu wirken vermag, habe ich das Apostelamt als Lehrer der Phrenologie als meine Lebensaufgabe betrachten gelernt. Daß ich von Frau und Kind getrennt bin, daß ich mit einem seit frühester Kindheit äußerst schwächlichen, halbseitig gelähmten Körper wenig für die Strapazen des Reisens tauge, dies wiegt nur leicht gegen das Gefühl der Befriedigung, das ich in meiner geistigen Pflichterfüllung und in der steigenden Vermehrung meiner Kenntnisse finde. Ich trat zuerst im Bad Liebenstein mit einigen Vorträgen auf, an welchen der Herzog

von Meiningen theilnahm und mich bestimmte, in Meiningen einen Cursus zu geben. Von dort besuchte ich Berlin, Potsdam, Magdeburg, Cöthen, Leipzig. Von hier ging ich zunächst nach Cöln und den Städten des Rheins.

Die Wirksamkeit meiner Vorträge wurde um diese Zeit noch erhöht durch die zweite Auflage meiner „Phrenologischen Bilder". Daß die erste Auflage dieser Schrift und die meines „Katechismus der Phrenologie" so schnell vergriffen wurden, war mir außer einigen anderen Zeichen der Zeit ein Beweis, daß die Anerkennung der Phrenologie in Deutschland nicht mehr allzu fern. Gerade die Aerzte, unter welchen vergleichungsweise die meisten Gegner der Phrenologie sich finden, sind im Allgemeinen einer bessern Einsicht in dieser Sache sehr wohl zugänglich. Unter meinen Zuhörern habe ich immer viele, zum Theil hochgestellte Aerzte gezählt, welche mit Vergnügen ein besseres Verständniß der so vielfach mißverstandenen Wissenschaft gewannen. Nur diejenigen Mediziner, welche einmal gegen die Phrenologie in Schriften oder Vorträgen öffentlich aufgetreten, besonders einige Gelehrte von Ruf, sogenannte Autoritäten in der Wissenschaft, sind nicht sowohl Gegner, als unversöhnliche Feinde der Phrenologie, und ihr Eifer steigert sich mit der erkannten Gefahr des Sieges dieser Lehre.

Was die kleinen Begegnisse aus meinem Leben seit dem Erscheinen der vorigen Auflage der „Phrenologischen Bilder" betrifft, die etwa den Leser interessiren könnten, so darf ich dafür auf meine „Phrenologischen Reisebilder" verweisen. Ich schließe diese Notizen mit einer Bemerkung über das Motto aus Klinger, das ich ihnen vorangestellt. Niemals bin ich durch etwas, das ich las, so ergriffen worden, wie durch diese Stelle, welche fast buchstäblich *mein* Leben und den Wendepunkt darin zeichnet. Von meiner Kindheit an hatte ich jene Lesewuth, wie man sie nicht selten schon bei Kindern trifft; diese steigerte sich später immer mehr: Bücher waren mein Ideal und mein Alles. Da lernte ich die Phrenologie kennen: — ich lernte begreifen, wie

eine Katze mauſt, ohne es von ihrer Mutter gelernt zu haben, wie man zum Dichter wird, wie man in einem moraliſch verdorbenen Staate ein rechtſchaffener Mann bleibt: — und ſeitdem hatte mein Vielleſen ein Ende und ich trat als Menſchenlehrer auf. Alle Wiſſenſchaft, alle Philoſophie, wie ſie bisher in Büchern niedergelegt war, iſt gleich wie todt im Vergleich zur wahren Kenntniß des menſchlichen Geiſtes, wie die Phrenologie ſie uns erſchließt. Wer durch dieſe Kenntniß ſich ſelbſt und die Menſchen verſtehen lernt, hat das Gefühl des Erwachens aus dem Halbſchlummer der Phantaſie zum wahren, klaren, ſelbſtbewußten Wiſſen, welches er allen Menſchen gönnen, allen lehren möchte. Allein gerade weil dieſes Wiſſen ſo hoch über dem bisherigen ſteht, können Viele ſich nicht hinein finden, fühlen ſich davon wie geblendet. Als in der erſten franzöſiſchen Revolution die Gefangenen aus der erſtürmten Baſtille befreit wurden, konnten einige, die ein langes Leben im Finſtern zugebracht, die Tageshelle nicht ertragen und verlangten in ihren Kerker zurück. Hieran wird man erinnert, wenn man manche heutige Gelehrte ſo feſt an ihrem Scheinwiſſen hängen ſieht. Gewöhnt an die künſtlichen, am Studirtiſche ausgedachten, mit dem Zirkel und dem Lineal gezogenen Kreiſe und Linien, welche bisher als Bilder vom geiſtigen Menſchen galten, wollen ſie an den friſchen und farbenreichen Charakterbildern der Phrenologie die Weihe der wahren Kunſt vermiſſen und wenden ſich geringſchätzend davon ab. Während die meiſten Zuhörer in meinen Vorleſungen ſich an den klaren Schilderungen der Geiſteskräfte und an der Löſung ſo mancher Räthſel des inneren Menſchen erfreuten, ſo waren immer auch Einige, welche über die große Klarheit und Natürlichkeit des Vorgetragenen die Naſe rümpften und das Ganze unwiſſenſchaftlich, mich einen „Halbgelehrten“ nannten. Wenn der Phrenolog geiſtreich philoſophiſch zu erklären verſuchte, wie eine Katze mauſt ꝛc., ſo würde er, wenn auch ſeine Erklärung Niemanden befriedigte, doch von den hochweiſen Männern der „Wiſſenſchaft“ gerne als einer der ihrigen anerkannt: daß er aber bei der Katze ein ſtarkes Secretal, beim Dichter ein ſtarkes Idealital, beim rechtſchaffenen Mann ein ſtarkes Conſcientalital blos

einfach als vorhanden und angeboren *nachweist*, wodurch das Mausen der Katze, das Dichterwerden, das Rechtschaffenbleiben sich gleich wie von selbst erklärt, einer künstlichen Erklärung nicht erst bedarf, das stellt in den Augen jener Männer die ganze bisherige Wissenschaft auf den Kopf und muß unwissenschaftlich sein. O der armen Gewohnheitswisser! Nein, die wahre Wissenschaft, auch die vom Geiste, ist nur und kann nur *Naturwissenschaft* sein. Wie der Physiker oder Chemiker das Licht und die Schwerkraft und den Sauerstoff nicht erst macht, sondern als vorhanden nachweist und beschreibt, so läßt der wahre Geistesforscher die Charakterzüge und Talente nicht künstlich philosophisch entstehen, sondern er schildert sie, wie sie beim Menschen und beim Thiere von Natur vorhanden sind. Und so ist die Geisteslehre aus einer Lehre dunkler und schwerfälliger Hypothesen zur klaren Naturwissenschaft geworden, allen Menschen zugänglich, für alle eine Lehre der Weisheit. Jedermann kann die Kräfte des Geistes kennen und verstehen lernen, welche die Natur ihm und Allen gegeben: die niederen Sinne, die er mit den Thieren gemein hat, und die den Begierden und Leidenschaften zu Grunde liegen, und die höheren Sinne des Gemüths und des Verstandes, die ihn zum Menschen machen und zur Leitung und Beherrschung der niederen dienen. Durch diese Geisteslehre, — welche in sich selbst Lebenslehre und Sittenlehre und Erziehungslehre und Religionslehre ist, — erwacht die Menschheit zur Kenntniß und Erkenntniß ihrer selbst, tritt sie aus den Kinderschuhen heraus ins Alter der Vernunft. Die kommende Menschheit wird einen großen Strich durch die Geschichte ziehen, um die Zeit vor und nach diesem ihrem Ehrentage zu unterscheiden. —

Ich gebe noch die Organenmaße meines Kopfes. Temperament: nervös-sanguinisch-phlegmatisch. Umfang des Kopfes: 58,4 Cm. Länge von Realital zu Infantal: 19,5 Cm. Breite über den Ohren von Actital zu Actital: 16,1 Cm. Generatal $3^3/_4$, Infantal $5^1/_4$, Concentratal $5^1/_2$, Amicatal $5^1/_4$, Oppositat $2^3/_4$, Actital $4^1/_2$, Secretal 3, Acquisital $2^3/_4$, Cantal $3^1/_2$, Ipsotal $5^1/_2$, Ambital $4^3/_4$, Firmital 6, Consciental $5^1/_2$, Veneratal $3^1/_2$, Speratal $4^1/_2$, Bonital 5, Imitatal 4, Miraculital $5^1/_2$, Idealital

$4^3/_4$, Comicatal $4^1/_4$, Realital $5^1/_4$, Formital $5^1/_4$, Numeratal 3, Verbotal $3^3/_4$, Constructal 4, Musicatal $3^1/_2$, Factital $3^1/_2$, Comparital $5^1/_4$, Causalital $4^3/_4$. Der Schädel ist auffallend dünn (was mit meinem übrigen schwachen Knochenbau und mit meiner allgemeinen Schwächlichkeit zusammenhängt), fast an der ganzen hinteren Hälfte desselben lassen sich die Gehirnwindungen am äußeren Schädel erkennen. Ich habe keinen Gypsabguß meines Kopfes, und die Organenbeurtheilung des eignen Kopfes, was den Hinterkopf und die hinteren Seitentheile betrifft, ist ziemlich schwierig, weil das Tasturtheil über Formen etwas unsicher wird, sowie wir die Hand hinter uns bringen. Aber ich hoffe doch, daß wenn künftige Phrenologen mit meinem Schädel in der Hand die obigen Maße prüfen, sie wenige oder nur geringe Fehler finden werden.

Anhang.

Die deutsche Literatur der Phrenologie.

Mit Einschluß der in französischer und englischer Sprache erschienenen Werke von Gall und Spurzheim.

Franz Joseph Gall philosophisch-medizinische Untersuchungen über Natur und Kunst im gesunden und kranken Zustande des Menschen. 1. Bd. Wien bei Gräffer, 1792. 8. — 2. Aufl. Leipz. b. Baumgärtner 1800. 8. XII u. 727 S. (Gall auf dem Wege zur Phrenologie.)

Lud. Friedr. Froriep Darstellung der ganzen auf Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns gegründeten Theorie der Physiognomik des Dr. Gall in Wien. Weimar im Industriecomptoir (1800 u. 1801) 1802. 8. Mit Kpf. — Nachgedruckt Wien 1802. 8. (Zuerst in Voigt's neuem Magazin.)

Beitrag zu Hrn. Dr. Gall's Schädellehre oder Kurze Lebensbeschreibung des Franz Mühlbergers, eines Jünglings, dessen, als eines vorzüglichen Rechners, Büste in des Hrn. Dr. Gall's Sammlung merkwürdiger Köpfe aufgestellt ist. Wien bei Doll u. Gräffer 1801. 8.

Fr. Heinr. Martens etwas über die Physiognomik als Beitrag zu Gall's Theorie des Gehirn- und Schädelbaues. Leipz. b. Mittler. 1801. 8.

W—r critische Darstellung der Gall'schen anatomisch-physiologischen Untersuchungen des Gehirn- und Schädelbaues. Mit beigefügten historischen Notizen über Hrn. Dr. Gall und dessen neuste Schicksale in Wien. Zürich b. Ziegler. 1802. 8.

Darstellung der neuen auf Untersuchungen gegründeten Theorie der Physiognomik des Hrn. Dr. Gall in Wien. Dritte sehr vermehrte Aufl. Wien 1802. 8.

Karl Villers Dr. Gall's Darstellung des Gehirns als Organs der

Seelenfähigkeiten und Gemüthseigenschaften. Nebst der Kunst das Innere des Menschen aus dem Aeußeren seines Schädels zu erkennen. Ein Schreiben an Cuvier. Uebersetzt mit vielen Bemerkungen, Zusätzen, Erweiterungen und Gall's eigner Nachricht an das Publikum vermehrt von einem Schüler Gall's. Wien und Leipz. b. Schiegg. 1803. 8. Mit 1 Kpf. (14 Gr.)

Fr. Heinr. Martens leichtfaßliche Darstellung der Theorie des Gehirn- und Schädelbaues und der daraus entspringenden physiognomischen und psychologischen Folgerungen des Dr. Gall in Wien. Mit Rücksicht auf die bisher darüber erschienenen Schriften. Leipz. b. Leo. 1803. 4. (2 Thlr.)

Marius Hagedorn Beschreibung und bildliche Darstellung der vom Dr. Gall im Gehirn entdeckten Organe, in welcher Form und Lage sie sich äußerlich am Schädel darstellen. Mit einem in Gyps modellirten Schädel. Dessau u. Leipz. b. Wienbrack 1803. 8.

Jo. Karl Friedr. Leune Entwicklung der Gall'schen Theorie über das Gehirn, vorzüglich betrachtet als ein Inbegriff der Organe unserer intellektuellen und moralischen Eigenschaften. M. Kpff. Leipz. b. Hinrichs 1803. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Jo. Dan. Metzger über den menschlichen Kopf in anthropologischer Rücksicht. Nebst einigen Bemerkungen über Dr. Gall's Hirn- und Schädeltheorie. Königsberg 1803. 8.

Jo. Adam Bergk Bemerkungen und Zweifel über die Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall in Wien. Leipz. b. Rein. 1803. 8.

(Ph. Fr. von) Walther neue Darstellungen aus der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre, als Erläuterungen der vorgedruckten Vertheidigungsschrift des Dr. Gall, eingegeben bei der niederösterreichischen Regierung. Mit einer Abhandlung über den Wahnsinn, die Pädagogik und die Physiologie des Gehirns nach der Gall'schen Theorie. München bei Scherer 1804. 8. (18 Gr.)

Karl Heinrich Schundenius (Dzondi) die Organe des Gehirns nach Dr. Gall's Beobachtungen. Eine Vorlesung. Wittenberg bei Zimmermann. 1804. 8.

Wilh. Gottl. Kelch über den Schädel Kant's, ein Beitrag zu Gall's Hirn- und Schädellehre. Königsberg 1804. 8.

Jo. Theod. Ferd. Kajetan Arnold Gall's System des Gehirn- und Schädelbaues nach den bis jetzt über seine Theorie erschienenen Schriften. Als Leitfaden bei akademischen Vorlesungen dargestellt. Mit 1 erläuternden Kpf. Erfurt b. Hennings, 1805. 8. 304 S. (1 Thlr. 10 Gr.)

Ausführliche Darstellung des Gall'schen Systems der Schädellehre. Nach den neuesten Vorlesungen des Hrn. Dr. Gall bearbeitet. Magdeburg b. Keil. 1805. 8. 112 S. Ebendas. b. Heinrichshofen. 1806. 8.

G. H. C. v. Selpert Dr. Gall's Vorlesungen über die Verrichtungen des Gehirns und die Möglichkeit, die Anlagen mehrerer Geistes- und Ge-

müthseigenschaften aus dem Baue des Schädels der Menschen und Thiere zu erkennen. Berlin b. Unger 1805. 8.

Anti-Gall oder kraniosкopische Fragmente für Leser und Nichtleser der Schädellehre. Leipz. b. Bruder 1805. 8.

Jo. Gottl. Walter etwas über Hrn. Dr. Gall's Hirnschädellehre. Dem Berliner Publikum mitgetheilt. Berlin b. Wegener. 1805. 8. 2. Thl. ebendas.

Christoph Heinr. Ernst Bischoff Darstellung der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre; nebst Bemerkungen über diese Lehre von Christoph Wilhelm Hufeland. Berlin b. Wittich 1805. 8. (16 Gr.)

Georg August Flemming Ideen zu einer künftigen Beurtheilung der Gall'schen Untersuchungen der Verrichtungen des Gehirns, der Gehirn- und Schädeltheorie des Dr. Gall, mit besonderer Rücksicht auf die Bergk'schen Bemerkungen und Zweifel. Berlin b. Schöne. 1805. 8.

Aug. Eduard Keßler Prüfung des Gall'schen Systems der Hirn- und Schädellehre. Jena u. Leipz. b. Gabler. 1805. 8.

(Heinr.) Steffens drei Vorlesungen über Hrn. Dr. Gall's Organenlehre. Halle in der Societätsbuchh. 1805. 8.

Karl Aug. Blöde Dr. F. J. Gall's Lehre über die Verrichtungen des Gehirns, nach dessen zu Dresden gehaltenen Vorlesungen in einer faßlichen Ordnung mit gewissenhafter Treue dargestellt. Mit einer dreifachen Abbildung eines von Gall bezeichneten Schädels. Dresden b. Arnold 1805. 8. 2. vermehrte u. verb. Aufl. ebendas. 1806. 8. XX u. 188 S.

Beleuchtung der Gall'schen Gehirn- und Schädellehre durch Vernunft und Erfahrung geleitet von einem von aller Parteilichkeit freien Beobachter; für Aerzte und Nichtärzte. Mit 1 Kpf. Berlin b. Schöne 1805. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Reisen eines Schädellehrers. Eine launige Geschichte, zuletzt ein ernsthafter Anhang. Halle b. Hendel. 1805. 8. Mit illumin. Titelvignette und 1 Kpf. in 4.

Jos. Gall meine Reise durch Teutschland, nebst pathognomischen Bemerkungen über meine gemachten Bekanntschaften und einzig wahre Darstellung meiner Lehre, für Freunde und Feinde. Ohne Druckort (Jena) 1806. 12. (1 Thlr. 16 Gr.) (Gall erklärte in der Hamburger Zeitung, daß die Schrift nicht von ihm sei.)

Die Hirnorgane des Menschen, nach Gall's Bemerkungen. Mit 2 Kpff. Kopenhagen b. Brunner 1806. 8.

Jo. Mendel Gall's Vorlesungen kritisch analysirt. Berlin b. Schmidt 1806. 8.

Jac. Fidelis Ackermann die Gall'sche Hirn-, Schädel- und Organenlehre, vom Gesichtspunkt der Erfahrung aus beurtheilt und widerlegt. Heidelberg b. Mohr u. Zimmer. 1806. 8. 203 S. (20 Gr.)

Beantwortung der Ackermann'schen Beurtheilung und Widerlegung

der Gall'schen Hirn-, Schädel- und Organenlehre vom Gesichtspunkte der Erfahrung aus. Von einigen Schülern des Dr. Gall und von ihm selbst berichtigt. Halle, in der Societätsbuchh. 1806. 8. X u. 407 S. (2 Thlr. 6 Gr.)

Ernst Bartels anthropologische Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menschen, mit beständiger Beziehung auf die Gall'schen Entdeckungen. Berlin b. Oehmigke. 1806. 8.

Jo. Friedr. Wilh. Himly Erörterung des Gall'schen Versuchs einer fortgesetzten Gehirnlehre, nach seinem psychologischen Gehalte. Halle, in der Societätsbuchh. 1806. (1 Thlr.) Neuer Titel: Rudolstadt, Hofbuchhandl. 1807. (18 Gr.)

(Steph.) Aug. Winkelmann Beobachtungen über Wahnsinn, nebst Prüfung der Gall'schen Schädellehre. (Auch unter dem Titel: Archiv für Gemüths- und Nervenkrankheiten. 1. Stück.) Berlin b. Oehmigke. 1806. 8.

Jo. Friedr. Wilh. Himly Gall und Lavater. Beitrag zur vergleichenden Würdigung der alten und neuen Physiognomik. Berlin b. Braunes 1808. 8.

Jo. Christian Lossius die Gall'sche Schädellehre in kritischer, psychologischer und moralischer Hinsicht betrachtet. Erfurt b. Gebhard. 1808. 8.

(Wernhard) Huber Gall's Lehre und das Gesetz der Gewohnheit. Basel b. Flick 1808.

Franz Jos. Gall und Jo. Casp. Spurzheim Untersuchungen über die Anatomie des Nervensystems überhaupt und des Gehirns insbesondere. Ein dem Französischen Institut überreichtes Memoire. Nebst dem Berichte der Commission des Instituts und den Bemerkungen der Verfasser über diesen Bericht. Paris und Straßburg b. Treuttel und Würtz, 1809. 8. Mit 3 Kpff. XII u. 468 S. (2 Thlr. 12 Gr.) Zugleich mit der franz. Ausgabe erschienen.

Franç. Jos. Gall et J. Gasp. Spurzheim anatomie et physiologie du système nerveux en général, et du cerveau en particulier, avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs têtes. Paris 1810—20. 4. Vier Bde. und Atlas in 100 Taf. Fol. (Nur die beiden ersten Bände in Verbindung mit Spurzheim.) Deutsch: Anatomie und Physiologie des Nervensystems im Allgemeinen und des Gehirns insbesondere. Mit Beobachtungen über die Möglichkeit, die Anlagen mehrerer Geistes- und Gemüthseigenschaften aus dem Bau des Kopfes der Menschen und Thiere zu erkennen. 1. Bd.: Enthaltend die Anatomie und Physiologie des Nervensystems im Allgemeinen und die Anatomie des Gehirns insbesondere. Mit 17 Kpftaf. Paris b. Schöll, 1810. 8. (38 Thlr.) 2. Bd.: Enthaltend die Physiologie des Gehirns insbesondere. Mit 27 Kpftaf. Paris ebendas. 1812. 8. (42 Thlr.)

Franç. Jos. Gall et J. Gasp. Spurzheim des dispositions innées de

l'âme et de l'esprit; du matérialisme, du fatalisme et de la liberté morale, avec des réflexions sur l'éducation et sur la législation criminelle. Paris 1812. 8.

(Jo. Casp.) G. Spurzheim the physiognomical system of Drs. Gall and Spurzheim: founded on an anatomical and physiognomical examination of the nervous system in general and the brain in particular; and indicating the dispositions and manifestations of the mind. Being at the same time a book of reference for Dr. Spurzheim's demonstrative lectures. Illustrated with 19 copperplates. London 1815. 8. — The second edition greatly improved. London and Edinb. 1815. 8.

— on the physiognomical system of Drs. Gall and Spurzheim. London 1815. 12.

— phrenology or the doctrine of the mind and of the relation between its manifestations and the body. London 1815. 8. Mit 15 Abbildungen.

— observations on the deranged manifestations of mind or insanity. London 1817. 8. Mit 4 Taf.

— examination of the objections made in Britain against the doctrines of Gall and Spurzheim. Edinburg 1817. 8.

— observations sur la folie ou sur les dérangements des fonctions morales et intellectuelles de l'homme. Paris, Strasbourg et Londres, 1818. 8. Mit 2 Taf.

— observations sur la phrénologie ou la connaissance de l'homme moral et intellectuel, fondée sur les fonctions du système nerveux. Paris 1818. 8. Mit 1 Steindr.

— essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme. Paris et Strasb. 1820. 8.

— view of the elementary principles of education founded on the study of the nature of man. Edinb. 1821. 12.

G. Spurzheim philos. Versuch über die moralische und intellectuelle Natur des Menschen. A. d. Franz. und mit Anmerk. begleitet von J. J. Hergenröther. Würzburg bei Stahel. 1822. 8.

Franç. Jos. Gall sur les fonctions du cerveau et sur celle de chacune de ses parties, avec des observations sur la possibilité de reconnaître les instincts, les penchans, les talens et les dispositions morales et intellectuelles des hommes et des animaux par la configuration de leur cerveau et de leur tête. Paris 1822—25. 8. 6 Bde.

Franç. Jos. Gall et J. Gasp. Spurzheim sur les fonctions du cerveau et sur celle de chacune de ses parties. Paris 1825. 8. 6 Bde. (Das vorige Werk hauptsächlich mit Weglassung des Anatomischen.)

J. Borott Akroama über Gall's Schädellehre mit nützlichen und unterhaltenden Reflexionen für gebildete Leser. Zittau bei Schöps 1825. 8. (4 Gr.)

(Jo. Casp.) C. Spurzheim a view of the philosophical principles of Phrenology. London 1825. 8.

— the anatomy of the brain with a general view of the nervous system. Lond. 1826. 8. Mit 11 Taf.

(Jo. Casp.) G. Spurzheim Phrenology in connexion with the study of physiognomy. Part. 1. Characters. With 34 plates. London and Edinb. 1826. 8.

— outlines of phrenology; being also a manuel of reference for the marked busts. With a frontispice. London 1827.

Fr. Jos. Gall neue Physiologie des Gehirns und Psychologie des menschlichen Geistes. A. u. d. T.: Vollständige Geisteskunde oder auf Erfahrung gestützte Darstellung der geistigen u. moral. Fähigkeiten und ihrer körperlichen Bedingungen. Freie Uebersetzung der 6 Bände von Gall's Organologie. Mit 1 Steindr. Nürnb. b. Leuchs. 1829. 8. 2. verm. Aufl. 1833. (2 Thlr.) (Guter Auszug aus Gall.)

Das Gall'sche System der Schädellehre (Cranioskopie). Ueber die Fähigkeiten und Kräfte des Menschen und die Verrichtungen des Gehirns. Nach den letzten vom Dr. Gall kurz vor seinem Tode gemachten Beobachtungen (!) und nach der 2. vom Dr. Fossati mit der größten Sorgfalt vermehrten und verb. Auflage. Mit illum. und schwarzen Abbild. Leipzig b. Baumgärtner. 1830. 1 Blatt in Fol. (16 Gr.)

F. H. Ungewitter die Hauptlehren der Physiognomik, Schädellehre und anderer Theorien zur Beurtheilung des äußeren Menschen aus der Haltung des Körpers, dem Gange, der Handschrift u. s. w. Nach Lavater, Gall, Sanetty, Camper u. A. bearbeitet. Mit 47 Abbild. auf 16 Taf. Ilmenau b. Voigt. 1830. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

George Combe System der Phrenologie, übersetzt von S. Ed. Hirschfeld. Braunschw. b. Vieweg. 1833. 8. XIV u. 498 S. u. 9 lith. Taf. (3 Thlr. 12 Gr.)

— Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zur Außenwelt. Aus d. Engl. v. Ed. Hirschfeld. Bremen b. Heyse. 1838. 8. XXII u. 423 S. Mit eingedr. Holzschn. (1 Thlr. 16 Gr.)

Richard Cheneviz über Geschichte und Wesen der Phrenologie. Uebers. von Bernh. Cotta. Dresden u. Leipzig b. Arnold. 1838. 8. (18 Gr.)

R. R. Noel einige Worte über Phrenologie, hervorgerufen durch einen Aufsatz in dem Magazin f. d. Literatur des Auslandes. Dresden u. Leipz. b. Arnold. 1839. 8. (6 Gr.)

Einige Worte über die geistige Behandlung der ersten Kindheit. Aus d. Engl. des Andr. Combe von Ed. Hirschfeld. Zum Besten der Bremer Kinderbewahranstalten. Bremen b. Heyse. 1841. 8. (4 Gr.)

Carl Gustav Carus Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioskopie. Mit 2 lithogr. Taf. Stuttg. b. Balz. 1841. VIII u. 87 S. (1 Thlr.) (Eine treffliche Kritik dieser den Standpunkt der Na-

turwissenschaft in merkwürdiger Weise verleugnenden (antiphrenologischen) Schrift enthält das folgende Werk von Noel, 1. Aufl.)

R. R. Noel Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft, dargestellt in fünf Vorlesungen. Dresden u. Leipzig bei Arnold. 1841. 8. VI u. 378 S. mit 10 lithogr. Taf. (1 Thlr. 6 Gr.) Zweite stark verm. u. verb. Aufl. 1846. (3 Thlr. 24 Ngr.)

J. C. A. Grohmann Untersuchungen der Phrenologie oder Gall'schen Schädellehre. Für Menschenkenntniß, Seelenkunde und Pädagogik. Mit 5 lith. Tafeln. Grimma, Verlagscompt. 1842. 8.

Attomyr Theorie der Verbrechen auf Grundsätze der Phrenologie basirt. Leipzig b. G. Wigand. 1842. 8.

Leitfaden zu den phrenol. Vorlesungen von Georg Combe aus Edinburg. Mannheim, gedr. bei Hoff u. Hauser. 1842. 8. 14 S.

C. G. Carus Atlas der Craniosкopie oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen, Heft 1. Leipzig b. Weichardt, Paris u. London b. Baillière, 1843. Fol. 24 S. u. 10 Steindrucktafeln. 2. Heft 1845.

Gustav v. Struve die Phrenologie in und außerhalb Deutschland. Mit Titelkupfer u. 5 (eingedr.) Abbildungen. Heidelberg b. Groos. 1843. 8. 57 S.

— Die Geschichte der Phrenologie. Mit 1 Titelb. Heidelberg b. Groos. 1843. 60 S.

Gustav v. Struve und Eduard Hirschfeld Zeitschrift für Phrenologie. Unter Mitwirkung vieler Gelehrten herausgegeben. 3 Bde. zu je 4 Quartalheften. Heidelberg b. Groos. 1843—1845. 8. (à Bd. 2 Thlr.)

M. Castle phrenologische Analyse des Charakters des Hrn. Dr. Justinus Kerner. Mit einem Briefe des Hrn. Dr. Kerner über das Werk an den Verf. M. Kerner's Bildniß. Heidelb. b. Groos. 1844. 8. 75 S.

M. Castle Phrenol. Untersuchung des Dr. David Friedrich Strauß, durch allgemeine phrenologische und philosophische Anmerkungen erläutert. Heilbronn. 1844.

Dr. Ed. Hirschfeld Umrisse der Phrenologie. Der Naturforscherversammlung in Bremen gastlich dargeboten. Bremen 1844. 8.

Ludw. Choulant Vorlesung über die Kraniosкopie oder Schädellehre, vor einem Kreise gebildeter Nichtärzte gehalten. Nebst einem Anhang: die Gesammtliteratur der Kraniosкopie von Gall bis auf unsere Zeiten. Dresden und Leipzig bei Arnold. 1844. 8. 81 S.

Ein Wort über die Phrenologie von einem Arzte. Leipzig bei Gebauer. 1844. 8.

Die Phrenologie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet von G. H. Meyer. Tübingen 1844. 8. (Diese und die vorige Schrift sprechen gegen die Phrenologie vom Standpunkte der Nichtkenntniß der Sache aus.)

Gustav v. Struve und Dr. Ed. Hirschfeld Atlas zur Erläuterung

der Lehre von den Verrichtungen des Gehirns (12 von Gall's Tafeln). Mit deutschem, franz. u. engl. Text. gr. Fol. Heidelberg 1844, bei Groos. (3 Thlr.) (Sehr brauchbar.)

Gustav v. Struve Handbuch der Phrenologie. Mit 6 lith. Tafeln und Text-Abbild. Leipzig bei Brockhaus. 1845. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Dr. M. Castle die Phrenologie, mit 2 Tafeln Abbild. Stuttgart b. Krabbe. 1845. 8. (2 Thlr.) (Ein gutes Handbuch der Phrenologie, doch weniger für den Anfänger geeignet, als das von Combe, übers. von Hirschfeld, das von Noel oder das von Struve. Unter diesen drei sehr brauchbaren Handbüchern möchte das von Noel, 2. Aufl., den Vorzug verdienen. Sehr zu empfehlen ist auch der in Nürnberg 1829 (1833) erschienene recht gute Auszug aus Gall's Werk, s. oben.)

Dr. Engeldue u. Dr. Elliotson zur Würdigung der Physiologie des Gehirns und des Materialismus. Nebst Mittheilungen über den Einfluß des thierischen Magnetismus auf die Thätigkeit der Gehirnorgane. Mit Zeichn. der phrenol Büste und deren Erklärung nach George Combe. Berlin b. Krause. 1846. (1/2 Thlr.) (Die Thatsachen des Einflusses des thierischen Magnetismus auf die Thätigkeit der Gehirnorgane sind höchst interessant.)

Bernh. Cotta Briefe über Alex. v. Humboldt's Kosmos. Leipzig bei Arnold. 1848. (Enthält eine sehr vorzügliche Darstellung der Phrenologie.)

J. B. Samong die populäre Phrenologie oder sichere Merkmale der Neigungen, Talente und Fähigkeiten ꝛc. des Menschen, ganz einfach an den kleineren oder größeren Erhöhungen und Vertiefungen seines Hirnschädels zu erkennen. Leipzig bei Pönicke. 1850. 8. (1/4 Thlr.)

Prof. Jul. Schaller die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wissenschaftl. und praktischen Werthe. Mit 1 Taf. Abbild. Leipzig bei Geibel. 1851. 8. (2/3 Thlr.) (Der Verf. will von dem wissenschaftlichen Werth der Phrenologie sprechen, ohne auf seinem speculativ-philosophischen Standpunkte nur zu ahnen, daß die Phrenologie Naturwissenschaft ist, — von deren praktischem Werth, ohne eine einzige ihrer Thatsachen praktisch geprüft zu haben.)

G. Scheve Katechismus der Phrenologie. Mit Titelbild u. 18 in den Text gedr. Abbild. Lpz. b. Weber. 1851. 8. 6. Aufl. 1874. (1/3 Thlr.)

— Phrenologie und Medizin. Aus meinen wissenschaftl. Begegnissen zu Hamburg. Mit Titelbild u. 7 in den Text gedr. Abbild. Leipz. b. Weber. 1851. (1/4 Thlr.)

C. G. Allhusen, Gehirnlehre nach Dr. Gall. 1 Bog. gr. Fol. Kiel, Altona Verlagsbureau. 1851. (1 1/2 Thlr.)

R. R. Noel die Begründung und das Wesen der Phrenologie. Dresden b. Arnold. 1852. 8. (6 Ngr.)

Die Phrenologie oder Geisteslehre, ein sicherer Beweis für Christi unübertreffliche Lehren unbegrenzter Menschenliebe. Von einem ihrer Verehrer. Breslau 1852. 8.

Dr. Karl Schmidt Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet. Mit 55 lith. Abbildungen. Dessau b. Katz. 1852. 8. 563 S. (Ein umfassendes Handbuch der phrenologischen Anthropologie.)

J. J. Naue Mimisch-Phrenologisches. Die Phrenologie im Verhältniß zur bildenden Kunst des Alterthums und der Jetztzeit. Mit 14 lith. Abbild. Köthen b. Schettler. 1853. 8.

Theologische Zeitfragen, beantwortet von Dr. Karl Schmidt. Köthen b. Schettler. 1853. 8.

Dr. Karl Schmidt. Die Harmonie der Welten. Leipzig bei Geibel. 1853. 8. (Was vom phrenol. Gesichtspunkt aus die Philosophie ist.)

Fr. Weinknecht. Umriß der Phrenologie. Ein Beitrag zur Verbreitung dieser Lehre des Geistes. Bunzlau 1853. (1/6 Thlr.)

Dr. Karl Schmidt Buch der Erziehung. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Briefe an Eltern, Lehrer und Erzieher. Mit 8 Holzschnitten. Köthen b. Schettler. 1854. 8 536 S. 2 Thlr. (Erziehung und Unterricht nach phrenologischen Grundsätzen.)

G. Scheve Phrenologische Reisebilder. Mit Holzschnitten und einer Steindrucktafel. Köthen b. Schettler 1863. (24 Ngr.)

— Phrenologische Frauenbilder. Dresdens Schriftstellerinnen der Gegenwart. Dresden b. Schöpff. (24 Ngr.)

— Die Ungöttlichkeit des Papstthums und die Kirche der Zukunft. Stuttgart b. Heitz. 1873.

Walter Wigand's Buchdruckerei in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katechismus der Phrenologie

von

Gustav Scheve.

Mit Titelbild und 18 in den Text gedruckten Abbildungen.

Sechste, verbesserte Auflage. 1874.

Preis: 10 Ngr.

Inhaltsübersicht.

Erster Abschnitt. Grundzüge der Phrenologie.
1. Die Geisteslehre.
2. Die Organenlehre.

Zweiter Abschnitt. Zur Geschichte der Phrenologie.

Dritter Abschnitt. Vier phrenologische Sätze.
1. Das Gehirn ist das Organ des Geistes.
2. Das Gehirn ist nicht ein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Organ.
3. Die Größe des Gehirns ist bei gleichen übrigen Verhältnissen ein Maßstab seiner Kraft.
4. Die Gestalt des Gehirns ist aus der äußeren Kopfgestalt erkennbar.

Vierter Abschnitt. Die Grundkräfte des Geistes und ihre Organe.
1. Die niederen Sinne.
2. Die Gemüthssinne.
3. Die Verstandessinne.

Fünfter Abschnitt. Fragen aus der Wissenschaft und dem Leben.
1. Geistesthätigkeit.
2. Die beste Geistes- oder Gehirnbildung.
3. Menschenkenntniß.
4. Physiognomik.
5. Materialismus; Willensfreiheit.
6. Die Anwendung der Phrenologie.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Von G. Scheve ist früher erschienen:

Phrenologische Reisebilder.

Mit Holzschnitten und einer Steindrucktafel.
Cöthen, Paul Schettler. 378 S. Preis: 24 Ngr.

Aus dem Inhaltsverzeichniß.

I. Jena, Schleiden. Eine bewilligte und nicht gestattete Kopfuntersuchung. Eine Vorlesung Bezolts. Oken's Denkmal; Oken und die Phrenologie.

II. Weimar. Gutzkow, Besuch im Zuchthause; vom Morde zur Conditorei. Eine Vorlesung vor dem Großherzog und der Großherzogin. „Was versteht der Phrenolog unter Geist?" Ein besiegter und erzürnter Gegner. Die Kaudologie oder Schwanzseelenlehre. Gall erzählt. Philosophie und Naturwissenschaft. Der Sinn der Kinderliebe. Neger, Eskimos, Türken. Das richtige Kindermädchen. Die Mutter und der Philosoph. Ein Gefühl kann nicht definirt werden. Eigene und fremde Kinder. Die Puppe; Hunde und Katzen. Organ. Der Kunst- oder Bausinn. Ein junger Biber. Baugenies.

III. Rußland und die Westmächte; ob diese an Altersschwäche leiden. Kraft und Bildung keine Gegensätze. Griechen und Römer. Tapferkeit. Der Schädel der Russen. Menschen- und Völkerjahre. Der allgemeine Friede in Europa. Handelsfreiheit. Zollverein. Die Ruhe der guten alten Zeit. Napoleon I. und Napoleon III. Stirnmessungen. Professor Döllinger.

IV. Der Tempel der Weisheit. Die Heilquellen Wildbads. Der Geist des Wassers. Die homöopathischen Arzneigaben. Homöopathie und Phrenologie.

Kinder. Moritz Hartmann. Prinz Peter von Oldenburg.

V. Magdeburg, Hotel Stadt London. „Am Katzentischchen." Darf auch der Phrenolog Vorwürfe machen? Achtung und Mißachtung. Der König der Phrenologie.

VI. Zur praktischen Heilkunde. Homöopathie, Kaltwasserkur, Magnetismus. Die Kur der feuchten Wärme. Die Verwandlung der chronischen Krankheit in eine akute. München. Der Anatom Bischoff. Der Kopf eines hingerichteten Mörders. „Ja, wenn wir eine Psychologie hätten!"

VII. Die Phrenologie und der Anatom Hyrtl. Kurzköpfe und Langköpfe. Unanständigkeiten. Ob die inneren Gehirntheile die „lebenswichtigsten" sind? Ein schlechter Witz. Eine Dame und die Versicherung ihres Arztes. „Die Seelenkräfte gehen nicht auf dem Gehirn spazieren." Pathologisch-anatomische und chirurgische Fälle. Der Schädel des Tigers. Künstlich mißgestaltete Schädel. Das Organ des Würgsinns. Hyrtl, der scharfsinnige Psychologe. Giebt es einen natürlichen Hang zum Stehlen?

VIII. Bock's Bild. Sein Charakter. Bock als Schriftsteller, als Gelehrter, als Autorität in der Medizin und in der Phrenologie. Bennigsen; sein Bild. Gustav Freytag.

IX. Professor Schmidt. Frau von Marenholtz, ein Apostel der Fröbelschen Kindergärten. Ueber Büchertitel. Buchhändler Weber in Leipzig.

X. Der Homöopathiker Dr. Arthur Lutze. Die Allopathie in Folio. Lutze's Kopf. Die Macht der Gewohnheit. „Ein Kind darf nie Nachts die Brust bekommen."

XI. Die Liebe. Hermann und Marie. Eine Vorlesung für junge Mädchen über das Wesen der Liebe. Verschiedenheit der Liebe. Die Gewohnheit in der Liebe. Bertha. Welche Liebe ist eine vernünftige? Die Gattenwahl und die Phrenologie. Das Erwachen der Liebe bei Kindern. Gott und Thier, Engel und Teufel. „Die Furien." Der schwere Kampf. Die Ehe; Einehe oder Vielehe? Müller und Schulze.

XII. Die Regeln, „um geistreiche und schöne Kinder zu zeugen". Erblichkeit der Geisteskrankheiten. Einfluß der Blutsverwandtschaft der Eltern auf die Kinder. Taubstummheit der Kinder blutsverwandter Eltern.

XIII. Ob es immer Juden, immer Scheinkatholiken und Scheinprotestanten geben wird? Naturwissenschaften und Eisenbahnen. Fortschritte der religiösen Einheit in Deutschland. Das „positive Christenthum". Phrenologie und Religion. Die „freien Gemeinden", ihre Mängel, ihr Glaubensbekenntniß. Der Kampf des Papstthums. Ein Hirt und eine Heerde.

XIV. Zacharias Dase. Zählen und Rechnen. Rechnen ohne Ziffern. Rechengenie kein mathematisches Genie.

XV. Amsterdam. Keine Wissenschaft durch eine andere begründet. Die Phrenologie eine exacte Wissenschaft. Steuer für öffentliche Vergnügungen. Der Kladderadatsch der Holländer. Polizei zum Schutze des Militärs.

XVI. Die Namen der inneren Sinne in den verschiedenen Sprachen. Die Namen in den übrigen Naturwissenschaften. Neue Namen der Sinne.

XVII. Die Töne. Professor Schad in Kitzingen. Schriftsteller-Unsterblichkeit. Die Eisenbahn.

XVIII. Der Philosoph Schopenhauer. Wann der Phrenolog sich irren kann, und wann nicht. Der Kopf und der Gypsabguß des Kopfes. Bei Dr. Zschokke. Philosoph und Weiberfeind. Die Ueberraschung. Schopenhauer's Organisation. Der Beobachter und der Denker. Aus was die Gedanken bestehen. Kant, Hegel, Fichte.

Gwinner's Schrift über Schopenhauer. Schopenhauer als 19jähriger Jüngling ein Pessimist. Herbart. Das wahre System der Philosophie. Drei Umrisse von Schopenhauer's Kopf. (Steindrucktafel.) Carus kein Mann der Naturwissenschaft. Die Natur kennt nichts Allgemeines, sondern nur Besonderes.

XIX. Frankfurt. Dr. Lucae's Vorlesungen gegen die Phrenologie. „Wo bleibt ein Organ, wenn es unthätig ist?" „Windbeutelei." Ein merk-

würdiger Fall von Knochenerweichung. Der Orientalist Arnoldi. „Schinderhannes.“ Sein schmaler Kopf. Entehrende Strafe für einen Diebstahl. Sein Räuberleben. Seine Sinnlichkeit. Hoher Grad von Popularität. Napoleons „Zerstörungssinn“. Lucae's unbegreifliches Benehmen; Nothwendigkeit seiner Rechtfertigung.

„Zur Morphologie (Gestaltlehre) der Rassenschädel.“ Warum vergleicht Lucae die Schädel (Gehirne) in ihren verschiedenen Gestalten? Antwort von ihm erbeten. Die geometrische Zeichnung, der Diopter.

Carl Ernst v. Baer und Rudolph Wagner: „Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen in Göttingen“. Die Kenntniß des geistigen Zustandes der Naturvölker. Baer's Irrthum. „Man wird einst nicht begreifen können.“

Königsberg. Ein Instrument zum Abnehmen der Kopfumrisse. Der Philosoph Rosenkranz.

Von demselben Verfasser ist kürzlich erschienen:

Die

Ungöttlichkeit des Papstthums

und die

Kirche der Zukunft.

Stuttgart, Albert Heitz. 82 S. (Preis 8 Ngr.)

Aus dem Inhaltsverzeichniß.

I. Rom, Deutschlands Erbfeind, und die allgemeine Union.

1. Rom, Deutschlands Erbfeind.

Warum verflucht das Papstthum die Andersglaubenden? Die Herrschsucht die Leidenschaft der Leidenschaften. Wie entstehen Priesterherrschaften? Der Andersglaubende, ein Hochverräther gegen die päpstliche Herrschaft und seine Strafe. Die päpstliche Herrschaft ihrem Wesen nach eine unbeschränkte (geistliche und weltliche). Das Christenthum und das Papstthum Gegensätze. Diese vereinigt im Katholicismus: der Katholik ein christlicher oder ein päpstlicher. Das Papstthum der Erbfeind Deutschlands, ein äußerer und ein innerer Feind. Die Statistik des Lesenundschreibenkönnens, der Verbrechen ꝛc. Das Verbot, die Bibel zu lesen. Die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen. Das Lügen der Römlinge. Wenn es keinen Papst gäbe, wer wäre das Oberhaupt der Kirche? was würde aus der Einheit des Glaubens?

2. Die naturwissenschaftliche Religionslehre.

Die religionsfeindliche Richtung unserer Zeit und die materialistischen Naturwissenschaften. Die große andere Hälfte der Naturwissenschaft: die naturwissenschaftliche Geisteslehre.

Die inneren Sinne des Menschen. Der „Sinn der Verehrung oder des religiösen Gefühls."

Ob das Andachtsgefühl auf angelernter Gewohnheit beruht? Dasselbe bei Kindern; ob auf der Denkkraft? auf der Furcht? auf der Phantasie? Dieses Gefühl in Verbindung mit anderen Gefühlen, Neigungen, Talenten; auch mit widerstreitenden Charakterzügen (mit Falschheit, Geiz, Sinnlichkeit).

Der naturwissenschaftliche Beweis für das Dasein Gottes. Es giebt einen Gott, weil es einen Sinn für seine Erkenntniß giebt. Die Bürgschaft für das Dasein der sichtbaren Dinge und die für das Dasein Gottes. Die Welt nicht begreiflicher, als Gott. Der aus der Denkkraft entnommene Beweis für das Dasein Gottes ist kein Beweis. Man kann nicht von Merkmalen Gottes (z. B. nicht von seiner „Persönlichkeit" oder „Selbstbewußtheit") sprechen; das einzige uns bekannte Merkmal Gottes. Wahre Andacht wider Willen.

Die wahre Religion.

Die verschiedenen Gottesbegriffe der Menschen und Völker. Das stufenweise Emporarbeiten der Menschheit zur wahren Religion. Kein Glaubenszwang. Der Glaube des Menschen hängt nicht von seinem Willen ab. Die päpstliche Unfehlbarkeitserklärung. Die ausschließende und die einschließende Religion. Der Religionsunterricht des Kindes. Der Fortschritt in der Religion. Der Cultus.

Naturwissenschaftliche und theologische Beweisführung — spiritualistischer und materialistischer Glaube.

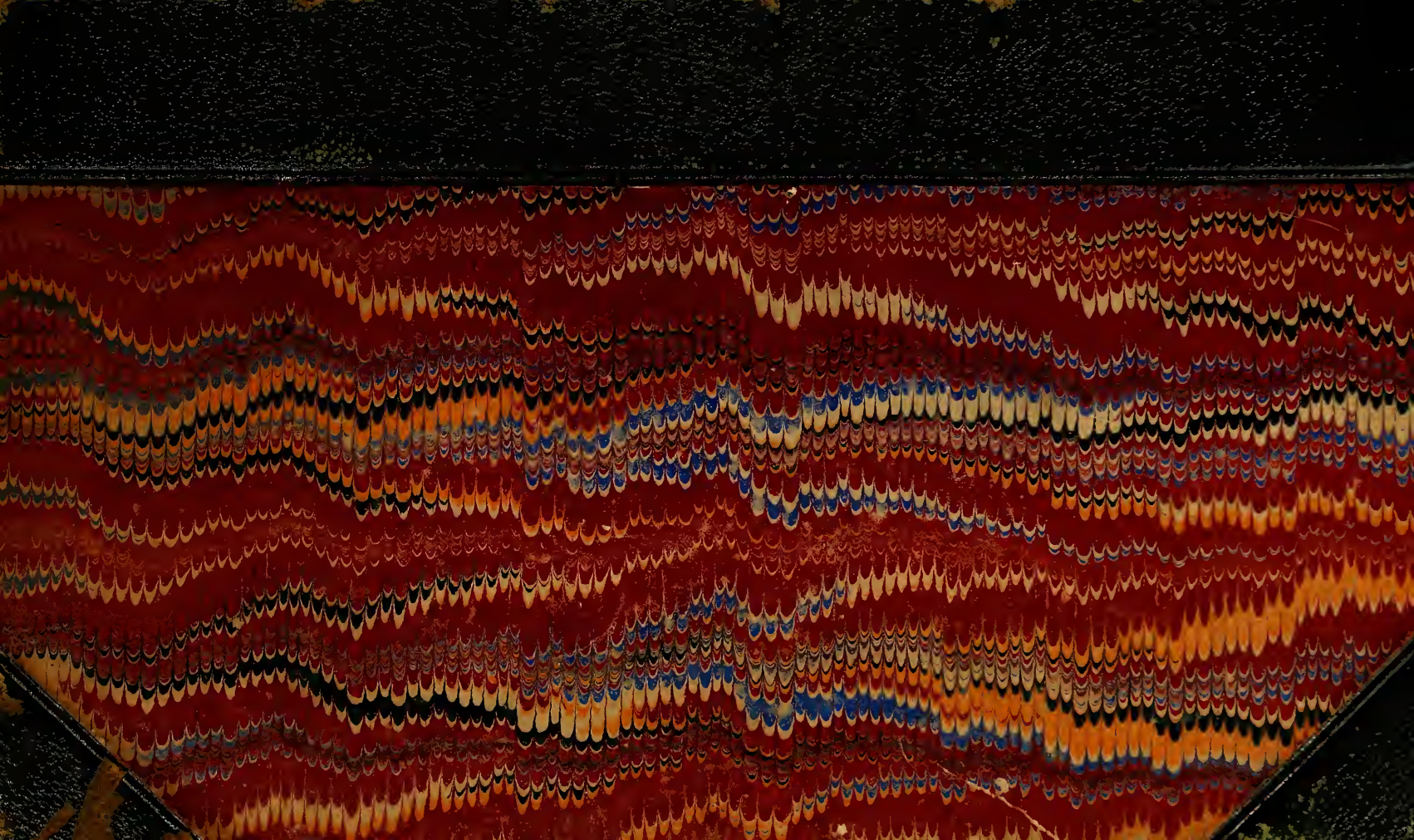
Die Thatsachen und die Hypothesen in der Naturwissenschaft. Das Wissen und der Beweis in derselben Das Wissen und der Beweis in der Theologie. Die Hypothese und der Glaube im Materialismus.

3. Die allgemeine Union.

Fortschritte der religiösen Einheit in Deutschland. Nicht Einheit der Glaubensansichten, sondern der religiösen Gesinnung. Das wahre „positive" Christenthum. Gleichgiltigkeit und Haß gegen die Religion. Naturwissenschaft und Religion, Religionswissenschaft. Die orthodoxe und die vernunftgläubige Religionspartei; die Berechtigung der beiden Parteien. Die Mängel der „freien Gemeinden". Ein Hirt und Eine Heerde.

II. Eine deutsche Antwort auf römische Allocutionen und Hirtenbriefe.

1. Deutschkatholicismus. Deutsche Nationalkirche. 2. Die allgemeine Union. 3. Religion und Dogma. 4. Die Religionslehre des Papstthums. 5. Der christliche und der päpstliche Katholik. 6. Das Zeugniß für die katholische Kirche. 7. Der Heuchelzwang. 8. Döllinger. 9. Die päpstliche Volkspresse. 10. Das Jesuitenthum. 11. Der Zug nach oben.

Schlußwort. Fünfundzwanzig Sätze. (In einer deutschen Stadt an der Kirchenthüre anzuschlagen.)

BF873
874Sc